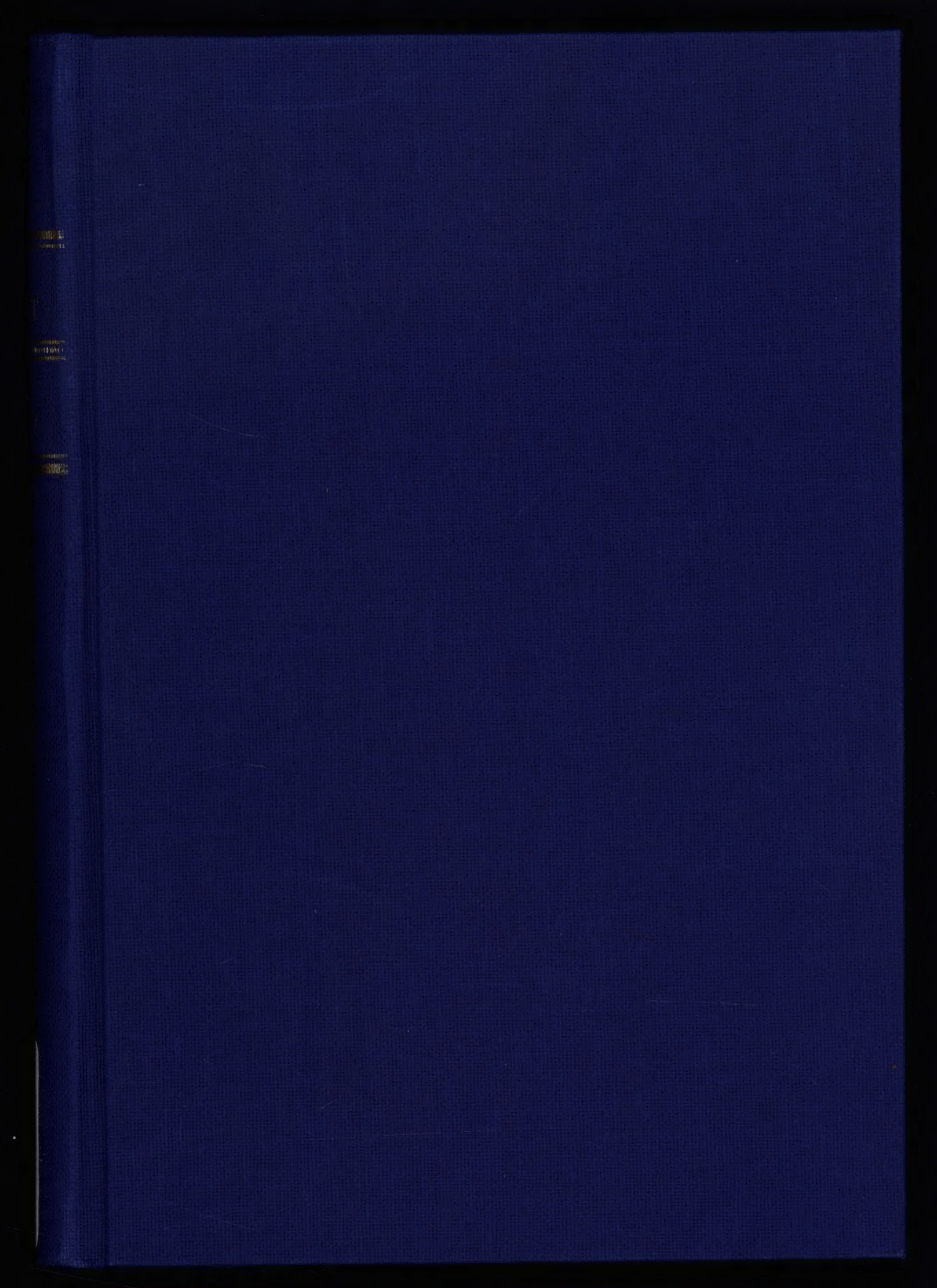
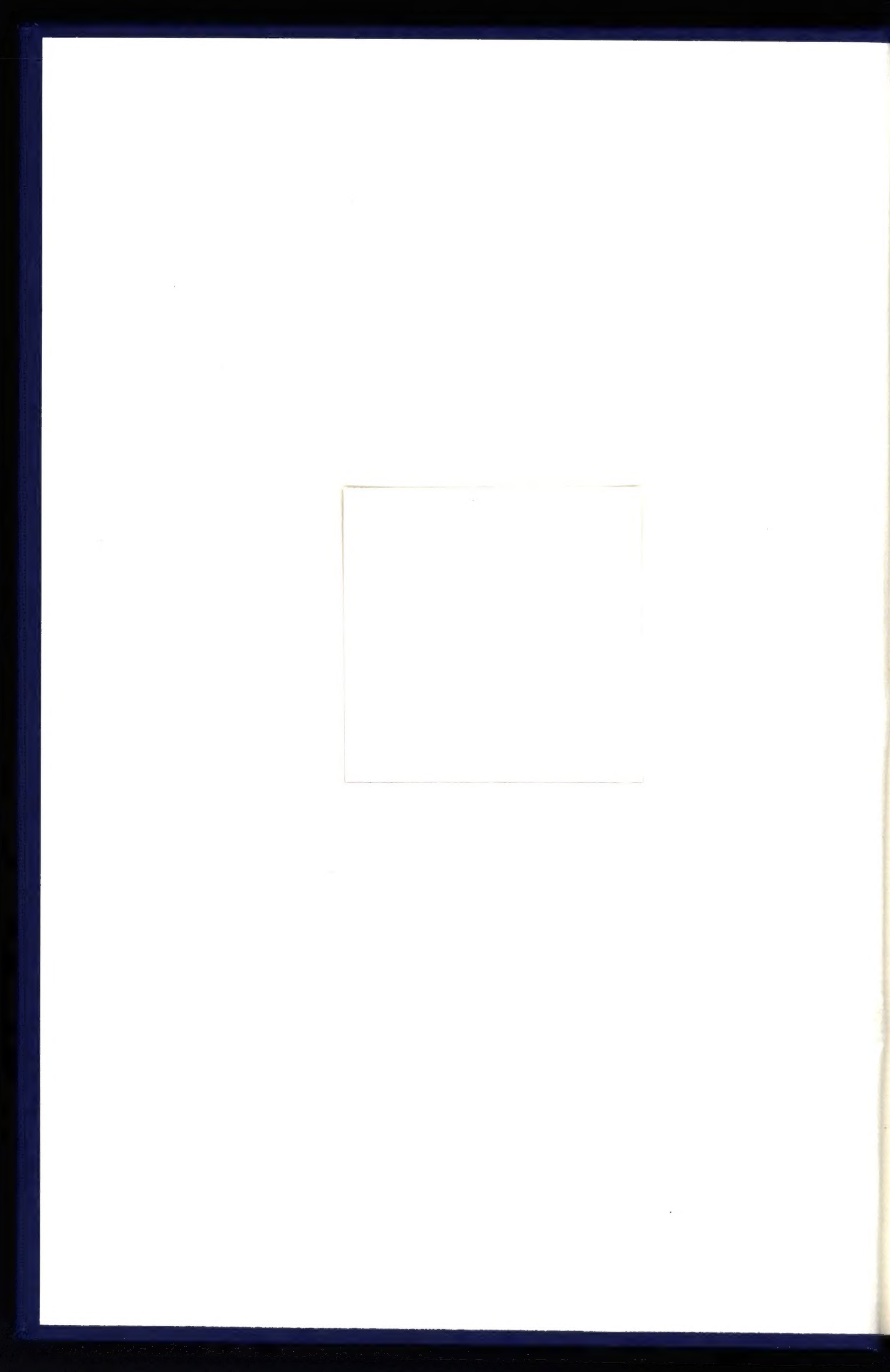
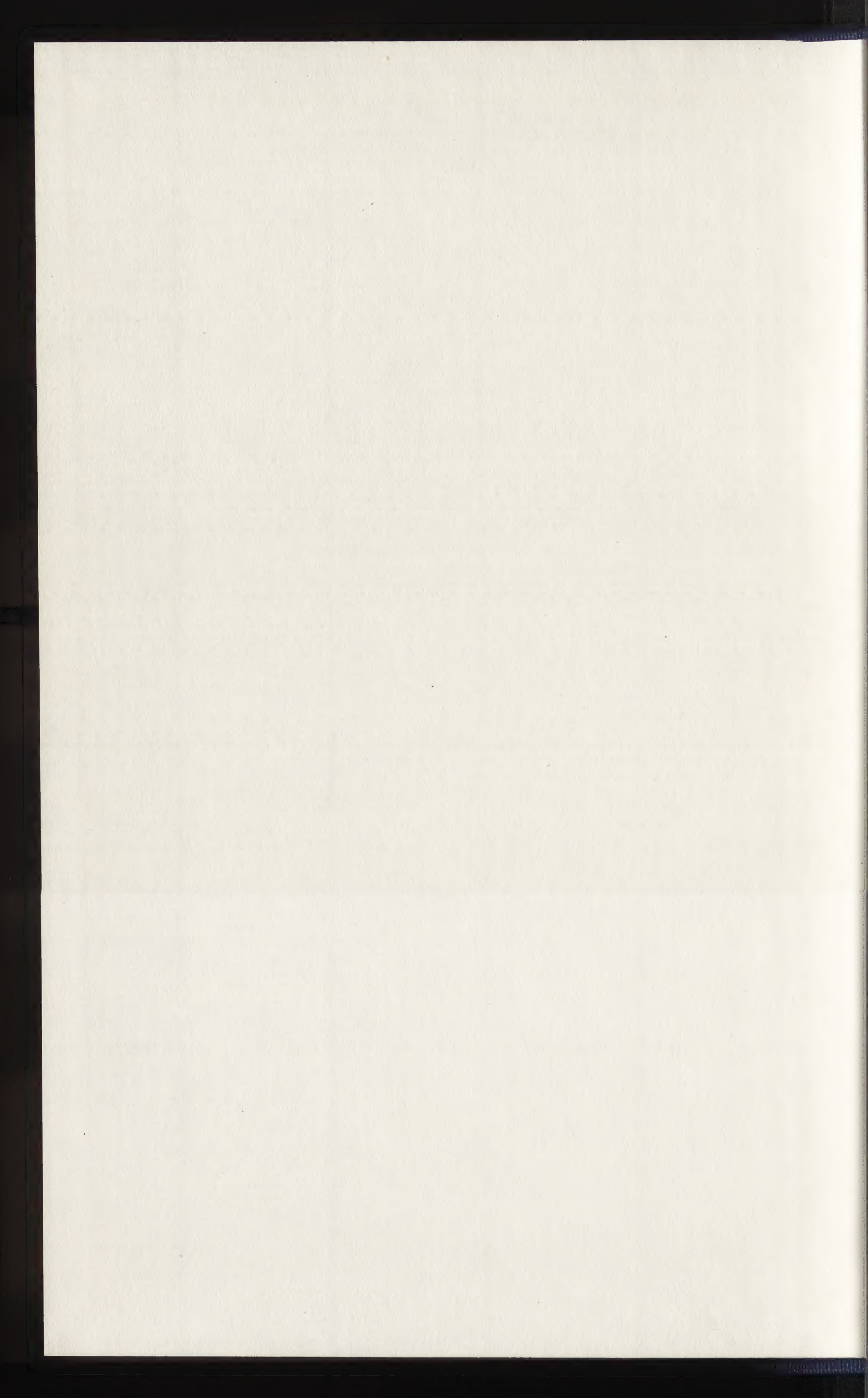








Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

Mit Beilage: 4. Litteraturbericht für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck 1895.

VI. Jahrgang.



Kiel, 1896.
Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Geschichte, Altertums- und Volkskunde.

II. Natur- und Landeskunde.

III. Bücherschau.

IV. Vereins-Angelegenheiten.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 1. Januar 1896.

Wiben Peters, der Landesfeind Dithmarschens.

Von F. **Konstmann** in Flensburg.

Im vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, um die Zeit, als die Reformation in Dithmarschen eingeführt wurde, lebte in Meldorf ein Mann mit Namen Wiben Peters*). Von dem Chronisten Neocorus wird er als ein ansehnlicher und beredter feiner Mann bezeichnet, der sich schon äußerlich durch einen langen und breiten gelben Bart ausgezeichnet habe. In Meldorf hatte er sich ein eigenes stattliches Haus bauen lassen, in welchem zu Neocorus' Zeit der Notar Johannes Bolt wohnte. In seinen jüngeren Jahren stand er unter seinen Landsleuten in Ansehen; denn als im Jahre 1531 eine Schar von 500 Bewaffneten nach Brunsbüttel beordert wurde, um die Grenze des Landes gegen einen drohenden Einfall des vertriebenen Dänenkönigs Christian II. zu bewahren, und die Truppen aus dem Norderteil Dithmarschens mit Trommeln und Pfeifen über Meldorf nach Dieksthörn zogen, war er einer der beiden Anführer, wie in einem alten niederdeutschen Volksliede erwähnt wird. Zum Kampfe freilich kam es nicht, da Christian II. es vorzog, zunächst nach Norwegen zu ziehen, worauf er bekanntlich bald in Gefangenschaft geriet und nach Schloß Sonderburg gebracht wurde.

Ohne Zweifel ist Wiben Peters von der Natur gut ausgerüstet gewesen, und seine Landsleute mochten berechtigt sein, von ihm auch fernerhin Dienste für das Vaterland zu erwarten, was um so bedeutsamer war, als man von den Dänen und Holsteinern, die im Jahre 1500 bei Hemmingstedt eine so schimpfliche Niederlage erlitten hatten, über kurz oder lang einen neuen Eroberungsversuch befürchten mußte. Da trat in seinem Leben eine schroffe Wendung ein: Ein Rechtsstreit, der für ihn keinen günstigen Ausgang nahm, erbitterte ihn, und in seinem Trotz vermaß er sich, allen Gewalten des Landes gegenüber

*) In der Chronik des Neocorus lautet der Name „Wiben Peter," Brinkmann schreibt „Wiebe Peters," Chalybäus hat in seiner „Geschichte Dithmarschens bis zur Eroberung des Landes im Jahre 1559" die Schreibung „Wiben Peters." — Damit sind zugleich die Autoren genannt, die bisher ausführlich die Geschichte des Landesfeindes dargestellt haben und deren Angaben unserer Arbeit zu Grunde liegen.

sich sein Recht zu erzwingen. So wurde er ein Verbrecher aus gekränktem Rechtsgefühl, wie genau um dieselbe Zeit der brandenburgische Kaufmann Hans Kohlhase — den Heinrich von Kleist in seiner bekannten Novelle irrtümlich Michael Kohlhaas nennt —, mit dessen Schicksalen die seinigen überraschende Ähnlichkeit haben. Seinem Vaterlande aber ward er eine Geißel, seinen Landsleuten ein Feind und zuletzt der Gegenstand blutiger Verfolgung.

Die schreckliche Katastrophe, die das Ende des Landesfeindes herbeiführte, ereignete sich auf Helgoland im Jahre 1545.

In Meldorf — so erzählt Neocorus — war ein Mann Namens Bleß mit Tode abgegangen. Sein Erbe fiel einem seiner nächsten Verwandten, Lame Ties, zu. Da aber Schwierigkeiten hinsichtlich der Regulierung des Erbschaftsfalles vorlagen und Ties nicht über ausreichende Mittel verfügte, um die Angelegenheit bei den Gerichten weiter zu führen, so verkaufte er sein Recht auf das Erbe für eine angemessene Summe an Wiben Peters. Dieser wandte sich an die Achtundvierziger, die in Heide ihre Zusammenkünfte abhielten, ward aber mit seiner Sache abschlägig beschieden. Darauf appellierte er an die Landesversammlung, die auf dem Marktplatze derselben Stadt zusammenkam. Da aber in Civilangelegenheiten das Gericht der Achtundvierziger die höchste Instanz bildete und also eine Appellation in diesem Falle überhaupt nicht angängig war, so wurde Wiben Peters abermals abgewiesen. Damit hätte die Angelegenheit zu Ende sein sollen. Freilich äußert der Chronist, Wiben Peters hätte sich noch an das Kaiserliche Kammergericht wenden können; aber im alten dithmarsischen Landrecht heißt es: „Wenn irgend jemand in unserm Lande so hochfahrend und übermütig wäre, daß er mit seiner Sache bei Gott und unserm Lande und bei unseres Landes Rechtsbuche nicht bleiben wollte, der soll an unser Land 60 Mark lübsch verbrochen haben und soll von unserm Lande treulos und ehrlos und aus dem Lande ewig verwiesen sein.“ Im späteren Landrecht heißt es, daß, wenn jemand infolge des Ungehorsams gegen das rechtmäßige Gericht in Schaden komme, derselbe keinen Anspruch auf Ersatz habe.

Als nun aber — so berichtet der Chronist weiter — der Spruch der Landesversammlung, durch welchen die Klage abgewiesen wurde, verkündigt war, setzte Wiben Peters sich auf ein weißes Pferd, nahm das Gesetzbuch Dithmarschens (das „Landesbok“) in die Hand und erschien so vor der Versammlung auf dem großen Marktplatze, nach dem Landesbuche sein Recht heischend und Entscheidung in der Erbschaftssache begehrend. Zugleich drohte er dann in seinem Trotz, wenn ihm sein Recht nicht würde, so erkläre er sich als Landesfeind und werde das ihm widerfahrene Unrecht „vor König und Fürsten, Adel und Unadel“ klagen. Landesfeinde waren schon früher in Dithmarschen aufgetreten, deren Schicksale Wiben Peters vorgeschwebt haben mögen. So erklärte sich z. B. im Jahre 1491 Claus Engel aus Lunden als solchen. Er sammelte einige Wagehälse, überfiel Brunsbüttel und legte es in Asche, weshalb die achtundvierzig Landesherren dem eine Belohnung von 100 Mark versprachen, der ihnen seinen Aufenthaltsort angeben würde. Ein Fischer aus Büsum traf ihn in einem

Weinkeller in Hamburg und hörte, wie er seinen Zechgenossen sagte: „Clas Marks tho Arkebecke, ein Achtundveertiger, schall avermorgen de Zech betalen.“ Der Fischer entfernte sich und sandte einen Boten an Claus Marks in Arkebeck, dem es dann nachher gelang, den Landesfeind und seine Genossen nach hartem Kampfe zu erschlagen.

Da Wiben Peters mit seinem Trotz nichts erreichte, so verließ er Weib und Kind, Haus und Hof und begab sich ins Ausland. Neocorus erzählt, er habe sich an den Adel in Holstein gewandt und sich bemüht, den Dänenkönig Christian III. und seine Brüder, die Herzöge Adolf und Johann, auf seine Seite zu bringen, zu welchem Zwecke er das Landesbuch habe drucken lassen. Hinsichtlich der letzten Angabe hat schon Michelsen in seiner Einleitung zu den altdithmarsischen Rechtsquellen bemerkt, daß sie in das Gebiet der Sage gehöre. Bei König Christian hat Wiben Peters keine Unterstützung gefunden, wie aus einem Schreiben der Achtundvierziger vom Osterabend 1543 an Dekan und Domkapitel von Bremen hervorgeht, in welchem jene berichten, der König habe ihnen Briefe, von seiner eigenen Hand unterschrieben und untersiegelt, geschickt, daß weder Wiben Peters, noch irgend jemand von Sr. Maj. Königreich oder Fürstentümern aus ihr Land schädigen solle. Auch die Herzöge traten nicht für ihn ein, obgleich es scheint, daß Herzog Adolf nicht ungern sah, wie der Landesfeind Dithmarschen schädigte.

Nach den Akten des Reichskammergerichts zu Speier, die Oberappellationsrat Rudolf Brinkmann untersucht hat (vgl. Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Bd. III, Kiel 1860), ist Wiben Peters im Jahre 1540 wegen einer Schuld von 40 Gulden verklagt und in allen Instanzen zur Bezahlung verurteilt worden. Die Angaben, wie die Akten sie enthalten, stimmen also hinsichtlich der Entstehung des Rechtsstreites nicht mit dem Bericht des Neocorus überein. Sie beruhen auf Aussagen der Achtundvierziger, die Wiben Peters weder bestätigt noch bestritten hat. Wie dem nun auch sein möge, jedenfalls steht fest, daß er aus gekränktem Rechtsgefühl Landesfeind geworden war.

In Holstein abgewiesen, begab er sich über die Elbe in das Stift Bremen. Von hier aus suchte er sich an seinen Landsleuten zu rächen. Trotz des wiederholt und unter Androhung der Reichsacht gebotenen Landfriedens ließ er den Dithmarschern vermelden, er werde sie an Leib und Gut, Haus und Hof verderben und verbrennen. Der Drohung folgte die That auf dem Fuße. Nächtlicher Weile fiel er in Dithmarschen ein und raubte viel Vieh und was er bekommen konnte, so eine Anzahl Pferde aus Hans Vogedes Stall in Meldorf, nachdem er vorher Kaff auf die Straße gestreut hatte, damit die Hufeisen durch ihr Klappern ihn nicht verrieten. Seinen Landsleuten lauerte er auf Wegen und Stegen auf. Einen Schiffer aus Büsum, Reimer Grot mit Namen, der einen Knaben nach Lübeck auf die Schule bringen wollte, ergriff er in der Nähe von Segeberg, verband ihm die Augen und führte ihn in ein Haus im Walde, wo er ihn, nachdem er den Knaben hatte laufen lassen, gefangen hielt, bis es

ihm gelang, zu entweichen. Auf der Elbe überfiel er die Schiffe der Dithmarscher, verwundete die Menschen und plünderte, was ihm zu nehmen möglich war. Die gefüllten Bierfässer zerschlug er und ließ das Bier in die Elbe laufen. Einst fiel er zur Winterszeit mit zwölf Mordgesellen bei Nacht in Dithmarschen ein. Er sandte zwei derselben in ein Dorf (nach Neocorus muß es Schafstedt gewesen sein), die bei einem Hausbesitzer sich „um Gotteswillen" eine Herberge erbaten. Sie wurden aufgenommen und auch mit Speise und Trank bewirtet. Als aber die Bewohner sich zur Ruhe begeben hatten, öffneten die zwei Gesellen das Haus und ließen Wiben und sein Gefolge hinein. Nackt und bloß wurde der Hauswirt aus dem Bette genommen, an Händen und Füßen gebunden, dessen Weib und Kinder in den Backofen gestoßen und dieser fest zugemacht. Darauf hieb Wiben Peters mit seinen Gesellen alle Kisten und Kasten auf und raubte, was er darin vorfand; endlich steckten sie das Haus und die Nachbarhäuser in Brand. Viele Pferde, Ochsen, Kälber und Schweine verbrannten, und von den armen Bewohnern, die aus den brennenden Häusern aufs Feld geflohen waren, starben mehrere vor Frost. Wiben Peters aber begab sich mit seinen Gesellen über die Elbe zurück.

Endlich gelang es den Dithmarschern, des gefährlichen Menschen habhaft zu werden. Auf der Landstraße, die von ihrer Landschaft über Segeberg nach Lübeck führte und auf der schon damals ein Wochenwagen von Heide aus regelmäßig fuhr, ergriffen sie ihn im Spätherbst 1541. Sie brachten ihn bei dem königlichen Amt in Segeberg in Haft am Montag nach Martini. Von einer Auslieferung an die Gerichte des Landes, damit er dort für seine Schandthaten abgeurteilt würde, scheint gar nicht die Rede gewesen zu sein; es fragte sich nur, vor welches königliche Gericht die Dithmarscher mit ihrer Klage verwiesen werden sollten. Christian III., zu dessen Anteil das Amt Segeberg gehörte, verwies sie an das Loding oder Blutgericht zu Rendsburg. Ein Loding war ein Volksgericht, in welchem eingesessene Bauern in Gegenwart oder unter Vorsitz des Amtmanns das Urteil fanden. Die Verhandlung war mündlich; ein Protokoll wurde nicht aufgenommen, ebensowenig ein schriftliches Urteil abgefaßt. Am Dienstag nach Reminiscere (14. März) 1542 kam die Sache auf dem Loding in Rendsburg unter dem Vorsitz des Amtmanns Kai Ranzau zur Verhandlung. Es erschienen auch Verordnete aus Dithmarschen an der Gerichtsstätte, erklärten aber, daß sie gegen eine Entscheidung des Loding protestieren müßten und baten, die Anklage vor „der königlichen Würde von Dänemark oder derselben trefflichen Hofräten" anbringen zu dürfen. Wie sich aus späteren Aussagen der Dithmarscher ergiebt, sahen sie sich zu dieser Erklärung veranlaßt, weil sie von den holsteinischen Bauern, die sie — wie jedermann wußte — als ihre Feinde betrachten mußten, ein gerechtes Urteil nicht erwarten durften. Der Verlauf der Angelegenheit läßt dieses Mißtrauen als vollberechtigt erscheinen. Nachdem nämlich die Verordneten die Malstätte verlassen hatten, wurde die Verhandlung doch, also ohne daß eine ordnungsmäßige Klage erhoben worden war, fortgesetzt und Wiben Peters nicht nur los und ledig erkannt, sondern

auch die Dithmarscher verurteilt, alle Kosten zu tragen und alle Schäden zu ersetzen, die ihm durch das Gefängnis zugefügt wären. Der Amtmann Kai Ranzau stellte dem Beklagten auf seine Bitte darüber einen Urteilsschein aus, der diesen Inhalt hatte:

> „Auf peinliche Klage der achtundvierzig Regenten gegen Wiben Peters, mit der Bitte, denselben als einen Friedbrecher an Leib und Leben peinlich zu strafen, sowie auf des Beklagten Antwort und beider Parteien weiteres Vorbringen, hat das Loding und Blutgericht den Beklagten von angestellter peinlicher Klage frei, ledig und los erkannt, auch die Regenten und die Landschaft Dithmarschen in alle Kosten, Schäden, Schmach und Schande verurteilt und für schuldig erklärt, deshalb und wegen des Angriffes und Gefängnisses dem Beklagten Abtrag und Wandel zu thun."

Der Amtmann ist später in die Lage gekommen, die Ausstellung eines Scheins dieses Inhalts zu bestätigen. Neun Jahre nach dem Tode Wiben Peters' — der Rechtsstreit hatte nämlich damals noch kein Ende gefunden — wandte Barthold Peters, Wibens Bruder, sich an die herzogliche Kanzlei zu Gottorp mit der Bitte um einen Urteilsschein. Man vernahm den vormaligen Amtmann über die Angelegenheit, und er bekannte unter Eidesstatt, daß er Wiben Peters auf dessen Bitte einen Schein des angegebenen Inhalts habe mitteilen lassen. Daneben bezeugte der Amtmann, „daß solches Urteil nach sechs Wochen von dem Göding und hohen königlichen Blut- und Halsgericht „zum Jarischen Balken" bestätigt worden sei." Göding hieß dasjenige, ebenfalls aus Bauern bestehende Gericht, an welches eine Berufung von einem Urteile des Lodings statthaft war.

Barthold Peters hat ferner im Jahre 1556 eine Bescheinigung von Bürgermeister und Rat in Itzehoe bei dem Kammergericht eingebracht, die zur Bekräftigung der von Rantzau gemachten Aussagen, wie sie im ersten Schein sich finden, dienen sollte. Bürgermeister und Rat bezeugen, „daß ihnen bewußt, daß im Jahre 1542, Dienstag nach Reminiscere, der Amtmann zu Rendsburg auf Ansuchen der Regenten des Landes Dithmarschen einen Gerichtstag gegen Wiben Peters gehalten, wo die Dithmarscher diesen als ihres Landes Feind angeklagt, aber ihre Klage nicht hätten nach Ordnung des Holstenrechts beweisen und ausführen können; daß daher derselbe frei, ledig und los erkannt, und daß dieses Urteil, wogegen die Dithmarscher zum Jarischen Balken appelliert, von dem daselbst gehaltenen Gödinge, weil die Dithmarscher nicht erschienen, konfirmiert worden sei."

Diese Bescheinigung mutet uns sonderbar an. Es ist auffallend, daß Kai Ranzau zur Bekräftigung seiner Aussagen sich an den Bürgermeister und den Rat einer fremden Stadt wendet. Man begreift auch nicht, was die Itzehoer dazu berechtigen konnte, etwas zu bezeugen, von dem sie selber nur zu sagen wissen: „daß ihnen bewußt sei, daß ꝛc." Übrigens fehlt in eben dieser Bescheinigung die Hauptsache, um die sich schließlich der ganze Rechtsstreit vor

dem Kammergericht drehte, da kein Wort davon gesagt wird, daß die Dithmarscher zur Zahlung der Kosten und Schäden verurteilt worden seien.

Das von dem Göding bestätigte Urteil des Lodings zu Rendsburg hat übrigens erst zur Entstehung des langwierigen Rechtshandels vor dem Kammergericht die Veranlassung gegeben; denn auf dasselbe begründete Peters seine Ansprüche an die Dithmarscher. Die letzteren haben später immer bestritten, daß sie überhaupt an das Göding appelliert hätten, und da Peters sich darüber gar nicht ausgelassen hat, so bleibt hier ein unaufgeklärter Punkt.

Nachdem Wiben Peters in Rendsburg ledig und los gesprochen war und nunmehr auch einen Anspruch an die Dithmarscher auf Schadenersatz erheben konnte, begann er wieder, seine Landsleute durch Brand, Raub und „Nahm" (Diebstahl) zu beschädigen. Im Lande Kehdingen wurden zwei Dithmarscher aus Neuenkirchen von ihm überfallen, mißhandelt und in die Gefangenschaft geführt. Auf der Segeberger Heide überfiel er drei andere, führte sie weg und beraubte sie um 500 Mark lübsch.

Das auf diese Weise erlangte Geld benutzte er nun, um sich auf den weiten Weg nach Speier zu begeben, woselbst er mit seinem Urteilsschein sich Gehör verschaffen wollte. In Speier, wo der Sitz des Kammergerichts war, hielt sich damals eben Kaiser Karl V. auf, und Wiben Peters hatte die Dreistigkeit, sich an diesen selber zu wenden. Es gelang ihm wirklich, ein kaiserliches Mandat vom 4. April 1544 an die 48 Regenten Dithmarschens auszuwirken, des Inhalts, daß diese bei Vermeidung einer Pön von 50 Mark Goldes vermöge des in Rendsburg gesprochenen Urteils Wiben Peters zufriedenstellen und unklagbar halten, auch gegen ihn und seine Habe keine Gewaltthat vornehmen sollten; daß sie aber, falls sie deshalb beschwert zu sein rechtmäßige Ursache zu haben vermeinten, selbige vor dem Erzbischof von Bremen als kaiserlichem Kommissar anzuführen hätten. Somit war es also den Dithmarschern gestattet, Einsprache gegen die Vollziehung des Urtheils zu erheben. Die Wahl des Erzbischofs von Bremen zum Kommissar ist daraus zu erklären, daß dieser die weltliche Herrschaft über Dithmarschen für sich in Anspruch nahm, es „unser Land Dithmarschen" nannte und die Achtundvierzig als „unsere Getreuen" bezeichnete.

Der Erzbischof von Bremen, Herzog Christoph von Braunschweig und Lüneburg, der zugleich Administrator des Amtes Verden war, übertrug unter der Angabe, mit anderen wichtigen Geschäften beladen zu sein, seinen Räten Burchard von Krammen und Veit Chrumers die Angelegenheit Wiben Peters'. Die beiden Räte setzten am 12. September 1544 zu Verden einen Gerichtstag an, und es erschienen auch Verordnete der achtundvierzig Regenten Dithmarschens, erklärten aber, daß sie nur dem Erzbischof selber ihre Sache anheimgeben wollten. Weil sie aber keine Gründe vorbrachten, aus welchen sie mit den subdelegierten Räten nicht zufrieden seien, so wurde erkannt, daß es ihre Pflicht sei, falls sie einige Vollmacht hätten, selbige vorzubringen und dem Kläger Antwort zu stehen. Es wurden neue Termine angesetzt; aber von den

Dithmarschern erschien niemand. Am 22. September 1544 gaben deshalb die beiden Räte das Erkenntnis ab, daß die Beklagten in die Pön und alle übrigen Folgen des kaiserlichen Mandats sowie in die Kosten des kommissarischen Verfahrens verurteilt seien. Ferner wurde unterm 3. Oktober ein Bescheid abgegeben, der eine Mahnung an die Dithmarscher enthielt, binnen sechs Tagen dem Urteil der Subdelegierten Folge zu leisten, widrigenfalls am nächsten Gerichtstage alle und jede Expensen in dieser Sache taxiert werden würden und ein Exekutivmandat ausgestellt werden solle.

Inzwischen hatten die Dithmarscher aber schon am 20. September eine Appellation an den Kaiser (das Kammergericht) eingelegt, in welcher sie auf die Akten voriger Instanz Bezug nahmen und sich für beschwert erachteten, weil die Angelegenheit nicht von dem Erzbischof in Person, sondern nur von dessen Räten vorgenommen sei. Sobald Wiben Peters von dieser Einwendung Kunde erhalten hatte, bat er selber den Erzbischof, die Exekution dieser Sache an den Kaiser oder das Kammergericht abzugeben. Der Erzbischof erließ das betreffende Schreiben. Unterm 5. November 1544 wurden die bezüglichen Briefe vom Kammergericht an den Erzbischof und die Subdelegierten Kramme und Chrumers ausgefertigt. Damit hatte das von Karl V. dem Erzbischof erteilte Kommissorium sein Ende erreicht.

Von nun an blieb der Streit über das in Rendsburg gesprochene Urteil bei dem Kammergericht in Speier anhängig. Zwar beschwerte sich Peters unmittelbar bei Kaiser Karl über das Vorgehen des Kammergerichtes, und der Kaiser forderte von diesem einen Bericht. Es gab aber sein Bedenken dahin ab, daß Peters zu bescheiden sei, den Ausgang der Sache bei dem Kammergericht zu erwarten. Von nun an ist Karl V., bei welchem der kühne Peters schon zweimal sich Gehör zu verschaffen gewußt hatte, nicht wieder eingeschritten.

Außer der Appellation hatten aber die achtundvierzig Regenten eine Klage wegen Landfriedensbruchs eingereicht. Wiben Peters — so führten sie aus — habe im Oktober 1544 die Absicht gehabt, dithmarsische Kaufleute, die vom Viehmarkte in Hamburg mit Geld zurückgekehrt seien, auf des Kaisers und des Reiches Straßen zu berauben und gefangen hinwegzuführen. Er habe denselben landfriedbrüchiger Weise aufgelauert; aber von Biedermännern gewarnt, hätten die Dithmarscher sich mit Reitern und Söldnern versehen und das Vorhaben vereitelt. Das Kammergericht erkannte die erbetene Ladung, und zwar, weil der Beklagte „kein bleiblich Heimwesen" hatte, mittels Anschlags, teils an Pfarrkirchen, teils an Rathäuser, an beiden Elbufern, nämlich in Itzehoe, Neumünster, Segeberg, Oldesloe, Lübeck, Wismar, Hamburg, Buxtehude, Stade, Verden und Bremen. Der Klage lag offenbar nur ein Versuch des Landfriedensbruchs zu Grunde; aber es herrschte damals die Meinung, daß dieses hinreiche, um zur Klage berechtigt zu sein.

Trotz der ergangenen Ladung und des Beginns der Verhandlungen der Parteien vor dem Reichskammergericht fuhr Wiben Peters fort, die Dithmarscher gewaltsam zu behandeln. Er sammelte eine Schar von wilden Gesellen um

sich und begab sich mit ihnen und seinem Bruder Hans, nachdem er zwei Schiffe mit Schießwaffen und Munition ausgerüstet hatte, auf die Nordsee hinaus, um seine Landsleute mit ihren Kaufmannswaren „niederzuwerfen, zu fangen und totzuschlagen". Insbesondere wird angegeben, er habe mit seinen Genossen, nachdem er von Helgoland, wo er seinen Schlupfwinkel hatte, nach Dithmarschen gesegelt war, das Dorf Groden am Elbdeich bei Brunsbüttel geplündert und angezündet und aus dem Dorfe Peter Drewes gefangen genommen und weggeführt.

(Schluß folgt.)

Hat im Gute Drage Leibeigenschaft bestanden oder nicht?

Von **Wilhelm Volckens** in Övelgönne-Altona.

Die jüngst von Herrn Pastor Hansen herausgegebene Chronik des Kirchspiels Hohenaspe bietet einen willkommenen Beitrag zur Geschichte dieser Gegend. Harren doch gerade diese und besonders die altholsteinischen Kirchspiele des Amtes Rendsburg[1]) noch einer genauen Durchforschung. Leider hat Herr Pastor Hansen die bäuerlichen Verhältnisse seines Kirchspiels unbeachtet gelassen; nur auf Seite 44 berichtet er über die angebliche frühere Leibeigenschaft im Gute, indem er hierbei der Meinung Michelsens[2]) folgt, hinzufügend, daß die Leibeigenschaft im Dorfe Looft schon 1788 gegen eine jährliche Abgabe von 198 Thlr. 32 Schilling aufgehoben worden sei.

Beschäftigen wir uns zuerst mit der Urkunde von 1581, auf welche Michelsen seine Vermutung, daß es sich hier um Leibeigenschaft handele, stützt. Die betreffende Urkunde lautet wie folgt:

„Ick Baltzer von Alefeldt, Erbgesessenen zu Hilligenstеden, vor mich, meine Erben, Erbnehmen und sonsten gegen jedermenniglichen thue kundt und bekenne, daß ich mit zeitigen, wohl gehabten, guten Rath, auch Wissen und Willen meiner Freunde aus redlichen mich dazu bewegenden Ursachen und zuvörderst umb mein, meiner Erben und Erbnehmen Frommen, Bestens und daraus erfolgten Nutzens willen, eines ewigen, rechten, redlichen und unwiderruflichen Erbkaufs verkauft habe, verkaufe und gebe also zum Erbkaufe hiemit und gegenwertiglichen in Kraft dieses Briefes dem ehrenfesten und ehrbaren Clawes von Alefeldt, Erbgesessen zu Geltingen, meinem freundtlicken, lieben Vettern, meine vier Kerles, so ich zu Drage im Kaspel Aspe habe, sampt allen und jeden Gerechtigkeiten und Wirdenn umb zehen tausend Mark lübisch (?), die auch ich für dato dieses Briefes von Claus von Alefeldt bahr uber in einer Summa bezahlet und entrichtet worden bin, welche Erbkauf Summa Geldes ich wiederumb in mein und meiner Erben augenscheinlichen Nutz, Vortheil und Frommen gelegt und angewendet habe, Sage darauf obgemelten Claus von Alefeldt Kaufern und seinen Erben und Erbnehmen

[1]) Von Dr. A. Gloy ist inzwischen eine Geschichte des Kirchspiels Hademarschen erschienen. Vergl. Anzeige von Professor Detleffsen S. 17—20 dieses Heftes.

[2]) Archiv für Staats- und Kirchengeschichte Band 4, S. 433.

gantz quit, frei, ledig und loß, und übergebe ihme die gemelten Kerles alse meine gewesenen Untertanen, darmit er nun hinfürdern handeln, thun und lassen soll, oder mag wie es ihme und seinen Erben und Nachkommen bequemlichst gut dunket und am besten wohlgefallet, vorziehe und begebe mich auch aller und jeder Gerechtigkeiten, so ich bis dahero an den ernannten vier Kerles gehabt habe oder noch folgendes an denselben hette haben können oder mögen, nichts noch etwas darvon außen beschlossen, und gewehr ihme und seinen Mitbeschriebenen für mich und die Meinen solche Kerles für gantz quitt, frei und eigen und weise sie darwegen angedachten Claus von Alefeldt, alse ihren natürlichen rechten Herrn, demselbigen unterthenig Gehorsamb zu leisten, berede, gelobe und zusage hiemit für mich, meine Erben und Nachkommen solchen schriftlichen Erbkauf stede veste und unwiderruflich zu ewigen Zeiten wohl zu halten, dawider nimmer mehr zu sein, zu thun, gestatten, daß solchs geschehe oder gethan werde weder mit Rechte, Gerichte, geistlichen noch weltlichen, mich dawider, noch ihnen nicht zu helfen noch aufzulehnen. Geschehen zu Heiligensteden den XX Aprilis nach der heilsamen Geburt Christi tausend fünf hundert der weniger Zahl ein und achtzig."

Drage war 1580 im Besitz von Henneke Sehested, welcher es 1581 an Claus von Ahlefeldt für 31 500 ℛ verpfändete und im selbigen Jahre für die Summe von 33 000 ℛ dem letztgenannten verkaufte. Claus von Ahlefeldt verkaufte das Gut im gleichen Jahre (1581) an Balthasar v. Ahlefeldt.

Solange Sehested Besitzer von Drage war, gehörten natürlich etwaige Leibeigene ihm; sein Besitznachfolger war Claus v. Ahlefeldt, der Käufer der „4 Kerleß," während der Verkäufer der „Kerleß" Balthasar (Baltzer) v. Ahlefeldt, der Besitznachfolger von Claus v. Ahlefeldt, war.[3]) Es ist nicht möglich, daß Baltzer v. Ahlefeldt Leibeigene in Sehesteds Gut haben konnte; ebenso wenig ist anzunehmen, daß Claus v. A. das Gut an Baltzer v. A. für 33 000 ℛ verkaufen würde, um ihm gleich darauf 10 000 Mark (Michelsen macht hier selbst ein Fragezeichen) für 4 *Leibeigene wieder zu bezahlen*, also den 10. Teil der Kaufsumme des ganzen Gutes. Wenn er einen so hohen Wert auf die „4 Kerleß" legte, hätte er sie doch wohl mitgenommen, ehe er das Gut an Baltzer v. A. abtrat. Einen solchen Wert haben Leibeigene auch niemals gehabt. Die Sache muß also doch wohl anders zusammenhängen, und zwar verhielt sie sich ohne Zweifel folgendermaßen: Baltzer v. A. auf Heiligenstedten war einer jener Adeligen, welche ringsherum sogenannte Streugüter aufkauften; so kaufte er u. a.[4]) 1559 von Jürgen Sehested „im Dörpe Gruwel (Grauel) „einen Mann," Reimer Fyrt to dusser Tied geheten, gifft vertein Schepel Roggen jährliche Huer," im Jahre 1590 in demselben Dorfe von Paul Wittorp Erfgeseten to Niemünster „einen Mann" mit Namen Marquard Stoll to dusser Tied geheten gift soß Schepel Roggen jährliche Huer." Baltzer

[3]) S. Michelsen a. a. O. S. 432.
[4]) S. Michelsen a. a. O. S. 430.

v. A. besaß also, ebenso wie im Dorfe Grauel, auch 4 Männer oder Kerle (letzteres Wort hatte damals durchaus keinen unwürdigen Beigeschmack) in Drage; es waren Pächter oder sogenannte Lansten, deren Stellen er wahrscheinlich früher dort von den in Geldverlegenheit sich befindenden Seheſteds gekauft hatte, und welche er am 20. April 1581, als Claus v. A. das Gut von Sehested übernommen hatte, diesem käuflich „mit allen Gerechtigkeiten und Wirdenn“ (?) überließ. Wenn er hier 4 „Kerleß“ verkaufte, so ist es ja nur eine damals beliebte Ausdrucksweise, wie wir bei dem Ankauf in Grauel oben gesehen haben.

Übrigens findet sich in der ganzen Urkunde keine Spur, welche direkt auf Leibeigenschaft schließen läßt; er nennt sie seine gewesenen Unterthanen und weist sie an, gedachtem Claus v. A. als ihrem natürlichen rechten Herrn unterthänig „Gehorsamb zu leisten“ — er überträgt also die Gerichtsbarkeit über diese 4 Lansten an Claus v. A. Michelsen scheint angenommen zu haben, daß Baltzer v. A. schon als Besitzer von Drage diese 4 Kerlß an Claus v. A. auf Gelting verkauft habe. Dagegen spricht 1. das Datum des 20. April 1581; 2. hätte Claus als Besitzvorgänger von Baltzer diese Leibeigenen doch jedenfalls gleich mit sich genommen und nicht, wie schon oben bemerkt, noch 10 000 Mark, den zehnten Teil der Kaufsumme, dafür bezahlt, und 3. ist in dem Dokument nichts davon bemerkt, daß die vier Kerlß aus dem Gute ziehen sollen. Man vergleiche dagegen die Schenkungsurkunde über einen zu versetzenden Leibeigenen aus dem Gute Glasau, [5]) und es wird einleuchten, daß es sich nicht um Leibeigene handeln kann. [6])

Wie verhält es sich nun mit der Leibeigenschaft des Dorfes Looft und dem im Jahre 1788 erfolgten Loskauf?

Im Jahre 1788 wurde das Gut Drage niedergelegt und die Hofländereien, betragend abzüglich der davon abgelegten Erbpachtstellen, Gehege, Wege, Bedienungsland des Inspektors und Holzvogts 2422 To. 2 Scheffel, in 30 Parzelen zerlegt.

Kamphövener in seiner „Beschreibung der bereits vollführten Niederlegungen Königl. Domainen Güter,“ bekannt wegen der Genauigkeit seiner Aufzeichnungen, schreibt 1787 wörtlich S. 202 über die „jetzt stattfindende“ Niederlegung von Drage:

> „Die Gutsunterthanen sind freie Leute und Eigenthümer ihrer Besitzungen, wegen der Dienste, zu welchen sie verpflichtet sind, ist eine Abhandlung mit ihnen getroffen worden.“

Die Gesamtsumme der Dienstgelder betrug nach der Niederlegung 894 ₰ 36 ß.

Der Justitiarius Hedde Jürgens, seit 1783 auf Hanerau angestellt, war in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Gerichtshalter auch auf Drage. Derselbe hat ebenso wie über Hanerau genaue Aufzeichnungen über Drage

---

[5]) Michelsen a. a. O. S. 600.

[6]) Sollte in der Urschrift vielleicht „Kälerß“ (Köhler) gestanden haben?

hinterlassen, welche demnächst im Druck erscheinen werden. Darunter findet sich folgender Kontrakt der Loofter Bauernschaft mit der Markgräfin Christina Sophia d. d. 1770.

Wir Christine Sophia von Gottes Gnaden verwittwete, Markgräfin zu Brandenburg Culmbach gebohrne Herzogin zu Braunschweig Lüneburg ꝛc. Urkunden und bekennen hiemit, für uns und die künftigen Possessores Unsers Guts Drage, deß wir auf Unterthäniges Ansuchen Unserer Unterthanen, der Eingesessenen zu Looft, namentlich der Herr Commissionsrath Kochén, sodann des Bauervogts Peter Schröder und der übrigen Hufen und Kathenbesitzer namlich Marx Langmaack, Hinrich Kracht, Claus Alpen, Claus Lohse, Claus Looft, Jochim Boy, Johann Rahlfs, Hans Wohlers, Reimer Sierck, Thies Hebbel, Jacob Langmaack, Christoph Rusert und Friedrich Stahl denenselben gnädigst bewilligt und zugestanden haben daß sie, um ihre Haus und Landwirthschaftliche Angelegenheit in Aufnahme zu bringen und desto besser auf ihren resp. Höfen und Kathen wohnen zu können, ihre bis daher mit einander in Gemeinschaft gehabten Holzweiden und in ihrer Dorfs Feldmarkung belegenen Heide und Mohre unter sich auftheilen nicht minder damit ein jeder von ihnen seine Ländereyen bei und neben einander bekommen, ihre bisher unter dem Pfluge gehabten und durcheinander belegene Acker unter sich vertauschen und sothann sämmtliche Weyde, Heide und Mohr Gründe auch Pflug Ländereien in bestimmten Koppeln abfriedigen mögen.

Wie nun die zu solchem Ende erforderlich gewesene Aufmessung, Werdirung, Eintheilung und Vertauschung der gesammten Loofter Feldmarkung durch die dazu erkiesenen Taxatores und den mit adhibirten Landmesser nunmehr glücklich vollbracht und einem Jeden sein Antheil, so ihm aus denen bis daher durch einander belegen gewesenen Kamp Ländereien und in Gemeinschaft genutzten Holz Weiden und Heide Gründen nach Maaßgebung des darüber von denen Taxatoribus und dem Landmesser exhibirten, von Unserem Justitiario dem Ober Inspectore Zimmermann revidirten und von denen sämmtlichen Eingesessenen zu Looft für richtig anerkannten Extract beigekommen hinwiederum angewiesen auch von einem jeden sein ihm solchergestalt beigelegten Antheil in Besitz genommen worden.

Als concediren Wir hiemit für Uns und künftige Possessores des Guts Drage daß vorbemeldte Eingesessene der Dorfschaft Looft und ihre Erben und Nachfolger, die solchergestalt unter ihnen aufgetheilten Ländereien, Weiden, Heiden und Mohre, so wie nicht minder dasjenige, was von letzteren noch nicht zur Einkoppelung hat gebracht werden können, bei ihren resp. Höfen und Kathen, ihrer besten Convenience nach, es sei zum Ackerbau zur Weide, zum Wiesenwachs, oder wozu ein Jeder das Seinige sonst dienlich findet ohngehindert einrichten, nutzen und gebrauchen mögen.

Und gleichwie dieselben uns für die Gnädigste Einwilligung zu der hierin beschriebenen Auftheilung und Einkoppelung, statt der uns sonsten für neu

zugemachtes, oder aus der Weide und Heide aufgebrochenes Land gebührendne jährlichen Recognition, eines für alles, einen bis dahin zu der Looster Feldmarkung gehörig gewesenen an der Christinenthaler und Payssener Scheide belegenen District Heideland Acht und zwanzig Tausend und achtzig Quadrat Ruthen haltend zum Erb und Eigenthum abgetreten haben, Also versprechen Wir hiemit für Uns und Unsere Mitbeschriebene, daß oberwähnte Unsere Unterthanen zu Looft, deren Erben und Nachkommen, wegen des solchergestalt aus der gemeinen Weide und Heide resp. bereits aufgenommenen und noch aufzunehmenden Landes, sowie wegen aller derjenigen Verbesserungen, wie sie über kurz oder lang mit denselben vorzunehmen für gut finden möchten von Unser und Unserer Mitbeschriebenen wegen, mit keinen neuen Auflagen sie mögen Namen haben wie sie wollen, beschweret, sondern die Uns von den Höfen und Kathen in Looft gebührenden Herrschaftlichen Praestanden, auf dem bisherigen Fuß, nach wie vor verbleiben und solchem nach nicht erhöhet werden sollen.

Urkundlich dessen haben Wir gegenwärtige Concession eigenhändig unterzeichnet und mit Unserm Hochfürstl. Insiegel bestärken lassen. So geschehen Friedrichsruhe den 17. Julii 1770.

Christine Sophie
(L. S.) MzBC.

Jürgens bemerkt hierzu: „Die Einwohner zu Looft sind also in Betreff der Abgaben keiner Willkühr der Drager Gutsherrschaft unterworfen, und wenn ihre großen Flächen erst die Cultur erhalten haben, deren sie fähig sind, so dürfen sie sich nicht über hohe Abgaben beschweren. Außer den Dorfsfeldern haben die Einwohner zu Looft im Jahre 1787 auch die Schünrehmkoppel und den größten Theil des Hanschenkamp bei Veräußerung des Drager Hoffeldes käuflich an sich gebracht. Die Vertheilung der Gemeinheit im Jahre 1770 war eine der ersten landwirthschaftlichen Operationen der Art im mittleren Holstein."

Alles dieses zeugt doch nicht von Leibeigenschaft?

Jürgens, ein genauer Kenner der Gegend und der bäuerlichen Verhältnisse, spricht nirgends von irgend welcher Leibeigenschaft, und es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß die Notiz über die im Jahre 1788 aufgehobene Looster Leibeigenschaft, welche Schröder und Biernatzki in ihrer Topographie zuerst erwähnen, auf einem Irrtum beruht. Wenn Herr Pastor Hansen noch hinzufügt, daß die Aufhebung gegen eine jährliche Abgabe von 198 Thlr. 32 Schill. stattfand, so hat er zweifelsohne die Abhandlung der Dienste 1788 damit verquickt. Dienste mußte nicht allein der freie Gutsbauer, sondern auch der freie Amtsbauer leisten, sie waren kein Zeichen der Unfreiheit, sondern bekanntlich in Alt-Holstein aus ganz anderen Ursachen (Burgdiensten, Gerichtsbarkeiten) hervorgegangen. Es ist wahrscheinlich, daß die Herren auf Drage ihre Unterthanen und besonders die wohlhabenden Looster Bauern etwas mehr als gebührlich zu Dienstleistungen herangezogen haben; dieses geschah allerorts, wo

sich ein großer adeliger Haushalt befand. Wir wissen auch, daß der gerade nicht leutselige Herr Christian Detlev von Rantzau mit den Loofter Bauern auf feindseligem Fuße stand wegen des Hanschenkamps, und daß hierüber weitläufige Prozesse geführt wurden, welche schließlich durch einen Vergleich, wonach die Loofter ihr Recht an diesen Kamp gegen andere Vergünstigungen aufgaben, beigelegt wurden. Auch soll Detlev v. Rantzau mit Gewalt 2 Stellen niedergelegt haben 2c. — von Leibeigenschaft ist aber nirgends die Rede.

Doch woher stammt nun die Sage von der Leibeigenschaft?

Jürgens giebt uns auch hierüber Aufschluß. Bei der Beschreibung des Dorfes Hohenaspe sagt er u. a.: „Es giebt in diesem Dorfe 2 Prediger-Lansten unter Drager Gerichtsbarkeit, deren Dienste aber mit obrigkeitlicher Genehmigung für 29 Rthlr. Courant vor Zeiten abgehandelt sind. Die Grafen Rantzau sollen in früheren Zeiten 2 leibeigene Familien auf wüste Stellen hierher verpflanzt haben. Ihre Freiheit war aber schon lange vor Aufhebung der Leibeigenschaft durch Verjährung erworben."

Ich frage: Würde Jürgens, welcher in dieser Gegend seit 1783 gelebt und (wie aus seinem Manuskript hervorgeht) mit den ältesten Einwohnern engste Fühlung hatte, so geschrieben haben, wenn hier, resp. in Looft Leibeigenschaft geherrscht hätte? Beweist nicht gerade der Umstand, daß ein Leibeigener auf Drage durch Verjährung seine Freiheit erlangen konnte, daß es hier keine Leibeigenschaft gab?

Die ganze sogenannte Leibeigenschaft im Gute Drage läuft also darauf hinaus, daß die Rantzau nach dem 30jährigen Kriege, infolge dessen soviele Hufen wüst wurden und sich neue Besitzer nicht finden ließen, einige leibeigene Familien aus ihren Gütern im östlichen Holstein hierher versetzt haben zur Bearbeitung der wüsten Hufen.

Die Flora von Helgoland.

Von Prof. Dr. **Paul Knuth.**

III. Verzeichnis der auf Helgoland beobachteten Pflanzenarten.

In dem folgenden Verzeichnis sind nur diejenigen Arten mit laufender Nummer versehen, welche ich entweder selbst auf der Insel beobachtete oder so gewöhnliche Pflanzen sind, daß die Angaben früherer Beobachter zweifellos erscheinen. Im letzteren Falle habe ich dieselben namhaft gemacht. Es war meine Absicht, die Angaben von Hallier und v. Dalla Torre durch Einsicht in ihre Herbarien zu kontrollieren, doch war mir dies unmöglich, da mir Herr Prof. Hallier (jetzt in München) schrieb, daß sein der Universität Jena überwiesenes Herbarium infolge von Neuetikettierung gewissermaßen zu Grunde gegangen sei, und Herr Prof. v. Dalla Torre in Innsbruck mir mitteilte, daß

er ausschließlich das Herbar des Herrn Gätke durchgearbeitet habe, er selbst aber garnichts von der Insel besitze.

Die Bestimmung der im Folgenden aufgeführten Pflanzenarten kann mit Hülfe meiner „Flora" oder meiner „Schulflora von Schleswig-Holstein" (Leipzig 1887, bezügl. 1880) oder auch meiner „Flora der nordfriesischen Inseln" (Kiel und Leipzig 1895) geschehen. Von einer Aufstellung von Bestimmungstabellen kann deshalb hier abgesehen werden; es genügt vielmehr eine systematische Aufzählung der Gefäßpflanzen Helgolands. Zum Vergleich ist das Vorkommen der Arten auf den übrigen Nordsee-Inseln herangezogen; es bedeutet NFJ: nordfriesische Inseln,
OFJ: ostfriesische Inseln,
WFJ: westfriesische Inseln.

1. Fam. Ranunculaceae Juss., Hahnenfußgewächse.

1. Ranunculus acer L., scharfer Hahnenfuß. Nach Hallier, dessen Angaben auch v. Dalla Torre übernommen hat, einzeln auf Rasenplätzen besonders des Unterlandes; von mir nicht bemerkt. NFJ. OFJ. WFJ.

2. R. repens L., kriechender H. Sehr häufig besonders auf den Triften des Oberlandes. NFJ. OFJ. WFJ.

3. R. sardous Crantz, sardininischer H. Nach Hallier zerstreut an Weideplätzen des Oberlandes. NFJ. OFJ. WFJ.

4. R. Ficaria L., Scharbockskraut, Feigwurz. Wie vor. (Hallier). WFJ. Vielleicht nur eingeschleppt, wie NFJ und OFJ.

2. Fam. Papaveraceae DC., Mohngewächse.

5. Papaver Argemone L., Sand-Mohn. Hin und wieder in einzelnen Exemplaren auftretend (Gätke), einzeln auf Äckern (Hallier). Wohl nur eingeschleppt, wie NFJ. OFJ. WFJ.

6. P. Rhoeas L., Klatsch-M. Wie vor.

P. somniferum L., Schlaf-M. Aus Gärten hin und wieder verwildernd, z. B. auf dem Kirchhofe.

3. Fam. Fumariaceae DC., Erdrauchgewächse.

7. Fumaria officinalis L., gebräuchlicher Erdrauch. Besonders auf den Kartoffeläckern des Oberlandes sehr häufiges Unkraut. NFJ selten, ebenso WFJ, fehlt OFJ.

4. Fam. Cruciferae Juss., Kreuzblütler.

Matthiola, Levkoje. Eine von v. Dalla Torre als M. tristis L. bestimmte Pflanze hat Gätke vor Jahren einmal beobachtet, ist also durch zufällige Verschleppung dorthin gelangt.

8. Cheiranthus Cheiri L., Goldlack. Am östlichen Felsen. „Offenbar verwildert, aber völlig eingebürgert" (Hallier), von mir nicht bemerkt.

Barbarea vulgaris L., gemeine Winterkresse soll in der Form:

B. arcuata Reicnenbach nach Hallier auf dem Kirchhofe und einem naheliegenden Felde vorkommen.

Sisymbrium austriacum Jacquin, österreichischer Raukensenf wurde nach v. Dalla Torre mehrmals von Gätke gefunden.

9. Brassica oleracea L., Gartenkohl. In ungeheurer Menge besonders an dem östlichen Absturz des Felsens. Charakterpflanze von Helgoland.

B. Rapa L., Rübsen und B. Napus L., Raps hie und da auftretend, ebenso NFI. OFI. WFI.

10. Brassica nigra Koch, schwarzer Senf. Eine wahre Landplage auf dem Oberlande, jeden Brachacker dicht bedeckend und überall als lästiges Unkraut zwischen dem Getreide und den Kartoffeln auftretend. NFI. OFI.

11. Sinapis arvensis L., Acker-Senf. Häufiges Unkraut auf dem Oberlande. NFI. OFI. WFI.

S. alba L., weißer Senf wird von Hallier als Unkraut auf Getreidefeldern angegeben.

12. Diplotaxis muralis DC., Mauer-Doppelsame. Vor 12—15 Jahren zuerst auf Helgoland bemerkt; ich sah nur Exemplare im Herbar Gätke.

Lobularia maritima L., Meeresstrands-Steinkraut. Zweimal von Herrn Gätke gefunden. Von Hoffmann (1829) und Olshausen (1832) angegeben.

Draba verna L., Frühlings-Hungerblümchen. Von Hoffmann (1829) und Olshausen (1832) angegeben, von Hallier (1861) nicht mehr angeführt, überhaupt nicht wieder beobachtet. NFI. OFI. WFI.

13. Cochlearia danica L., dänisches Löffelkraut. Gemein an der Westkante des Oberlandes. NFI. OFI. WFI.

C. Armoracia L., Mährrettich. Nicht selten auf Grasplätzen, an Wegen u. s. w. verwildert. Das Auftreten der Pflanze in ziemlicher Entfernung von Gärten und Feldern macht fast den Eindruck, als ob sie spontan auf der Insel vorkäme.

14. Thlaspi arvense L., Feld-Pfennigkraut, ziemlich seltenes Unkraut auf dem Oberlande. NFI.

Lepidium campestre Robert Brown, Feldkresse wird von Hoffmann (1829) genannt, von Hallier (1861) nicht mehr. Von Gätke hin und wieder beobachtet.

15. Capsella bursa pastoris Moench, Hirtentäschel. Sehr häufiges Unkraut. NFI. OFI. WFI.

16. Coronopus Ruelli Allioni, Ruel's Feldkresse. Auf dem Oberlande besonders in der Nähe des Leuchtturmes gemein. NFI. WFI.

17. Cakile maritima Scopoli, Meersenf. Auf der Düne sehr häufig; auch in der Form: b) integrifolia Hornemann. NFI. OFI. WFI.

Crambe maritima L., Meerkohl. In einem Exemplar von Gätke gefunden. Früher OFI.

18. Raphanus Raphanistrum L., Hederich. Verbreitetes Ackerunkraut. NFI. OFI. WFI.

5. Fam. Violaceae DC., Veilchengewächse.

19. Viola canina L. var. flavicornis Smith, gelbsporniges Hundsveilchen. Auf der Düne sehr häufig. Es ist dies dieselbe Form, welche ich in den Dünen der nordfriesischen Inseln häufig beobachtete. (Hallier bestimmte sie fälschlich als V. arenaria L.) NFJ. OFJ. WFJ.

20. V. tricolor L., Stiefmütterchen ist in der Form b) arvensis Murray Ackerunkraut. NFJ. OFJ. WFJ.

6. Fam. Silenaceae DC., Taubenkropfgewächse.

Dianthus deltoides L., deltablumige Nelke befindet sich in einem Exemplar im Herbar Gätke.

Saponaria officinalis L., Seifenkraut. Hin und wieder aus Gärten verwildert.

Vaccaria parviflora Moench, Knopfkraut. In mehreren Exemplaren von Gätke gesammelt.

Silene inflata Smith, aufgeblasenes Leimkraut. Wie vor.; auch von mir in einem Exemplar gefunden. NFJ. OFJ.

S. dichotoma Ehrhardt, zweigabeliges Leimkraut. Desgl.

S. pendula L., hängendes Leimkraut. Ebenso

Coronaria flos cuculi Alexander Braun, Kuckucks-Kranzrade. Weideland unweit Nathuurn (Hallier), neuerdings nicht mehr beobachtet. NFJ. WFJ.

21. Melandryum album Garcke, weiße Lichtnelke ist nach v. Dalla Torre im Gebüsch auf der Insel überall verbreitet und wird immer häufiger. Ich bemerkte die Pflanze nicht, sondern sah nur einige Exemplare im Herbar Gätke. NFJ. OFJ. WFJ.

M. rubrum Garcke, rote Lichtnelke befindet sich in einigen Exemplaren im Herbar Gätke. NFJ. WFJ.

22. Agrostemma Githago L., Kornrade. Einzeln im Getreide auf dem Oberlande, besonders unter Hafer und Gerste. NFJ. WFJ.

7. Fam. Alsinaceae, Mierengewächse.

23. Sagina procumbens L., niederliegende Sagine. Besonders verbreitet auf dem Oberlande an der Nordwestecke. NFJ. OFJ. WFJ.

24. Spergula arvensis L., Feld-Spörgel. Verbreitetes Ackerunkraut. NFJ. OFJ. WFJ.

25. Spergularia marginata Patze, Meyer et Elkan, berandete Schuppenmiere. Beim alten Leuchtturm (Hallier und v. Dalla Torre). NFJ. OFJ. WFJ.

26. Honckenya peploides (L.) Ehrhardt, wolfsmilchähnliche Salzmiere. Auf der Düne häufig. Von den früheren Beobachtern merkwürdigerweise übersehen. NFJ. OFJ. WFJ.

27. Stellia media Cyrillo, mittlere Sternmiere. Gemeines Unkraut. NFJ. OFJ. WFJ.

28. Cerastium glomeratum Thuillier, geknäueltes Hornkraut. Einzeln auf Äckern (v. Dalla Torre). Nur WFJ.: Schiermonikoog.

29. C. semidecandrum L., fünfmänniges H. Ziemlich häufig, besonders am östlichen und westlichen Felsrand (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

30. C. tetrandum Curtis, viermänniges H. Diese interessante, sonst nur von den ostfriesischen Inseln und von Sylt (hier 1825 von Nolte entdeckt, 1884 von mir wieder aufgefunden) bekannte Pflanze fand ich am 5. Juni 1895 auf der Düne (zusammen mit Viola canina var. flavicornis) in großer Menge blühend, auch noch am 9. Juli einzelne Exemplare in Blüte. Meist sind einzelne Kreise der Blütenblätter fünfzählig; eine ganz nach der Vierzahl aufgebaute Blüte sah ich nicht. Die Pflanze ist so stark drüsig, daß sie in allen ihren Teilen dicht mit Dünensand und den Früchten von Taraxacum officinale beklebt war und es an meinen Herbarexemplaren noch ist. NFJ. OFJ.

31. C. triviale Link, gemeines H. Auf dem Oberlande sehr häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

(Fortsetzung folgt.)



Alte Burg Hanerau, aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.
(Titelbild aus der unten besprochenen Schrift.)

Dr. A. Gloy, Geschichte und Topographie des Kirchspiels Hademarschen.

Mit 3 Karten und 2 Vollbildern. Kommissionsverlag von Lipsius & Tischer. Kiel 1895. 192 S. in 8⁰. Preis M. 2,50.

Wiederum ist unsere Heimat um eine viel Neues bietende Lokalgeschichte bereichert, die eine nicht unwichtige Gegend behandelt, das Grenzgebiet des alten Holstengaus gegen Dithmarschen, über das in den Fehden des Mittelalters und sicher auch schon der Urzeiten so manche Heereszüge dahinbrausten. Viel hartnäckiger und verheerender waren allerdings die Kämpfe, welche an der Wenden- und der Dänengrenze tobten; im Osten hatte der holsteinische Adel des Mittelalters um Neumünster den Hauptsitz der Grenzwacht, und schon seit der Karolingerzeit war dort eine befestigte Landwehr gezogen; gegen Norden bildete das Dannewerk und die von Otto dem Großen angelegte Mark Schleswig die

hart umstrittene Grenze. Weniger durch Menschenhände, als von der Natur gegeben war die Scheidelinie gegen Dithmarschen, das, durch die moorigen Teile der Waldburgau und der Giselau vor dem Angriff geschützt, nur auf dem schmalen Landrücken bei Grönendal leichter zugänglich war. Hier mußte sich der Kampf auf einem engen Raume abspielen, und um so klarer möchte man denken, seien daher hier die Schutzmittel erkennbar, durch die beide kämpfende Parteien sich zu verteidigen suchten.

Schon der Name des Kirchspiels Hademarschen, der sich mit geringer Abweichung beim nassauischen Städtchen Hadamar wiederfindet, ist in dieser Beziehung bezeichnend; der erste Teil desselben hängt mit Hader zusammen und bedeutet Streit und Kampf, der zweite bezeichnet das Gebiet als ein wasserreiches. Wenn letztere Eigenschaft auch den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr recht entspricht, so beweist doch die genaue Beschreibung des Gutes Hanerau aus dem Jahre 1820 (s. S. 85—88), daß der Boden mit Quellen, Bächen, Wiesenthälern und Mooren reich durchsetzt ist und noch mehr war.

Obgleich der Verfasser unserer Schrift über Geschichte und Verhältnisse der Gegend gesammelt hat, so viel er nur erreichen konnte, scheint doch über die ältesten Zeiten nicht viel Licht verbreitet werden zu können. Er behandelt zuerst auf Seite 1—10 die Geschichte der weit südlich vom jetzigen Schloß gelegenen alten Burg Hanerau bis zu ihrer Schleifung im Jahre 1644, sodann auf Seite 10—34 die Entwickelung des Kirchspiels Hademarschen bis zum Jahre 1690, fast alles Übrige gehört einer späteren Zeit an. Doch lassen sich auch daraus noch Züge zur Schilderung der Urzeit entnehmen.

Der mitgeteilte Ausschnitt der historischen Karte von Geerz giebt die hier gefundenen Urnenfriedhöfe und Skelettgräber an, besonders aber auch die noch um das Jahr 1648 umfangreichen Reste des großen Rendsburger Waldes, der ohne Zweifel einst als Grenzwald des Holstengaus hier eine ähnliche Bedeutung als Schutzwehr gehabt hat wie im Osten der Isarnho, im Norden der Dänische Wohld. Noch Heinrich Rantzau rühmt gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Waldreichtum von Hanerau (s. S. 96); ja, noch im Jahre 1802 (S. 75) enthielt das zu 13420 Tonnen ausgemessene Gut Hanerau 1032 Tonnen Holzgründe. Der beigegebene Abdruck einer größeren, im Jahre 1814 von N. Hedde angefertigten Karte desselben zeigt den in anderthalb Jahrhunderten erfolgten Rückgang des Waldes. Vergleiche die ausführlichen Angaben über den früheren Waldbestand S. 78 ff. Auch unter den Flurnamen der Gegend giebt es viele, die auf ehemalige Waldung hinweisen, darunter eine große Zahl mit Ho zusammengesetzter, welche Silbe wie in Isarnho wohl durch Wald zu erklären ist. So findet sich ein Happenhoe (S. 101 und 155), Hoowischen, Grotenhoo, Lütjenhoo, Ehlershoo, Hoowisch, Hoobrook (S. 111), während ich (Gesch. der holst. Elbmarschen 1,38) von diesem auch in altenglischen Ortsnamen vorkommenden Worte sonst hier im Lande nur als Beispiele Itzehoe, Nordoe, Hodorf, Härzhoe und Springhoe anführen konnte.

Zu den alten Schutzanlagen gehörte ohne Zweifel auch der unfern von Grönendal am Ufer der Giselau gelegene Kukswall (auf der Karte bei Danckwerth: Kuckwall), auf dem die Holsten seit dem Jahre 1500 ihre Streitigkeiten mit den Dithmarsen friedlich schlichteten (S. 7); gern läse man eine genauere Beschreibung seines gegenwärtigen, durch die Anlage des Nord-Ostsee-Kanals vielleicht sehr veränderten Zustandes. Auch über die Örtlichkeit von Tipperslоh, wo die Dithmarsen 1385 vom Grafen Klaus geschlagen wurden, die Geerz (Gesch. d. geogr. Vermess. 272, A. 572) nach der Aussage „eines sehr alten Mannes im Gute Hanerau, welcher sich noch der alten, vor der Einkoppelung gebräuchlicher Feldnamen erinnern konnte,“ festgelegt zu haben glaubt, findet man in den von Gloy gegebenen reichen Mitteilungen keinen Aufschluß (vgl. S. 5).

Der geschichtlich merkwürdigste Punkt dieser Gegend ist im übrigen die alte Burg Hanerau. Sie lag nahe der Quelle der gleichnamigen Au neben der alten Straße, welche von Schenefeld nordwestlich nach Grönendal führt. Sie ist längst zerstört, nur schwache Reste des Walles sind übrig, nahe dem einsamen Wirtshaus „Im Keller.“ G. schildert (S. 1 ff.) den Platz, wie er gegenwärtig ist, und wie er nach den erhaltenen Angaben war, giebt auch ein Bild der Burg nach Henninges; daran schließt er einen Abriß ihrer

Geschichte, der aber wohl nicht ganz genau ist. G. meint, zu Graf Adolfs II. Zeit werde die Burg zuerst erwähnt; aber die Stelle des Neocorus 1, 340 f., auf die er sich beruft, handelt von Adolf III., während der Presbyter Bremensis c. 13 allerdings dieselben Thatsachen in ähnlicher Weise vom Zuge Heinrichs des Löwen gegen Ditmarschen im Jahre 1147 erzählt. Auch dürfte vielleicht noch ältere Kunde von diesen Orten erhalten sein. Der Name der Burg Hanrouwe muß doch von der gleichnamigen Au, an der sie liegt, entlehnt sein. Dieser weist allem Anschein nach auf einen Ort Hane zurück, und ein solcher, dessen Zehnten dem Hamburger Domkapitel zugewiesen wurde, erscheint in der That schon in einer Urkunde von c. 1140. (Hasse, Regesten u. Urk. 1 n. 121.) Man bezieht ihn mit großer Wahrscheinlichkeit auf Hanerau selbst. Woher der auf der Geerzschen Karte bei der alten Burg mit einem Fragezeichen hinzugefügte Name Lewenborch stammt, weiß ich nicht, und habe ich bei G. vergebens gesucht.

Von einem Kirchspiel Hademarschen ist in der obigen Urkunde noch nicht die Rede. Über dessen Ursprung handelt G. S. 10 f. Er läßt es mit Recht aus dem Urkirchspiel Holsteins, Schenefeld, entstehen, das Adam von Bremen bereits um 1170 erwähnt. Darauf weisen Roggenlieferungen hin, die noch im Jahre 1576 und später aus Thaden, Aasbüttel und Pemeln im Kirchspiel Hademarschen an die Schenefelder Kirche geleistet wurden (S. 116). Sie müssen doch schon bestanden haben, als die Kirche in Hademarschen gegründet wurde, und sind mit der bei Kirchenabgaben gewöhnlichen Zähigkeit bis in die Neuzeit festgehalten. Ja, die Ortschaften, aus denen sie erhoben wurden, sind möglicher Weise schon früher dagewesen als Hademarschen selbst. Der Verfasser versäumt es, auf das Jahr 1317 aufmerksam zu machen, in welchem dieser Ort zuerst als Kirchspiel genannt wird (beim Presb. Brem. c. 18). Indes, die Kirche ist noch älter; Haupt (Bau- und Kunstdenkm. 2, 193) setzt den roh romanischen Feldsteinbau in das 11. oder 12. Jahrhundert (vgl. Gloy S. 11).

Der Verfasser ergeht sich (S. 14 f.) in Vermutungen über den allmählichen Anbau der Gegend, giebt aber keine geschichtlichen Beläge dafür. Solche darf man wohl schon in der merkwürdigen Urkunde Heinrichs des Löwen vom Jahre 1149 (Hasse, Reg. u. Urk. 1, 88) finden, in der er nach dem Zuge gegen Ditmarschen das neugegründete Kloster Neumünster mit Gütern begabt. Als Zeugen unterschreiben sie außer anderen Holsten Gottschalk von Gerestborp und Marcard von Stenvelde. In Gerestborp findet man Jahrsdorf wieder, das neben der alten Burg Hanerau liegt; Stenvelde bezieht man dagegen auf den Ort Steinfeld zwischen Oldesloe und Reinfeld. Dieser liegt jedoch im Slavenlande, das damals noch kaum gewonnen war; mir ist es daher wahrscheinlicher, daß der Name sich auf Steenfeld nordwestlich von Hademarschen bezieht. Bei weiterem Suchen dürfte man wohl auch noch andere Orte dieser Gegend, wenn auch nicht im 12., so doch in den Urkunden der folgenden Jahrhunderte genannt finden. Da möchte vielleicht auch die Bemerkung des Verfassers S. 15 A. 2, „daß sich im ganzen Kirchspiel Hademarschen keine Spuren adeliger Familien, bezw. adeliger Besitztümer in den Dörfern finden," einige Einschränkung erhalten. Die oben genannten Gottschalk und Marcard sind ohne Zweifel adelig. Auch ist es an sich sehr wahrscheinlich, wenn der Presb. Brem. c. 26 von einzelnen zu Pferde dienenden Bauern dieser Gegend spricht, daß sich aus ihnen wenigstens im 13. bis 15. Jahrhundert ähnliche kurzlebige ritterliche Geschlechter entwickelten, wie ich deren (Gesch. der Elbm. 1, 267 ff.) in der mit Hademarschen meist unter derselben Grafenlinie stehenden Wilstermarsch nachgewiesen habe. Aus jener Gegend stammt doch auch offenbar die noch blühende Familie von Thaden. Dieser Punkt ist jedenfalls erneuter Untersuchung würdig.

Indes, diese auf die ältesten, in so mancher Beziehung dunklen Zeiten unserer Landesgeschichte bezüglichen Ausstellungen nehmen der Arbeit des Verfassers keineswegs den wesentlichen Wert, den sie hat; denn der steckt in dem reichlichen neuen Materiale, das sie für die neuere Zeit bietet. Außer der bereits erwähnten Karte von Hedde hat er S. 75 ff. eine sehr ausführliche topographisch-historische Beschreibung des Gutes Hanerau vom Justitiar H. C. W. Hedde Jürgens aus dem Jahre 1820 abgedruckt,

sodann zahlreiche Aktenstücke und Auszüge aus Hebungsregistern vom Beginn des 17. Jahrhunderts an. Eine Urkunde gehört sogar dem Jahre 1531 an; sie giebt ein beachtenswertes Beispiel des Weinkaufs, dessen altes Formular ich (a. O. 1, 386; vgl. 2, 352 ff.) veröffentlicht habe. Zwei Urkunden von 1592 und 1596 (S. 12 ff.) beziehen sich auf die Ablösung eines Totschlages durch ein Wehrgeld. Sehr dankenswert sind auch die Listen von Flurnamen, welche besonders die Beschreibung von Jürgens in den einzelnen Dörfern giebt. G. hat S. 175—177 zur Erklärung derselben eine Zusammenstellung ihrer Wurzelwörter mit ihrer Bedeutung gegeben; doch sind manche Namen nicht erklärt und in der That wohl dunkel, z. B. Jn Sichten, Op de Rochel, Win und Rümm, allein und in mehreren Zusammensetzungen, sowie sonst noch manche. Jedenfalls bietet die Schrift, die, wie alle ähnlichen, in ihren Resultaten nicht abgeschlossen sein kann, reichen Stoff zur genaueren geschichtlichen Kenntnis unserer Heimat. Möge der Verfasser sich durch zahlreiche Käufer und Leser belohnt sehen.

Glückstadt. D. Detlefsen.

Mitteilungen.

Aufzucht eines jungen Kuckucks. Im Sommer 1894 erhielt ich einen jungen Kuckuck, der noch nicht flügge war. Nachdem ich ein passendes Unterkommen in meiner Wohnung für ihn gefunden hatte, entschloß ich mich, einen Versuch mit der Aufzucht des Vogels zu machen. Dies gelang auch vortrefflich bei sorgfältiger und reichlicher Fütterung des Pfleglings. Seine Lieblingskost blieb eingeweichtes Weißbrot und Quark (weißer saurer Käse). Die verschiedenen Raupen, die ich ihm anbot, waren nicht so recht nach seinem Geschmack; er nahm sie nur vereinzelt und verstand es in geschickter Weise, sie wieder aus dem Schnabel zu werfen, sobald sie ihm zuwider waren. Im Laufe von acht Tagen hatte er sich kräftig entwickelt, und sein Gefieder war hübsch geworden. Am achten Tage brachte ich ihn hinaus; die Hühner staunten den fremden Gast sehr neugierig an, ohne ihm jedoch etwas zu Leide zu thun. Er hielt es jedoch für geraten, sich unter die Schiebkarre in Sicherheit zu bringen. Als ich ihn am Abend wieder in sein altes Quartier brachte, flog er gegen das Fenster, als ob er wieder hinaus wolle. Ich wollte ihn daher im Stalle unterbringen, zeigte ihn aber zuvor meinen Kindern vor der Hausthür, indem ich ihn frei auf der Hand sitzen hatte. Ehe wir uns jedoch dessen versahen, flog unser Kuckuck davon über die vor dem Hause gelegene kleine Wiesenfläche und nahm sein Nachtquartier in Nachbars Birke. — Aber schon am andern Morgen früh vor 5 Uhr hörte ich ihn hinter meinem Fenster und bald fand ich ihn auf ebener Erde sitzend; er war also glücklich zurückgekommen. Ich nahm ihn mit ins Haus, um ihn zu sättigen, und brachte ihn dann wieder hinaus. Bald war er aber wieder verschwunden, und erst nach längerem Suchen fand ich ihn in den Bäumen der Nachbarschaft wieder. Er kehrte wiederholt zurück, kam um 9 Uhr noch einmal durchs offene Zimmerfenster geflogen und ließ sich füttern. Dann erschien er im Laufe des Tages noch etwa 12 mal wieder beim Schulhause, hielt sich aber immer in angemessener Entfernung von uns und wich allen meinen Versuchen, ihn zu erfassen, beharrlich aus. Am andern Tage war es sehr interessant, den Kampf zwischen seiner großen Freßbegierde und seiner unüberwindlichen Scheu vor uns zu beobachten. Von morgens früh 5 Uhr an flog er während des ganzen Tages ab und zu, saß bald auf den Steinen vor der Küchenthür, bald vor der offenen Hausthür und schaute hinein, kam auch noch einmal durchs offene Fenster ins Zimmer geflogen, ließ sich aber nicht mehr ätzen. Vielfach saß er auch auf einem nahen Kieshaufen. Dann schossen die Schwalben so nahe über ihn hin, daß er sich jedesmal ducken mußte, um ihren Hieben auszuweichen. Den ganzen Tag über hielt er die Vogelschar, die Hühner nicht ausgeschlossen, in beständiger Aufregung. So arg ihn auch der Hunger quälte, so blieben doch alle unsere Bemühungen, ihn mit dem Futter heranzulocken, erfolglos. Am folgenden Tage ließ er wenig mehr von sich hören; in den nächsten Tagen wurde er noch einmal am Elbdeich gesehen.

Holm bei Ütersen. H. Eschenburg.

Durstige Ratten. Das große Bauernhaus meines Nachbarn beherbergte vor einigen Jahren viele Ratten. In der heißen, trockenen Sommerzeit erschien täglich eine Anzahl derselben in den Morgenstunden an den Fenstern neben der großen Hausthür, um die Feuchtigkeit von den Scheiben zu lecken. Sie ließen sich dabei nicht im geringsten stören durch die Schuljugend, die an dem seltsamen Schauspiel ihre besondere Freude hatte.

Holm bei Ütersen. H. Eschenburg.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 2. Februar 1896.

Drei Fragen über alte Äcker in Norddeutschland.

Von **Siebke** in Bargteheide.

I. Gehören die alten Äcker der „vorrömischen Metallzeit" an?

Herr F. S. Hartmann schreibt die bayrischen Hochäcker einer Bevölkerung zu, auf welche die in der Nähe der alten Äcker gelegenen Grabhügel sowie die innerhalb des Hochäckergebietes vorkommenden trichterförmigen Erdvertiefungen hinweisen.*) Herr v. Tröltsch hält es in dem Berichte über seine „prähistorische Karte des Rheingebietes" für wahrscheinlich, daß „die sog. Mardellen, die man bald vereinzelt, bald gruppenweise wie am oberen Neckar nördlich des Ammersees und bei Bruck an der Amper trifft," und „die sog. Hochäcker, wie sie jetzt noch in größeren Gruppen gleichfalls bei Bruck und vereinzelt in Oberschwaben vorkommen," der Hallstätter- und La Tène-Periode angehören.**) In Hannover befinden sich die alten Ackerflagen häufig da, „wo mehrere Hügelgräber liegen."***) Das Gebiet der alten Äcker in dem Kirchspiele Bornhöved zählt viele Grabhügel. Ebenfalls trifft man bei Ahrensbök und Ritzerau in der Nähe der alten Stücke Hünengräber. Die bloßgelegten Hügel enthielten hauptsächlich Gegenstände aus Bronze. Man könnte deswegen auf den Gedanken kommen, daß die alten Ackerflächen in Norddeutschland gleich denen in Süddeutschland mit den Grabhügeln in einem inneren Zusammenhang stehen und in die Periode der „vorrömischen Metallzeit" verlegt werden müßten.

In den Grabhügeln hat man bisher Bronzegegenstände, die bestimmt auf vorgeschichtlichen Ackerbau hinweisen, sehr selten angetroffen.†) Unter den Ackergeräten, welche der vorrömischen Metallzeit zugeschrieben werden, nimmt die in Deutschland häufig vorkommende Bronzesichel die erste Stelle ein. Von

*) „Über den Ackerbau der Germanen. Zur Hochäckerfrage" von Dr. Much, Wien, Selbstverlag des Verfassers, 1878. S. 65.

**) Bericht über die 14. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Trier 1883, S. 115.

***) Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Nr. 4, 1880, S. 8.

†) Vergl. „Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein", 4. Heft, Kiel, 1891 S. 1—16, und 7. Heft, 1894, S. 7—22.

diesem Handgerät darf wegen seiner weiten Verbreitung angenommen werden, daß es im Bronzealter und der ersten Eisenzeit allgemein im Gebrauche gewesen ist. Die beiden in Dithmarschen und Groß-Buchholz (Holstein) sowie die 5 bei Darsdorf, 2 bei Stade und 4 bei Wichmannsburg (Hannover) gefundenen Bronzesicheln sind, wie dies von fast allen Sicheln aus der Bronzezeit gilt, kurz und eignen sich nicht für sehr große Flächen, die man mit einer Kornart bestellt hat. Da die Länge der Bronzesicheln durchweg nur 12—18 cm beträgt, die ausgedehnten Ackergebiete, wie dies die Gönnebeker Heide beweist, gegen 75 Stücke, von denen die kleinsten 550 m lang und 13½ m breit, die größten 1750 m lang und 50 m breit sind, aufweisen können, so liegt es unter Berücksichtigung der kurzen Zeit, in welcher das Mähen reifer Kornarten geschieht, nahe, daß die kurze Sichel für die großen Ackergebiete durchaus ungeeignet ist. Es läßt sich dagegen einwenden, daß die alten Äcker in dem Bronzealter eine größere Fruchtbarkeit gezeigt hätten, weniger Stücke mit einer Kornart bestellt werden durften und nur der obere Teil des Halmes mit der Ähre abgeschnitten worden sei. So wurde der Halm mit der kurzen italischen Sichel*) halb durchgeschnitten und die Ähre in 2 Seile gebunden. Der Gebrauch der italischen Sichel läßt, wie dies aus der Bemerkung, daß die Wiesen in den meisten Gegenden dreimal, in Umbrien zwischen den Flüssen viermal im Jahre geschnitten werden,**) auf einen starken Wuchs und guten Boden schließen. Die in den Museen zu Kiel, Hamburg, Lüneburg und Stade befindlichen Bronzesicheln sind auf keinem trockensandigen Boden, der den meisten Hochäckern eigen ist, sondern entweder in fruchtbaren Gegenden oder doch an solchen Stellen, wo viel Moor- und Wiesenland vorkommt, gefunden. Was die Güte des Bodens anlangt, so liegen einige alte Äcker in fruchtbaren Gegenden. Daß man auf diesen Ackergebieten, die gewöhnlich keinen großen Umfang haben, die kurze Sichel mit Erfolg anwenden konnte, soll nicht in Abrede gestellt werden. Der größte Teil der alten Stücke befindet sich aber auf magerem Sandboden. In Hannover giebt es „ackerfurchenartige Flächen selbst in Gegenden, die soweit von allem graswüchsigen Boden entfernt sind, daß für die Zukunft wohl niemals ein Wiederaufbruch derselben zu Ackerland zu erwarten steht".***) Der Boden des großen Ackergebietes, das sich zwischen Willingrade, Gönnebek, Bornhöved, Tarbek, Daldorf und Ricklingen ausdehnt, ist trockensandig, eignet sich nicht für Anbau von Weizen wie Gerste und liefert durchweg einen geringen Ertrag an Roggen und Hafer. Ein großer Teil dieser Fläche liegt in Heide. Die Annahme, daß dieser Boden vor 2—3000 Jahren fruchtbarer gewesen sei und sich zum Weizenbau geeignet habe, ist unbegründet. Zwei Grabhügel, die sich unweit der

*) Cajus Plinius Secundus' Naturgeschichte, übersetzt von Gottfried Große, Buch 18, S. 72.

**) Plinius Buch 18, S. 67.

***) Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Nr. 4, 1880, S. 8.

alten Äcker befinden, zeigten in ihrem Innern ein Bodengemenge, dessen Hauptbestandteile die sog. „wilde Erde" ausmachte. Unter dem Fuße eines Grabhügels in der Nähe des Dorfes Daldorf wurde eine 1 Zoll dicke, aus Grausand und wenig Humus bestehende Erdschicht angetroffen, auf die ohne weiteres nach unten hin der gelbe unfruchtbare Sand folgte. Es geht hieraus hervor, daß der Boden vor 2—3000 Jahren unfruchtbarer gewesen sein muß als das den Grabhügeln benachbarte, jetzt beackerte Feld, das gegen 1 Fuß Dammerde besitzt, wenig Ertrag liefert und für einen kräftigen dichten Wuchs des Weizens, Hafers, Roggens und der Gerste untauglich ist.

Wenn man die Benutzung der alten unfruchtbaren Ackergebiete in der „reinen Bronzezeit" und „ersten Eisenzeit" wegen der Kürze der Bronzesicheln und wegen des großen Umfanges wie Unfruchtbarkeit der meisten alten Äcker in Frage stellen muß, so wird es sowohl durch die Gestalt der alten Stücke, als auch durch die Beschaffenheit des dem Bronzealter angehörigen Pfluges zur Gewißheit, daß die alten Ackerflagen nicht auf die „vorrömische Metallzeit" hinweisen. Die langgezogenen Ackerstücke, bei denen die Länge die Breite häufig mehr als 50mal übertrifft, sind gewölbt und lassen einen regelrechten Beetbau erkennen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Wölbung nicht durch ein Aufschütten von Erde, sondern durch das Bearbeiten des Bodens mit dem Pfluge entstanden ist. Dasselbe gilt auch von den hannöverschen Äckern, wo die Stücke auf trockenem Boden „alle sehr hoch aufgetrieben" sind.*) Der Umstand aber, daß die Stücke gewölbt vorkommen und die Spuren eines regelrechten Beetbaues zeigen, läßt mit Sicherheit auf einen Pflug schließen, der ein langes festliegendes Streichbrett gehabt haben muß. Ein solcher Pflug ist der im Bronzealter benutzte nicht. In den „Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein, 7. Heft, Kiel 1894, heißt es S. 21 in dem Aufsatze „Bronzealtergräber in Holstein" von Herrn Kustos Splieth: „Daß die Bestellung des Feldes mit dem Pfluge schon im Bronzealter geübt wurde, ist uns aus schwedischen Felsenbildern bekannt. Auf dem Felsenbilde bei Tegneby in Tanum-Bohuslän sieht man einen von zwei Rindern gezogenen einfachen Hakenpflug, der von einem Manne geführt wird." Es ist klar, daß ein primitiver Hakenpflug, durch den im wesentlichen der Boden nur aufgeritzt wird, die starke Wölbung der langgestreckten großen Ackerstücke nicht herbeiführen kann.

In Süddeutschland kommen innerhalb des Hochäckergebietes trichterförmige Vertiefungen vor, die von Herrn F. S. Hartmann als vorhistorische Wohnungen und von Herrn Professor Dr. Much als frühere Wohnstätten, Reste von Viehställen sowie als frühere Getreidegruben angesehen werden.**) Kato sagt: „Wer ein Feld ankaufen will, sehe vor allen Dingen auf Wasser, Weg und Nachbar —".***) Zu den ersten Bedingungen für die Ansiedelung von Ackerbautreibenden gehört

*) Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft f. A., E. und U. Nr. 4, 1880, S. 8.
**) „Über den Ackerbau der Germanen" von Dr. Much, S. 65.
***) Plinius 18, 6.

jedenfalls das Wasser. In Hannover scheinen die alten „Ackerbauer sich — wie auch natürlich — am häufigsten in der Nähe von Flußthälern" oder „in der Nähe von Moor angesiedelt zu haben." Eine Herstellung von Wohnungen mitten in der Heide war deswegen überflüssig. Ackerflagen, die „weit von allem graswüchsigen Boden entfernt" lagen, gehörten jedenfalls zu Wohnstätten, die sich in der Nähe von Wasser befanden.*) In dem Heideland, das zu Bornhöved, Gönnebek und Daldorf gehört, werden einzelne und gruppierte Trichtergruben, die früher als Wohnstätten und Vorratsmagazine gedient haben, nicht angetroffen. Das Bodenwasser ist in dieser Heide 30 bis 50 Fuß tief. Flüsse, ausgetrocknete Flußbetten, Seeen und Quellen kommen auf der weiten Fläche nicht vor. Es ist also das Gebiet der großen Heide, weil das Wasser fehlt, für vorhistorische Ansiedelung durchaus ungeeignet. Nach Tacitus**) siedelten sich die germanischen Völker da an, wo eine Quelle, eine Au, ein Gehölz einladet." Die für die Hochäcker in Betracht kommenden Dörfer des Kirchspiels Bornhöved befinden sich in der Nähe von Mooren, Bächen, Teichen und Quellen. Deshalb ist es zweifellos, daß die ersten Ansiedelungen nicht in der wasserarmen Heide, sondern da zu suchen sind, wo jetzt die Dörfer liegen.

Die Grabhügel, welche der vorrömischen Metallzeit angehören, sind in Schleswig-Holstein und Hannover weit verbreitet und kommen häufig auch in Gegenden vor, die von den alten Äckern weit entfernt liegen. So befinden sich die Gräber bei Oldendorf, Ellringen, Bohndorf, Eldendorf (Hannover), die sich durch wertvolle Funde aus der Bronzezeit auszeichnen, nicht in der Nähe alter Äcker. Im Laufe der Jahre sind viele Hügel zerstört und besonders kleinere in großer Zahl unter den Pflug genommen. Wo die Grabhügel auf gutem Boden noch heute anzutreffen sind, haben dieselben vielfach eine bedeutende Größe, so daß das Abtragen dem Landmann Schwierigkeiten bereitet, oder sie liegen in Forsten, wo sie gesetzlich geschützt sind. Auf unfruchtbarem Boden kommen die Hügel außer in den Waldungen vielfach bei und auf Heideland vor. In der Heidegegend sind sie erhalten, weil ein Entfernen der Hügel dem Landmanne wohl Arbeit, aber sehr geringen Nutzen bringen würde. Es ist also natürlich, daß man gerade in gesetzlich geschützten und unfruchtbaren Gegenden, in denen die meisten Gebiete alten Ackerbaues zu finden sind, Grabhügel antrifft.

Von den alten Ackerstücken in Hannover gilt, daß „oft einzelne Stücke zwischen zwei Hügeln durchschießen." Dies trifft auch bei den alten Stücken, die nicht weit von Ahrensbök liegen, zu.***) Daraus dürfte hervorgehen, daß die alten Stücke jünger als die ihnen benachbarten Hügelgräber sind.

Die Feldmarken von Bornhöved, Tarbek, Schmalensee haben nicht nur viele Bronzegräber aufzuweisen, sondern waren auch früher reich an Gräbern des Steinalters. Der 38. Bericht der vormaligen „Schleswig-Holsteinisch-Lauen-

*) Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für A., E. und U. Nr. 4, 1880, S. 8.
**) Germ. 16.
***) Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für A., E. u. U. Nr. 4, 1880, S. 8. „Antiquarische Miscellen" von Heinrich Handelmann, S. 48.

burgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer" enthält auf S. 7 und 8 eine im Jahre 1837 von Lehrer Pasche-Wankendorf dem Museum zu Kiel eingelieferte Beschreibung des Kirchspieles Bornhöved, in der mitgeteilt wird, daß sich 1837 an der südöstlichen Seite des Dorfes Schmalensee in einem Umkreise von kaum tausend Schritt Durchmesser viele Riesenbetten dicht aneinander befunden haben. Von den Steinumsetzungen waren vor 60 Jahren auf der Feldmark Schmalensee noch 9 erhalten. Die Länge dieser Gräberreihen, die teils von Osten nach Westen, teils von Süden nach Norden gingen, betrug 37—98, die Breite 7—24 Schritt. Zwischen Tarbek und Bornhöved traf man hin und wieder zerstörte Steinumsetzungen. Bei Bornhöved lagen südlich von dem Mühlenteiche drei einigermaßen erhaltene Begräbnisplätze, von denen der größte 64 Schritt lang und 18 Schritt breit war. Westlich von diesen traf man bald wieder auf andere, die sich von Norden nach Süden zogen und eine Strecke von einer Viertelstunde Weges einnahmen. Unweit des Grimmelsberges in der Nähe des Dorfes Tarbek gab es früher 4 mit großen Steinen umsetzte Gräberreihen, von denen noch 3 vorhanden sind. Die meisten Steinumsetzungen liegen und lagen innerhalb des Gebietes der alten Äcker. Es würde jedenfalls unrichtig sein, wenn man die alten Ackerstücke wegen ihrer Lage bei den Steingräbern dem Steinalter zuschreiben wollte. Ebenso unberechtigt erscheint die Annahme, daß die alten Stücke deswegen in einem inneren Zusammenhange mit dem Bronzealter stehen müßten, weil sie räumlich den Bronzegräbern nahe sind.

Wiben Peters, der Landesfeind Dithmarschens.

(Schluß.)

Endlich ereilte den gewaltthätigen Menschen sein Schicksal. Die Katastrophe wird in der Chronik des Neocorus ausführlich erzählt. Von Helgoland aus, wo er sich Hans Pommerink (oder Pomereninf) nennen ließ, beunruhigte er fortwährend mit seinem Bruder Hans und 16 Genossen die Nordsee. So fuhr er einst mit einer Jacht hinaus und überfiel einen Schiffer aus Emden, dem er nicht nur Viktualien, sondern auch andere Güter und Schiffsgerätschaften wegnahm. Der Beraubte landete nachher bei Büsum und brachte da seine Klage vor. Reimer Grot, der früher selber in Wiben Peters' Hände gefallen war, nahm sich der Sache an und wurde mit dem Achtunvierziger Boldes Johann, sowie mit Claus Hake von Süderdeich und Rode Reimer von Wesselburen einig, einzuschreiten, um dem Friedensbrecher das Handwerk zu legen. Jeder sollte in seinem Kirchspiel eine Anzahl von Männern ins Vertrauen ziehen, bis sie eine Schar von 100 Mann zusammengebracht hatten. Alsdann wollten sie hinüberfahren nach Helgoland und den Landesfeind gefangen nehmen; bei Verlust von Leben und Gut sollte jeder noch vor Sonnenuntergang bereit sein, an Bord zu gehen.

Am Sonntag vor Pfingsten*) 1545 wurde das Unternehmen ins Werk gesetzt. Der alte Claus Suwel wurde zum Führer erwählt, und in einen „Boier" (Barke) von Büsum, der Tieß Reimers Karsten gehörte, sowie in eine Jacht von Schülpe, Grotienß Johannes Maaß gehörig, lud man für einen Monat Lebensmittel an Brot, Butter, Bier und Speck, versah beide Schiffe dann mit Sand als Ballast, und unter dem Klang der Trommeln begab man sich an Bord und fuhr noch in der Nacht ab. Ein günstiger Ostwind wehte und führte die Schiffe schnell auf das Meer hinaus, sodaß sie schon um 9 Uhr morgens bei Helgoland anlangten. Der Boier fuhr erst an der Insel vorüber, da die Dithmarscher Wiben Peters veranlassen wollten, sie auf dem Meere zu verfolgen. Von der Mannschaft waren daher auch nur die auf dem Verdeck, die zur Führung des Schiffs dort sein mußten, während die übrigen unten im Raum auf dem Sand lagen und sich so verborgen hielten. Wiben Peters aber hatte kurz vorher 14 Mann aus Mangel an Proviant fortgeschickt, so daß er nur seinen Bruder Hans, einen Schreiber mit Namen Jochim und einen alten Landsknecht bei sich hatte. Er war deshalb zu schwach, um eine Verfolgung anzustellen, und blieb auf dem Kirchhofe stehen und beobachtete das Fahrzeug, das er gleich als ein dithmarsisches erkannte. In seinen Bart hatte er zwei Knoten geschlagen. Als er nun auch noch die Jacht ankommen sah, befürchtete er, daß es ihm gelte und brach in die Worte aus: „Scholde dat mi ock wol gelden? den dat gemeine Sprikwort secht: kein Hundt lopt söven Jahr dull."

Da nun die Dithmarscher merkten, daß der Landesfeind sie nicht zu verfolgen beabsichtigte, fuhren sie mit dem Boier in den Hafen von Helgoland, wo eine Anzahl von Schiffen aus Hamburg, Stade und Buxtehude lag, und fragten die Schiffsleute, ob man auf der Insel Kalk kaufen könne und ob keine fremden Leute oben seien. Man sagte ihnen, es seien nur vier Fremde dort, da eine Anzahl abgefahren sei. Die Mannschaft auf dem Verdeck rief nun den Leuten unten im Raum zu, sie sollten nur heraufkommen, worauf man begann, mit den fremden Schiffsleuten aus roten Schalen Bier zu trinken, um sie gesprächiger zu machen und so alles Wissenswerte zu erfahren. Indes kam auch die Jacht in den Hafen hinein, und man begann, die Leute in Böten ans Land zu setzen. Sie sprangen aber so eilig in dieselben hinein, daß der Führer Claus Suwel mit dem Spieß dazwischen schlug, worauf er mit Einwilligung Boldes Johannes 20 Mann beorderte, zur Bewachung der Fahrzeuge zurückzubleiben.

Das Oberland der Insel, auf welchem Wiben Peters mit seinen drei Genossen stand, ist ein 63 m hoher Thonsteinfelsen, auf welchen gegenwärtig eine Treppe von 193 Stufen hinaufführt. Zu jener Zeit führte ebenfalls nur ein einziger steiler, eingehauener Stufenweg auf die Höhe. Peters sandte den Prediger der Insel, Herrn Luder, hinab und ließ die Ankommenden fragen, was sie suchten. Sie antworteten: Wiben Peters; er möge sich gefangen geben

*) Nach einer anderen Angabe am 12. Mai, also erst am Dienstag vor Pfingsten.

und sich dem Landesrechte Dithmarschens unterwerfen. Der Prediger stieg wieder hinauf, um Bericht zu erstatten, und Wiben ließ antworten, er wolle sich auf das Recht des Dänenkönigs oder der Herzöge von Holstein ergeben, nicht aber nach dithmarsischem Recht gerichtet werden. Darauf lautete die Antwort: „Wir haben nichts als Liebes und Gutes mit dem König und mit den Fürsten; will er sich aber nicht dem dithmarsischen Recht unterwerfen, so werden wir ihn nach demselben mit Gewalt gefangen nehmen."

Wiben Peters holte darauf aus einem Hause eine Speerstange, band ein Bettlaken daran und schwang es als Fahne um den Kopf, schwang ebenfalls sein Schwert und trank seinen Genossen aus einer hölzernen Kanne zu. Zwei kleine Kanonen und eine Hakenbüchse schoß er dann auf die Angreifer ab, die sich aber rechtzeitig bückten, so daß die Kugeln über ihre Köpfe dahinflogen. Peters hatte es damit versehen, daß er die Schüsse unmittelbar nacheinander abgab; er hätte sich sonst nach dem Urteil des Chronisten noch eine Zeitlang verteidigen können. Die Dithmarscher gingen jetzt zum Angriff über, indem sie drei und drei im Glied den Felsen bestiegen. Wiben Peters und seine Begleiter flohen in die Kirche hinein und verschlossen und verrammelten die Thür. Inzwischen kam der Vogt, Michel Erich, herbei und erbot sich, den Dithmarschern, die schon die Fenster der Kirche zerschlagen hatten, die Thür zu öffnen, sandte auch einen Knaben in sein Haus, den Schlüssel zu holen. Ehe derselbe zurückkehrte, hatten die Angreifer aber mit einer Wagenstange schon die Thür eingerannt, wobei ein Speer nach ihnen geworfen wurde, der vor Rode Reimer in die Erde fuhr. Die Verfolgten bestiegen nun den Kirchenboden und versuchten, die Leitern nachzuziehen, was ihnen aber verwehrt wurde. Die Dihmarscher schossen dann durch die Bretter des Bodens bis das Blut an den Bildern des Altars herunterlief und sich in einer kleinen Vertiefung des Fußbodens sammelte. Als sie nun merkten, daß es oben ruhig wurde, stiegen sie die Leitern hinauf und fanden Wiben Peters auf dem Boden tot liegen; drei Kugeln waren ihm durch den Kopf gedrungen. Den Bruder fanden sie nur verwundet vor; da er sich aber tot stellte und auf keine Frage Antwort gab, hielt einer ihm seine Hakenbüchse vor die Stirn und drückte los, worauf der Tod alsbald eintrat. Den Landsknecht zogen sie aus dem Gewölbe heraus, und als er sich nicht gefangen geben wollte, wurde er mit einem eisernen Haken in den Kopf geschlagen und so getötet. Der Schreiber, der auf den Hahnenbalken geklettert war, wurde heruntergeholt und gefangen genommen.

In der Kirche begannen darauf einige der Dithmarschen das Zechen, während andere sich die Insel besahen. Sie bemerkten, daß die Helgoländer Frauen sich vor ihnen fürchteten und hinter einem kleinen Hügel sich zu verstecken suchten. Sie beruhigten sie mit den Worten, daß ihnen kein Leid widerfahren solle, und als sie später in die Kirche zurückkehrten, fanden sie die Frauen und einige Männer von der Insel dort vor, wo sie sich wacker an dem Trinken beteiligten, so daß wohl vier Tonnen Bier geleert wurden.

Darauf wurden die Toten in die Kirche hinuntergeschafft. Als man Wiben

Peters' Leichnam an einer alten Mastleine herunterließ, zerriß das Tau, so daß er fiel. Erst spät am Abend verließen sie dann die Kirche und begaben sich in die Vogtei. Der eingetretenen Windstille halber mußten sie dort einige Tage bleiben, und erst am Donnerstag fuhren sie des Morgens von der Insel ab. Unterwegs bemerkten sie, daß sie ihre Körbe und Gefäße mit Lebensmitteln zurückgelassen hatten, weshalb die fünf Jüngsten mit einem Ewer wieder nach Helgoland geschickt wurden, sie zu holen. In der Vogtei fanden sie die Inselbewohner im Begriff, die hinterlassenen Viktualien zu verzehren. Sie begnügten sich deshalb damit, die Körbe und Schüssel mitzunehmen, worauf die Helgoländer sich bedankten.

Am Freitagnachmittag fuhren die Dithmarscher in den Deichhauser Hafen ein. Die Toten wurden auf einen Wagen gelegt und nach Heide gefahren, wo man am Sonnabend anlangte. Es war eine solche Menge Menschen zusammengeströmt, daß sie von Lohe bis nach Heide auf beiden Seiten der Landstraße standen; auch war der große Marktplatz gedrängt voll. Voran marschierten die hundert, die von Helgoland zurückkamen, mit ihren Waffen, drei Mann im Glied, und als sie um den Marktplatz gezogen waren, schossen sie ihre Gewehre ab. Am Papageienbaum auf dem Platze ließen sie den Wagen halten. Eine Frau aus Schafstedt, der Peters zwei Häuser nebst Scheunen niedergebrannt hatte, drängte sich herzu und riß dem Toten ein Büschel Haare aus dem Bart mit den Worten: „Bist du da? Du hast mich auf die kalten Kohlen gesetzt."

Hierauf wurden den Toten und dem Gefangenen die Köpfe abgeschlagen und auf Pfähle gesteckt. Die Bemühungen vieler, das Leben des Gefangenen zu schonen, waren vergebens gewesen.

So endete Wiben Peters, der Landesfeind. Den Rechtsstreit vor dem Reichskammergericht setzte sein Bruder Barthold, der in Hadersleben wohnte, fort. Später unterstützte ihn sein Bruder Claus (Nikolaus), indem er für sich selber und für die Witwe und Tochter des Getöteten Ansprüche erhob. Der gewaltsame Tod Wibens auf Helgoland und die schimpfliche Behandlung seines Leichnams wurden nicht zum Gegenstand des Streites gemacht. Auch ließen sie sich nicht auf die Klage der Achtundvierziger ein, daß Wiben durch Rauben und Brennen ein landkundiger Friedbrecher geworden sei. Lediglich die Freisprechung in Rendsburg und die Verurteilung der Dithmarscher in Verden wurde von Wibens Brüdern festgehalten, um darauf rechtliche Forderungen zu begründen. Barthold Peters stellte eine ganz ungeheure Schaden- und Kostenberechnung auf; für die Schmach und Schande, die seinem Bruder durch die Anklage in Rendsburg zugefügt worden, forderte er z. B. 80000 Gulden rheinisch.

Als im Sommer 1559 Dithmarschen von König Friedrich II. von Dänemark und seinen Oheimen, den Herzögen Johann und Adolf, erobert und geteilt wurde, war die Sache in Speier noch immer nicht erledigt. Zum Abschluß kam sie aber im Oktober desselben Jahres auf dem fürstlichen Gerichtstage zu Rendsburg. Es wurde zwischen den streitenden Parteien ein Vergleich

dahin abgeschlossen, daß der Prozeß vor dem Reichskammergericht gänzlich eingestellt werden und in Zukunft kein Teil den andern belangen solle. Das Land Dithmarschen solle dem Barthold Peters und seinen Erben die Summe von 5500 Mark lübsch ausbezahlen, wovon die Herzöge die 500 Mark zu entrichten versprachen. Das übrige Geld solle in fünf jährlichen Raten von je 1000 Mark ausbezahlt werden. Die Häuser und Landgüter, die Bartholds Vater und seine Brüder Wiben und Hans zu Meldorf und an anderen Orten besessen hätten, seien ihm als Eigentum zurückzugeben.

Für die Dithmarscher hat die Angelegenheit aber noch schlimmere Folgen gehabt. Durch den Überfall auf Helgoland und die Entweihung der dortigen Kirche hatten sie den Zorn des Herzogs Adolf von Holstein, dem im Jahre 1544 die Insel zugesprochen worden war, auf sich geladen; und als im Jahre 1559 der Eroberungskrieg ausbrach, wurde in dem Fehdebriefe, den die Fürsten den achtundvierzig Regenten zustellten, besonders hervorgehoben, daß sie „ock Unse Hoheit antorören nicht verschonet, de Unterdahnen tom höchsten beschweret, Rooff, Mord und Fredebröke geöfet, wo denn up unse Land, Hilligeland genömet, dar de Kercke nicht verschonet und geschüet worden, Mord darin dödlik to öfen und to began, andere unsägliche dadliche grausahmliche Handlungen, de schwerlich to verholden.“ — Barthold Peters aber diente den Fürsten im Kriege als Führer und erleichterte ihnen durch seine Ortskunde die Eroberung des Landes.

Die Volkspoesie hat sich bald der Gestalt des Landesfeindes bemächtigt. Neocorus teilt zwei bezügliche Lieder in niederdeutscher Sprache mit, von denen das größere und bedeutendere später in die berühmte Sammlung, die Arnim und Brentano unter dem Titel „des Knaben Wunderhorn“ herausgaben, aufgenommen wurde. Es beginnt folgendermaßen:

„Wille ji hören ein nie Gedicht,
Wat kortlich iß uthgericht,
Darvan wil ick Juw singen.
Ein Mann iß Wiben Peter genant,
De Dithmarschen wolde he dwingen.“

Dann folgt ein kurzer Hinweis auf seine Gewaltthaten, auf seine Gefangenschaft und die Gerichtsverhandlung in Rendsburg, sowie auf die Reise nach Speier zu Kaiser Karl. Ausführlich schildert das Lied nur die Katastrophe auf Helgoland. Der Schluß lautet:

„De uns dat nie Ledtlin sang,
Reinholt Junge iß he genannt,
He hefft it gar schön gesungen,
He waß von twintich Jaren olt,
Den Rei hefft he gesprungen.

Jerren Reimer, de waß darbi,
Reinholt Junge, de schreff it fri,
Se hebben itt gar wohl gesungen.
Se drunken vel lever gudt Beer edder Win,
Den itt Water uth dem Brunnen.“

Das kleinere Lied enthält nur einen kurzen Bericht über die Vorgänge auf Helgoland.

Der dänische Volksschriftsteller Brosböll, der unter dem Pseudonym Carit Etlar schreibt, hat Wiben Peters zum Helden eines Romans gemacht. Eine gute deutsche Übersetzung von Ziegeler (in Glücksburg) ist 1876 unter dem Titel „der Landesfeind“ in Flensburg erschienen.

Unserem berühmten Landsmann Wilhelm Jensen haben die Schicksale des Landesfeindes den Stoff zu einer Novelle gegeben, die unter dem Titel „Wiben Peters“ sich in dem im Jahre 1877 bei Velhagen und Klasing erschienenen Buche „Aus dem sechzehnten Jahrhundert. Kulturhistorische Novellen“ befindet.

Kinderlieder und Spiele.

Gesammelt in Süderstapel a. d. Eider von **Willers Jessen**, Lehrer in Eckernförde.

1.

So langsam wie der Regen,
so geschwind wie der Wind.

(Die Kinder stehen im Kreis; bei der ersten Zeile wird gegangen, während bei der zweiten schnell herumgetanzt wird.)

2.

De Kater dans,
de Kater dans,
he dreiht sick eenmal r u m,
und wenn de Deerns to Melken gaht,
so lopt se schev und k r u m m.

(Zwei Kinder fassen sich mit beiden Händen an, aber mit gekreuzten Armen, gehen singend vorwärts; bei den gesperrten Worten machen sie kehrt und marschieren weiter.)

Phänologische Beobachtungen in Schleswig-Holstein im Jahre 1895.

Von Prof. Dr. **Paul Knuth** in Kiel.

„Wer stets mit der Natur gelebt,
Von ihr beglückt, mit ihr verwebt,
Das erste Grünen, erste Sprossen
Als tiefersehntes Glück genossen;
Am ersten Glöckchen sich entzückte,
Das grüßend aus der Erde blickte,
Dann an den Veilchen, wilden Rosen
Bis zu den letzten Herbstzeitlosen: —
Ist, wenn er Achtzig hat vollbracht,
Zum Leben achtzig Mal erwacht.“
(A. Wohlgemuth.)

Die im vorigen Jahre zum Versand gekommenen phänologischen Karten enthielten, wie ich in einer im März 1895 in der „Heimat“ veröffentlichten Notiz bemerkte, in Punkt 4 der „Anleitung“ einen Widerspruch zu den auch von uns angenommenen Hoffmann-Ihneschen Grundsätzen. Ich habe mit Herrn Dr. Ihne ausführlich hierüber verhandelt, und derselbe hat mich von der Rich-

tigkeit seiner Anschauung überzeugt, daß es in der Natur der Sache liegt, daß nicht notwendig in jedem Jahre an denselben Exemplaren die Vegetationsstufen notiert werden. Es ist daher Punkt 4 meiner „Anleitung" zu streichen. Herr Dr. Ihne schreibt mir nämlich Folgendes: „Denken Sie daran, was man will: Beobachtungen, die die durchschnittliche Beschaffenheit des betreffenden Ortes möglichst frei von individuellen Einflüssen der Beobachtungsinstrumente, d. h. der Pflanzen wiederspiegeln. Gerade darum habe ich in dem Kopf unserer Instruktion ausdrücklich gesagt, daß nur zahlreich am Beobachtungsort vertretene Exemplare einer und derselben Species genommen werden sollen*). Nur in diesem Falle gleicht sich ein durch nicht normale Individuen verursachter Fehler aus. Ferner ist es eine Thatsache, daß ein an einem durchschnittlichen Standorte stehendes Exemplar, das z. B. 1888 die ersten Blüten gezeigt hat, dies nicht auch 1889 und 1890 u. s. w. thut. Es kann so sein, kann aber auch nicht so sein. Seit mehreren Jahren beobachtete ich hier**) jährlich dieselben etwa 100 Individuen verschiedener Species, später denke ich darüber zu veröffentlichen. Beobachtungen an denselben Exemplaren von Jahr zu Jahr haben stets biologischen Wert, sie brauchen aber nicht auch in vergleichend geographisch-klimatologischem Sinne verwendbar zu sein; wohl können sie es. Da manchmal — aber nicht immer und nicht notwendig — die nämlichen Individuen, die richtig stehen und weder exceptionell früh oder spät sind, in jedem Jahre dem Beobachter die richtigen und für allgemeine Vergleichung brauchbaren Daten angeben, so haben wir nicht gesagt: es dürfen nicht immer dieselben Exemplare genommen werden. Vielmehr wählten wir — und zwar schon bei unserem ersten Aufruf 1882—, den Passus, der sich auch jetzt noch findet: Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht notwendig in jedem Jahre an denselben Exemplaren die Vegetationsstufen notiert werden."

Im Anschluß hieran will ich auf enige wichtige phänologische Arbeiten, welche Herr Dr. Ihne in der letzten Zeit veröffentlicht hat, hinweisen. Die erste dieser Schriften: „Über den Einfluß der geographischen Länge auf die Aufblühezeit von Holzpflanzen in Mitteleuropa"***) zeigt folgende Ergebnisse: 1) das Aufblühen der Frühlings- und Frühsommerpflanzen an Orten gleicher Breite und Höhe tritt im Westen früher ein als im Osten; 2) für eine Längenzunahme von 111 km verzögert sich der Eintritt der Blütezeit der bei uns im Frühling und Frühsommer zur Blüte gelangenden Holzpflanzen durchschnittlich um 0,9 Tag (Hauptergebnis); 3) für die früher im Jahre zur Blüte gelangenden Pflanzen ist der Betrag der Verspätung des Aufblühens für je 111 km Längenzunahme größer als für die später zur Blüte gelangenden.

Eine zweite Arbeit desselben Forschers: „Über phänologische Jahreszeiten"†) stellt acht Vegetationsjahreszeiten auf, welche (meist in Übereinstimmung mit

*) Wie in Punkt 3 meiner Anleitung. Knuth.
**) Friedberg in Hessen.
***) Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. Nürnberg.
†) Naturwiss. Wochenschrift, Bd. X, Nr. 4 (27. Jan. 1895), S. 37—43.

O. Drudes*) Einteilung) in folgender Weise gekennzeichnet sind: 1) Der Vorfrühling ist die Zeit des Erwachens der Vegetation. Diese erste phänologische Jahreszeit ist dadurch bezeichnet, daß während derselben nur solche Holzpflanzen aufblühen, deren Blüten sich vor den Blättern entfalten und bei denen zwischen dem Aufblühen und der Belaubung eine Pause liegt. Die Kräuter, die gleichzeitig mit diesen Holzpflanzen zur Blüte gelangen, gehören auch dieser Periode an. — Hierher gehört (von den in meiner phänologischen Karte gemachten Angaben) das Stäuben der Antheren des Haselstrauches, sowie das Aufblühen des Schneeglöckchens, des Windröschens, der Feigwurz, der Dotterblume.

2) Der Erst- oder Halbfrühling ist dadurch bezeichnet, daß solche Pflanzen zur Blüte gelangen, bei denen sich Blüten und erste Blätter gleichzeitig oder fast gleichzeitig entwickeln; zwischen Aufblühen und Belaubung ist keine Pause. Die Belaubung der Bäume beginnt. — Hierher gehört die Blütenentfaltung der Johannisbeeren, der Süß- und der Sauerkirsche, des Schwarzdorns, des Faulbaums (Prunus Padus), der Birne und des Apfels, sowie die Blattentfaltung der Roßkastanie, Birke, Buche und Eiche.

3) Der Vollfrühling beginnt mit dem Aufblühen solcher Holzpflanzen, deren Blüten sich deutlich nach den ersten Blättern entwickeln, wie das von jetzt an die Regel ist, und endet vor dem Aufbühen des Getreides. Der Laubwald wird vollständig grün. — Hierher gehören also folgende Phasen: Buch- und Eichwald grün, Blütenentfaltung des tatarischen Geisblatts, der Syringe, der weißen Narzisse, der Roßkastanie, des Weißdorns, des Besenginsters, des Goldregens, der Eberesche und der Quitte.

4) Der Frühsommer beginnt mit dem Aufblühen des Getreides und endet vor der Reife des frühen Beerenobstes. — Hierher gehört also das Aufblühen des Winterroggens, des Fliederbeerbaumes (Hollunders, Sambucus nigra), der Tollkirsche, der Himbeere, der Schneebeere, der Gartensalbei, des roten Hartriegels, des Weines und des Ligusters.

5) Der Hochsommer ist die Zeit, in der die Früchte des Beerenobstes (außer Wein) und des Getreides reifen, das Getreide geerntet wird. — Der Hochsommer wird also durch die Fruchtreife der Johannisbeeren, des tatarischen Geisblattes, der Himbeere, der Schneebeere, der Tollkirsche, der Vogelbeere, der Fliederbeere, durch die Blütenentfaltung der Linden und der weißen Lilie, sowie die Roggenernte bezeichnet.

6) Der Frühherbst ist die Zeit, in welcher die Ausbildung der Früchte, soweit dies nicht schon vorher geschehen ist, zum Abschluß kommt. — Hierher gehört also besonders die Fruchtreife des Hornstrauchs, des Ligusters, der Roßkastanie.

*) Oscar Drude, Die Ergebnisse der in Sachsen seit dem Jahre 1882 nach gemeinsamem Plane angestellten pflanzenphänologischen Beobachtungen. (Isis 1891.)

7) Der Herbst ist die Zeit der sich vorbereitenden Ruheperiode (im gewöhnlichen Sinne genommen, d. h. Ende der assimilatorischen Thätigkeit). Sie kann als beendet angesehen werden durch den Eintritt der allgemeinen Laubverfärbung, der letzten noch einigermaßen brauchbaren phänologischen Äußerung des physiologisch-biologischen Verhaltens der Holzpflanzen. — Dieser Abschnitt wird daher bezeichnet durch die allgemeine Laubverfärbung der Roßkastanie, Birke, Buche und Eiche.

8) Der Winter endlich ist die Ruheperiode bis zum Beginn des Vorfrühlings. Als eine phänologische Jahreszeit im eigentlichen Sinne kann er nicht angesehen werden. Die sog. Winterblüten, wie die Christwurz (Helleborus niger) fallen für phänologische Zwecke nicht in's Gewicht.

Eine dritte Arbeit von Dr. Ihne, die hier noch kurz erwähnt werden mag, ist »Phenologic or thermal constants« *); in derselben wird versucht, die Entwickelung der Pflanzen mit thermometrischen Werten in Parallele zu stellen.

Eine über die phänologischen Fragen Aufschluß und Anregung gebende Arbeit ist von Prof. Dr. Siegmund Günther in München unter dem Titel: „Die Phänologie, ein Grenzgebiet zwischen Biologie und Klimakunde" **) herausgegeben. Sie zerfällt in folgende Abschnitte:

1. Phänologische Bestrebungen in früherer Zeit. Methodisches.
2. Die Lehre von den Wärmesummen.
3. Die Phänologie als geographisches Problem betrachtet. —

Nachdem ich so im Vorhergehenden über die wichtigsten allgemeinen vorjährigen Arbeiten über Phänologie kurz berichtet habe, seien einige Bemerkungen über unsere speziellen, schleswig-holsteinischen Beobachtungen gestattet. Die Zahl der Beobachter und der Stationen ist in den letzten der sechs Jahre des Bestehens sehr gleichmäßig geblieben. Sie betrugen:

	1890	1891	1892	1893	1894	1895
Beobachter	18	28	26	30	28	32
Stationen	17	25	25	25	25	27

Auch in diesem Jahre sind einzelne Karten verloren oder wegen mancherlei Abhaltung der Beobachter mangelhaft ausgefüllt worden oder ganz unausgefüllt geblieben. Ich will noch bemerken, daß die Angabe: Buchwald bei Flensburg grün am 10. Mai 1895 heißen muß: Buchwald, z. B. Marienholz bei Flensburg, am 29. April ganz grün. Leider ist Flensburg fast die nördlichste Station; es ist sehr zu bedauern, daß nicht auch im nördlichen Schleswig phänologische Beobachtungen angestellt werden.

*) Report of the Chicago Meteorological Congress, Aug. 1893, S. 427—431. — Die deutsche Übersetzung: Phänologische und thermische Konstanten erschien in: Das Wetter, Meteorolog. Monatschrift, herausgegeben von R. Aßmann, 13. Jahrg., 1895, Heft 2.

**) In: Natur und Offenbarung, Bd. 41, 1895. Auch als besondere Broschüre erschienen. (8°, 51 Seiten. Münster, Aschendorffsche Buchhandlung.)

Ort.	Beobachter.	* Galanthus nivalis e B.	Corylus Avellana, Antheren stäuben.	* Anemone nemorosa e. B.	* Ranunculus Ficaria e B.	Aesculus Hippocastanum B. O. s.	Ribes rubrum e. B.	* Caltha palustris e. B.	* Primula officinalis e. B.	* Cardamine pratensis e. B.	Ribes aureum e. B.	Prunus avium e. B.	Prunus spinosa e. B.
Altona und Umgegend	**W. Petersen** und **B. Horstmann,** Lehrer	15. III.	28. III.	1. IV.	5. IV.	19. IV.	20. IV.	21. IV.		29. IV.	29. IV.	27. IV.	30. IV.
Augustenburg (Alsen)	**W. Meyer,** Apotheker	10. III.	12. IV.	18. IV.	16. IV.	1. V.	1. V.	28. IV.		2. V.		4. V.	3. V.
Bergedorf	**Dr. W. Fischer,** Oberlehrer	12. III.	29. III.	13. IV.	12. IV.	19. IV.	25. IV.		18. IV.			26. IV.	29. IV.
Eutin	**H. Roese,** Hofgärtner a. D.	11. III.	29. III.	8. IV.	14. IV.	25. IV.	28. IV.	23. IV.	19. IV.		1. V.	1. V.	24. IV.
Fargemiel (Land Oldenb.)	**J. Prehn,** Lehrer	10. III.	3. III.	14. IV.	17. IV.	30. IV.	25. IV.	5. V.	28. IV.	15. V.	13. V.	6. V.	10. V.
Flensburg	**Dr. Hansen,** Professor											5. V.	
Gettorf	**Jul. Mordhorst,** Kantor	24. III.	16. III.	20. IV.	20. IV.	20. IV.	1. V.	24. IV.	15. IV.		1. V.	1. V.	28. IV.
Glückstadt	**Riessen,** Oberlehrer	7. III.	20. III.	19. IV.	18. IV.	20. IV.	28. IV.	25. IV.		29. IV.	30. IV.	28. IV.	4. V.
Kattrepel b. Brunsbüttel	**H. Voß,** Lehrer				5. IV.	18. IV.	19. IV.			24. IV.		28. IV.	
Kiel	**Groth,** Lehrer	22. III.	28. III.	13. IV.	16. IV.	23. IV.	29. IV.	24. IV.	24. IV.	5. V.	6. V.		5. V.
Kiel	**A. Hahn,** Oberlehrer	10. III.	15. III.	11. IV.	13. IV.	14. IV.	21. IV.	24. IV.	21. IV.	10. V.	1. V.	2. V.	3. V.
Kiel	**Dr. P. Knuth,** Professor	10. III.		10. IV.	10. IV.	21. IV.		23. IV.	20. IV.	5. V.			1. V.
Kiel	**H. T. Peters,** Rentner	12. III.	31. III.	16. IV.	12. IV.	26. IV.	30. IV.	18. V.	6. V.	4. V.	5. V.	3. V.	1. V.
Lauenburg (Elbe)	**G. Witte,** Oberlehrer		31. III.			18. IV.	24. IV.					25. IV.	28. IV.
Lübeck	**O. Ranke,** Gymnasiast	17. III.	23. III.	3. IV.	9. IV.	21. IV.	14. IV.	26. IV.	25. IV.	29. IV.	28. IV.	30. IV.	28. IV.
Lunden (N.-Dithm.)	**J. Cornils,** Lehrer	13. III.	12. IV.	14. IV.	14. IV.	23. IV.	29. IV.	30. IV.		30. IV.	9. V.	2. V.	
Neustadt i. H.	**G. Schröder,** Lehrer	17. III.	30. III.			26. IV.	30. IV.	26. IV.		9. V.	7. V.	5. V.	5. V.
Oldesloe	**Dr. Lichtenberg,** Professor	26. II.	28. III.	1. IV.	16. IV.	23. IV.	26. IV.	24. IV.	11. IV.	18. IV.	3. V.	29. IV.	30. IV.
Pinneberg	**H. Christiansen,** Lehrer	Mitte III.	Mitte III.	5. IV.	3. IV.	22. IV.	23. IV.	23. IV.	23. IV.	25. IV.	27. IV.	28. IV.	1. V.
Plön	**Ad. Schulz,** Lehrer		5. III.	31. III.	10. IV.	18. IV.	28. IV.	21. IV.	15. IV.	3. V.	7. V.	27. IV.	1. V.
Gr. Quern	**E. Schnack,** Lehrer	15. III.	30. III.	10. IV.	15. IV.	25. IV.	29. IV.	20. IV.		5. V.		5. V.	6. V.
Ratzeburg	**R. Tepelmann,** Rektor	10. III.	25. III.		26. III.	20. IV.	27. IV.	7. IV.		3. V.		27. IV.	28. IV.
Rendsburg	**H. Dreßler,** Lehrer		1. IV.	8. IV.		25. IV.	30. IV.	2. V.	1. V.			5. V.	8. V.
Schleswig	**Dr. Steen,** Oberlehrer	11. III.	25. III.	15. IV.	2. IV.	20. IV.	23. IV.	20. IV.	9. IV.	3. V.	29. IV.	3. V.	4. V.
Segeberg	**Dr. P. Buttel,** Erster Sem.-Lehrer		4. III.			28. IV.	2. V.				30. IV.	28. IV.	30. IV.
Süderheistedt	**F. Johannsen,** Lehrer	16. III.	31. III.	2. IV.	15. IV.	23. IV.	28. IV.	23. IV.	23. IV.	3. V.		7. V.	2. V.
Tönning	**E. Wagener,** Lehrer	17. III.			14. IV.	21. IV.	27. IV.					3. V.	
Warder Kr. Segeberg	**G. Schröder,** Lehrer u. Organist	17. III.	1. IV.	14. IV.	16. IV.	24. IV.	27. IV.	25. IV.	15. IV.	3. V.	1. V.	1. V.	2. V.
Westerland (Sylt)	**J. Wulf,** Lehrer	15. III.				27. IV.	26. IV.		20. IV.		21. IV.	10. IV.	
Wöhrden i. H.	**C. Eckmann,** Rektor	2. III.		16. IV.			21. IV.	6. V.		5. V.		4. V.	
Zarpen	**C. Rohweder,** Lehrer	16. III.	1. IV.	13. IV.	13. IV.	20. IV.	27. IV.	23. IV.		25. IV.	25. IV.	28 IV.	28 IV.

Prunus Cerasus e. B.	[Prunus Padus e. B.]	Pirus communis e. B.	Fagus silvatica B. O. s.	Pirus Malus e. B.	Betula alba B. O. s.	Quercus pedunculata B. O. s.	Lonicera tatarica e. B.	Syringa vulgaris e. B.	* Orchis latifolia e. B.	Fagus silvatica, Buchwald grün.	Narcissus poëticus e. B.	Aesculus Hippocastanum e. B.	Crataegus Oxyacantha e B.	Spartium Scoparium e. B.	Quercus pedunculata, Eichwald grün.	Cytisus Laburnum e. B.	Cydonia vulgaris e. B.	Sorbus aucuparia e. B.
2. V.	5. V.	1. V.	29. IV.	7. V.	23. IV.	1. V.	10. V.	9. V.	12. V.	2. V.	3. V.	7. V.	16. V.	12. V.	6. V.	17. V.	16. V.	15. V.
7. V.		10. V.	28. IV.	15. V.	3. V.	12. V.	18. V.	16. V.	2. V.	1. V.	1. V.	13. V.	28. V.		20. V.	30. V.	28. V.	10. V.
29. IV.		30. IV.	24. IV.	4. V.	23. IV.	3. V.		3. V.		29. IV.		8. V.	14. V.			24. V.		
1. V.	8. V.	6. V.	27. IV.	9. V.	25. IV.	6. V.	16. V.	16. V.		1. V.	4. V.	12. V.	21. V.	28. V.	14. V.	31. V.	28. V.	18. V.
		10. V.	1. V.	12. V.	5. V.	8. V.		26. V.	15. V.	12. V.	21. V.	19. V.	26. V.		9. VI.	5. V.	31. V.	15. V.
		8. V.	26. IV.	12. V.		6. V.		18. V.		1. V.		13. V.	26. V.		23. V.			
12. V.		8. V.	27. IV.	18. V.	1. V.	10. V.	15. V.	17. V.		3. V.	8. V.	8. V.	14. V.		16. V.	16. V.	12. V.	14. V.
3. V.	8. V.	4. V.	30. IV.	6. V.	28. IV.	9. V.	9. V.	11. V.		9. V.	5. V.	8. V.	16. V.		22. V.	13. V.	18. V.	16. V.
30. IV.		8. V.		11. V.				10. V.			13. V.	13. V.	14. V.			19. V.		
							16. V.	22. V.		28. IV.		13. V.				27. V.	25. V.	
1. V.	11. V.	3. V.	22. IV.	8. V.	24. IV.	3. V.	17. V.	18. V.	17. V.	28. IV.	8. V.	13. V.	22. V.	25. V.	13. V.	19. V.	25. V.	18. V.
29. IV.	5. V.		24. IV.	10. V.		5. V.		16. V.	20. V.	28. IV.	30. IV.	11. V.	20. V.	27. V.	12. V.	23. V.	24. V.	20. V.
1. V.		5. V.	26. IV.	12. V.	29. IV.	1. V.	16. V.	15. V.	12. V.	1. V.	8. V.	9. V.	20. V.	27. V.	24. V.	25. V.	27. V.	16. V.
		30. IV.		3. V.			9. V.	8. V.		28. IV.	1. V.	7. V.	14. V.			14. V.		
2. V.	30. IV.	1. V.	23. IV.	6. V.	1. V.	2. V.		9. V.	5. V.	28. IV.		7. V.	13. V.		16. V.	12. V.	22. V.	14. V.
9. V.		11. 5.		13. V.				22. V.			11. V.	13. V.	25. V.			31. V.	29. V.	
5. V.	9. V.	9. V.	26. IV.	10. V.	29. IV.	8. V.	9. V.	15. V.	12. V.	29. IV.	12. V.	14. V.	24. V.		26. V.	31. V.	28. V.	25. V.
30. IV.	4. V.	8. V.	24. IV.	9. V.	28. IV.	9. V.	14. V.	11. V.	15. V.	5. V.	11. V.	9. V.	19. V.		20. V.	24. V.	20. V.	22. V.
30. IV.	4. V.	5. V.	22. IV.	6. V.	1. V.	2. V.	5. V.	19. V.	20. V.	24. IV.	14. V.	16 V.	17. V.	20. V.	15. V.	29. V.	27. V.	1. VI.
	6. V.	8. V.		10. V.		2. V		16. V.	11. V.	29. IV.	6. V.	6. V.	23. V.			24. V.	22. V.	14. V.
	26. V.	11. V.	26. IV.	14. V.		8. V.		22. V.		2. V.	16. V.	14. V.	24. V.		23. V.	27. V.	25. V.	23. V.
28. IV.	4. V.	5. V.	23. IV.	5. V.	26. IV.	1. V.		10. V.		28. IV.	4. V.	5. V.	16. V.		13. V.		20. V.	10. V.
10. V.	8. V.	8. V.	1. V.	12. V.	1. V.	12. V.	19. V.	14. V.		8. V.	12. V.	16. V.	18. V.	25. V.	25. V.	28. V.	25. V.	25. V.
5. V.	7. V.	7. V.	21. IV.	9. V.	4. V.	10. V.	15. V.	14. V.	1. V.	27. IV.	9. V.	12. V.	15. V.	13. V.	15. V.	24. V.	20. V.	18. V.
1. V.		6. V.	4. V.	11. V.	15. V.	19. V.	9. V.	15. V.		10. V.	14. V.	14. V.	21. V.		26. V.	23. V.	26. V.	
7. V.		8. V.	28. IV.	11. V.	28. IV.	2. V.		15. V.	8. V.	2. V.	13. V.	10. V.	21. V.	18. V.	12. V.	24. V.	27. V.	20. V.
		7. V.	1. V.	9. V.	25. IV.	4. V.	8. V.	13. V.			6. V.	14. V.				28. V.	23. V.	29. V.
6. V.	5. V.	10. V.	26. IV.	12. V.	26. IV.	5. V.	12. V.	17. V.	14. V.	30. IV.	10. V.	11. V.	24. V.	20. V.	15. V.	15. V.	20. V.	20. V.
15. V.		11. V.		20. V.			23. V.	17. V.				20. V.	24. V.			25. V.		25. V.
6. V.		8. V.		12. V.				10. V.			11. V.	12. V.					20. V.	
2. V.	3. V.	10. V.	2. V.	12. V.	3. V.	12. V.	12. V.	13. V.	13. V.	11. V.	7. V.	14. V.	16. V.		14. V.	25. V.		1. VI.

Ort.	Beobachter.	Sambucus nigra e. B.	Secale cer. hib. e. B.	[Atropa Belladonna e. B.]	Symphor. racem. e. B.	Rubus idaeus e. B.	[Salvia officinalis e. B.]	Cornus sanguinea e. B.	[Vitis vinifera e. B.]	Centaurea Cyanus e. B.	* Hypericum perf. e. B.	Ribes rubrum e. Fr.
Altona und Umgegend	**W. Petersen** und **B. Horstmann**, Lehrer	5. VI.	1. VI.		4. VI.	28. V.		15. VI.		5. VI.	29. VI.	26. VI.
Augustenburg (Alsen	**W. Meyer**, Apotheker	12. VI.	10. VI.		16. VI.	6. VI.	20. VI.		2. VII.		1. VII.	2. VII.
Bergedorf	**Dr. W. Fischer**, Oberlehrer		31. V.								20. VI.	22. VI.
Eutin	**H. Roese**, Hofgärtner a. D.	11. VI.	2. VI.		11. VI.	7. VI.	16. VI.	5. VI.	30. VI.			8. VII.
Fargemiel (Land Oldenburg)	**J. Prehn**, Lehrer	20. VI.	9. VI.		20. VI.	9. VI.	20. VI.	25. VI.		7. VI.	10. VII.	15. VII.
Flensburg	**Dr. Hansen**, Professor	8. VI.	4. VI.								4. VII.	
Gettorf	**Jul. Nordhorst**, Kantor	16. VI.	6. VI.		15. VI.	14. VI.						10. VII.
Glückstadt	**Riessen**, Oberlehrer	7. VI.										
Kattrepel bei Brunsbüttel	**H. Voß**, Lehrer	8. VI.	7. VI.		10. VI.							25. VI.
Kiel	**Groth**, Lehrer	4. VI.										
Kiel	**A. Hahn**, Oberlehrer	15. VI.	9. VI.	8. VI.	10. VI	9. VI.	9. VI.	1. VI.		13. VI.	29. VI.	2. VII.
Kiel	**Dr. P. Knuth**, Professor	6. VI.	8. VI.	8. VI.	11. VI.	6. VI.		1. VI.		6. VI.	28. VI.	
Kiel	**H. T. Peters**, Rentner	10. VI.	1. VI.		10. VI.	1. VI.				8. VI.	30. VI.	2. VII.
Lauenburg (Elbe)	**G. Witte**, Oberlehrer	5. VI.	1. VI.		5. VI.							19. VI.
Lübeck	**O. Ranke**, Gymnasiast		26. V.			30. V.		2. VI.		31. V.	25. VI.	27. VI.
Lunden (Norder-Dithm.)	**J. Cornils**, Lehrer	15. VI.	7. VI.									4. VII.
Neustadt i. H.	**G. Schröder**, Lehrer	15. VI.	9. VI.	20. VI.	13. VI.	1. VI.		22. VI.	2. VII.	10. VI.	6. VII.	9. VII.
Oldesloe	**Dr. Lichtenberg**, Professor	7. VI.	31. V.		29. V.	1. VI.		14. VI.	11. VI.	2. VI.	15. VI.	20. VI.
Pinneberg	**H. Christiansen**, Lehrer	8. VI.	3. VI.		7. VI.	8. VI.		28. V.		6. VI.	27. VI.	24. VI.
Plön	**Ad. Schulz**, Lehrer		30. V.		7. VI.					6. VI.		
Gr. Quern	**E. Schnack**, Lehrer	16. VI.	5. VI.		8. VI.							
Ratzeburg	**R. Tepelmann**, Rektor	5. VI.	29. V.		9. VI.	19. V.			26. VI.			22. VI.
Rendsburg	**H. Dreßler**, Lehrer	10. VI.	1. VI.		6. VI.	5. VI.		4. VI.	3. VII.		6. VII.	3. VII.
Schleswig	**Dr. Steen**, Oberlehrer	7. VI.	1. VI.		7. VI.	8. VI.	10. VI.	12. VI.	20. VI.	6. VI.	2. VII.	28. VI.
Segeberg	**Dr. P. Buttel**, Erster Sem.-Lehrer	17. VI.	4. VI.			12. VI.		15. VI.	24. VI.			14. VII.
Süderheistedt	**F. Johannsen**, Lehrer	12. VI.	1. VI.					28. VI.		3. VI.	29. VI.	2. VII.
Tönning	**E. Wagener**, Lehrer	10. VI.			26. V.	30. V.			5. VII.			28. VI.
Warder (Kreis Segeberg)	**G. Schröder**, Lehrer und Organist	13. VI.	2. VI.		14. VI.	10. VI.	10. VI.	7. VI.	24. VI.	11. VI.	29. VI.	9. VII.
Westerland (Sylt)	**J. Wulf**, Lehrer	16. VI.	12. VI.		14. VI.						11. VII.	1. VII.
Wöhrden i. H.	**C. Eckmann**, Rektor											
Zarpen	**C. Rohweder**, Lehrer	5. VI.	2. VI.		7. VI.	13. VI.	15. VI.	17. VI.	20. VI.		20. VI.	28. VI.

*) Bäume der Elbchaussee. Die Daten für die Bäume der Sternschanze und des Botanischen Gartens zu

Tilia grandifolia e. B.	* Calluna vulgaris e. B.	Ligustrum vulgare e. B.	Lonicera tatarica e. Fr.	Lilium candidum e. B.	Rubus idaeus e. Fr.	Ribes aureum e. Fr.	Secale cer. hib., Ernteanfang.	Sorbus aucuparia e. Fr.	[Atropa Belladonna e. Fr.]	Symphor. racem. e. Fr.	Sambucus nigra e. Fr.	Cornus sanguinea e. Fr.	Ligustrum vulgare e. Fr.	Aesculus Hippocast. e. Fr.	Aesculus Hipp. a. L. V.	Betula alba a. L. V.	Fagus silvatica a. L. V.	Quercus pedunc. a. L. V.
27. VI.	19. VII.	20. VI.	26. VI.	3. VII.	5. VII.		23. VII.	27. VII.		28. VII.	30. VIII.		19. IX.	20. IX.	28.* IX.	30.*) IX.	9.* X.	12.*) X.
2. VII.		30. VI.		6. VII.	14. VII.		26. VII.	30. VII.		25. VIII.	2. IX.			4. IX.	15. IX.	21. IX.	25. X.	5. XI.
25. VI.		25. VI.			6. VII.		20. VII.				15. IX.		18. IX.	16. IX.	26. IX.	29. IX.	16. X.	19. X.
1. VII.	26. VIII.	21. VI.	14. VII.	6. VII.	14. VII.		20. VII.	17. VIII.			14. IX.	10. VIII.		10. IX.	Anf. X.	14. X.	20. X	26. X.
20. VII.	10. VIII.	6. VII.		13. VII.	16. VII.		31. VII.	1. IX.			16. IX.	25. VIII.	30. IX.	24. IX.	20. IX.	30. X.	27. X.	
3. VII.							29. VII.				10. IX.			29. IX.	16. X.	17. X.	19. X.	19. X.
10. VII.		20. VI.		4. VII.	10. VII.		25. VII.	10. VIII.		20. VIII.	5. IX.		20. IX.	15. IX.	10. X.		9. X.	20. X.
			23. VI.	9. VII.	5. VII.	6. VII.	26. VII.	5. VIII.			3. IX.			24. IX.	2. X.	4. X.	10. X.	24. X.
4. VII.				8. VII.	15. VII.		19. VII.			30. VII.	24. VIII.			21. IX.				
1. VII.	2. VII.	4. VII.	10. VII.	8. VII.	8. VII.	9. VII.	28. VII.	29. VII.	2. VIII.	3. VIII.	10. IX.	6. VIII.		12. IX.				
			14. VII.				27. VII.			2. VIII.	12. IX.			14. IX.				
26. VI.	16. VII.	23. VI.	20. VII.	6. VII.	13. VII.		27. VII.	6. VIII.		30. VIII.	15. IX.		1. X.	16. IX.	18. X.	21. IX.	13. X.	26. X.
							17. VII.	17. VII.			21. VIII.			5. X.		23. X.	30. X.	7. X.
30. VI.	19. VII.	6. VI.		7. VII.	16. VII.			23. VII.										
6. VII.	5. VII						19. VII.				30. VIII.			13. IX.	10. X.			
4. VII.				12. VII.	13. VII.		22. VII.				8. IX.	9. IX.		8. IX.		4. X.	30. IX.	5. XI.
26. VI.		1. VII.	15. VII.	8. VII.	12. VII.	15. VII.	27. VII.	20. VIII.		10. VIII.	12. IX.		20. IX.	10. IX.	20. X.	15. X.	20. X.	25. X.
1. VII.	26. VII.	9. VII.		1. VII.	28. VI.		15. VII.	27. VII.		10. VIII.	10. IX.			10. IX.	Anf. X.		25. X.	2. XI.
		23. VI.		28. VI.	3. VII.		19. VII.	10. VIII.		18. VIII.	26. VIII.			16. IX.	17. X.	22. X.	25. X.	5. XI.
			2. VII.		7. VII.	7. VII.	24. VII.	12. VII.		13. VIII.	22. IX.							
5. VII.	15. VIII.	3. VII.	13. VII.	4. VII.	7. VII.	13. VII.	26. VII.	16. VIII.		15. VIII.	28. VIII.	12. IX.	13. IX.	17. IX.	30. IX.	10. X.	12. X.	16. X.
2. VII.		5. VII.		2. VII.	20. VII.	14. VII.	21. VII.			18. VIII.	26. IX.	15. VIII.		25. IX.	14. X.	2. X.	10. X.	20. X.
3. VII.					13. VII.		1. VIII.	24. VII.		29. VIII.	6. IX.	10. IX.		20. IX.	Ende IX.	Ende IX.	Mitte X.	Ende X.
6. VII.		6. VII.	5. VII.	12. VII.	12. VII.			2. VIII.						7. IX.		14. X.		
1. VII.	20. VII.	3. VII.	14. VII.	4. VII.	10. VII.	14. VII.	25. VII.	8. VIII.		10. VIII.	10. IX.		20. IX.	20. IX.	6. X.	10. X.	19. X.	19. X.
	15. VII.	10. VI.	25. VII.				10. VIII.			13. VIII.	8. IX.			20. IX.				
				4. VII.														
		1. VII.	1. VII.	3. VII.	7. VII.	10. VII.	25. VII.	10. VIII.		16. VIII.	10. IX.	18. IX.	22. IX.	3. X.	18. X.	25. X.	30. X.	3. XI.

Hamburg heißen: 14. X. 14. X. 27. X. 23. X.

Das Gottesgericht in Renz.

Eine schleswigsche Sage nach dem Volksmunde erzählt von
J. P. Hansen, Lehrer in Baistrup bei Tingleff.

Im mittleren Schleswig, ungefähr mitten zwischen den Städten Flensburg und Tondern, liegt an der Süderau das ziemlich große Dorf Renz. An das Dorf Renz und die Süderau knüpft sich die alte Sage von einem Gottesgericht.

Ein reicher Bauer und ein armer Hausbesitzer im Dorfe Renz liebten dasselbe Mädchen. Dieses wählte aber nicht nach Geld und Gut, sondern folgte allein der Stimme des Herzens und trat mit dem zwar weniger begüterten, aber treuen und edlen Mann, dem Auserwählten ihres Herzens, vor den Traualtar. Hierüber war der zurückgewiesene reiche Bauer heftig ergrimmt und beschloß, sich an dem begünstigten Nebenbuhler zu rächen.

Vergeblich versuchte er, Zwietracht und Eifersucht unter das junge glückliche Ehepaar zu streuen. Die reine und innige Liebe bestand siegreich jede Prüfung und stand unerschütterlich fest. Die bösen Anschläge und Ränke des Feindes wurden mehrmals entdeckt und dienten nur dazu, das Band der Liebe, welches das junge Paar umschlang, noch fester zu ziehen. Während der Häusler vom reichen Manne mit gehässigen Blicken angesehen wurde, betrachtete dieser den reichen Mann und seine bösen Anschläge nur voll Mitleid.

Eines Tages war der Häusler nach der Aue gegangen, um zu angeln. Der Bauer, der ihn mit der Angel gehen sah, faßte den dämonischen Plan, ihn ins Wasser zu stürzen, um ihn zu ertränken; denn es war ihm wohl bekannt, daß sein Nebenbuhler nicht schwimmen konnte. Dieser hatte keine Ahnung von der Gefahr, in welcher er schwebte. Er saß mit frohem Sinn auf einem steilen Vorsprung des Ufers und betrachtete aufmerksam seine Angel.

Jetzt ist sein Todfeind ihm ganz nahe; er richtet sich eben empor und will sich auf sein ahnungsloses Opfer stürzen. Aber was geschieht? Ein Fehltritt und — er stürzt selber mit einem gellenden Aufschrei ins Wasser. Der Engel des Herrn hatte den braven Mann geschützt.

Verwundert blickt der soeben Gerettete um sich und gewahrt zu seinem Schrecken, daß jemand in den tiefen Strom gefallen ist. Da er nicht schwimmen kann, so reicht er, um den Verunglückten zu retten, demselben schnell seine Stange, hat aber dabei das Unglück, sie ihm ins Auge zu stoßen. Dieser ergreift jedoch trotzdem glücklich die Stange und wird gerettet ans Land gezogen. Aus der Wunde aber, die er am Auge erhalten hatte, quoll das Blut hervor.

Der edle Retter fragt mitleidig nach dem Zustande seiner Wunde und bittet herzlich, seine Ungeschicklichkeit zu entschuldigen. Der Gerettete aber, statt seinem Lebensretter zu danken, beschuldigt diesen, daß er vorsätzlich ihm ein Auge hat ausstoßen wollen. Dieser beteuert seine Unschuld, doch der andere will davon nichts wissen; er verläßt wutschäumend unter Anklagedrohungen seinen Lebensretter, und als er später unglücklicherweise das Gesicht des einen Auges infolge des Stoßes verlor, verwirklichte der undankbare Mann seine Drohungen, indem er seinen Lebensretter beim Gericht verklagte.

Erst wurden sie vor den Hardesvogt in Haistrup, der seinen Wohnsitz auf „Haistruphof" hatte, geladen. Der Häusler betonte seine Unschuld an dem Vergehen, dessen sein Gegner ihn zieh. Dieser aber behauptete hartnäckig, daß

der Angeklagte mit Vorsatz ihm ein Auge ausgestoßen habe, und begründete die Anklage mit der Eifersucht des Häuslers, dessen Nebenbuhler er früher gewesen war. Zuletzt fügte er hinzu, daß er sich leicht selbst aus dem Wasser hätte retten können. Das Urteilen war recht schwierig, und der Hardesvogt getraute sich garnicht, in dieser Sache zu richten.

Er entließ daher die Streitenden mit dem Bescheid, daß ihre Sache auf dem nächsten Thing in Tondern zur Verhandlung kommen würde.

Der Hardesvogt war ein sehr gewissenhafter Mann, die Sache der beiden Männer von Renz lag ihm daher am Herzen. Er sann und sann, aber vergebens; er kam zu keiner Klarheit. Die Thatsache, daß die beiden Nebenbuhler gewesen waren, sprach den Angeklagten schuldig; aber der reine und tugendhafte Lebenswandel desselben sowie eine innere Stimme des Richters sprachen ihn frei.

Der Tag zur Abhaltung des Things brach an, die beiden waren vorgeladen; aber dem Hardesvogt war die Sache noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Sinnend und in trüber Stimmung ritt er nach Tondern. Als er den „Jeisinger Berg" hinaufritt, stieg aus dem Grunde seines Herzens ein inniges Gebet um Klarheit in dieser Sache zum Throne des Allwissenden empor. Wie er nun aufblickte, gewahrte er drei Hirtenknaben, die am Wege spielten. Verwundert betrachtet er die spielende Gruppe. Der eine der Knaben stand auf einem Steinhaufen; in der einen Hand hielt er eine Pferdedecke,*) die er in phantastischer Weise bald zusammenfaltete und bald auseinanderfallen ließ. Dabei hörte er ihn seltsame Worte sprechen, die er jedoch nicht verstehen konnte. Die anderen beiden Knaben hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als der Hardesvogt die Gruppe erreichte, hielt der Knabe, der auf dem Steinhaufen stand, mit dem Sprechen inne und blickte den Reisenden so sonderbar**) an, daß dieser betroffen stille hielt und fragte: „Wäs macht ihr denn da, Kinder?" — „Wir halten Gericht," sprach der Knabe, der auf dem Steinhaufen stand. — „Dann bist du wohl der Richter?" erwiderte der Hardesvogt; „aber über wen wird denn Gericht gehalten?" fragte er weiter. — „Über die beiden Männer von Renz," lautete die freimütige Antwort. — „Wie urteilst du denn in dieser Sache?" forschte der Hardesvogt. — „Ich urteile so," sprach der Knabe, „daß derjenige, der in den Strom fiel und jetzt behauptet, daß er sich leicht selbst hätte retten können, genau an derselben Stelle in den Strom springen soll, und wenn er sich alsdann selbst zu retten vermag, so soll dem anderen Manne ein Auge ausgestochen werden; kann er das aber nicht, so wird der Angeklagte freigesprochen." — „Brav geurteilt!" rief der Hardesvogt, warf den Knaben ein Geldstück zu, gab seinem Roß die Sporen und sprengte davon.

Bei den Worten des Hirtenknaben war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, die Sache schien ihm jetzt vollständig klar, und er war fest entschlossen, daß sein Urteil ebenso wie das des Knaben lauten sollte. Die Begegnung mit den Hirtenknaben betrachtete er als eine Fügung des Himmels,

*) wie Hirtenknaben zuweilen solche zum Schutze gegen den Regen benutzen.

**) Die Erscheinung der Hirtenknaben am Wege muß offenbar der Sage nach als eine Gebetserhörung aufgefaßt werden. Nach der Erzählung einiger sollen die Hirtenknaben geradezu Engelerscheinungen gewesen sein, da der Hardesvogt später nach ihnen vergeblich geforscht haben soll.

und sein Dankgebet stieg zum Höchsten empor, während er mit erleichtertem Herzen sich der Stadt Tondern näherte.

In der Sache der beiden Männer von Renz wurde dann auch wirklich von dem Thing das Urteil des Knaben anerkannt, und der Tag zur Wasserprobe wurde festgestellt.

Als dieser Tag nun anbrach, da zeigte das sonst so stille und friedliche Dorf Renz ein sehr bewegtes Leben. Von allen Seiten strömten Menschen nach dem Dorfe, um dem Schauspiele, das sich heute hier abspielen sollte, beizuwohnen. Auf der Straße standen die Leute hier und da in kleineren oder größeren Gruppen und steckten die Köpfe zusammen. Die bevorstehende Wasserprobe bildete natürlich allerorten das Gesprächsthema. Man sprach von einer List, die der Bauer anwenden wolle, so daß er seines Sieges sicher sei, und schon jetzt über seinen Gegner triumphiere, der bald öffentlich gebrandmarkt und an einem Auge geblendet werden würde.

Aber in einem kleinen Hause am westlichen Ende des Dorfes schmiegte eine junge, blühende Frau sich in diesem Augenblick an die Brust des geliebten Gatten, blickte ihm so innig und zärtlich in die treuen Augen und sprach: „Ach, daß du sie doch alle beide behalten möchtest, Geliebter meines Herzens! Ich überlebe es nicht, wenn einer der beiden treuen, herrlichen Sterne, die immer so liebevoll auf mich blicken, erlöschen soll.“ — Mit gläubiger Zuversicht sprach der Mann: „Droben thront ein gerechter Gott, der die Haare unserer Häupter gezählt hat, drum fürchte ich mich nicht; denn er, der Allwissende, sieht meine Unschuld und wird sie an den Tag bringen.“

Die Entscheidungsstunde schlug, und alles strömte an die bekannte Stelle der Aue, wo die Wasserprobe stattfinden sollte. Der Hardesvogt fragte den Kläger, ob er bereit sei, in den Strom zu springen. Derselbe beantwortete die Frage mit einem Ja, zog darauf zwei Schwimmblasen hervor, die er bisher verborgen gehalten hatte, legte sie an und sprang ohne Zögern in den Strom. — Der Mensch denkt, aber Gott lenkt. — Mit einem heftigen Knall zersprangen die beiden Schwimmblasen, und der Mann versank vor den Augen einer zahllosen Menge von Zuschauern in die Tiefe. Vergeblich versuchten die Umstehenden, ihn zu retten, die reißende Aue hatte ihn schon weggerissen, und nur als Leiche konnte er hervorgezogen werden. Der Hardesvogt aber sprach mit ernster Stimme: „Der Herr hat gerichtet, er ist ein gerechter Richter, sein Name sei gepriesen.“

Nachschrift.

Einer etwas abweichenden Darstellung vorstehender Sage auch noch gerecht zu werden, erachte ich für meine Pflicht. Schreiber dieses stammt nämlich aus dem Dorfe Renz, und als Knaben haben wir uns dort schon in der Schule um die beiden Ansichten gestritten.

Nach anderer Darstellung soll nämlich das Urteil selbständig von dem Hardesvogt gesprochen worden sein, d. h. ohne Mitwirkung des Things in Tondern. Die Erscheinung der Hirtenknaben wird dann dementsprechend vom „Jeisinger Berg“ nach einem kleinen Hügel, zwischen Renz und Buhrkall ein wenig östlich vom Kirchwege belegen, verlegt. Dieser Hügel soll früher ein Wohnsitz der „Unterirdischen“ gewesen sein. (Ich erinnere noch, daß wir Knaben mitunter den Hügel betraten, um die vermeintlich dort noch hausenden „Unterirdischen“ durch Zurufe zu necken. Diese Neckerei erschien uns Knaben vorläufig noch ganz ungefährlich, weil wir uns hatten erzählen lassen, daß die „Unterirdischen“ erst im 20. Jahrhundert wieder über der Erde sich erblicken lassen dürften. Dann, ja dann freilich könnte so etwas höchst gefährlich werden!) — Die Erscheinung der Hirtenknaben wurde daher auch nach der Auffassung einiger auf das Treiben der Unterirdischen zurückgeführt, während andere in ihrem Lokalpatriotismus behaupteten, es seien die Hirtenknaben wirkliche, aber kluge Knaben aus Renz gewesen. Das Zusammentreffen mit den Knaben hatte der Hardesvogt, als er in Renz gewesen war, um noch, bevor er das Urteil sprach, genau über die örtlichen Verhältnisse an der Süderau, wo das Unglück geschehen war, sich zu erkundigen.

Frage: Wem unter den verehrten Lesern der „Heimat“ sind Sagen von den sogen. „Unterirdischen,“ „Önnereersken,“ dänisch: „Unnevedder,“ bekannt? Schreiber dieses kennt einige und wird sie vielleicht später mitteilen. — Eine Zusammenstellung solcher Sagen aus allen Teilen unserer Provinz wäre sehr interessant.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 3. März 1896.

Drei Fragen über alte Äcker in Norddeutschland.

(Fortsetzung.)

II. Wem ist der alte Ackerbau zuzuschreiben?

Plinius unterscheidet in Naturgeschichte 18, S. 48 fünf Arten von Pflügen. Bei der ersten Art ist das Messerschar (Sech) charakteristisch. Dasselbe bezeichnete durch Einschneiden in das feste Erdreich den künftigen Furchen, die „das schräggerichtete Schar" machen sollte, die Bahn. Die zweite Art, die gewöhnlichste, bestand aus „einem Baum, der unten mit einem schnabelförmigen Eisen beschlagen" wurde. Die Pflüge der dritten Art gebrauchte man „im leichten Lande". Sie hatten „vorne nur eine kleine Spitze, welche am Dental (Holz, an welchem das Pflugeisen saß) nicht ganz in die Höhe ging." Die Pflugeisenspitze der vierten Art war in der Mitte „um eine Schneide erhöht, zerschnitt wie ein (dreischneidiger) Degen" das Land und eignete sich dazu, das Unkraut von dem Acker zu entfernen. Sowohl aus der Beschreibung dieser 4 Pflüge wie auch aus den in Naturgeschichte 18,49 vorkommenden Sätzen: „Jedes Ackerstück wird erst in die Länge und dann schrägüber gepflügt," und „ein Feld, das man nach geschehener Saat noch eggen muß, ist übel gepflügt," geht hervor, daß die vier erwähnten Pflüge von dem germanischen Pfluge wesentlich verschieden waren und keineswegs die auf den alten Stücken vorkommende Wölbung hervorbringen konnten. Bei der fünften Art hatte man in dem gallischen Rhätien zwei kleine Räder angebracht. Das breite Pflugschar, dessen Spitze einem Grabscheit (Spaten) ähnlich war, wandte den Rasen um. Darauf säte und eggte man. Die Pflüge der fünften Art ähneln dem deutschen Pfluge darin, daß sie ein Rädergestell hatten und den Rasen umwandten. Hinsichtlich der Leistung mußten sie, wie dies auch aus der Stelle Naturg. 18,48: „Man kann schätzen, daß ein Joch Ochsen jährlich vom leichten Boden vierzig und vom schweren dreißig Jugera bearbeitet," ersichtlich ist, hinter dem deutschen Pfluge zurückstehen. Der Grund hiervon ist darin zu suchen, daß der Pflug der fünften Art ohne das ausgebildete, festliegende Streichbrett sowie ohne das einschneidige, dreieckige Schar war. Da der starkgewölbte Beetbau der alten Äcker ein fest-

liegendes langes Streichbrett und ein einschneidiges Schar voraussetzt, letztere Bestandteile aber nur dem alten germanischen Pfluge eigen waren, so ist es zweifellos, daß die Furchen der alten Ackerstücke nicht mit dem gallischen, sondern mit dem deutschen Pfluge gezogen sind. „Der deutsche Pflug," so sagt Herr v. Rau, „ist ein von dem antiken grundverschiedener, dem letzteren weit überlegener und die Grundlage aller guten Pflüge." „Der germanische Pflug wie auch das Wort selbst sind verhältnismäßig neueren Ursprunges."[1]) An der Scheide der Feldmarken Tarbek, Schmalensee und Daldorf ändern die alten Beete ihre Richtung, so daß Ackerstücke und Balken im allgemeinen auf den Ort hinweisen, dem sie gegenwärtig angehören. Der Ackerbau der alten Stücke läßt sich deswegen nicht in die ersten Jahrhunderte nach Christo, in denen der Germane sich „einsam und abgesondert"[2]) ansiedelte, verlegen, sondern deutet auf zusammenhängende Wohnsitze hin und scheint jünger als die Dörfer zu sein.

Die größten Gebiete der alten Äcker befinden sich in Norddeutschland in dem Kirchspiel Bornhöved, in dem Amtsgerichtsbezirk Buxtehude, in dem früheren Amte Moisburg und zwar südlich von Buxtehude, in dem Amte Freudenberg und im Hoyaschen sowie an der Hunte im Diepholzschen. Die holsteinischen und hannöverschen Ackerbeete sind nach der Mitte hin hoch, aufgetrieben. Auf den Äckern liegen Erhöhungen, die als Ackerscheiden, Lagerplätze oder Beetrücken angesehen und sowohl in Holstein als auch in Hannover von alten Leuten „Balken" genannt werden. Die meisten Stücke befinden sich auf trockensandigem Boden und respektieren die Grabhügel, die auf den Äckern vorkommen. Der Ackerbau, der auf den alten Ackerflagen erkennbar ist, läßt in Hannover wie in Holstein auf ein Volk schließen, das den Haken, den Herr Dr. Robert Beltz in seinem Vortrag „Die Wenden in Mecklenburg"[3]) „ein uralt indogermanisches Gemeingut" nennt, beseitigt, einen zusammengesetzten kunstvollen Pflug mit ausgebildetem, festliegendem Streichbrett und einschneidigem Schar eingeführt und in landwirtschaftlicher Beziehung eine hohe Stufe eingenommen hatte. Die große Ähnlichkeit, die zwischen den hannöverschen und holsteinischen Ackerstücken vorhanden ist, weist darauf hin, daß die in Holstein und Hannover ackerbautreibende alte Bevölkerung einem Volke oder doch sehr verwandten Stämmen angehört hat. Cajus Ptolemäus aus Pelusium läßt um 150 n. Chr. auf dem Nacken der cimbrischen Halbinsel die Sachsen wohnen,[4]) deren Gebiet sich im Osten bis zum Chalusus (nach Danckwerth „Schwentine") erstreckte. In Merians „Topographie Saxonia inferioris 1654" heißt es S. 6: „In den nachfolgenden Seculis (nach dem Tode des Italus, der ein Sohn Flavius' war) haben die Sachsen dieses Land (die Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg) eingenommen und bis anhero, unerachtet sie von ihren Feinden mächtigen Anstoß zu Zeit

---

[1]) Bericht über die 13. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. S. 147.

[2]) Germ. Tac. 16.

[3]) Schwerin i. M., Stillersche Hofbuchhandlung, 1893.

[4]) W. E. Christiani: Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein. 1. Teil, S. 25.

erlitten, auf ihre Nachkommen und sächsische Posterität unverrücket beibehalten." Seit dem 3. Jahrhundert verschwinden die vielen Namen der kleinen Völkerschaften und statt der kleineren Stämme treten größere Volksgenossenschaften auf, unter denen auch die Sachsen vorkommen. „Die Sachsen bewohnten (damals) die ganze norddeutsche Tiefebene vom Harz bis zur Nordsee und von der Elbe bis fast zum Niederrhein." [1]) Die bei weitem größte Zahl und Ausdehnung der alten Ackerstücke findet man in Holstein westlich vom »limes Saxoniae« Karls des Großen, in Hannover im Stadischen, auf der Westseite des Lüneburgischen, in dem Amte Freudenberg, im Hoyaschen und Diepholzschen. Da nun die alten Beete auf einen Pflug, der „verhältnismäßig neueren Ursprungs" ist, sowie auf geschlossene Ortschaften hindeuten, so ist es klar, daß zu der Zeit, als man den Ackerbau auf den alten Stücken betrieb, die Sachsen in den Gegenden, wo die alten Stücke hauptsächlich zu finden sind, gewohnt haben müssen.

Während sich die westlich vom »limes« in Holstein gelegenen sowie fast alle in Hannover vorkommenden alten Äcker ohne Bedenken auf die Sachsen zurückführen lassen, erscheint es zweifelhaft, ob die bei Ahrensbök und Ritzerau sowie die in Ostfriesland und Pommern vorhandenen alten Ackerstücke ohne weiteres den Sachsen zugeschrieben werden dürfen. Das im Gehege „Haßberg" unweit Ahrensbök gelegene Ackergebiet, welches gegen 30 Stücke zählt, sowie die 25 Ackerstücke im Gehege „Hohenholz" bei Ritzerau kommen östlich von dem »limes Saxoniae« Karls des Großen vor und befinden sich in dem Ländergebiete, das man Sueven, Warnen, Wenden und Sachsen als Wohnsitz angewiesen hat. Bezüglich der Sueven sagt Strabo: „Die Sueven sind das größte Volk, denn es erstreckt sich vom Rhenos bis zur Albis. Ein Teil von ihnen wohnt sogar jenseits der Albis. So auch die Hermunduren und Langobarden; jetzt sind nämlich diese sämtlich in das jenseitige Land fliehend weggezogen." [2])

Es ist demnach wahrscheinlich, daß Langobarden, welche in Merians Topogr. Sax. infer. S. 45 ein „Mitternächtisch Volk" genannt werden, und andere suevische Völker aus Furcht vor den Römern zu Christi Zeit in das östlich vom »limes« gelegene Land geflohen sind. Da aber diese Völker, wie Strabo in der angezogenen Stelle weiter berichtet, „nicht ackerbauern, auch keinen Vorrat sammeln, sondern in Baracken wohnend nur den täglichen Bedarf besitzen," so können ihnen die Ackerstücke, die auf einen kunstvollen Pflug und feste Wohnsitze deuten, jedenfalls nicht zugezählt werden. Virchow behandelt in dem Bericht über seine „Reiseerlebnisse auf dem Wege der Langobarden" [3]) den Zug der Langobarden unter Berücksichtigung der »historia Langobardorum« von Paulus Diaconus.

---

[1]) Geschichte des deutschen Volkes von Professor Dr. David Müller, Berlin 1871.

[2]) „Über die Ureinwohner zwischen der Weichsel und der Elbe" von Herrn Szulc, Bericht über die 12. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg 1881, S. 133.

[3]) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Sitzung vom 17. Nov. 1888. S. 510—532.

Darnach saßen die Langobarden im ersten Jahrhundert nach Christo am linken Ufer der Niederelbe in der heutigen Provinz Hannover, wo „Bardengau" und der Flecken „Bardowik" auf eine langobardische Bevölkerung hinweisen. Nachdem schon zur Zeit des Markomannenkrieges 6000 Langobarden über die Donau gegangen waren, wo sie geschlagen wurden, fand die eigentliche Wanderung der Langobarden ungefähr um die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts statt. Auf dieser durch Übervölkerung verursachten Wanderung kam der durch das Loos zur Auswanderung bestimmte 3. Teil des in Scandinavien (Gaue, Inseln der Niederelbe) seßhaften langobardischen Volkes nach Scoringa, Mauringa (Land im Osten der Niederelbe) Golanda (wahrscheinlich Gothenland) Anthaib, Banthaib (Land der Anten und Wenden), Burgundaib (Land der Burgunder) „überall nur einen kurzen Aufenthalt machend." „Mauringa" läßt sich auf Lauenburg und das östliche Holstein beziehen. Die Langobarden machten in den Gegenden, die sie zuerst auf ihrer Wanderschaft trafen, überall nur einen kurzen Aufenthalt. Deswegen können sie, wenn sie überhaupt östlich vom »limes« gewesen sind, nur eine kurze Zeit dort gesessen haben. Als die Langobarden auszogen, blieben ihre Waffen „weit hinter der Vollendung der Kriegsrüstung zurück, mit welcher die Langobarden zwei Jahrhunderte später in das Gebiet von Forum Julii einrückten. Die Fibeln der Heimat trugen den nüchternen Charakter der römischen Provinzialfibeln, der Schmuck, obwohl ihm buntfarbige Perlen nicht fehlen, entsprach dem Zustande einer noch weit von den Kulturländern entfernten, relativ wilden Bevölkerung." [1]) Auf eine geringe Kultur weist auch der Umstand hin, daß die Langobarden unter ihrem Könige Tato, bevor sie nach Pannonien zogen, wenigstens 3 Jahre „im Felde" gewohnt haben. Der kurze Aufenthalt in Mauringa, die niedrige Kulturstufe der langobardischen Auswanderer sprechen dafür, daß die alten Stücke bei Ritzerau und Ahrensbök nicht mit den um die letzte Hälfte des 4. Jahrhunderts ausgewanderten Langobarden in Beziehung stehen. Daß diesen Langobarden in späterer Zeit andere aus dem Bardengau nach Lauenburg und dem östlichen Holstein gefolgt sind, ist nicht anzunehmen, weil die Bewegung „der nördlichen Germanen von der Elbe und Oder gegen die östliche Donau" gerichtet war. [2]) Ehe Alboin nach Italien aufbrach, hatte „er die Sachsen, seine „alten Freunde", zur Teilnahme an dem Zuge aufgefordert, und es waren ihrer mehr als 20000 Mann mit Weibern und Kindern gekommen." Da die Heimat dieser Sachsen am Ostrande des Harzes in dem „Schwabengau" war, letzterer aber in der Nähe des Bardengaues lag, so „erscheint es daher nicht unwahrscheinlich, daß damals auch weiterer Nachschub aus dem Bardengau selbst zu den Stammesgenossen in Pannonien gestoßen ist." [3]) Eine Wanderung nach Norden erscheint also unwahrscheinlich. Außer den Langobarden kann ein anderer suebischer Stamm bis 568 n. Chr. östlich vom «limes

[1]) Verh. der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, S. 521, Sitzung vom 17. Nov. 1888.

[2]) Verh. der Berliner Gesellschaft f. A., E. u. U., Sitzung v. 17. Nov. 1888, S. 509.

[3]) Verh. der Berliner Gesellsch. für A., E. u. U., Sitz. v. 17. Nov. 1888, S. 511.

Saxoniae« gewohnt haben. Aber auch diesem würde der alte Ackerbau bei Ritzerau und Ahrensbök schwerlich zuzuschreiben sein, weil die alten Äcker wegen der großen Ähnlichkeit zwischen den Ackerstücken östlich vom »limes« und den Ackerflagen in der Daldorfer Heide (Holstein) sowie bei Immenstedt (Hannover) auf die Sachsen hinweisen.

In der „Geschichte von Schleswig-Holstein" von Heinrich Handelmann, Kiel und Hadersleben, Schwerssche Buchhandlung, 1873, S. 11 wird Wagrien als Gau der nordelbingischen Sachsen aufgeführt, in dem die Sachsen schon früh, wenigstens vor 800 n. Chr., saßen. Sollten Nordschwaben das östliche Holstein und Lauenburg bis 568 n. Chr. besessen haben, so ist es wahrscheinlich, daß nach dieser Bevölkerung das benachbarte und kräftige Volk der Sachsen das Land östlich vom »limes« eingenommen und beackert hat. Helmold führt die Spuren alten Ackerbaues in Wagrien auf die Sachsen zurück.[1])

Nach dem „Oberbayrischen Archiv", Bd. 35, S. 152, kommen Hochäcker zwischen dem Jahde-Busen und Dollart vor. Die Friesen wohnten bereits 496 n. Chr. in Ostfriesland. Bei der nahen Verwandtschaft der alten Sachsen, Friesen und Angeln in religiöser, volkswirtschaftlicher und sprachlicher Beziehung[2]) dürfte es schwer sein, zu entscheiden, ob die in Ostfriesland vorhandenen Äcker sächsisch oder friesisch sind. Die Friesen bewohnten zwischen der Ems- und Wesermündung den Küstensaum der Nordsee und benutzten im allgemeinen nur fruchtbares, niedriggelegenes Land, das sich in erster Linie für Viehzucht und Milchwirtschaft, in zweiter Linie für Ackerbau eignet. Da zu dem Erbteile der Sachsen die sandige Geest und die trockenen Heiden gehören und die alten Äcker sich „im Innern" von Ostfriesland befinden, auch als „wüstliegende, mit Heide bewachsene" bezeichnet werden, so scheint der alte Ackerbau einer sächsischen Bevölkerung zugezählt werden zu müssen.

Die in Pommern in den Forsten von Grammentin und Golchen, Kreis Demmin, („Oberbayrisches Archiv" Bd. 35, S. 138) vorkommenden Ackerstücke, die auf ihrer Mitte erhöht und an den Seiten abschüssig sind, deuten auf eine Bearbeitung des Bodens mit dem germanischen Pfluge hin, da der slavische Hakenpflug das Land nur aufritzt und nicht wölbt. Die Slaven rissen dieses Land bald nach der Völkerwanderung an sich und wohnten jedenfalls vor 526 n. Chr. dort. Der germanische Pflug, der die Wölbung der Ackerstücke hervorbringt, ist verhältnismäßig „neueren Ursprungs". Deswegen scheinen die Äcker nicht durch Germanen, die vor und während der Völkerwanderung im Kreise Demmin wohnten, sondern später entstanden zu sein Demmin war den Sachsen durch ihre Kriege wider die Slaven bekannt (Helmold II., 4 u. 5). Der gute Boden, den die Krieger auf ihrem Wege von Malchin über Verchen nach Demmin kennen gelernt hatten, lud jedenfalls sächsische Ackerbauer, die in der Heimat auf öden Flächen wohnten, zur Ansiedelung ein. Aus diesem Grunde

---

[1]) Helmolds Chronik der Slaven, I. 12., übersetzt v. Dr. J. C. M. Laurent, Berlin, 1852.

[2]) Vergl. Friesland, Friesen, friesische Sprache in den Niederlanden von Joh. Winckler-Harlem, Globus, Bd. 60, Nr. 2, S. 18.

ist anzunehmen, daß eine sächsische Bevölkerung, nachdem Heinrich der Löwe und König Waldemar Pommern der Breite nach verheert hatten, und an die Stelle der Slaven „der sächsische Adel und niederdeutsche Bauern" getreten waren, in dem Kreise Demmin den Ackerbau getrieben hat, dessen Spuren noch heute zu erkennen sind.

Die Sachsen bildeten der Sage nach als Petroculi, „von denen die Stormarn, Holsten, Dithmarscher und Hadeler hergekommen sind," einen Teil des Heeres Alexanders des Großen.[1]) Zu Honorius' Zeit kommt eine »ala Saxonum« in römischem Kriegsdienste vor.[2]) Trotz der vielen Einfälle und Raubzüge, trotz der vielen Kriege, unter denen die Kämpfe gegen Pikten und Scoten, Attila, Syagrius, Irmenfried, Mumulus, Karl Martell, Pipin und Karl den Großen hervorzuheben sind, bleiben die Sachsen ein kräftiges Volk, das das Bestreben hat, Macht und Gebiet weiter auszudehnen. Zu Honorius' Zeit wird ein »litus Saxonicum« als ein Teil der Küste Galliens erwähnt. Seit 449 gründeten Sachsen, Jüten, Angeler nach und nach mehrere Königreiche in England. Als Sachsen das Reich des Irmenfried im Bunde mit Franken gestürzt hatten, nahmen erstere den Gau Nordthüringen in Besitz und fingen an, das eroberte Land zu bebauen. 568 folgten 20,000 Sachsen dem Alboin, um in Italien neue Wohnsitze zu erwerben. In der Urkunde über die Teilung des Sachsenlandes in 8 Bistümer vom 14. Juli 788 sollen die Sachsen „von allen ihren Heerden und ihren Früchten und ihrem ganzen Landbau und ihrer ganzen Viehzucht Zehnten zahlen." Dieselbe Urkunde erwähnt 70 Hufen, die im Bremer Sprengel waren und zum Bau der Kirche dargebracht werden sollten.[3]) Der „Sachsenspiegel" (herausgegeben von Dr. C. G. Homeyer, Berlin 1827), unterscheidet „gewunnen" von dem „ungewunnen" Land (II., 47,5 und 27,4.) Der Pflug wurde so hoch gehalten, daß dessen Stehlen dem Morde und Kirchenraube im Sachsenspiegel gleichgestellt wird. „Alle morderer unde die den pluch rouet — — — die sal man alle radebraken" (II., 13,4). Die Sachsen lebten in Gau- und Gemeindeverbänden, waren „zu Hause friedfertig" und sorgten „mit milder Güte für das Wohl ihrer Bürger."[4]) Die durch Kämpfe ungeschwächte, räumlich weit ausgedehnte, dabei dichte Bevölkerung, der ausgebreitete Landbau zu Karls des Großen Zeit, die hohe Achtung vor dem Pfluge, die staatliche und bürgerliche Ordnung der Sachsen lassen auf ein Volk schließen, bei dem der Ackerbau schon früh eine bedeutende Rolle gespielt haben muß. In der Arbeit des Herrn Dr. Much: „Über den Ackerbau der Germanen. Zur Hochäckerfrage" heißt es S. 55: „Ja, da die Angelsachsen dasselbe Wort (nämlich „Pflug") für dieselbe Sache („Pflug") besitzen, so mußte

---

[1]) Holstenchronik von Petersen S. 4.

[2]) Ideler, „Leben und Wandel Karls des Großen, beschrieben von Einhard," Hamburg und Gotha 1839, sowie Holstenchronik von Petersen S. 4.

[3]) Adams von Bremen Hamburgische Kirchengeschichte, übersetzt v. Dr. J. C. M. Laurent, Berlin 1850, I, 12.

[4]) Adam I., 5.

es den Westgermanen schon vor der angelsächsischen Auswanderung bekannt sein." Herr Szule sagt in seinem Vortrage: „Über die Ureinwohner zwischen der Weichsel und der Elbe,"[1]) daß Angeln und Sachsen „zum Teil mit Steinwaffen noch in der Mitte des 5. Jahrhunderts Britannien erobert" haben. Ist das der Fall, so dürfen auch zwei gegen 40 cm lange Pflugscharen, die in den Museen zu Lüneburg und Stade aufbewahrt werden, sächsischen Ursprunges sein. Dieselben sind hinsichtlich ihrer Größe, Form, Farbe und Masse fast gleich und scheinen aus einer Werkstatt zu stammen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Angelsachsen den Boden Englands anfänglich nicht bloß mit Pflugteilen aus Holz und Eisen, sondern auch mit Pflugscharen aus Stein bearbeitet haben. Der deutsche Pflug in seiner charakteristischen Gestalt gehört jedenfalls einer späteren Zeit an. Britannien hatte, ehe die Angelsachsen es in Besitz nahmen, unter der Herrschaft der Römer eine bedeutende Kulturstufe erreicht. Wie die Langobarden in verhältnismäßig kurzer Zeit fremde Kulturelemente in sich aufnahmen, so wird auch der kräftige angelsächsische Volksstamm in dem britischen Kulturlande sich die Errungenschaften der fremden Kultur bald angeeignet haben. Das Christentum, das auf Betreiben Gregors des Großen um 600 nach England kam, brachte den Angelsachsen neue segensreiche Anregung zur Hebung des Landes. In dem „Oberbayr. Archiv" Bd. 35, S. 49 ist mitgeteilt, „daß die Gemeinweiden und Heiden in England in vielen Orten deutliche Spuren früherer Bearbeitung mit dem Pflug und mitunter ehemalige Ackerbeete noch wohl erkennen lassen." Der Beetbau weist auf Angeln und Sachsen hin und läßt die Bearbeitung des Ackers mit dem deutschen Pfluge erkennen. Der deutsche Pflug ist, wie dies eine angelsächsische Abbildung von einem Pfluge und Pflüger aus dem 8. Jahrhundert[2]) beweist, bereits vor Karl dem Großen in England im Gebrauche gewesen. Die Missionsthätigkeit der Angelsachsen brachte diese in neue Beziehungen zu den Stammverwandten in Deutschland. Auf der Feldmark Hadenfeld, Gut Drage, Kreis Steinburg, wurde in dem Krinkberge „eine angelsächsische Sceatta aus der Zeit der Heptarchie" (vielleicht aus der Zeit des Königs Ethelbert von Kent 550—616) gefunden, die „ein weiterer Beweis dafür ist, daß die Angelsachsen mit den Ostküsten der Nordsee und mit der Elbmündung in fortdauernder Verbindung geblieben" sind.) So blieb ein reger Verkehr zwischen England und dem nordwestlichen Deutschland, der imstande war, Verbesserungen und Errungenschaften auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft zu vermitteln. Der deutsche Pflug ist ein zusammengesetztes, kunstvolles Ackergerät. Deshalb wird derselbe nicht plötzlich und an einem Orte die charakteristische Form, in der er noch vor 60 Jahren an manchen Stellen gebraucht wurde, bekommen haben. Wahrscheinlich ist es, daß verschiedene Volksstämme Jahrhunderte hindurch an seiner Vervollkommnung arbeiten mußten, bis an die

[1]) Bericht über die 12. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg 1881, S. 133.

[2]) Bericht über die 13. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. S. 147.

Stelle des Hakenpfluges der Pflug, der sich für den auf den alten Stücken erkennbaren Beetbau eignete, treten konnte. Es erscheint unmöglich, mit Bestimmtheit zu entscheiden, wem das größte Verdienst in der Entwicklung des deutschen Pflugbaues gebührt. Da bereits zur Zeit Wilhelms des Eroberers, wie dies durch die hohen Abgaben, die auf den Grundstücken ruhten, ersichtlich ist, die Landwirtschaft in England eine hohe Stufe erreicht hatte, da mit Small 1784 der moderne Pflugbau in England seinen Anfang nahm, so darf angenommen werden, daß ein großes Verdienst um die Verbesserung des Pfluges auch den Sachsen und Angelsachsen gebührt.

Sagen aus der Gegend von Apenrade.[1])

Nach F. Fischer mitgeteilt von **P. Franzen.**

Der goldene Kelch.

I. In der Gegend von Jordkirch waren vor etlichen Jahren noch sehr viele Hünengräber, die aber mit der Zeit abgegraben und ausgeebnet worden sind. Diese Hünengräber waren Wohnplätze eines unterirdischen Zwergvölkleins, welches hin und wieder mit dem Menschengeschlecht in Berührung trat.

So geschah es einst, daß ein Bauersmann aus Jordkirch in später Abendstunde von einer Gesellschaft nach Hause ritt. Plötzlich scheute sein Pferd, und als er es zum Stehen brachte, gewahrte er ein kleines Männlein, welches in jämmerlichem Tone bat, den Schwanz des Pferdes auffassen zu dürfen, um rascher vorwärts zu kommen, weil es ihm sonst zu langsam ging, da es seinen Fuß verstaucht hatte. Der Bauer gab gerne die Erlaubnis und fragte das Männlein, wohin es wolle. „Zur Hochzeit meiner Schwester, die in einem der vor uns liegenden Hügel abgehalten wird," antwortete das Männlein. „Man erwartet meine Ankunft mit Sehnsucht." Darauf ergriff es den Schwanz des Pferdes, und nun ging es in raschem Trabe vorwärts.

Nachdem die beiden eine Zeitlang geritten hatten, gewahrte der Bauer den vom Zwerglein bezeichneten Hügel. Dieser war aufgehoben und wurde von Säulen getragen, die wie Gold und Silber glänzten, und im Innern des Hügels, wo klares Licht leuchtete, gewahrte der Bauer eine Menge kleiner Männlein, die geschäftig hin und her eilten, während andere Zwerglein auf der Spitze des Hügels standen und nach allen Richtungen Umschau hielten.

Der Begleiter des Bauers bat diesen, einen Augenblick Halt zu machen. Darauf griff er auf die Erde, nahm einen großen Feuerstein und gab ihn dem Bauern mit der Aufforderung, denselben als eine Erinnerung zu bewahren. Obgleich der Bauer sich über die seltsame Gabe verwunderte, legte er doch den Stein vor sich auf den Sattel.

Als er dies gethan hatte, sprach das Männlein: „Führe mich jetzt zum Hügel, woselbst meine Verwandten mich dann in Empfang nehmen werden. Du sollst aber ein wenig halten bleiben, worauf man dir einen Becher bringen

[1]) S. „Heimat" 1894 S. 74—76.

und dich auffordern wird, daraus zu trinken. Trinke aber nicht, sondern gieße den Inhalt rückwärts über dich, und dann schnell fort; sorge aber dafür, daß niemand aus unserem Geschlecht den Becher je wieder in Händen bekommt, denn geschieht dies, so ist der Becher sofort weg."

Als sie zum Hügel kamen, wurde das Zwerglein von seinen Genossen mit vieler Freude in Empfang genommen. Der Bauer verweilte einen Augenblick am Hügel, um zu sehen, was geschehen würde. Es dauerte auch nicht lange, ehe zwei Zwerglein auf ihn zukamen. Das eine trug einen goldenen Becher, welchen es dem Bauer reichte und ihn aufforderte, daraus zu trinken. Der Bauer nahm wohl den Becher in Empfang, folgte aber dem Rat seines früheren Begleiters und goß den Inhalt rückwärts über sich auf die Erde. Darauf gab er seinem Pferde die Sporen, und fort ging es in wilder Hast. Die beiden Zwerge folgten aber mit, und wie sehr der Bauer auch sein Pferd zum schnelleren Lauf antrieb, so klangen dennoch die Drohung und Aufforderung der beiden Zwerge, den Becher zurückzugeben, ihm deutlich in den Ohren.

Als er die Einfahrt zu seinem Hofe erreichte, war seine Hand, womit er sowohl den Becher als den Feuerstein hielt, müde geworden, und um den Becher zu retten, warf er den Stein fort. Dieser fiel auf das Pflaster und zersprang in viele Stücke. Der Bauer stieg jetzt ab, öffnete die Stallthür und führte sein Pferd unter Dach. Es war aber hohe Zeit; denn die Zwerge hatten ihn erreicht. Er befand sich aber jetzt in Sicherheit; denn obwohl seine Verfolger noch ärger als zuvor drohten und heulten, konnten sie ihm doch jetzt nichts anhaben.

Am folgenden Morgen fanden seine Kinder einige Metallstücke auf dem Pflaster. Es war reines Silber, und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß es Stücke von dem Stein waren, den er am Abend vorher weggeworfen hatte. Obgleich man sofort nachsuchte, um mehr Stücke zu finden, so waren die übrigen Stücke verschwunden. Der Bauer aber freute sich an dem Besitz des kostbaren goldenen Bechers. Als er aber selbst keinen Gebrauch für denselben hatte, vermachte er der Kirche zu Jordkirch den Becher als Geschenk.

In einer langen Reihe von Jahren wurde der Becher als Kelch beim heiligen Abendmahl gebraucht; aber auch bei Hochzeiten wurde er benutzt. Es zeigte sich nämlich, daß der Gebrauch des Kelches für die Neuvermählten glückbringend war, wenn erst Bräutigam und Braut sich aus diesem Becher Bescheid thaten und darauf die sämtlichen Hochzeitsgäste. Eine Folge davon war, daß der goldene Kelch bei jeder im Kirchspiel abgehaltenen Hochzeit zugegen sein mußte.

Eine ähnliche Sage erzählt man sich in Sundewitt. Ein Bauer von Rackebüll ritt eines Abends an einem Hügel vorüber, welchen er auf vier Goldsäulen ruhen sah, während im Innern des Hügels große Freude herrschte. Vor dem Hügel hielt der Bauer an und bat um etwas zu trinken, worauf ein Zwerglein herauskam und ihm einen goldenen Becher reichte. Der Bauer goß aber den Inhalt rückwärts über sich auf die Erde, gab seinem Pferde die

Sporen und sprengte in rasender Schnelle davon. Das Zwerglein rief verzweifelt: „Komm' schnell, Einhorn, Goldhorn ist fort!“ und eilte dem Bauer nach, welcher doch glücklich nach Hause kam. Als er aber sein Pferd in den Stall ziehen wollte, ergriff der Zwerg es beim Bein und riß es ab. Der Becher wurde der Kirche zu Satrup als Geschenk vermacht.

II. Über den späteren Verbleib des goldenen Kelches von Jordkirch berichtet Fischer folgendes:

Einst sollte in Alsleben bei Jordkirch eine Hochzeit stattfinden. Wie es Sitte war, mußte der goldene Kelch in Gebrauch genommen werden. Als man bei Tische saß und die ersten Gerichte genossen hatte, holte der Pastor den goldenen Kelch hervor, füllte denselben mit Wein und reichte ihn den Neuvermählten. Nachdem diese daraus getrunken hatten, ließ man den Kelch unter allen Hochzeitsgästen die Runde machen.

„Ist noch jemand da, der noch nicht auf das Wohl der Neuvermählten getrunken hat?“ fragte der Pastor.

„Ja,“ antwortete der Schaffer, „wenn jeder Gast aus dem Kelch trinken soll, so ist noch jemand zurück. Kurz nachdem die Gesellschaft sich zu Tisch gesetzt hatte, kam ein armer kranker Mann in den Hof und bat um einen Trunk Wasser Ich lud ihn ins Haus und wollte ihm Essen und Trinken geben, aber er berührte kaum das Essen, welches ich ihm vorsetzen ließ, und eben hat er das Haus verlassen.“

Der fremde Gast wurde herbeigerufen und aufgefordert, ins Haus zu kommen, um das Wohl der Neuvermählten aus dem goldenen Kelch zu trinken. Er weigerte sich aber hineinzukommen, da er seiner schwachen Brust wegen die Luft im Hause nicht vertragen könne.

„So trinke, wo du bist,“ sprach der Pastor und reichte ihm den gefüllten Becher durchs Fenster. Kaum hatte der kranke Mann den Becher in Händen bekommen, so richtete seine gekrümmte Gestalt sich in die Höhe, seine matten Augen bekamen frisches Feuer, und mit jubelnder Stimme rief er: „Ich hab' ihn, ich hab' ihn!“

„Hast du ihn?“ erscholl es wie Echo aus dem naheliegenden Hünengrab, und in demselben Augenblick war der fremde Mann spurlos verschwunden und mit ihm der Becher.

Eine Anmerkung zu Wiben Peters.

Vergl. „Heimat“ I u. II.

Von Bürgermeister **Kinder** in Plön.

Herr Konstmann führt in dem vorstehenden Aufsatze S. 6 an: „Die Ditmarscher haben immer bestritten, daß sie überhaupt an das Göding appelliert hätten, und da Peters sich darüber garnicht ausgelassen hat, so bleibt hier ein unaufgeklärter Punkt.“

Die Sache dürfte jedoch nicht so ganz unaufklärbar sein. Man muß sich,

um das Vorgehen der Ditmarscher zu verstehen, in ihre damaligen politischen Anschauungen hineinversetzen. Sie waren in den letzten 50 Jahren der Freiheit juristisch immer sehr gut beraten und machten ihren Gegnern gegenüber fast nie prozessualische Fehler.

Als Wiben Peters 1541 bei Segeberg in die Hände der Ditmarscher gefallen war, mußten sie ihn ordnungsmäßig dem Landesherrn, in dessen Gebiet die Festnahme erfolgt war, vorläufig überliefern. Wenn dann der König Christian III. die Sache an das Loding zu Rendsburg verwies, so war diese Maßregel den Landesverträgen zuwider. Im Vertrage von 1456 hatte Graf Adolf VIII. von Holstein für sich und seine Nachfolger versprochen: „Ferner soll man im Herzogtum Schleswig oder in dem Lande zu Holstein oder auch in Friesland Niemand hegen oder hausen gegen das Land Ditmarschen, der sich nicht am Rechte will genügen lassen oder nicht vor das Gericht kommen will."

Die Ditmarscher folgerten hieraus, daß Wiben Peters, welcher am Ditmarscher Rechte sich nicht genügen lasse und nicht vor ihrem Gericht erscheine, ihnen ausgeliefert werden müsse. Wie sie nun in Rendsburg sahen, daß sie vor einem auswärtigen Bauerngericht die Sache zum Austrage kommen lassen sollten, protestierten sie gegen dieses Gericht und dessen Urteil, forderten vielmehr als souveräner Staat diplomatische Verhandlungen mit dem Nachbarstaate, mit dem Könige oder dessen Räten.

Die holsteinische und dänische Diplomatie leugnete, seitdem der deutsche Kaiser Friedrich III. den König Christian I. mit Ditmarschen belehnt hatte, die Selbständigkeit Ditmarschens, und deshalb wurde der Ditmarscher Begehren abgeschlagen. Ihr Protest jedoch wurde, um den Schein des Rechts zu wahren, als eine Appellation gegen den Spruch des Lodings aufgefaßt und als solche dem Göding überwiesen. Hiervon haben die Ditmarscher allem Anscheine nach keine Notiz genommen. Es war das von ihrem Standpunkte aus auch überflüssig.

Die später ausgesprochene Befürchtung, daß das Urteil der ihnen feindlich gesinnten Bauern gegen sie ausfallen möchte, ist nur als nebensächlicher prozessualischer Einwand aufzufassen.

Im Vollgefühle ihrer Souveränität haben die Ditmarscher denn auch vor den Kommissarien des Erzbischofs von Bremen sich nicht verantworten wollen. Als Regenten durften sie nur mit Regenten auf diplomatischem Wege verhandeln, sich keinem Gericht unterwerfen. Nur den Kaiser und das Kammergericht erkannten sie damals als zuständig an und zwar nur als zuständig im Instanzenwege.

Das Reichskammergericht hat denn auch ihre Beschwerde als zutreffend anerkannt und den Streitfall zwischen dem Lande Ditmarschen und Wiben Peters vor sein Forum gezogen. (Zu vergleichen auch die Verhandlungen im Jahre 1546 zu Heide in der Sache gegen Faring und Genossen. Michelsen, Urkundenbuch S. 136.)

Kinderlieder und Spiele.*)

Gesammelt in Süderstapel a. d. Eider von **Willers Jessen**, Lehrer in Eckernförde.

(Fortsetzung.)

3.

Blau, blau Fingerhut
macht das ganze Leben gut.
Linchen, du mußt tanzen
in dem grünen Ranzen,
Linchen, du mußt stille steh'n.
Dreimal dreißig um und um.
Fiel dir zu Füßen;
wenn du wieder auferstehst,
sollst du jemand küssen,
und das soll niemand wissen.
(Da capo.)

(Die Kinder stehen im Kreise, eines in der Mitte.)

4.

O jamm're, jamm're meine Thränen,
worüber ich so traurig bin,
ich hab' verlor'n mein' schönsten Schatz auf Erden.
Mach' auf, mach' auf die Straßenthür.
Seht hier, seht da, da steht sie ja,
Die ich so treu geliebet:
(Tanzen.) Alle meine Enten schwimmen auf dem See,
Kopf unter Wasser, Schwanz in die Höh'.

(Die Kinder stehen im Kreise, eines in der Mitte; bei den Worten: „Seht hier" 2c. sucht es sich eine Gefährtin, mit welcher es nachher tanzt.)

5.

Es ging ein Jäger wohl auf die Jagd
mit seinem Hund und Flinte.
Der Jäger schoß mit seiner Macht
Und wählt' sich eine Dame,
eine Dame, eine Dame,
eine wunderschöne Dame,
und faßt' das Mägdlein bei der Hand
und ging mit ihr spazieren
zurück nach ihrem Vaterland,
zurück nach ihrer Weise.
Ade, ade, ade, nun muß ich dich verlassen
und dreimal so umfassen.
(Tanzen.) Er hat sein Geld
verjuck, juck, juck,
juda ha, ha, ha. (Dasselbe noch einmal.)

(Stellung und Ausführung wie bei Nr. 4.)

6.

Rote Kirschen mag ich gern,
schwarze noch viel lieber,
Vater, Vater küss' ich gern,
Mutter noch viel lieber.
Lieschen hat das Bett gemacht.

---

*) Manche der Spielreime sind allgemein bekannt, hier aber doch mit abgedruckt, da kleine Abweichungen vorkommen. Vergl. Müllenhoff, Sagen und Handelmann, Volks- und Jugendspiele.

Nein, ich hab's vergessen,
denn ich hab' die ganze Nacht
bei mein'm Schatz gesessen.
Rot Papier, blau Papier,
komm, mein Schatz, und tanz' mit mir.
(Tanzen.)
Weißt du nicht, wo Kielen liegt?
Kielen liegt bei Bremen,
wo die hübschen Mädchen sind
mit den weißen Zähnen.
Weiße Zähne haben sie,
lila Kleider tragen sie.
Sevolehink, Sevolesprink,
Sevole buer en süsseln dink.

(Stellung und Ausführung wie bei Nr. 4. Die beiden letzten Zeilen enthalten, verstümmelt, einen alten volkstümlichen Tanzreim:)

Süh mal, wat he hinkt,
süh mal, wat he springt,
süh mal, wo de Buer na'n Söslink springt.)

7. I. Ick güng mal an de See,
ick güng mal an de See,
ick güng mal an de pi-pa-polsche See.
II. Wat wullt du an de See?
Wat wullt du an de See?
Wat wullt du an de pi-pa-polsche See?
I. Ick fung mi'n lüttjen Aal 2c.
II. Wat wullt — — —
I. Ick treck em af dat Fell.
II. Wat wullt — — —
I. Ick neih mi'n lüttjen Sack.
II. Wat wullt — — —
I. Ick stek min Geld darin.
II. Wat wullt — — —
I. Ick kop mi'n lüttjen Jung.
II. Wat wullt — — —
I. Ick schick em hen to Schol.
II. Wat schall he in de Schol? 2c.
I. He schall dat ABC lern.

(Die Kinder stehen im Kreise und machen alle die nötigen Bewegungen, z. B. Fell abziehen, nähen, Geld hineinstecken 2c.)

8. a) Es fuhr ein Bauer ins Holz,
es fuhr ein Bauer ins Holz.
Heißa, Viktoria!
Es fuhr ein Bauer ins Holz.
b) Der Bauer nahm sich ein Weib,
der Bauer nahm sich ein Weib.
Heißa, Viktoria!
Der Bauer nahm sich ein Weib.
c) Das Weib nahm sich ein Kind 2c.
d) Das Kind nahm sich eine Muhme.
e) Die Muhme nahm sich eine Magd.
f) Die Magd nahm sich einen Knecht.

g) Da schied der Bauer vom Weib etc.
h) Da schied das Weib vom Kind.
i) Da schied das Kind von der Muhme.
k) Da schied die Muhme von der Magd.
l) Da schied die Magd vom Knecht.
m) Da steht der Knecht alleine,
da steht der Knecht alleine.
Heißa, Viktoria!
Da steht der Knecht alleine.
} Alle klatschen mit den Händen.

9.

Dreimal une ein Kästchen,
ich weiß nicht, was da flog.
Da flog ein armes Mädchen hi, hi, so.
Lenchen, du mein liebes Kind,
und faß mich an mein' Schleier,
und wenn mein Schleier entzwei reißt,
so fall'n wir alle um und um.
(Da capo.)

(Die Kinder stehen im Kreise, eins geht herum; diejenigen, welche dasselbe aufruft, müssen ihm folgen und es anfassen.)

„Schiebensmieten," ein Jugendspiel.

Auf Anregung des in Kiel im Juni v. J. abgehaltenen Ausbildungskursus für Jugend- und Volksspiele gestatte ich mir, die Leser der „Heimat" auf ein Jugendspiel aufmerksam zu machen, das nicht in allen Kreisen unseres engeren Vaterlandes bekannt sein dürfte. Wir nannten es in meinem Heimatsorte, im nördlichen Stormarn, „Schiebensmieten" — Scheibenwerfen. Dasselbe Spiel ist im mittleren Stormarn unter dem Namen „Mucheln"? und in Angeln als „Verdrieben" — Vertreiben oder als „Spiel mit dem Roller" bekannt.

Als Spielplatz eignet sich jede trockne, ziemlich ebene und gerade Landstraße. Die Male müssen wenigstens einige hundert Schritte von einander gesteckt werden; je weiter man sie auseinander legt, desto schwerer wird den Parteien der Sieg. Wir wählten als Male die Eingänge der durch unser Dorf führenden Landstraße und es galt die Partei für besiegt, welche oft erst nach stundelangem Spiel zum Dorfe hinausgetrieben wurde.

Wie unser deutsches Schlagballspiel, hat auch dieses Spiel den Vorzug vor manchen anderen Spielen, daß kostspielige Geräte bei demselben nicht erforderlich sind. Als Spielgerät benutzt man ein 3—4 cm dicke und ca. 20 cm im Radius messende Holzscheibe, wie sie von einem geeigneten Baumstamm durch einen Querschnitt mit der Säge mit Leichtigkeit zu schneiden ist. Weil die Scheibe beim Spiel oft zerspringt, sei man auch auf Reservescheiben bedacht, um eine Unterbrechung des Spiels zu verhindern. Außerdem ist jeder Spieler mit einem Schlagstock ausgerüstet, dessen Länge aber nicht über seine eigne Schulterhöhe hinausgehen darf. Die Schlagstöcke besonders werden vor Beginn des Spieles von den Führern der Parteien einer hierauf bezüglichen Prüfung unterworfen.

Die Zahl der Spieler kann eine recht verschiedene sein, am besten etwa 6—8 auf jeder Seite. Die Einteilung in zwei Parteien erfolgt in der dem Schlagballspiel eigentümlichen Weise durch Zuwerfen eines Schlagstockes oder sie wird dadurch bewerkstelligt, daß zwei gute Spieler, dann Führer genannt, abwechselnd je einen ihrer Genossen wählen. Falls man sich nicht darüber einigen kann, bestimmt das Los, wer von den beiden die erste Wahl und damit auch den Anwurf hat. Die Aufstellung der Spieler geschieht auf dem in der Mitte zwischen den gesteckten Malen gelegenen Platze. Jeder Führer ordnet seine Partei so, daß die Spieler auf der Straße eine mit derselben parallele Linie bilden, in welcher der Führer und die tüchtigsten Spieler in der Mitte, schwächere vorne und die schwächsten hinten stehen. Also geordnet stehen die Parteien auf ca. 50 Schritt einander gegenüber, gleich weit von dem Mittelpunkt ihrer Spielbahn entfernt.

Vor Beginn des Spieles wird bestimmt, ob alle Spieler der Partei in der durch die Wahl bestimmten Reihenfolge werfen sollen, oder ob nur 2 Spieler der Parteien bei einem Spielgange sich im Wurfe zu messen haben. Bei uns war die zuletzt erwähnte Anordnung die beliebteste.

Das Spiel beginnt nun damit, daß der Werfer der anwerfenden Partei durch einen kräftigen Wurf die Holzscheibe die Straße entlang wirft, um die dahinrollende Scheibe womöglich durch die Gegenpartei hindurch zu bringen. Dabei faßt er die Holzscheibe wie der Diskuswerfer den Diskus. In der herabhängenden Hand steht sie senkrecht und wird von der Maus und dem Daumen einerseits und den Fingern andererseits gehalten. Das Ausholen zum Wurf geschieht dadurch, daß man das rechte Bein gebeugt zurückstellt, den Oberkörper stark nach hinten neigt und den Arm zum Wurfe so hebt, daß die Scheibe in Kopfhöhe über der Schulter sich befindet. Durch einen kräftigen nach vorwärts geführten Bogenschlag des Armes, unterstützt durch das feste Abtreten des zurückgestellten Fußes und Vorschnellen des Oberkörpers, wird die Scheibe möglichst geradeaus geworfen. Die schon durch diesen Wurf in rotierende Bewegung versetzte Scheibe rollt nach dem Aufschlagen auf die Erde in immer kleiner werdenden Sprüngen und dann in ruhigem Laufe auf der Straße dahin.

Die Gegenpartei sucht die heranrollende Scheibe in ihrem Laufe durch Stabschläge zu hindern. Gelingt ihr das schon nach den ersten Schlägen, so hat sie damit einen Vorteil gewonnen, denn die zum Stillstand gebrachte Scheibe bezeichnet den Punkt, von welchem aus die Gegenpartei ihren Wurf gegen die Anwerfer thun darf. In dieser Weise werden die Würfe von beiden Parteien abwechselnd fortgesetzt, bis eine Partei über das ihr gesteckte Ziel hinausgetrieben wird.

Sind nun für den Sieg einer Partei kräftige Würfe notwendig, so sind ebensosehr für denselben geschickt geführte Schläge erforderlich. Bei der Aufstellung der Partei nimmt man darauf schon Rücksicht. Der Schlag nach der springenden Scheibe muß äußerst vorsichtig geführt werden. Nur ein wagerechter und die Scheibe zentral treffender Schlag kann die Scheibe sofort zurückwerfen. Trifft aber ein solcher nicht zentral und gar den unteren Rand der Scheibe, so fliegt sie nicht selten in einem Bogen über die Köpfe der hintenstehenden Mitspieler hinweg und rollt, da ein solcher Schlag auch ihre Ratation vermehrt, oft noch eine weite Strecke auf der Straße fort. Bei uns galt daher die Regel, daß nur die in der Mitte stehenden tüchtigsten Spieler diesen wagerechten Schlag, der viel Gewinn, aber auch großen Verlust bringen konnte, nach der weniger hochspringenden Scheibe wagen durften. Den voranstehenden schwächeren Spielern war dieser Schlag nach der in großen Sprüngen vorübereilenden Scheibe verboten. Ihnen war der weniger verhängnisvolle Schlag von oben *nach unten gestattet*. Den *leichtesten* Schlag hatten die zurückstehenden schwächsten Spieler nach der ruhig rollenden Scheibe, der ihnen so lange erlaubt war, als diese sich noch bewegte. Ein Schlag nach der schon ruhenden Scheibe wurde damit gestraft, daß die Partei 3 Schritte von dem durch die Scheibe zuerst bezeichneten Standpunkte zurückgehen mußte. — Dieses Spiel wurde in meiner Jugend in meinem Heimatsorte selbst unter der Beteiligung Erwachsener mit großem Eifer gespielt und dürfte, weil es ohne Frage ein volkstümliches Spiel ist, wohl geeignet erscheinen, von unserer lieben Jugend mit Freuden aufgenommen zu werden.

Ellerbek. Jul. Prange.

Die Flora von Helgoland.

Von Prof. Dr. **Paul Knuth.**

(Fortsetzung.)

8. Fam. Malvaceae Robert Brown, Malvengewächse.

Malva silvestris L., wilde Malve. Nicht selten (Hallier, 1831), neuerdings nur hin und wieder eingeschleppt beobachtet (Gätke). NFI. OFI. WFI.

32. M. neglecta Wallroth, übersehene M. Auf dem Oberlande zerstreut. NFI. OFI. WFI.

M. mauritiana L., maurische M. Hin und wieder eingeschleppt (Herbar Gätke).

9. Fam. Geraniaceae DC., Storchschnabelgewächse.

Geranium pratense L., Wiesen-Storchschnabel. Von Hallier am Felsrand vor dem Nord-Fallem beobachtet, jetzt dort verschwunden.

G. silvaticum L., Wald-St. Auf Grasplätzen des Oberlandes (Hallier, v. Dalla Torre), verwildert.

G. pyrenaicum L., pyrenäischer St. Hin und wieder eingeschleppt (Herbar Gätke).

G. sanguineum L., blutroter St. Hin und wieder verwildert.

G. dissectum L., schlitzblättriger St. (NFJ. WFJ.) und

G. rotundifolium L., rundblättriger St. hin und wieder eingeschleppt (Herbar Gätke).

33. G. pusillum L., niedriger St. Stellenweise (Hallier, v. Dalla Torre). NFJ. OFJ. WFJ.

34. G. molle L., weicher St. Wie vor. NFJ. OFJ. WFJ.

35. Erodium Cicutarium L'Héritier, schierlingsblättriger Reiherschnabel. Auf Äckern, an Wegen, in Gärten des Oberlandes, zerstreut. NFJ. OFJ. WFJ.

10. Fam. Oxalidaceae DC., Sauerkleegewächse.

36. Oxalis stricta L., steifer Sauerklee. Nach Hallier und v. Dalla Torre hie und da auf der Düne. Auf der Hauptinsel nur hin und wieder eingeschleppt vorkommend (Herbar Gätke). OFJ. WFJ.

11. Fam. Papilionaceae L., Schmetterlingsblütler.

Medicago sativa L., Luzerne. Im Festungsterrain angesäet, sich von hier aus über das ganze Oberland verbreitend. Auch schon vor Anlage der Festung hin und wieder auf der Insel beobachtet, wie Exemplare im Herbar Gätke zeigen. WFJ. verwildert.

37. M. lupulina L., Hopfenklee. Häufig auf Weiden und an Wegen des Oberlandes. NFJ. OFJ. WFJ.

Melilotus officinalis Desrousseaux, gebräuchlicher Steinklee. Wie Medicago sativa. WFJ.

38. Trifolium pratense L., Wiesen-Klee, roter Klee. Auf dem Oberlande auf Weiden, an Wegen gemein. Häufig auch gebaut, besonders in der rauhhaarigen Form:

b) americanum Harz. So auch verwildert. — NFJ. OFJ. WFJ.

39. T. arvense L., Acker-, Hasen-, Katzen- oder Mäuse-Klee. Stellenweise (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

40. T. fragiferum L., Erdbeerklee. Stellenweise auf dem Oberlande (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

41. T. repens L., kriechender oder weißer Klee. Auf Weiden, an Wegen gemein. NFJ. OFJ. WFJ.

T. hybridum L., Bastard-Klee, schwedischer Klee. Mit vor. auf Weiden sehr häufig gebaut, oft verwildert. So auch NFJ.

T. campestre Schreber, Feldklee. Im Festungsgebiet angesäet. NFI.

T. angustifolium L., schmalblättriger Klee In mehreren Exemplaren im Herbar Gätke (v. Dalla Torre).

42. T. minus Relhan, kleiner Klee. Nicht selten auf dem Oberlande an Wegen und auf Triften. NFI. OFI. WFI.

43. Anthyllis Vulneraria L., gemeiner Wundklee. Am Nordostabhang des Oberlandes, selten. Bisher übersehen. NFI. OFI. WFI.

44. Lotus corniculatus L., gemeiner Hornklee. Auf den Triften des Oberlandes zerstreut. NFI. OFI. WFI.

45. Vicia Cracca L., Vogelwicke. Auf dem Oberlande am Nordostabhang sehr zerstreut. Bei fast allen Exemplaren fand ich die Blüten (wohl durch Insekten) zerstört. NFI. OFI. WFI.

V. sativa L., Futterwicke. Nach Hallier hin und wieder im Getreide verwildert. WFI. Nach demselben Autor findet sich die Stammform der Futterwicke:

46. V. angustifolia Allioni, schmalblättrige W. auf Geröll über der Schmutterei. NFI. OFI. WFI.

Ervum hirsutum L., Zitterlinse. Mehrfach auf der Insel gefunden (Herbar Gätke), nach Hallier früher auch auf Geröll über der Schmutterei, doch jetzt kein ständiger Bestandteil der Helgoländer Flora. NFI. OFI. WFI.

Pisum sativum L., Erbse. Zuweilen verwildert.

47. Lathyrus pratensis L., Wiesen-Platterbse. Auf Weiden des Oberlandes am Nordostabhang. NFI. OFI. WFI.

12. Fam. Rosaceae Juss., Rosengewächse.

Rosa sp., Rose. Ein kräftiger, reich weiß blühender Strauch auf dem Felsen über dem Unterlande, wohl nur verwildert.

48. Potentilla anserina L., Gänse-Fingerkraut. Früher gemein (Hallier 1861), jetzt nur noch an einer Stelle (v. Dalla Torre); ich sah die Pflanze nur im Herbar Gätke. NFI. OFI. WFI.

P. reptans L., kriechendes F. Zufällig eingeschleppt, jetzt im Garten des Herrn Gätke an zwei Stellen gut gedeihend.

Poterium sp., Becherblume. Herbar Gätke.

Fam. Onagraceae Juss., Nachtkerzengewächse.

Epilobium angustifolium L., schmalblättriges Weidenröschen. Aus Gärten hin und wieder verwildernd (Hallier). OFI. WFI.

E. hirsutum L., rauhhaariges W. Wie vor., nach Hallier vielleicht ursprünglich heimisch. OFI. WFI.

Oenothera biennis L., zweijährige Nachtkerze. Zuweilen verwildernd (Hallier), ebenso NFI. OFI. WFI.

13. Fam. Scleranthaceae Link, Knäuelgewächse.

49. Scleranthus annuus L., einjähriger Knäuel. Auf Acker- und Gartenland nicht selten (v. Dalla Torre); ich sah nur Exemplare im Herbar Gätke. NFI. WFI.

14. Fam. Crassulaceae DC., Dickblattgewächse.

Sedum purpureum Link, purpurrote Fetthenne. Von Hallier bei der Ruäd boerrig angegeben, neuerdings nicht mehr bemerkt. NFJ. WFJ.

50. S. acre L., scharfe F., Mauerpfeffer. Auf der Düne häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

Sempervivum tectorum L., Dach-Hauslauch. Hie und da auf Dächern (Hoffmann 1829, Hallier 1863), jetzt wohl nirgends mehr anzutreffen. NFJ. OFJ. WFJ.

15. Fam. Umbelliferae Juss., Doldengewächse.

Apium graveolens L., gemeiner Sellerie. Einzeln aus Gärten verwildernd (v. Dalla Torre). OFJ. WFJ.

Petroselinum sativum Hoffmann, gemeine Petersilie. Wie vor. (Hallier).

51. Aegopodium Podagraria L., gemeiner Geisfuß. Verbreitetes Gartenunkraut. NFJ. OFJ. WFJ.

52. Carum Carvi L., gemeiner Knäuel. Häufig auf den Triften des Oberlandes (Hallier, v. Dalla Torre); ich sah nur einige Exemplare im Herbar Gätke. NFJ.

Bupleurum rotundifolium L., rundblättriges Hasenohr. Herbar Gätke.

53. Aethusa Cynapium L., Hundspetersilie. Verbreitetes Gartenunkraut. NFJ. OFJ. WFJ.

Pastinaca sativa L., gemeiner Pastinak. Zuweilen verwildernd (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

54. Heracleum Sphondylium L., gemeine Bärenklau. Auf den Weideplätzen des Oberlandes sehr häufig. WFJ.

55. Daucus Carota L., gemeine Möhre. Auf dem Oberlande an Wegen, auf Triften sehr häufig, meist mit dunkler Mittelblüte. Im Festungsgebiet auch viel angesäet. NFJ. OFJ. WFJ.

Anthriscus Cerefolium Hoffmann, Gartenkerbel. Öfters aus Gärten verwildert (v. Dalla Torre); ich sah nur einige Exemplare im Herbar Gätke.

56. A. silvestris Hoffmann, Waldkerbel. An der Treppe.

Scandix pecten veneris L., kammförmiger Nadelkerbel. Herbar Gätke. OFJ. WFJ.

16. Fam. Caprifoliaceae Juss., Geißblattgewächse.

57. Sambucus nigra L., schwarzer Holunder, Flieder. Auf der Düne. Die Früchte sind wahrscheinlich durch Vögel von der Hauptinsel, wo der Strauch häufig angepflanzt ist, nach der Düne verschleppt, wo er jetzt völlig eingebürgert ist. NFJ. OFJ. WFJ.

17. Fam. Rubiaceae DC., Rötengewächse.

58. Sherardia arvensis L., Acker-Sherardie. Auf Äckern vereinzelt (Hallier). Ich sah nur Exemplare im Herbar Gätke. NFJ. OFJ. WFJ.

59. Galium Aparine L., kletterndes Labkraut. Auf dem Oberlande häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

60. G. verum L., echtes L. Auf den Triften des Oberlandes gemein. NFJ. OFJ. WFJ.

61. G. Mollugo L., gemeines L. Auf der Düne zerstreut. NFJ. OFJ. WFJ.

Fam. Valerianaceae DC., Baldriangewächse.

Valerianella olitoria Moench, gemeines Rapünzchen. Herbar Gätke. WFJ.

18. Fam. Dipsacaceae DC., Kardengewächse.

62. Knautia arvensis Coulter, Acker-Knautie. Auf den Triften des Oberlandes sehr vereinzelt (Hallier 1863); ob noch vorhanden? NFJ. WFJ.

19. Fam. Compositae Adanson, Korbblütler.

63. Tussilago Farfara L., gemeiner Huflattich. An der Nordseite der Nordostklippe, auf der Düne. NFJ. OFJ. WFJ.

64. Aster Tripolium L., Meeresstrands-Aster. Im Osten und Westen des südlichen Dünenrandes; erst seit Anfang der sechziger Jahre (Hallier).

65. Bellis perennis L., Gänseblümchen. Sehr häufig auf der Hauptinsel; einzeln auch auf der Düne. NFJ. OFJ. WFJ.

Galinsogea parviflora Cavanilles, kleinblumiges Knopfkraut. Herbar Gätke.

Gnaphalium uliginosum L., Sumpf-Ruhrkraut. Wie vor. NFJ. OFJ. WFJ.

66. Achillea millefolium L., Schafgarbe. Sehr häufig, besonders auf dem Oberlande, auch in der Form:

b) setacea Waldstein et Kitaibel. NFJ. OFJ. WFJ.

A. Ptarmica L., Bertram-Garbe. Aus Gärten verwildernd (v. Dalla Torre). NFJ. OFJ. WFJ.

67. Anthemis arvensis L., Acker-Hundskamille. Auf dem Oberlande stellenweise; im Festungsgebiet angesäet. NFJ. OFJ. WFJ.

68. A. Cotula L., stinkende Hunds-Kamille. Wie vor. (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

Matricaria Chamomilla L., echte Kamille. Hin und wieder verwildert (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

69. M. inodora L., geruchlose Kamille ist besonders in der Form b) maritima L. auf dem Oberlande und am Felsen häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

Tanacetum vulgare L., Rainfarn. Verwildert hin und wieder aus Gärten, besonders in der Form mit krausen Blättern (v. Dalla Torre). NFJ. OFJ. WFJ.

Chrysanthemum segetum L., Saat-Wucherblume. Seltenes, zufällig eingeschlepptes Unkraut, z. B. im Festungsgebiet. NFJ. WFJ.

70. C. Leucanthemum L., weiße W. Auf dem Oberlande, am Felsen; im Festungsgebiet auch angesäet. NFJ. OFJ. WFJ.

71. Senecio vulgaris L., gemeines Kreuzkraut. Auf dem Ober- und Unterlande sehr häufiges Unkraut. NFJ. OFJ. WFJ.

S. viscosus L., klebriges K. Am Bollwerk des Unterlandes (Hallier), nicht mehr vorhanden.

S. silvaticus L., Wald-K. An den Dünenumzäunungen früher häufig, neuerdings nicht mehr beobachtet. NFI. OFI. WFI.

S. crucifolius L., raukenblättriges K. Am Nordostrande des Felsens einzeln (Hallier), von mir nicht bemerkt.

72. Jacobaea L., Jakobs-K. Auf dem Oberlande ganz vereinzelt (v. Dalla Torre). NFI. OFI. WFI.

Calendula officinalis L., gebräuchliche Ringelblume. Hin und wieder aus Gärten verwildernd (Hallier).

73. Cirsium lanceolatum Scopoli, lanzettblättrige Kratzdistel. Auf dem Oberlande häufig. NFI. OFI. WFI.

C. palustre Scopoli, Sumpf-K. Nach Hallier früher auf einem Acker unweit Nad-Huurn. OFI. WFI.

74. C. arvense Scopoli, Acker-K. Auf Äckern des Oberlandes und auf der Düne häufig. NFI. OFI. WFI.

Silybum Marianum Gärtner, Mariendistel. Aus Gärten verwildernd (Hallier).

75. Lappa minor DC., kleine Klette. Auf Ober- und Unterland häufig. Die von Hallier und v. Dalla Torre erwähnte L. tomentosa Lamarck dürfte ebensowenig auf Helgoland wie auf den friesischen Inseln vorkommen; ich habe mit ganz besonderer Aufmerksamkeit nach einer zweiten Klettenart gesucht, aber solche nicht bemerkt. NFI. OFI. WFI.

76. Centaurea Jacea L., gemeine Flockenblume. Auf dem Oberlande zerstreut. OFI.

77. C. Cyanus L., Kornblume. Einzeln auf Äckern des Oberlandes (Hallier). NFI. WFI.

78. Lampsana communis L., gemeine Milche. Unkraut in Gärten, an Wegen. NFI. WFI.

Cichorium Intybus L., Cichorie. Herbar Gätke. OFI. verwildert.

C. Endivia L., Endivie. Aus Gärten verwildernd (v. Dalla Torre).

79. Leontodon autumnalis L., Herbst-Löwenzahn. Auf Ober- und Unterland sehr häufig. NFI. OFI. WFI.

L. hastilis L., spießförmiger L. Von Hallier und nach ihm auch von v. Dalla Torre angegeben, doch zweifelhaft. OFI.

80. Tragopogon pratensis L., Wiesen-Bocksbart. Auf dem Oberlande, am Ostabhange oft in riesigen Exemplaren. Bisher übersehen. NFI.

81. Hypochoeris radicata L., langwurzliges Ferkelkraut. Auf der Düne. Bisher übersehen. NFI. OFI. WFI.

82. Taraxacum officinale Weber, Hundeblume. Auf der Hauptinsel und auf der Düne gemein. NFI. OFI. WFI.

83. Sonchus oleraceus L., kohlartige Saudistel. Auf dem Oberlande häufig. NFI. OFI. WFI.

84. S. asper Villars, rauhe S. Nach Hallier gemein; ich habe die Pflanze übersehen. NFI. OFI. WFI.

85. S. arvensis L., Acker-S. Auf dem Oberlande und auf der Düne. NFI. OFI. WFI.

Crepis sp., Pippau. Eine etwa 0,5 m hohe Pflanze fand ich auf dem Oberlande beim Festungsterrain, die wohl C. virens L. sein kann, obgleich sie (vielleicht infolge des Standortes) stark behaart ist. Wahrscheinlich mit den Festungssämereien eingeführt.

86. Hieracium Pilosella L., langhaariges Habichtskraut. Jetzt nur noch vereinzelt auf dem Oberlande (Hallier, v. Dalla Torre). NFI. OFI. WFI.

87. H. umbellatum L., doldiges H. Auf der Düne (v. Dalla Torre); ob noch? NFI. OFI. WFI.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 4. April 1896.

Der Sieger von Eckernförde.[1])

Von **v. Osten** in Ütersen.

In Gedichten und Zeitungsartikeln wird der Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha als „der Sieger von Eckernförde" gefeiert. Unter seinem Kommando, heißt es, sind am 5. April 1849 die beiden schönsten Schiffe der dänischen Marine, das Linienschiff „Christian VIII." mit 84 und die Fregatte „Gefion" mit 48 Kanonen, gezwungen worden, sich zu ergeben. Dieses Lob ist jedoch völlig unberechtigt und läßt sich in keiner Weise historisch begründen. Professor Dr. Jansen in Kiel und andere Männer haben sich daher verpflichtet gefühlt, Widerspruch zu erheben und die Sache ins rechte Licht zu stellen. Auch nach meiner Ansicht ist es für die Schleswig-Holsteiner von Interesse, daß über den Kampf bei Eckernförde, diesen Glanzpunkt des ganzen damaligen Krieges gegen Dänemark, keine so gänzlich unrichtige Vorstellungen zur Geltung gelangen. Da ich nun annehme, daß die in Betracht kommenden Schriften nur wenigen Lesern zugänglich geworden sind, so erlaube ich mir, die fragliche Angelegenheit auch in der „Heimat" zu erörtern.

Die beiden schleswig-holsteinischen Batterieen, nämlich die „Nordschanze" mit 6 und die „Südschanze" mit 4 Kanonen, wurden kommandiert von dem mutigen und kriegskundigen Hauptmann Jungmann. Als ein ernstlicher Kampf mit feindlichen Schiffen in Aussicht trat, begab sich derselbe, den Instruktionen des Generals v. Bonin gemäß, in die Nordschanze, während er das Kommando in der Südschanze dem Unteroffizier Preußer übertrug. Zur Bewachung des Strandes war das in der Stadt einquartierte, zum größten Teil aus Rekruten bestehende 3. Reserve-Bataillon bestimmt, welches der Hauptmann v. Irminger kommandierte. In Gettorf lag unter der Führung des Herzogs von Koburg-Gotha eine Division Reichstruppen, welche die Aufgabe hatte, den Küstenstrich von Eckernförde bis Kiel gegen feindliche Angriffe zu verteidigen. Bei dem Anbruch des 5. April nahm Se. Hoheit gleich

[1]) Quelle: Eigene Erinnerung und besonders: „Die Erinnerungen des Herzogs Ernst II. von Koburg-Gotha aus Schleswig-Holstein 1848—51," geprüft von Professor Dr. K. Jansen.

darauf Bedacht, unsere Artillerie durch seine Nassauer Batterie zu unterstützen, indem er vier Geschütze unter dem Hauptmann Müller im Schnellmarker Gehölz, also südlich von der Föhrde, die beiden übrigen Geschütze unter dem Lieutenant Werren, nach Anordnung des Hauptmanns Jungmann, in der Nähe der Nordschanze aufstellen ließ. Er selber führte das Bataillon Reuß durch die Stadt nach dem Windmühlenberge bei Borby, um einem etwaigen Landungsversuche des Feindes begegnen zu können.

Dieser Umstand, daß der Herzog als Brigade-General in dortiger Gegend der „Höchstkommandierende" war, wird bei Dichtern und Journalisten die Veranlassung geworden sein, das bekannte glänzende Resultat ihm zuzuschreiben. Die Berichte und Briefe der ihm untergebenen Offiziere und Mannschaften, welche die Thaten ihres Führers zu verherrlichen suchten, dürften den gewonnenen Eindruck verstärkt haben. Dazu kommt, wie es den Anschein hat, der thatsächliche Beweis durch die „Eckernförde-Halle" auf der Feste Koburg, wo das Gallionbild „Christian VIII.," der Degen des Kapitän Paludan, die beiden großen Danebrogsfahnen und andere Siegeszeichen aufbewahrt werden. Bei der großen Popularität des Herzogs kann es daher nicht befremden, wenn derselbe nicht nur in seinem Heimatlande, sondern auch in weiteren Kreisen, namentlich in Liedertafeln und Turnvereinen, als der Held des Tages gepriesen wird.

Kaum aber hätte ich es für möglich gehalten, daß ein Schleswig-Holsteiner, der doch den Verhältnissen näher steht, in dieses lobende Urteil einstimmen könnte. Und doch ist es eine Thatsache, daß der schleswig-holsteinische Hauptmann v. Lilienstein eine Broschüre herausgegeben hat, welche den Titel führt: „Bericht über den siegreichen Kampf bei Eckernförde, bestanden unter Leitung Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha." Unwillkürlich mußte ich fragen: Wie kommt doch der Verfasser, der sogar ein Zuschauer des glorreichen Sieges war, zu einer solchen Behauptung? — Der Hauptmann v. Lilienstein lag am 5. April 1849 als Premierlieutenant und Kompagniechef neben mir in der Redoute, welche unweit der Südschanze an einer Anhöhe oberhalb der nach Kiel führenden Chaussee aufgeworfen war. Wir haben während des ganzen Kampfes von einer Leitung des Herzogs nichts verspürt, auch an den folgenden Tagen weder gehört noch gelesen, daß der äußerst günstige Erfolg ihm zu danken sei. Hätte jemand im Ernst die Frage aufgeworfen, wer es verdiene, als Sieger von Eckernförde bezeichnet zu werden, so würde die einstimmige Antwort gelautet haben: Hauptmann Jungmann. — Lilienstein hat, wie zu erwarten stand, durch seinen Bericht auch keineswegs gezeigt, daß seine Broschüre dem von ihm gewählten Titel entspricht. Unter der Gewalt des ersten Eindrucks hat der Herzog sogar selber gesagt, daß dem Hauptmann Jungmann die Ehre des Tages allein gebühre.

Zu einem richtigen, sicheren Urteil hinsichtlich des in der Überschrift erwähnten Themas gelangen wir leicht, wenn wir unumstößliche Thatsachen reden lassen.

Bekanntlich befanden sich „Christian VIII.“ und die „Gefion“ schon zur Mittagszeit, nach kaum fünfstündigem Kampfe, in einem solchen Zustande, daß die Kapitäne nicht mehr auf Sieg hofften, sondern Anstalten trafen, ihre Fahrzeuge zu retten. Das Lavieren, sowie auch das Warpen[1]) erwies sich aber unter dem Geschützfeuer der Batterieen und bei dem recht stark gewordenen Gegenwinde als ein vergebliches Bemühen. Die Kriegsdampfer „Hekla“ und „Geiser,“ die sich bereits aus der Schußweite zurückgezogen hatten, erhielten nun durch ein Signal die Aufforderung, die beiden notleidenden Schiffe aus dem Hafen zu bugsieren. Der „Hekla,“ für „Christian VIII.“ bestimmt, signalisierte als Antwort, daß er zur Hülfsleistung nicht imstande sei, weil er eine erhebliche Beschädigung am Steuerruder erlitten habe. Dem „Geiser,“ der sogleich herbeieilte, gelang es freilich, ein Bugsiertau an der „Gefion“ zu befestigen; kaum aber war das Tau straffgezogen — da wurde es durchschossen, und kaum war ein zweites Tau angelegt — da erhielt der „Geiser“ einen Schuß in die Maschine, sodaß er keinen neuen Rettungsversuch mehr wagen durfte. Der Kapitän Paludan, dessen majestätisches Schiff durch eine Bombe der Nordschanze schon eine Brandstelle erhalten hatte, sah sich daher um 1 Uhr genötigt, eine weiße Flagge, die sogenannte Parlamentärflagge aufzuziehen, d. h. um friedliche Unterhandlungen zu bitten.

Als der Donner der Kanonen verstummt war, wurde von „Christian VIII.“ ein Offizier mit folgendem Schreiben an das Land gesetzt:

> „Der Unterzeichnete schlägt eine Einstellung der Feindseligkeiten unter der Bedingung vor, daß die Schiffe frei auspassieren, ohne daß von den Batterieen auf sie geschossen wird. Wird dieser Vorschlag nicht angenommen, so wird Eckernförde in Brand geschossen, und die Folgen werden Sie zu verantworten haben. Paludan.“

Das Schreiben war in dänischer Sprache verfaßt und an „die oberste Civil- und Militärbehörde der Stadt Eckernförde“ gerichtet.

Nach kurzer Zeit begaben sich der Stadtkommandant Wiegand, der Bürgermeister Langheim und der Senator Lange in die Nordschanze, um hier mit dem Hauptmann Jungmann über weitere Schritte zu beraten. Viele Eckernförder Bürger hatten die drei Männer gebeten, sie möchten sich in dem Kriegsrat für die Wiedereröffnung des Kampfes aussprechen. Der Bürgermeister moderierte indes diese patriotische Äußerung, indem er die Erklärung abgab: „Die Stadt überläßt die Entscheidung über Fortsetzung oder Einstellung der Feindseligkeiten den Militärbehörden.“ Ohne sich zu besinnen, erwiderte Jungmann in kaltblütiger Entschlossenheit: „Ich schieße, so lange ich ein Geschütz und ein Geschoß habe; es sei denn, die Schiffe ergeben sich.“ Preußer hatte gleich nach dem Eintritt der Waffenruhe seinem Chef die Mitteilung gemacht: „Die Mannschaft ist noch vom besten Geiste beseelt, und eher ist kein Korn

[1]) Warpen heißt: ein Schiff durch Warps (Bugsieranker) fortbewegen. Man zieht an einem Tau, das an einem ausgebrachten Anker befestigt ist.

mehr auf der Brustwehr, ehe wir uns ergeben." Da auch der Stadtkommandant Wiegand und Hauptmann v. Irminger der Ansicht waren, daß man die errungenen Vorteile benutzen müsse, so wurde dem Feinde nachstehende Antwort zugesandt:

„In Erwiderung Ihres Schreibens vom heutigen Dato bemerken die unterzeichneten hierselbst höchstkommandierenden Offiziere, daß sie sich nicht veranlaßt finden, das Schießen der Batterieen auf die Schiffe einzustellen. Sollten Sie Ihre Drohung, eine offene Stadt in Brand zu schießen, zu vollführen für gut befinden, so fiele selbstverständlich der Fluch eines solchen Vandalismus auf Dänemark, das Sie hier vertreten.

Irminger, Hauptmann und Bataillonskommandant.
Wiegand, Etappenkommandant.
Jungmann, Hauptmann und Batteriechef."

Es drängt sich nun die Frage auf: Warum ist der Stadtkommandant oder der Bürgermeister nicht gleich mit dem Briefe Paludans zu Sr. Hoheit geeilt? Warum hat der Herzog die vorstehende entscheidende Erklärung, die dem Tage erst seine Bedeutung giebt, nicht unterschrieben? Mit welchem Recht nennen sich Irminger, Wiegand und Jungmann die höchstkommandierenden Offiziere? — Die drei Männer aus Eckernförde sagten, „der Herzog sei gleich nach dem Anfange des Gefechts auf dem nördlichen Strande des Noors rückwärts geritten, sein Aufenthalt sei unbekannt, auch seinen Adjutanten habe man nicht finden können." In der Stadt weilte freilich der Oberst v. Heringen, der das Bataillon Reuß kommandierte. Derselbe soll aber geäußert haben, daß er sich an der Beratung nicht beteiligen dürfe, weil er nicht beauftragt sei.

Aus diesem Hergange ergiebt sich doch mit überzeugender Klarheit, daß mit Bezug auf die Stunde der Entscheidung von einer Oberleitung des Herzogs nicht die Rede sein kann.

Vielleicht war aber Se. Hoheit von bestimmendem Einfluß bei der Wiedereröffnung des Kampfes?

Nach Empfang der abschlägigen Antwort ließ Paludan durch einen zweiten Parlamentär um eine kurze Verlängerung des Waffenstillstandes bitten. Er wollte Zeit gewinnen für die Ärzte, welche noch beschäftigt waren, die Verwundeten zu verbinden. Die Bitte wurde ihm stillschweigend gern gewährt, weil die Waffenruhe auch für die Schanzen zur Erholung der Mannschaft und zu neuer Rüstung höchst wünschenswert war. Dem Hauptmann Müller von der Nassauer Batterie kam diese Zeit insofern sehr zu statten, als es ihm jetzt möglich wurde, seine vier Geschütze, mit welchen er sich im Schnellmarker Holz nicht hatte halten können, an einem günstigen Punkte zwischen der Stadt und der Südschanze auffahren zu lassen.

Nun behauptet Jungmann, der nach dem ersten Briefwechsel stundenlang ohne jegliche Nachricht geblieben war, daß die Nassauer schließlich das Feuer wieder eröffnet haben. Er ist der Meinung gewesen, der Herzog, den er

irrtümlich jetzt anwesend glaubte, habe ihm auf diesem kürzesten Wege den Abbruch der Unterhandlungen mitteilen wollen. Hauptmann Müller berichtet dagegen, Jungmann sei der Anfänger gewesen. Noch anderer Ansicht ist Kapitän Paludan, indem er schreibt, daß der erste Schuß von der Südschanze gefallen ist. Nach meiner ganz klaren Erinnerung hat die Nordschanze den Kampf wieder begonnen; jedoch schien es mir, daß der erste Schuß anders klang als die früheren Schüsse. Ein neben mir stehender Kamerad sagte: „Das war garkein scharfer Schuß; ich glaube, es soll ein Signalschuß sein. Paß' auf, es geht wieder los." Kaum hatte er dieses Wort gesprochen, als die Kanonade gleichzeitig von der Nassauer Batterie und von der Südschanze mit erneuter Kraft und, wie der Augenschein lehrte, mit furchtbarer Wirkung wieder entbrannte.[1])

Mag demnach unentschieden bleiben, wer nach der Waffenruhe das Zeichen zum neuen Kampfe gegeben hat: gewiß ist es, daß kurz vorher ohne Mitwirkung des Herzogs folgendes Schreiben an Paludan abgesandt worden ist:

> „Da eine längere Verzögerung des Wiederbeginns der Feindseligkeiten nicht in unserem Interesse liegt, so werden sie von unserer Seite nach 10 Minuten wieder beginnen.
>
> Nordschanze, den 5. April 1849, $4^1/_2$ Uhr.
>
> Irminger. Jungmann."

Der Hauptmann ging also aus eigenem Antriebe, ohne höhere Instruktion, abermals „kühn voran," und die Seinen, sowie auch die Nassauer „folgten ihm mutig auf blut'ger Siegesbahn."

Schließlich hätte der Oberbefehlshaber der Reserve-Brigade noch eine leitende Einwirkung üben können, nachdem die Schiffe sich ergeben hatten.

Die „Gefion," die unter den glühenden Kugeln, welche die Südschanze in ihren Spiegel sandte, und unter den Granaten der Nassauer schrecklich zu leiden hatte, erklärte sich um 6 Uhr für kampfunfähig, indem sie ihre Flagge niederließ. Bald danach traf „Christian VIII.," der wegen seiner Brandstellen schon fast ganz in eine Rauchwolke eingehüllt war, das Unglück, auf eine Sandbank zu geraten. Aus seinen Spiegelkanonen sandte er einige Kugeln in die Stadt, jedoch ließ er seine Drohung nicht im Ernst zur Ausführung kommen. Noch einige verzweifelte Anstrengungen wurden gemacht, unsere Batterieen zum Schweigen zu bringen: da senkte sich auch an dem Mast des prächtigen Linienschiffs der stolze Danebrog, sodaß nur noch die weiße Parlamentärfahne im Winde flatterte.

Der Jubel, der jetzt am Strande ausbrach, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Mit immer sich wiederholendem Hurrah stürzten wir an das Ufer,

---

[1]) Diese auffallende Meinungsverschiedenheit wird auf einer Sinnestäuschung, den Nachklängen des Donners im Gehör, beruht haben. (Jansen.) An sich halte ich es für sehr unwahrscheinlich, daß Hauptmann Müller ohne Befehl des Herzogs und ohne einen Wink von Jungmann den Anfang sollte gemacht haben.

kaum wissend, ob wir träumten oder wachten. Der Feind völlig besiegt? Das hatte des Morgens um 7 Uhr, als fünf Schiffe[1]) mit 189 Kanonen die Nordschanze bedrohten, die kühnste Phantasie eines Patrioten nicht zu hoffen gewagt.

In freudiger, beinahe fieberhafter Aufregung begaben sich Unteroffizier Preußer und Bombardier Heesch ohne Auftrag und ohne Erlaubnis an Bord „Christian VIII.", um, wie sie gegen Lieutenant v. Lilienstein erklärten, „Besitz von dem Schiffe zu nehmen und die Ausschiffung von dort zu leiten." Zum näheren Verständnis mag hier bemerkt werden, daß „Christian VIII." ganz in der Nähe der Südschanze lag, daß aber Hauptmann Jungmann zu weit entfernt war, als daß er selber die nötigen Befehle hätte erteilen können. Im dänischen Bericht wird nun behauptet, „Preußer habe im Namen des Herzogs von Koburg verlangt, daß der Kapitän des Schiffes sich augenblicklich ans Land setzen lasse. Paludan habe erwidert, daß sein Verbleiben an Bord notwendig sei, um die Löschung des Feuers zu betreiben. Es sei aber nicht möglich gewesen, den feindlichen Parlamentär zur Nachgiebigkeit zu bewegen."

Obgleich Preußer in seinem Siegesrausche wohl nicht mit ruhiger Besonnenheit handeln konnte, so ist doch nicht anzunehmen, daß er in solcher Weise aufgetreten ist. Auch ist mit dem dänischen Bericht das Zeugnis des Bombardiers Heesch, eines zuverlässigen Mannes, nicht zu vereinigen. Derselbe schrieb mir im vorigen Jahre: „Den Herzog haben wir beide nicht gesehen, wir haben ganz nach Willkür gehandelt. Als wir auf dem Schiffe anlangten, kam Paludan uns entgegen und reichte uns seinen Degen. Preußer sagte: Es ist nicht unsere Absicht, Sie zu entwaffnen; wir sind nur gekommen, um zu retten, was noch zu retten ist. Weiter habe ich aber das Gespräch nicht verfolgt." — Da der Mund des kühnen Jünglings für immer verstummt ist, so kann der wirkliche Hergang nicht aufgeklärt werden.

Alle Boote, deren man habhaft werden konnte, wurden nun in Bewegung gesetzt, um die Mannschaft an das Land zu befördern. Eine Abteilung des 3. Reserve-Bataillons und eine Kompagnie reußischer Infanterie bildeten einen großen Kreis, um die Gefangenen aufzunehmen. Etwa 400 Dänen mochten am Ufer stehen, als Lieutenant v. Lilienstein den reußischen Kompagniechef bat, sie in die Stadt führen zu wollen.

Se. Hoheit, der Herzog von Koburg, hatte des Morgens etwa um 8 Uhr seine Stellung bei Borby verlassen und sich auf einem großen Umwege, nämlich ganz um das Windebyer Noor herum, nach Gettorf begeben, war aber des Abends nach Eckernförde zurückgekehrt und im Gasthof „Stadt Hamburg" abgestiegen. Hier erhielt er durch den Hauptmann Müller die Nachricht von dem errungenen Siege. Er sandte jetzt seinen Adjutanten mit einem Wagen nach der Südschanze, um den Kapitän Paludan abholen zu lassen. Auch erschien er selber am Strande und dankte der Artillerie für ihre heldenmütige Tapferkeit.

Wie allgemein bekannt, erfolgte auf dem großen Linienschiffe um 8½ Uhr,

[1]) Außer den vier schon genannten Schiffen auch die Korvette „Galathea."

als außer mehreren Offizieren und dem Unteroffizier Preußer noch alle Verwundeten und Toten am Bord waren, die Explosion.[1] Mit Rücksicht auf auf diesen fürchterlichen Ausgang ist dem Herzoge der Vorwurf gemacht worden, daß er keine Anordnungen getroffen hat, denselben zu verhindern. Man sagt: „Wenn Se. Hoheit dem Kapitän Paludan befohlen hätte, wieder umzukehren und sich wieder auf seinen Posten zu begeben, so wäre es höchst wahrscheinlich gelungen, der Sprengung des Schiffes vorzubeugen." Nach meiner Ansicht sind aber die näheren Umstände nicht bekannt genug, um in dieser Sache ein begründetes Urteil fällen zu können. Freilich vergingen nach Beendigung des Kampfes reichlich 2 Stunden, ehe das Feuer die Pulverkammer erreichte;[2] es ist jedoch sehr fraglich, ob es Paludan noch möglich gewesen wäre, die nötige Disciplin wieder herzustellen. Unter dem Kapitän-Lieutenant Krieger, dem er das Kommando anvertraut hatte, ist, wie es scheint, an ernstliche Löscharbeit nicht mehr gedacht worden, weil alle Gefangenen angsterfüllt nur danach trachteten, sich möglichst schnell von dem Orte der Gefahr zu entfernen und ihr eigenes Leben in Sicherheit zu bringen.

Aus vorstehender Darstellung folgt, daß nach der Ergebung des Feindes nicht nur Unteroffizier Preußer, sondern auch Hauptmann v. Lilienstein nach eigenem Ermessen gehandelt, daß aber der Herzog keine eingreifende Thätigkeit geübt und auf den Gang der Ereignisse nicht weiter eingewirkt hat.

Der im Jahre 1893 verstorbene Herzog Ernst II. von Sachsen Koburg-Gotha war ein Fürst von nationaler Gesinnung, ein treuer Freund und Bundesgenosse unseres Kaisers. Das warme Interesse, mit welchem er stets für die Rechte Schleswig-Holsteins eingetreten ist, sichert ihm unsere dankbare Anerkennung. Bei Eckernförde machte er sich dadurch verdient, daß er die Nassauer Batterie zur Unterstützung unserer Artillerie auf den Kampfplatz rücken ließ. Man erweist ihm aber zu viel Ehre, wenn man behauptet, daß er während des Gefechts den leitenden Oberbefehl geführt und die Entscheidung getroffen hat.

Am 12. April wurde der Hauptmann Jungmann auf Vorschlag des Generals v. Bonin durch die Statthalterschaft zum Major befördert.

Auch die Eckernförder wußten es, wer die Hauptperson des Tages gewesen ist. Sie haben dem Major Jungmann einen silbernen Pokal überreicht, der die Inschrift trägt: Dem Sieger vom 5. April 1849.

---

[1] Bombardier Heesch war eben vorher glücklich wieder an das Land gekommen. (Noch wohnhaft in Eckernförde.)

[2] In Zeitschriften begegnet man öfters der irrtümlichen Auffassung, als sei die Explosion schon während des Kampfes erfolgt, z. B. „Gartenlaube" 1860, S. 796: „Unter dem Kommando des Herzogs wurde das dänische Linienschiff „Christian VIII." in die Luft gesprengt, die Fregatte „Gesion" aber gefangen genommen und „Eckernförde" getauft." Velhagen und Klasings „Monatshefte" 1890, S. 673: „Der „König Christian" flog in die Luft und die Fregatte mußte die Flagge streichen."

Ebenfalls muß das Verhalten der Hamburger lobend anerkannt werden. Jungmann hat seine letzten Jahre in Hamburg verlebt, wo er am 25. März 1862 gestorben ist.[1]) An seinem Grabe auf dem St. Jakobikirchhofe erhebt sich ein herrliches Denkmal, welches uns die Gestalt des tapferen Helden in voller Kriegsrüstung vor Augen stellt. Auf sein Verdienst wird mit deutlich hervortretenden Zügen einfach durch die Inschrift hingewiesen: Eckernförde, den 5. April 1849. Die Anregung zu dem Entschluß, dieses Ehrenzeichen zu errichten, ist namentlich dem Hamburger Kaufmann Woldsen zu danken, der auch eine bedeutende Summe zur Herstellung desselben gezeichnet hat. In neuerer Zeit haben die alten Kampfgenossen von Hamburg, Wandsbeck, Altona und Ottensen für die Renovierung des Denkmals gesorgt und am 5. April 1894 die neue Einweihung in sehr festlicher und erhebender Weise vollzogen. In Zukunft wird der Kirchenvorstand von St. Jakobi für die Instandhaltung der Grabstätte Sorge tragen.

Wer war der Sieger von Eckernförde? Am Abend des denkwürdigen Tages ist diese Frage nicht laut geworden. Civil- und Militärpersonen vereinigten sich mit einander in dem Ausruf: Der Herr war mit uns!

Drei Fragen über alte Äcker in Norddeutschland.

(Schluß.)

III. Wodurch sind die alten Äcker in dem Kirchspiele Bornhöved verödet?

Was die dritte Frage: „Wodurch sind die alten Äcker in dem Kirchspiele Bornhöved verödet?" betrifft, so hat man als Ursachen der Verödung den Zug der Jüten, Angeln und Sachsen nach England, die Versetzung der 10000 Sachsen von beiden Ufern der Elbe, die Umwandlung des Waldlandes in Ackerland und das Aufhören der wilden Graswirtschaft angegeben.

---

[1]) Eduard Julius Jungmann, 1815 zu Lissa in Posen geboren, wurde 1832 in die fünfte preußische Artilleriebrigade aufgenommen und 1835 zum Lieutenant ernannt. Im Jahre 1845 begab er sich nach Konstantinopel und trat als Instruktionsoffizier in die türkische Armee, kehrte aber im Frühling 1849 zurück, um Schleswig-Holstein seine Dienste anzubieten. Im Jahre 1850 verheiratete er sich mit der Tochter des Kaufmanns Lange in Eckernförde. — Nach der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee nahm er seinen Wohnsitz in der Hauptstadt des Großherzogtums Oldenburg. Eine seinen Wünschen entsprechende Anstellung hat er nicht wieder gefunden. Nachdem ihm von der Bundesversammlung eine einmalige Unterstützung von 2000 fl. bewilligt war, kaufte er einen Besitz in Billwärder. Körperliche Schwäche verhinderte ihn, eine Stellung als Lotsen-Kommandeur am Jahdebusen anzunehmen, welche die preußische Regierung ihm im Jahre 1857 anbieten ließ. Seit 1858 erhielt er von Preußen und seit 1860 auch von der Bundesversammlung eine jährliche Pension. Von Billwärder zog er nach St. Georg, wo 1862 ein Blutsturz seinem Leben ein Ende machte. (Er hinterließ von seiner ersten Frau zwei Kinder. Im Jahre 1859 schloß er eine zweite Ehe mit einer Tochter des Amtsverwalters Setzer aus Husum.) (Nach Jansen.)

Nimmt man an, daß die Überlieferung, nach welcher Jüten, Angeln und Sachsen 449 unter Hengist und Horsa auf drei langen Schiffen nach Britannien zogen, sich bewahrheitet, so erscheint es zweifellos, daß die geringe Zahl der Auswanderer eine Verödung der Ackerflächen auf der ganzen cimbrischen Halbinsel unmöglich bewirken konnte. In der „Geschichte Schleswig-Holsteins" von Cajus Möller, Hamburg 1886, heißt es: „Unter den Sachsen, welche als die dritte an dem Eroberungszuge beteiligte Völkerschaft genannt wird, hat man wohl vorzugsweise die Friesen zu verstehen" — „da die seefahrenden und obendrein vorzugsweise an der Nordsee wohnenden Friesen sich unmöglich von dem Bunde können ausgeschlossen haben." Von den Sachsen kommen ohne Zweifel diejenigen, die auf der Westseite Holsteins wohnten, in erster Linie in Betracht. Aus diesem Grunde ist anzunehmen, daß die Sachsen des Schwentinefeldes weder an der ersten Auswanderung, noch an den späteren Übersiedelungen nach England großen Anteil genommen haben.

Die Versetzung der 10000 Sachsen von beiden Ufern der Elbe nach Franken im Jahre 804 bringt Adam von Bremen[1]) mit dem Umstande in Verbindung, daß das Bremer Bistum eine Zeit lang unbesetzt gewesen sei „wegen der erst neuerlichen Bekehrung des Volkes der Sachsen, welche sich noch nicht durch die bischöfliche Macht lenken ließen." Karl, dem es darum zu thun war, die unter den Sachsen errichteten Bistümer zu schützen, hat die größte Anzahl der 10000 Sachsen jedenfalls aus den Distrikten genommen, in denen er „wegen des drückenden Heerbannes und des an die Kirche zu entrichtenden Zehnten"[2]) auf den kräftigsten Widerstand stieß. Es werden deswegen vorzugsweise die südlich von der Elbe seßhaften Sachsen von der Versetzung betroffen sein. Was das nördliche Elbufer anlangt, so ist bei der Verbannung an die Gegenden zu denken, in denen Willerich vor Ansgar das Evangelium verkündigte und Hamburg, Meldorf und vielleicht auch Schenefeld als Hauptsitze zu betrachten sind. Die von der Elbe entfernteren und im Innern Holsteins seßhaften Bewohner von Wippendorf und Bornhöved sind wenig zu berücksichtigen, weil die Einwohner in Faldera zur Zeit der Ankunft Vicelins nur den Namen Christen hatten und Haine und Quellen verehrten. Diese Leute standen also in einer sehr lockeren Verbindung mit der Kirche und sollten erst zu Gerolds Zeit den vollen Zehnten an die Kirche bezahlen.[3]) An eine Verödung großer Flächen ist bei der Versetzung überhaupt nicht zu denken, weil „Karl die Nordalbinger nach sechsjähriger Verbannung wieder in ihre Heimat zurückschickte, wo sie unter Anführung des Grafen Egbert die Essesfeldburg an der Stör als Vorfeste des Reiches gegen die Dänen erbauten." „Auch gab Ludwig den vertriebenen Sachsen ihr väterliches Erbe zurück."[4])

[1]) Adam I, 15.

[2]) „Geschichte des deutschen Volkes" von Prof. Dr. David Müller, S. 47.

[3]) Helmold I, 91.

[4]) „Leben und Wandel Karls des Großen, beschrieben von Einhard." Herausgegeben von J. L. Ideler, Hamburg und Gotha 1839, S. 159.

Bezüglich der Umwandlung des Waldbodens in Ackerboden ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Kirchspiel Bornhöved früher waldreicher als jetzt gewesen ist, besonders in seinem nördlichen und östlichen Teile. Der alte Name für Ruhwinkel „Rodenwinkel“ deutet offenbar auf Ausrodung früheren Holzbestandes. Die Spuren alten Ackerbaues haben sich zuletzt auf den Ländereien erhalten, die wegen ihres hügeligen Charakters Schwierigkeiten in der Bearbeitung darbieten, oder weit von dem Orte der Bewirtschaftung liegen, oder außer dieser weiten Entfernung eine geringe Güte des Bodens haben. Man könnte zu der Annahme gelangen, daß der fruchtbare, frühere Waldboden die Benutzung des zuerst in Gebrauch genommenen minderwertigen Ackerlandes überflüssig gemacht habe. Die Gebiete, auf denen die Spuren alten Ackerbaues zu finden sind, bildeten wegen ihres großen Flächeninhaltes den Hauptbestandteil der Feldgemeinschaften Bornhöved, Daldorf, Gönnebek und Tarbek. Die Wälder, welche sich auf den Feldmarken der genannten Dörfer befanden, können zu der Zeit, als das alte Ackerland noch benutzt wurde, keinen bedeutenden Umfang gehabt und die großen Flächen der alten Äcker ersetzt haben. Die Spuren alten Ackerbaues fand man vor 60 Jahren auf fruchtbarem Boden, der unweit des Dorfes Tarbek liegt und sich bequem mit dem deutschen Pfluge bearbeiten läßt. Man hatte also gutes Land im Überfluß. In dem Gehege „Karkhop“ kommen 15 Ackerstücke vor. An und auf dem Wege, der von Daldorf kommt und an dem Daldorfer Bauernholz vorbeiführt, sind noch deutlich vier alte Stücke zu erkennen, die von NW. nach SO. gehen und sich in dem Bauernholz, das uralt ist, fortsetzen. Daraus ist ersichtlich, daß Waldland an die Stelle von früherem Ackerlande getreten ist.

Wie die Umwandlung des Waldlandes in fruchtbares Ackerland, so ist auch das Aufhören der wilden Feldgraswirtschaft, „bei welcher man eine schlagmäßige Einteilung der Felder noch nicht kennt,“ nicht als Ursache der Wüstung zu betrachten, weil die alten Ackerstücke schlagmäßig geordnet aneinander liegen, und nirgends auf dem Ackergebiete große, zwischen den Ackerstücken gelegene Plätze vorhanden sind, die man früher nicht beackert hätte. Die großen Flächen, die jedenfalls schon zu Helmolds Zeit verödet waren, zeigen Gleichartigkeit in dem Beetbau, in der Wölbung wie in der schlagmäßigen Anordnung der Stücke und scheinen nicht nur gleichzeitig benutzt, sondern auch gleichzeitig außer Gebrauch gesetzt zu sein. Die große Ausdehnung der aneinander liegenden, verschiedenen Ortschaften angehörigen Ackergebiete deutet auf einen gewaltigen Wechsel in landwirtschaftlicher Beziehung hin, der dadurch zu erklären ist, daß einer dichten landwirthschaftlich hochstehenden Bevölkerung ein Volk folgte, das gutes Land im Überfluß hatte und hinsichtlich des Ackerbaues eine niedere Stufe einnahm. Hätte ein germanischer Stamm das Schwentinefeld bald nach den Sachsen besessen, so wäre jedenfalls das fruchtbare, kultivierte Land unweit des Dorfes nicht verödet, weil der Boden sich mit dem deutschen Pfluge, der bei fast allen Germanen gebraucht wurde, unschwer bearbeiten ließ. Die Verödung dieses Landes, das wegen seines mergelhaltigen und deswegen mitunter

harten Bodens mit dem Haken nicht bequem zu bearbeiten war, zeigt, daß der Rückschritt auf dem Gebiete des Ackerbaues nur einer slavischen Bevölkerung zuzuschreiben ist.

Zu Karls des Großen Zeit war das Land der wendischen Wagrier auf der Strecke zwischen Blunk und dem Plöner See durch die Tensfelder Au von dem Schwentinefeld getrennt.[1]) Um 1070, zu Krutos Zeit, wird in Helmolds Slaven-Chronik I, 25 die Suale als Grenzfluß zwischen Sachsen und Slaven genannt. Die Slaven waren also in das Schwentinefeld gedrungen, in dem sie bis 1138—39 wohnten. Es fragt sich, wann die Wenden sich dauernd in dem westlich von der Sachsengrenze gelegenen Lande angesiedelt haben. Nach der „Holsten-Chronik" von Petersen S. 10 haben im Jahre 810 „die Wenden aus Pommern Hamburg ganz zerstöret und verwüstet, des Kaisers Amtmann daraus verjaget. Aber im andern nachfolgenden Jahre aus Befehl Kaisers Caroli wiederum gebauet." Karl der Große war mit den Obotriten befreundet, und die festgesetzte Sachsengrenze wurde von den Wenden im östlichen Holstein respektiert. Unter den schwachen Nachfolgern Karls gerieten die nördlichen Marken in Verfall. 840 wurde Hamburg von „Dänen und Normannen,"[2]) 876 „von Dänen," „die auch das Land zu Holstein schändlich verwüsteten, zerstört."[3]) Von Wenden ist bei diesen Verheerungen nicht die Rede. Sieht man von einigen Landesgebieten, die an die Normannen abgetreten werden mußten, ab, so hatte das Reich unter den Karolingern noch zur Zeit Karls des Dicken fast dieselben Grenzen, die es zur Zeit Karls des Großen besaß. Das slavische Reich unter Swatopluk, das für die östlichen Marken des Frankenreiches gefährlich zu werden schien, hatte wegen seines kurzen Bestandes auf die Überschreitung der von Karl in Holstein festgesetzten Sachsengrenze keinen Einfluß. 913 und 919 treten die „Wenden" als Verbündete der Dänen auf. Sie verheerten den Hamburger Sprengel[4]) und plünderten die Sachsen auf beiden Seiten der Elbe. Obwohl die Wenden bei diesen Raubzügen ausdrücklich als Verheerer mit genannt sind, so darf an *eine dauernde Ansiedelung in dem westlich* von der Sachsengrenze gelegenen Lande noch nicht gedacht werden, weil Heinrich I. die Slaven durch ein gewaltiges Treffen 929 so in Furcht setzte, „daß die Überlebenden, deren fast nur einige waren, sowohl dem Könige Zins als Gott dem Herrn Christen zu werden von selbst gelobten.[5]) Unter Otto I. entstanden die Bistümer zu Oldenburg und Schleswig. „Billung und Gero dehnten mit der Schärfe des Schwertes, jener im Norden von dem östlichen Holstein, dieser von der mittleren Elbe aus die deutsche Herrschaft bis zur Oder, beziehungsweise bis zum Bober und Queis aus."[6]) Helmold I, 13 heißt es: „Die Tapferkeit der Sachsen schreckte sehr." Die westlich von dem

[1]) Adam II, 15 b.
[2]) Petersen S. 13, Adam I, 23.
[3]) Petersen S. 14.
[4]) Adam I, 54.
[5]) Adam I, 58.
[6]) „Vaterländische Geschichte" von Dr. Hermann Becker, I. Teil, S. 92.

»limes Saxoniae« in Holstein, Stormarn und Dithmarschen wohnenden Sachsen waren, wie dies der Zug unter Kanut[1]) und der Sieg über die Slaven unter Heinrich von Bardewid[2]) zeigen, stark genug, um die Wenden Wagriens zurückzuhalten. Die Verheerung des Sachsenlandes durch Slaven ist oft darin begründet, daß die Holsten sich unter den geizigen Sachsenherzögen nicht wehren durften[3]) und daß die Slaven in Wagrien entweder mit Normannen und Dänen, oder in Verbindung mit anderen slavischen Völkern die Holsteiner, Stormarn und Dithmarscher angriffen. Da nun die Sachsen in Nordelbingen zu der Zeit, als dieselben dem deutschen Kaiser unmittelbar unterstellt waren, mehr Freiheit, sich gegen Slaven zu verteidigen, besaßen, da die Raubzüge der Slaven im Bunde mit den Dänen wohl eine für kurze Zeit währende Plünderung und Verheerung des Sachsenlandes, nicht aber eine dauernde Gebietserweiterung und Ansiedelung herbeiführen konnten, so darf eine dauernde Niederlassung der Slaven nicht in die Zeit vor Otto I. verlegt, sondern muß in eine spätere Periode gesetzt werden.

Von großer Tragweite war die Niederlage, welche Otto II. im Juli 982 in Calabrien erlitt. Als die Nachricht von dieser Niederlage in den slavischen Ländern verbreitet wurde, „sahen sich die Slaven genötigt, endlich das Joch abzuschütteln und ihre Freiheit mit den Waffen zu schützen".[4]) Geleitet von Mystiwoi und Mizzidrog, verheerten die Slaven zuerst „ganz Nordelbingen mit Feuer und Schwert."[5]) Otto III. kämpfte mit wenig Erfolg gegen die Wenden. Sein Nachfolger Heinrich II. konnte weder die Macht des Polenherzogs Boleslav vernichten, noch einen gänzlichen Abfall der Slaven in Mecklenburg und Wagrien verhindern. Konrad II. und Heinrich III. kümmerten sich wenig um das Land nördlich von der Elbe und überließen dasselbe den Sachsenherzögen, deren Herzogtum nicht der Krone gehörte. Vor dem Abfall der Slaven bemächtigte sich Markgraf Theodorich und Herzog Bernhard der Herrschaft über die Slaven, so daß jener den östlichen, dieser den westlichen Teil des Landes im Besitze hatte.[6]) Aber mit dem Abnehmen des kaiserlichen Ansehens im Wendenlande sank auch die Macht der Markgrafen und der Sachsenherzöge. „Markgraf Theodorich, der aus seinem Amte und aus seinem ganzen Erbe ausgestoßen wurde, beendigte als Pfründner zu Magdeburg sein Leben durch einen schlimmen Tod, wie er's verdiente."[7]) Der Sachsenherzog Bernhard machte die Slaven, die in 30 Jahren den Billungern keinen Zins gegeben hatten, 1019 wieder zinspflichtig. Bekam der geizige Herzog die Abgaben, so dachte er nicht an ein Zurückwerfen der vorgedrungenen Slaven,

[1]) Helmold I, 49.
[2]) Helmold I, 56.
[3]) Helmold I, 56.
[4]) Adam II, 40.
[5]) Adam II, 40 und Anmerk. 1.
[6]) Helmold I, 16.
[7]) Adam II, Schol. 32.

sondern begünstigte die Wenden auf Kosten der Holsten. Unter seiner Regierung geschah es, daß Gottschalk, der den Tod seines ermordeten Vaters Udo rächen wollte, „das ganze Land der Nordalbingier“ plünderte und das Gebiet „der Holzaten, Sturmarn und Thetmarsen“ in eine „wüste Einöde“ verwandelte.[1]) Bernhards Nachfolger Ordulf und Heriman verstanden wohl das Bistum Bremen zu plündern und die Angehörigen der Kirche zu mißhandeln; aber um ihre Macht über die Wenden war es traurig bestellt. Herzog Ordulf kämpfte in 12 Jahren, um welche er seinen Vater überlebte, oftmals vergebens gegen die Slaven und konnte nie den Sieg erreichen, ward vielmehr von den Heiden so oft besiegt, daß er auch den Seinen zum Gespött ward.[2]) Nachdem die Slaven kaum 5 Jahre seit dem Tode Bernhards Gottschalk, der nach bitterer Reue mit heiligem Eifer für das Christentum eingetreten war, erschlagen hatten, „schüttelten die Slaven mit bewaffneter Hand das Joch der Knechtschaft ab und waren hartnäckig bemüht, die Freiheit zu verteidigen, so daß sie lieber sterben als den Herzögen der Sachsen Zins zahlen wollten.“[3]) „Die Stormarn und Holzaten wurden beinahe alle entweder getötet oder gefangen hinweggeführt“[4]), und Kruto, Grins Sohn, wurde Fürst der siegreichen Wenden. Helmold nennt Herzog Ordulf ein „schwankendes Rohr“ und „einen gebrochenen Stab.“[5]) Ebenso war auch sein Sohn Magnus machtlos gegen die Wenden. „Herzog Magnus zu Sachsen hat sich oft fürgenommen, Critonem aus dem Lande zu treiben, und die Wenden wiederum unter seinen Gehorsam zu bringen, aber nichts ausgerichtet.“[6]) Sein Kampf gegen Heinrich IV. lenkte die Streitmacht der Sachsen von Nordelbingen ab. Unter ihm wurden die Streitkräfte der Sachsen aufgerieben. Kruto verlangte das gesamte Land der Slaven und machte die Sachsen zinspflichtig. Das Land war mit Raubgesindel angefüllt, welche „die Stämme der Sachsen mit gierigem Rachen verschlangen,“ und mehr als 600 Familien der Holzaten wanderten nach dem Harzgebirge aus.[7])

Die politischen Wirren in Nordelbingen beginnen mit dem Aufstande von 983. Seit dieser Zeit war auch die Lage der Kirche gefahrvoll. Zwar versicherte Svein, König der Dänen, dem Adam von Bremen, daß die 18 Gaue des Slavenlandes sich mit Ausnahme von nur dreien sämtlich zum Christentum bekehrt hätten;[8]) aber wie Missizlav, Fürst der Obotriten, Christum öffentlich bekannte, ihn aber heimlich verfolgte, so hatten auch viele Slaven nur ein Scheinchristentum, das sie bei günstiger Gelegenheit als ein hartes Joch mit Freuden ablegten. Die Slaven mordeten zu Mistivois Zeit die Priester und

---

[1]) Helmold I, 19.
[2]) Adam III, 50, Schol. 83, Helmold I, 24.
[3]) Helmold I, 25.
[4]) Helmold I, 24.
[5]) Helmold I, 25.
[6]) Petersen S. 119.
[7]) Helmold I, 26.
[8]) Adam II, 24.

die übrigen Kirchendiener unter mannigfachen Todesqualen und hinterließen keine Spur vom Christentum jenseit der Elbe. 60 Priester starben in Oldenburg den Märtyrertod.[1]) Um das Jahr 1019 gab Bernhard den Nordelbingern den Frieden wieder;[2]) doch lange dauerte die Ruhe nicht. Gottschalk richtete unter den Christen ein solches Blutbad an, daß seine Grausamkeit alles Maß überstieg.[3]) Obwohl nach Gottschalks Bekehrung Slavonien voll von Priestern und Kirchen war, so bekehrte Gottschalk doch nur ungefähr den dritten Teil derjenigen, die unter seinem Großvater Mistivoi wieder Heiden geworden waren.[4]) Bei der Christenverfolgung von 1066 „fielen alle Slaven, indem sie sich allesamt mit einander verschworen, wieder ins Heidentum zurück, nachdem sie die, welche im Glauben verharren wollten, erschlagen hatten.[5]) Der Bischofssitz in Oldenburg blieb 84 Jahre lang unbesetzt.[6]) Die für die Slaven günstigen Zeitverhältnisse brachten es seit 983 mit sich, daß die Wenden in Wagrien sich als Teil einer mächtigen, siegreichen Nation unabhängig und sicher fühlten und im Bewußtsein ihrer Macht nicht bloß das westlich vom »limes« Karls gelegene Land plünderten und verheerten, sondern sich auch ruhig in demselben niederließen.

Seit dem erfolgreichen Aufstand unter Mistivoi gewannen die Slaven auch hinsichtlich des Handels und Verkehrs an Bedeutung. Dafür sprechen die Wendenpfennige, welche nach Herrn Archivrat Pastor Masch in Demern[7]) „während des 11. und 12. Jahrhunderts in Magdeburg und anderen Bistümern des nördlichen Deutschlands zum Verkehr mit den benachbarten Heiden geschlagen wurden.“ Der Münzfund bei dem Krinkberge unweit Schenefeld, der aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts stammt, ist ohne Wendenpfennige. Der Fund von Waterneversdorf bei Lütjenburg, welcher um 990 n. Chr. niedergelegt ist, enthält einen gut erhaltenen, dem Anscheine nach wenig gebrauchten Wendenpfennig sowie Bruchstücke. Der Silberfund von Farve, Kirchspiels Hohenstein, der in die Zeit des Herzogs Bernhard von Sachsen verweist, zählt ebenfalls Wendenpfennige.[8]) Daß diese Münzen sehr zahlreich vorkommen, beweisen die 5500 Münzen, die auf dem Hofe Ernsthausen bei Oldenburg im Jahre 1889 gefunden wurden. Von diesen heißt es S. 25 „in Krinkberg bei Schenefeld“ v. H. Handelmann: „Die Hauptmasse aber werden Wendenpfennige sein, von denen der Eigentümer mehrere Tausende, Denare und Obole, gezählt haben wollte.“

Auf die Machtentfaltung und Bedeutung der Slaven in Norddeutschland nach ihrem Aufstande läßt sich vielleicht auch der Umstand zurückführen, daß ein arabischer Schriftsteller, dessen Autoren am Ende des 9. Jahrhunderts und

---

[1]) Adam II, 40 u. 41, Schol. 28.
[2]) Adam II, 47.
[3]) Helmold I, 19.
[4]) Adam III, 18, Schol. 71.
[5]) Adam III, 50.
[6]) Helmold I, 24.
[7]) 24. Bericht der „Schl.-Holst.-Lauenb. Gesellschaft,“ Kiel 1864, S. 32.
[8]) Kieler Münzkatalog Bd. 1, S. 9.

1003—1085 n. Chr. lebten, Soest und Paderborn slavische Kastelle nennt und den Namen „Slaven“ auch auf Germanen ausdehnt.[1])

Nach dem Tode Krutos ist es unter der Regierung Heinrichs, Gottschalks Sohn, mit dem Vordringen der wagrischen Wenden vorbei. Heinrich „gab sich wiederum in den Gehorsam des Herzogs Magnus mit Gelübden und Eiden nach alter Gewohnheit,“[2]) besiegte seine wendischen Feinde bei Schmielau, machte Frieden und Bündnis mit den Holsten, Stormarn und Dithmarschern, gebot seinen Unterthanen, den Acker zu bauen, und trieb alle Räuber aus dem Lande. „Bei seiner Zeit ist das Land zu Holsten mit Kirchen, Dörfern und Häusern nach langer Verwüstung wieder erbauet.“ Daß der Einfall des Pribislav, der sich auf Segeberg, sowie alle umliegenden Orte,[3]) „wo Sachsen wohnten,“ erstreckte, für die Ausbreitung der Slaven keine Bedeutung hatte, auch die tagtäglich vorfallenden Ermordungen und Plünderungen in den holsteinischen Dörfern des Bezirks von Faldera von keiner neuen Erstarkung des Wendentums zeugten, beweist die gänzliche Niederlage der Slaven im Winter 1138—39 und im Sommer 1139.[4]) Der Überfall des Niklot, dessen zwei Haufen wendischer Reiterei namentlich für die in Wagrien eingewanderten Westfalen und Niederländer verhängnisvoll wurde, berührte die von den eingewanderten Holsten bewohnten „Dörfer, die auf der Ebene von Zwentinvelde und vom Sualenbache bis zum Bache Agrimessov und Plunersee hin liegen,“ nicht[5]) und war für die Zurückeroberung Wagriens seitens der Slaven ohne Erfolg. Die Wenden, denen man nach der Niederlage von 1139 den „Ort am gesalzen Wasser von Lütkenburg an biß zur Newstadt, mit dem ganzen Lande Oldenburg“[6]) gab, wurden fortan nur noch geduldet.

Nachdem die Slaven zur Zeit des gewaltigen Aufstandes unter Mistivoi das Sachsenland westlich von der Tensfelder Au und Trave in Besitz genommen hatten, wurde die Einteilung des eroberten Landes in Gaue vorgenommen. Die 11 in Holstein gelegenen Gaue der Slaven, von denen Ratkau, *Süßel, Rensefeld und Schwentinefeld* ungefähr die Größe eines Kirchspieles hatten, sind nicht mit den Gauen, deren nach Adam II, 24 Slavonien 18 zählte, gleichbedeutend, weil nach Adam II, 18 Slavonien zehnmal so groß wie das Sachsenland geschätzt wurde. Herr Dr. Robert Beltz sagt in seiner Schrift: „Zur ältesten Geschichte Mecklenburgs“ (Schwerin in Mecklenburg 1893) S. 10: „Die Obotriten hatten 53, die Wilzen 95 civitates. Diese civitates, deutsch mit Gau zu übersetzen, sind m. E. Geschlechtsverbände, welche sich in der Verehrung einer gemeinsamen Gottheit zusammenfanden und sich eine gemeinsame Gauburg für den Fall der Not schufen.“ Es ist also wahrscheinlich, daß die slavischen

---

[1]) Globus Bd. 60, Heft 7, S. 109.
[2]) Petersen S. 122.
[3]) Wahrscheinlich die 6, die der Kirche und dem Kloster gegeben waren, Helmold I, 53.
[4]) Helmold I, 55, 56.
[5]) Helmold I, 63.
[6]) Petersen S. 149.

Gaue in Holstein hinsichtlich ihrer Größe mit den schon am Ende des 9. Jahrhunderts vorhandenen 53 und 95 Gauen der Obotriten und Wilzen übereinstimmen. Nach der Einwanderung der Slaven wurde für „Burnehovede" „Schwentipole" und für Wippendorf „Faldera" gesetzt. Die von den Sachsen verlassenen Dörfer baute man, wenn es notwendig erschien, für die slavischen Zwecke zurecht. War ein Dorf gänzlich verheert und niedergebrannt worden, so entstand ein Dorf nach slavischer Bauart. Da die alten Äcker Gönnebeks wegen ihrer langgestreckten und gewölbten Stücke auf Germanen hinweisen, auch die Flurnamen nichts Wendisches an sich tragen, die Bauart aber slavisch erscheint, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß das alte sächsische Gönnebek bei der Eroberung des Schwentinefeldes verheert und an seiner Stelle ein Dorf nach slavischer Bauart angelegt wurde. Nach der oben bezeichneten Schrift des Herrn Dr. Beltz S. 11 ist die Feldgemeinschaft „ein wirtschaftlicher Anfangszustand, der bei den verschiedensten Völkern nachweisbar ist und sich mit geringerer oder größerer Zähigkeit erhalten hat, bei keinem Stamme mehr als bei den Slaven." Es ist deswegen ohne Zweifel, daß die Slaven in dem Lande, das nach Helmold 91 früher als das Land der Polaben und Obotriten angebaut war, manches vorfanden, was sich ohne weiteres für ihren lanwirtschaftlichen Betrieb verwenden ließ. Herr Dr. Gloy sagt in seinem Aufsatze: „Der Gang der Germanisation in Ostholstein":[1] „Aus freier Wahl werden sich die Slaven in der Heide (bei Kropp) kaum angesiedelt haben; denn wir wissen, wie gut sie schlechten von gutem Boden zu unterscheiden wußten bei der Wahl ihrer Wohnsitze, gerade hier in Holstein." Die Slaven, die sich in den verlassenen sächsischen Wohnsitzen des Gaues Falderau niedergelassen hatten, glaubten jedenfalls in den Hölzungen und in dem gutbewässerten Lande einen genügenden Ersatz für den schlechten Boden, den sie bei Neumünster bekamen, zu finden. Dieselben scheinen sich um die Bearbeitung des schlechten Bodens nicht gekümmert zu haben; denn nach Helmold I, 47 war ihr Land bei Ankunft des Vicelin 1126 „durch eine wüste und unfruchtbare Heide ganz entstellt" und Neumünster selbst war ein wüster, leerer Ort voller Schrecken. Wie die Wenden bei der Wahl ihrer Wohnsitze den Boden, der für ihre Zwecke tauglich war, richtig auswählten, so wußten sie ohne Zweifel auch das gute von dem weniger brauchbaren und schlechten Ackerlande einer von ihnen in Besitz genommenen Feldmark zu unterscheiden. Sie benutzten vor allen Dingen den fruchtbaren Sandboden oder den lehmhaltigen Grantboden und bewirtschafteten das Land, was sich durch Fruchtbarkeit, durch Nähe des Wohnsitzes und durch bequeme Bearbeitung auszeichnete. Der schwerere Lehmboden war für ihren hölzernen Haken ungeeignet. „Erst dem deutschen Pfluge ist die Beherrschung des schweren, großscholligen Bodens gelungen." „Die Slaven haben überwiegend auf leichtem Boden ihren Roggen gebaut."[2] Die Ackerflächen, welche eine sehr geringe

---

[1]) „Die Heimat" 1894, S. 155.

[2]) Dr. Beltz S. 12: „Die Wenden in Mecklenburg", „Vortrag, gehalten in der Aula des Gymnasiums am 15. März 1892," Schwerin i. M., Stillersche Hofbuchhandlung 1893.

Qualität des Bodens zeigten, dem Orte der Bewirtschaftung fern lagen und Schwierigkeit bei der Bearbeitung besaßen, ließen die Wenden unbenutzt liegen. Von den Ländereien, auf denen sich die Spuren alten Ackerbaues am längsten und deutlichsten erhalten haben, ist die Gönnebeker Heide trockensandig. Die Daldorfer Heide, das Bornhöveder Heideland, das Heideland bei Neu-Erfrade haben eine geringe Güte des Bodens und befinden sich außerdem an der äußersten Grenze der Feldmarken Daldorf, Bornhöved und Kuhlen. Die an der Tarbeker Scheide gelegenen, zu Schmalensee und Damsdorf gehörigen Ackerstücke sind wie der Boden des Geheges „Karkhop" fruchtbar, müssen aber zu den Ackerflächen gezählt werden, die weit von dem Orte ihrer Bewirtschaftung entfernt liegen. Ebenfalls ist „Trappenkamp" an der Grenze der Tarbeker Feldmark. Die fruchtbaren Ackerländer „Up de Barg" und „Bredenende" liegen nicht weit von dem Dorfe Tarbek, boten aber der Bearbeitung mit dem Haken wegen des sehr hügeligen Terrains und der in dem Boden früher zahlreich getroffenen erratischen Blöcke bedeutende Schwierigkeiten. Es ist also erklärlich, daß diese Ländereien in dem Besitze der Slaven, die jedenfalls Land genug hatten, veröden mußten. Als die Holsteiner 1142 dem Aufrufe Adolfs II. folgten und als die Ersten „auch das Gefilde von Zwentineveld und alles, was sich vom Sualenbache bis nach Agrimesau und bis zum Plunersee erstreckte," in Besitz nahmen, hatten sie Land im Überfluß. Die verödeten Äcker blieben verödet, und die fruchtbaren Ackerflächen wurden, wie dies aus der Entrichtung des Zehnten Helmold I, 91 hervorgeht, namentlich mit Weizen und Hafer bestellt.

Die Flora von Helgoland.

Von Prof. Dr. **Paul Knuth.**

(Fortsetzung.)

20. Fam. Campanulaceae Juss., Glockenblumengewächse.

88. Campanula rapunculoides L., rapunzelartige Glockenblume. Ursprünglich Gartenpflanze; jetzt an Wegen, in Gärten, in der Nähe der Häuser verwildert und eingebürgert. Ebenso NFJ. OFJ.

21. Fam. Asclepiadaceae Robert Brown, Seidenpflanzengewächse.

89. Vincetoxicum officinale Moench, gebräuchliche Schwalbenwurz. Auf der Düne. Vor Jahren wohl mit Reisig eingeführt, jetzt (nach Hallier) dort völlig eingebürgert; von mir nicht bemerkt.

22. Fam. Convolvulaceae Juss., Windengewächse.

90. Convolvulus arvensis L., Ackerwinde. Sehr häufig, besonders auf dem Oberlande. NFJ. OFJ. WFJ.

23. Fam. Boraginaceae Desvaux, Boretschgewächse.

91. Asperugo procumbens L., liegendes Scharfkraut. Auf den Triften des Oberlandes sehr häufig.

Cynoglossum coelestinum Lindley, Hundszunge. Herbar Gätke. (Von v. Dalla Torre bestimmt.)

Borago officinalis L., gebräuchlicher Boretsch. Aus Gärten hin und wieder verwildert (v. Dalla Torre). NFJ. OFJ.

92. Lycopsis arvensis L., Acker-Krummhals. Auf Äckern des Oberlandes. NFJ. OFJ. WFJ.

Anchusa obliqua Visiani, Ochsenzunge. Wie Cynoglossum.

Symphitum asperrimum Marschall von Bieberstein, Beinwell. Wie vor.

Cerinthe major L., große Wachsblume. Herbar Gätke.

Echium vulgare L., gemeiner Natterkopf. Desgl. NFJ. OFJ. WFJ.

Lithospermum arvense L., Acker-Steinsame. Am Ostabhang des Felsens (Hallier); neuerdings nicht beobachtet. OFJ. WFJ.

93. Myosotis arenaria Schrader, Sand-Vergißmeinnicht. In Gärten, Gemüseland und in deren Nähe (v. Dalla Torre). NFJ.

94. M. intermedia Link, mittleres W. Wie vor. NFJ. OFJ. WFJ.

M. hispida Schlechtendal, steifhaariges W. Wie Cynoglossum. NFJ.

24. Fam. Solanaceae Juss., Nachtschattengewächse.

95. Lycium barbarum L., gemeiner Teufelszwirn, Bocksdorn. An der Südspitze des Felsens verwildert und wie spontan vorkommend. NFJ. OFJ.

96. Solanum nigrum L., schwarzer Nachtschatten. Häufiges Unkraut auf Ober- und Unterland, seltener auf der Düne. NFJ. OFJ. WFJ.

S. tuberosum L., Kartoffel. Nicht selten verwildert.

97. S. Dulcamara L., Bittersüß. Auf der Düne häufig. (Vgl. die Bemerkung über diese Pflanze in der „Übersicht".) NFJ. OFJ. WFJ.

Hyoscyamus niger L., schwarzes Bilsenkraut. Herbar Gätke. NFJ. OFJ. WFJ.

Datura Stramonium L., gemeiner Stechapfel. Desgl. NFJ.

25. Fam. Scrophulariaceae Robert Brown, Braunwurzgewächse.

Verbascum Thapsus L., kleinblumige Königskerze. Wie vor. NFJ.

V. phoeniceum L., phönizische K. Wie Cynoglossum.

Antirrhinum majus L., großes Löwenmaul. Hin und wieder aus Gärten verwildernd (Hallier).

A. Orontium L., Feld-L. Gartenunkraut (Hallier).

98. Linaria vulgaris L., gemeines Leinkraut. Am Ostabhang (Hallier), spärlich unter der Südspitze (v. Dalla Torre). NFJ. OFJ. WFJ.

L. helgolandica v. Dalla Torre, helgoländisches L. (= L. vulgaris × stricta). Von P. Magnus und F. Cohn gefunden (vgl. Berichte d. Ges. naturf. Freunde, Berlin 1868, S. 21).

99. Veronica serpyllifolia L., quendelblättriger Ehrenpreis. Hie und da an etwas feuchten Plätzen und als Gartenunkraut (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

100. V. agrestis L., Acker-E. Auf dem Oberlande gemein (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

101. V. polita Fries, glänzender E. Wie vor.

102. V. hederifolia L., epheublättriger E. Am Ostabhang (Hallier). Ob noch? NFJ. OFJ. WFJ.

Alectorolophus major L., großer Klappertopf. Herbar Gätke. NFJ. OFJ. WFJ.

26. Fam. Labiatae Juss., Lippenblütler.

Salvia Hormium L., Salbei. Wie Cynoglossum.

Nepeta Cataria L., gemeines Katzenkraut. Gartenunkraut (Hallier). Unkraut auf OFJ.

103. Glechoma hederacea L., epheublättriger Gundermann. Im Gebüsch und an Zäunen, auch auf der Düne garnicht selten (v. Dalla Torre). Ich sah nur Exemplare im Herbar Gätke. Selten NFJ. OFJ. WFJ.

104. Lamium amplexicaule L., stengelumfassender Bienensaug. Besonders auf dem Oberlande häufiges Ackerunkraut. NFJ. OFJ. WFJ.

L. hybridum Villars, unfruchtbarer B. Auf einem Acker beim Flaggenberg (Hallier). Neuerdings nicht wieder beobachtet.

105. L. purpureum L., purpurroter B. Hin und wieder auf dem Oberlande. NFJ. OFJ. WFJ.

106. L. maculatum L., gefleckter B. In Gärten, einzeln und selten (v. Dalla Torre).

107. L. album L., weißer B. Wie vor. Ich sah nur einige Exemplare im Herbar Gätke. NFJ. OFJ. WFJ.

108. Galeopsis Tetrahit L., gemeiner Hohlzahn. Einzeln in Gärten und auf der Düne (v. Dalla Torre); ich sah nur ein Exemplar im Herbar Gätke. OFJ. WFJ.

109. G. versicolor Curtis, bunter H. Wie vor.

110. Stachys palustris L., Sumpf-Ziest. Nicht seltenes Unkraut unter Kartoffeln im nördlichen Teile des Oberlandes. NFJ. OFJ. WFJ.

St. arvensis L., Acker-Z. Gartenunkraut (Hallier); neuerdings nicht mehr bemerkt. NFJ. OFJ. WFJ.

111. Brunella vulgaris L., gemeine Brunelle. Gartenunkraut und im Gebüsch auf der Düne (Hallier); ich sah nur Exemplare im Herbar Gätke. NFJ. OFJ. WFJ.

112. Ajuga reptans L., kriechender Günsel. Einzeln auf Wiesen, am Oberland (v. Dalla Torre); ich sah nur einige Exemplare im Herbar Gätke.

27. Fam. Primulaceae Ventenat, Primelgewächse.

113. Anagallis arvensis L., Acker-Gauchheil. Acker- und Gartenunkraut. NFJ. OFJ. WFJ.

28. Fam. Plumbaginaceae Juss., Bleiwurzgewächse.

114. Armeria vulgaris L., Grasnelke. Auf den Triften des Oberlandes häufig; an der Nordwestecke auffallend niedrig. NFI. OFI. WFI.

29. Fam. Plantaginaceae Juss., Wegerichgewächse.

115. Plantago major L., großer Wegerich. Überall sehr häufig, stellenweise von auffallender Größe. NFI. OFI. WFI.

116. P. lanceolata L., lanzettlicher W. Auf der Hauptinsel sehr häufig, stellenweise von auffallender Kleinheit. NFI. OFI. WFI.

117. P. maritima L., Meeresstrands-W. Auf dem Oberlande sehr häufig. NFI. OFI. WFI.

118. P. Coronopus L., krähenfußblättriger W. Auf dem Oberlande zerstreut, an der Nordwestecke zwerghaft. NFI. OFI. WFI.

Fam. Amarantaceae Juss., Amarantgewächse.

Amarantus retroflexus L., zurückgebogener A. Wie Cynoglossum.

30. Fam. Chenopodiaceae Ventenat, Gänsefußgewächse.

119. Salsola Kali L., gemeines Salzkraut. Auf der Düne. NFI. OFI. WFI.

Salicornia herbacea L., krautartiges Glasschmalz. Wird nach Hallier bisweilen vom Meere an das Land gespült, doch hat es sich bisher noch nirgends angesiedelt, ohne Zweifel wohl, weil der Schlickboden fehlt. NFI. OFI. WFI.

Chenopodium urbicum L., Stadt-Gänsefuß. In Gärten und auf dem Oberlande (Hallier), neuerdings nicht bemerkt. OFI. WFI.

120. Ch. album L., weißer G. Besonders auf dem Oberlande sehr häufig. NFI. OFI. WFI.

Ch. polyspermum L., vielsamiger G. Wie Cynoglossum.

Atriplex hortense L., Garten-Melde. Einzeln und selten verwildert (v. Dalla Torre); ich sah die Pflanze nicht.

121. A. litorale L., Ufer-M. Auf dem Oberlande sehr häufig, NFI. OFI. WFI.

122. A. patulum L., ausgebreitete M. Auf dem ganzen Oberland als lästiges Unkraut auf Äckern und Gartenland (Hallier).

123. A. hastatum L., spießblättrige M. Auf der Hauptinsel und auf der Düne häufig. NFI. OFI. WFI.

124. A. laciniatum L., gelappte M. Auf der Düne häufig. NFI. OFI. WFI.

Atriplex sp., Melde. Herbar Gätke. Ist nach v. Dalla Torre von F. Cohn als A. Buschiana bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 5. Mai 1896.

Vogelschutz.

Von **J. Butenschön** in Hahnenkamp bei Horst in Holstein.

Die königliche Regierung, welche seit dem 24. März 1871, mithin bereits vor mehr als zwanzig Jahren, eine Verordnung, betreffend die Schonung nützlicher Vögel, erlassen hat, läßt bei Beginn der Frühlingszeit alljährlich durch unsere Schulinspektoren den Lehrern diese Verordnung in Erinnerung bringen, damit dieselben veranlaßt werden, ihren Kindern den Vogelschutz ans Herz zu legen. Da nun aber jeder mit unserer Vogelwelwelt bekannte Naturfreund trotzdem die betrübende Wahrnehmung machen kann, daß gerade die Zahl unserer nützlichen Vögel von Jahr zu Jahr abnimmt, so wollen wir nicht mit Gleichgültigkeit über die wichtige Sache hinweggehen, sondern uns folgende drei Fragen vorlegen und zu beantworten suchen:

I. Welches sind die hauptsächlichsten Ursachen der Abnahme unserer nützlichen Vögel?

II. Welche Nachteile hat die Verminderung derselben für uns alle, insbesondere für Garten-, Land- und Forstwirtschaft?

III. Was können und sollen wir thun zum Schutz der Vögel?

I.

Wenn wir, um uns eine der Hauptursachen der Verminderung unserer einheimischen Vögel klar zu machen, einmal vierzig bis fünfzig Jahre zurückgehen und uns fragen, wie es damals aussah auf unsern Fluren, Wiesen, Äckern und in Gehölzen, so wissen die älteren unserer Zeitgenossen, daß sich auf unsern Feldern alles gewaltig verändert hat. Seit unserer Jugend sind im Wechsel der Zeiten z. B. Sümpfe verschwunden, trocken gelegt und auf die eine oder andere Weise nutzbar gemacht worden. Wälder sind ausgerodet und Waldflächen in Getreidefelder verwandelt. Sehen wir auf die Landwirte unserer Zeit, so machen wir die Wahrnehmung, daß sich bei ihnen das Streben, jedes dem Anscheine nach unnütz daliegende Fleckchen Landes zur Kultur heranzuziehen, überall geltend macht. Da werden z. B. auch bei uns mit Sträuchern bepflanzte Erdwälle (Knicke) weggeräumt und an deren Stelle vielleicht ein Ein-

friedigungsdraht gezogen oder höchstens eine winzige unter der Schere gehaltene Dornhecke gepflanzt. Wenn nun der Landmann seine Felder von jeglichem Gestrüpp säubert, so wollen wir gerne anerkennen, daß er sich dabei leiten läßt von wirtschaftlichen Grundsätzen und solches in seinem Interesse für notwendig hält. Der Landwirt will, um seine Erträge zu erhöhen, auch den geringsten Platz ausnutzen, daher muß alles weichen, was ihm als Hindernis erscheint; Gebüsch, Strauchwerk, Bäume, alles wird wegrasiert, um sein kultiviertes Areal zu vergrößern. Aber der also rastlos arbeitende und schaffende Landmann bedenkt dabei nicht, daß er durch Vernichtung des bisher Vorhandenen einen Eingriff in das Walten der Natur begeht. Das Abholzen der Wälder, die Wegräumung von Erdwällen und Knicken mußte von verhängnißvollen Folgen werden für die an diesen Orten sich aufhaltenden Tiere, besonders für die Vogelwelt; denn wir wissen, daß viele unserer gefiederten Mitgeschöpfe ihre Nahrung in Gebüschen und Gehölzen finden, indem sie die Rinde und Äste der Bäume nach Kerbtieren und deren Brut absuchen, oder auch dort den Erdboden von Larven, Puppen und vollkommenen Insekten reinigen. Und hier, wo die Vögel so leicht Nahrung finden, nisten sie auch gern. Wenn man nun aber Bäume und Sträucher aus Bodengeiz, als ein Streben unserer heutigen Kultur, wegräumt und vernichtet, wo sollen denn die kerbtierfressenden Vögel ihre Nahrung, wo ihre Schlafplätze, Wohn- und Niststätten finden? Wenn unsere gegenwärtige Bodenkultur auf unsern Feldern sich besonders bemerkbar macht durch die rücksichtsloseste Kahlmacherei, so darf man doch wohl nicht in Abrede stellen, daß eine solche moderne Kultur die Zerstörerin des Naturlebens ist. Vogelarten, welche wir vor reichlich fünfzig Jahren in unsern Knabenjahren in Scharen bemerken konnten, wie z. B. den deutschen Kranich und das als einheimisches Federwild beliebte Birkhuhn, sind wohl aus allen Gegenden unseres Landes verschwunden. Die Wegräumung jeglichen Gebüsches wird freilich in einigen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes noch viel schlimmer betrieben als bei uns. So erzählte uns ein Lehrer aus Mitteldeutschland, daß in seiner Heimat auf den Feldern jedes Fleckchen unter Kultur genommen; kein Baum, kein Strauch sei weit und breit zwischen den Äckern zu erblicken und daher den Vögeln durch eine solche Kahlmacherei die Möglichkeit genommen, zu nisten; daher müßten die in Gebüschen und in Höhlen brütenden Vögel infolge von Wohnungsnot zu Grunde gehen, wenn nicht dortige Vogelschutzvereine durch Aupflanzung von kleinen Gehölzen für unsere gefiederten Freunde gesorgt und denselben ein Heim bereitet hätten.

Aus dem, was bisher gesagt worden ist über die Abnahme unserer nützlichen Vögel, wird sich ergeben, daß die jetzige Art und Weise der Bodenkultur, welche sich häufig durch die rücksichtsloseste Kahlmacherei bemerkbar macht, als eine Hauptursache anzusehen ist, indem durch ein solches Verfahren unsern Vögeln die Bedingungen der Vermehrung und des Daseins entzogen werden.

Als eine zweite Ursache der Verminderung müssen wir nennen den massen-

haften Fang einiger Vogelarten bei uns, namentlich der Drosseln, welche zu unsern schönsten Waldsängern gezählt werden, und die sich im Sommer von Kerbtieren, im Herbst von Beeren nähren. Die bei uns einheimischen sowohl, als die im Herbst von Norden kommenden Drosselarten werden zu tausenden gefangen und verspeist. Dr. Lenz[1]) schreibt im Jahre 1861: „Man fängt leider jährlich unzählige Drosseln und verspeist sie. Dadurch hat sich ihre Anzahl so rasch gemindert, daß sie seit 60 Jahren bis auf etwa $^1/_1$, gesunken ist." Gegenwärtig können wir wohl leider dreist behaupten, daß die zu Anfang unseres Jahrhunderts vorhandene Anzahl bis auf $^1/_{20}$ vermindert worden ist. Auch müssen wir es mit jenem Naturforscher beklagen, daß viele kleinere Vögel, als Rotkehlchen, Rotschwänze u. s. w. in den Drosselschlingen sich erhängen und so vernichtet werden. Außerdem müssen wir es rügen, daß bei uns noch hier und da eine verbotene Fangart betrieben wird, nämlich das Fangen mittels der Sprenkeln, wodurch die Vögel gewöhnlich entsetzlich verstümmelt werden, indem die straff gespannten Sprenkeln ihnen beim Zusammenschlagen die Beinchen zerschmettern. — Der Kibitz, eine der schönsten Zierden unserer einheimischen Vogelwelt, hat ebenfalls an Zahl sehr abgenommen, da es leider bisher in jedem Frühjahr bis zum 30. April gestattet worden ist, diesen nützlichen Vögeln die Eier zu rauben.

Eine dritte Ursache der Verminderung unserer nordischen Vögel ist der massenhafte mörderische Vogelfang in allen Mittelmeerländern. Gegen diesen großen Unfug, durch den viele unserer kleinen Sänger, als Nachtigallen, Grasmücken 2c. vernichtet werden, können wir leider nichts machen.

II.

Welche Nachteile hat die Verminderung der nützlichen Vögel für uns alle, insbesondere für Garten-, Land- und Forstwirtschaft?

Der größte Schaden ist wohl der, daß wir bei dem Mangel an Vögeln den Schädigern unserer Feld- und Gartengewächse machtlos gegenüber stehen. Diese Schädiger gehören besonders zu der Klasse der Insekten oder Kerbtiere, welche sich außerordentlich stark und rasch vermehren und durch ihre bedeutende Gefräßigkeit zu den gefährlichsten Feinden unserer Kulturgewächse in Garten und Feld werden. Daß wir diesen Feinden ohnmächtig gegenüber stehen, hat man erst im Sommer 1892 erfahren, als die Gamma- oder Ypsiloneule die Marsch in der Umgegend von Kolmar heimsuchte, dort ganze Bohnenfelder durch Abfressen so zurichtete, daß man sie umpflügte. Die verderbenbringenden Tiere fanden damals glücklicherweise ihre Feinde, indem in ungeheuren Scharen unsere Stare und Saatkrähen auf den Bohnenfeldern sich einstellten und die Gamma-Eulen mit solcher Lust verzehrten, daß unsere Stare ganz darüber vergaßen, unseren Kirschbäumen einen Besuch abzustatten... Was der Star

[1]) Lenz, Die Vögel S. 95.

Großes leisten kann im Kampfe gegen unsere Feinde, davon erzählt Lenz[1]) uns folgendes Beispiel:

Im Königreich Sachsen hatten in den Jahren von 1852—57 in einem Forstrevier des Erzgebirges zwei Rüsselkäferarten großen Schaden angerichtet. Es waren bereits 1079 Thaler verausgabt worden, um diese Feinde durch Menschenhände zu vernichten. Aber nach allen Ausgaben und aller Mühe dauerte der Schaden in vollem Maße fort. Da beschloß der Oberforstmeister, die Käfer durch Stare vertilgen zu lassen. Diese Vögel hatten bis dahin diese Gegend nicht bewohnt. Nun wurden in der Nähe der Fichtenpflanzungen zum Teil auf Höhen von 3000 Fuß und darüber 121 Brutkästchen angeschlagen, welche sich bald bevölkerten mit Staren, die für sich und ihre Jungen Futter auf den Pflanzungen suchten. Als die Forstbeamten Ende Mai eine Anzahl junger, fast flügger Stare untersuchten, fand man ihre Magen vollgepfropft mit den Rüsselkäfern, und allen Käfern hatten die Alten sorgfältig die Rüssel abgebrochen. Ein alter Star, der untersucht wurde, hatte nichts als Rüsselkäfer gefressen.

Unter unsern kleineren einheimischen Vögeln verdient unsere besondere Beachtung die allgemein bekannte Kohlmeise, welche als Standvogel auch im strengsten Winter bei uns ausharrt und die Insekten bereits in den Eiern vernichtet, mithin das Ungeziefer beseitigt, bevor es Schaden anrichtet. Dr. Karl Ruß schätzt die Zahl der Insekten in deren verschiedenen Entwickelungsstufen, welche jährlich von einer Meise verzehrt werden, auf vierhunderttausend Stück; fünftausend vollständig entwickelte Raupen können aber schon einen großen Baum vollständig kahl fressen. Bei den Meisen kommt noch besonders der Umstand in Betracht, daß dieselben den ganzen Winter bei uns bleiben, und gerade in dieser Zeit auf das eifrige Ablesen der Insekten-Larven angewiesen sind. Kein anderer Vogel vermag so wie sie die festgeklebten Insekteneierchen an den Knospen aufzusuchen und abzulesen. Der Naturfreund und Forscher Graf von Wodzicky erzählt folgendes: „Im Jahre 1848 hatte eine große Menge Raupen des bekannten Gartenfeindes Bombyx (liparis) alles Laub in meinem Garten abgefressen, so daß die Bäume wie verdorrt aussahen. Im Herbst bemerkte ich Millionen von Eiern, die an allen Stämmen und Ästen saßen. Ich ließ sie mit großen Kosten ablesen; aber sehr bald überzeugte ich mich, daß Menschenhände dieser Plage nicht zu steuern vermochten, und machte ich mich schon darauf gefaßt, meine schönsten Bäume eingehen zu sehen. Da kamen jedoch gegen den Winter hin von Tag zu Tag zahlreichere Scharen von Meisen und Goldhähnchen angeflogen, und zu meiner Freude sah ich die Raupennester täglich abnehmen. Im Frühling nisteten gegen zwanzig Paar Meisen in diesem Garten, während ich deren in anderen Jahren kaum zwei bis drei vorgefunden hatte. Im Jahre 1849 war die Raupenplage schon geringer, und 1850 hatten

[1]) Lenz, Die Vögel, S. 195.

die kleinen befiederten Gärtner meine Bäume so gesäubert, daß ich dieselben durch ihre freundliche Hilfe den ganzen Sommer im schönsten Grün sah."

Der Naturforscher Montayu hat sich einmal die Mühe gegeben, ein Goldhähnchen-Pärchen einen Tag lang zu beobachten; es brachte 16 Stunden lang im Durchschnitt jede Stunde den Jungen 36 mal, mithin am Tage 576 mal Futter, welches bekanntlich aus Kerbtieren besteht.

Diejenigen Vögel, unter welchen mehrere unserer beliebtesten Sänger sind und die unsere Feinde, welche auf Obstbäumen ihr schändliches Handwerk treiben, in ihren ersten Entwickelungsstufen vernichten, sind außer den Meisen hauptsächlich die bei uns einheimischen Grasmücken, der Gartenlaubvogel, die Rotschwänzchen, die Brunnelle, das Sommer- und Winter-Goldhähnchen und „der König im Schnee," der Zaunkönig.

Daß das Ungeziefer in so ungeheuren Massen erscheinen kann, daß diese winzigen Geschöpfe einen Eisenbahnzug, der mit voller Fahrgeschwindigkeit dahinsaust, zum Stillstand bringen können, davon wird uns in Brehms Tierleben ein merkwürdiges Beispiel erzählt, indem ein Naturfreund uns folgendes Eisenbahnerlebnis mitteilt: „Im Sommer 1854 fuhr eines Tages ein Eisenbahnzug von Brünn nach Prag mit regelmäßiger Fahrgeschwindigkeit. Man hatte eben einen Tunnel passiert, als der Zug sich auf einmal verlangsamte, die Fahrt wurde immer schleppender, und dann stand er auf einmal still im Felde, wo keine Haltestation war. Natürlich sah alles aus den Fenstern; einige Reisende stiegen aus und begaben sich zu den Eisenbahnbeamten, welche vorne neben der Maschine deren Räder prüfend beobachteten. Da sah ich denn, führt unser Berichterstatter fort, den allerdings ebenso unerwarteten, als unglaublichen Grund der Lähmung eines Eisenbahnzuges in voller Fahrt. Was einem Elefanten, einem Büffel nicht gelingen würde — etwa den Fall ausgenommen, daß ihre zerschmetterte Leiche den Zug aus den Schienen gebracht hätte — das hatte die unbedeutende Raupe des Kohlweißlings durchgesetzt. Auf der linken Seite des Schienenstranges befanden sich nämlich einige Felder, an deren abgefressenen Kohlstrünken die Leistungen besagter Raupe deutlich genug zu erkennen waren. Da sich nun in einiger Entfernung rechts von den Schienen noch einige Kohlbeete wahrnehmen ließen, deren Pflanzen noch im vollen Blätterschmuck prangten, so war offenbar kurz vorher in einer Raupen-Volksversammlung einstimmig beschlossen worden, nach der Regel: ubi bene, ibi patria*) das enge Vaterländchen des Klein-Herzogtums Linksstrang mit dem Großherzogtum Rechtsstrang zu vertauschen. Infolgedessen waren gerade in dem Augenblicke, als unser Zug mit voller Geschwindigkeit heranbrauste, die Schienen auf mehr denn 200 Fuß Länge mit den Kohlraupen dicht bedeckt. Daß auf den ersten sechzig bis achtzig Fuß die unglücklichen Fußwanderer durch die tölpischen Räder der Maschine in einer Sekunde zerquetscht waren, das war natürlich — aber die schmierige Masse der Tausenden

*) Deutsch: „wo es mir wohl geht, da ist mein Vaterland."

von kleinen Fettkörpern legte sich auch gleich mit solcher Kohäsion an die Räder, daß diese in den nächsten Sekunden nur mit Schwierigkeit noch Reibung genug besaßen, um vorwärts zu kommen. Da aber jeder Fußbreit vorwärts durch neues Raupenquetschen neues Fett auf die Räder schmierte, so versagten diese vollständig den Dienst, noch ehe die marschierende Raupen-Kolonie durchbrochen war.

Es dauerte länger als zehn Minuten, ehe mit Besen die Schienen vor der Lokomotive gekehrt und mit wollenen Lappen die Räder der Lokomotive und des Tenders so weit geputzt waren, daß der Zug seine Fahrt fortsetzen konnte."

III.

Was haben wir denn angesichts einer so großen, uns von allen Seiten bedrohenden feindlichen Schar zu thun oder zu unterlassen, um uns schützen zu können?

1. Unterlassen wir in Feld und Garten alle unnütze Kahlmacherei, was dazu noch häufig recht unschön aussieht. Da sieht man oft an den Straßen und in Ortschaften Bäume, welche aller Zweige bis zur Gipfelspitze beraubt sind, so daß dieselben wie große, kahle Stangen in die Luft empor ragen, was doch von großer Geschmacklosigkeit ihrer Besitzer zeugt. — Kahle, unbebaute Stellen sollten wir mit Gebüsch bepflanzen, wo unsere Vögel sich bei ihrer Ankunft ein trautes Heim gründen können.

2. Unterlassen wir den Fang der Drosseln, wodurch so viele Tausende unserer schönsten Waldsänger vernichtet werden. Veranlassen wir unsere Regierung, eine Verordnung zu erlassen, worin der Fang dieser schönen und nützlichen Vögel gänzlich untersagt wird.

3. Ersuchen wir ferner unsere Regierung, daß sie das Ausnehmen der Kiebitzeier rundweg verbietet; unsere Feinschmecker werden leicht auf den Genuß derselben verzichten können.

4. Sorgen wir dafür, daß in unseren Gärten recht zahlreich Nistkästchen angebracht werden für unsere kleinen Höhlenbrüter, als Meisen, Rotschwänze, Wendehälse, Spechte 2c. Sind Höhlungen in Bäumen vorhanden, aber so, daß fortwährend Regen hineinfällt, so reinige man die Löcher und nagele ein Brett darüber, das mit einer kleinen Öffnung versehen ist, über welches man ein kleines Schutzbrett als Wetterdach anbringt.

5. Um Vogelkunde unter uns zu verbreiten und Sinn für Vogelschutz zu wecken, können wir die Vogelschutzschriften des Dr. Gloger für unsere Volksbibliotheken anschaffen. Es sind dies billige Schriften und sie enthalten die nötigen Belehrungen über unsere einheimischen Vögel und deren Nutzen.

6. Damit Katzen, diese argen Vogelfeinde, nicht die Bäume besteigen und zu unsern gefiederten Freunden gelangen können, umgebe man den Stamm mit sperrigen Reisern, oder umschließe ihn mit einem glatten eleganten Riemen, der mit eisernen Stacheln besetzt ist.

Marder, Wiesel und dergleichen Raubgesindel hält man laut Lenz dadurch ab, daß man die Stämme mit einem Ring von Tabakssaft umgiebt.

7. Belehren wir unsere Kinder über den großen Nutzen unserer Vögel und stellen es ihnen eindringlich vor, wie schwer sie sich versündigen, wenn sie einem Vöglein etwas zu leide thun, oder deren Eier und Junge ausnehmen.

8. Laßt uns unserer Freunde im Winter gedenken, indem wir z. B. die Meisen durch aufgehängte Fettstückchen erfreuen. Sie werden dann oft so zutraulich, daß sie sich auf unsere Hand setzen und uns freundlich anblicken. Körnerfressende, wie Goldammer, Grünlinge ꝛc. füttere man mit Sämereien. Also Winterfütterung in der Zeit der Not!

9. Gründen wir überall in unserm Lande Vogelschutzvereine, die es sich zur Aufgabe stellen, Sinn für Vogelschutz zu erwecken.

Davon können wir fast überzeugt sein, daß dann, wenn die kerbtierfressenden Vögel wieder in größeren Scharen sich bei uns einfinden, die Klagen über Insektenfraß in unseren Gärten immer mehr verstummen und reichlichere Obsternten der schöne Erfolg unserer Bestrebungen sein werden. Das würde mehr helfen, als alle anderen in neuerer Zeit in Anwendung gebrachten Abwehrmittel, um unsere Fruchtbäume zu schützen.

Die meisten unserer nordischen Vögel, welche uns im Herbst verlassen, um den Schrecken des Winters ihrer Heimat zu entgehen, finden ihre Herberge im heißen Afrika, wo sie nicht, wie bei uns, brüten und ihre Lieder erschallen lassen, sondern still als Gäste weilen. Nur wenn's zur Heimreise geht, beginnen sie zu pfeifen, zwitschern, trillern und zu schlagen als Zeichen zum Aufbruche, gleichsam Abschiedsgrüße, welche sie ihrer gastlichen Herberge noch zusenden. Dann ziehen die Scharen nordwärts, und still und stumm wird's in Afrikas Wäldern. Alle diejenigen nun, welche auf ihrer Heimreise allen Gefahren glücklich entgangen sind, kommen als Boten des nordischen Frühlings bei uns. Wenn sie uns dann mit ihren Liedern begrüßen und unsere nordische Heimat uns verschönern, so laßt uns, indem wir uns zugleich die wichtigsten Dienste vergegenwärtigen, welche sie uns in Garten, Feld und Forst leisten, den Mahnruf beherzigen: Schutz unsern gefiederten Freunden! Schutz unsern treuesten Bundesgenossen im Kampfe gegen die Feinde unserer Kulturgewächse!

Schutz den Vögeln!

Jugend- und Volksspiele in Schleswig-Holstein.

(Eine Bitte.)

Von Gymnasial-Oberlehrer **Peters** in Kiel.

„Halt! Was machen die Knaben da?" ruft wohl ein Erwachsener aus, wenn er an einer Gruppe spielender Kinder vorüberkommt. Das frohe Spiel der muntern Schar versetzt ihn in seine eigne Jugendzeit zurück, und gern widmet er ein Viertelstündchen der Beobachtung. Geht aber das Spiel ihm nicht flott

genug, oder werden gar Verstöße gegen die Spielregeln gemacht, so hält es ihn nicht länger. „Platz da!" ruft er und streckt die Hand nach dem Spielgerät, „gieb mir das Ding einmal her!" Und ungeschickt, unsicher zuerst, bald aber immer besser im frischen, fröhlichen Spieleifer reißt es ihn fort, bis er gewahr wird, daß ungewohnte Arbeit Schweiß kostet und „Quesen" macht. Die Knaben aber, welchen bei seinen ersten Versuchen ein leises Lächeln um die Lippen spielte, sehen bald dankbar zu ihm auf, willig folgen sie seinen Ratschlägen und Belehrungen, fröhlicher und herzlicher als bisher grüßen sie ihn, wenn sie ihm später begegnen. Es liegt ein eigner Reiz in einem solchen entgegenkommenden Dankesgruß der Jugend.

Die Erwachsenen kümmern sich ja — leider — meist so gar wenig um die Beschäftigungen der Jugend in ihrer freien Zeit. Und doch soll sich gerade in der freien Zeit der Charakter der Jugend entfalten. Denn in der Schule kann der Lehrer, im Hause der Vater wohl an Beispielen zeigen, wie ein tüchtiger Mann beschaffen sein soll, auch kann er das Kind auf die Gefahren hinweisen, die jedem Menschen im Leben entgegentreten werden; ferner ist er imstande, die vielleicht hier und da zu Tage tretenden Auswüchse an der zu ziehenden Menschenpflanze zu beseitigen; endlich kann er selbst durch sein Beispiel erziehlich wirken. Allein alle Lehren nützen nichts, wenn sie nicht praktisch geübt werden. Und diese praktische Seite der Charakterentwickelung überlassen wir heutzutage nur zu sehr dem Zufall.

Jahrhunderte lang betrieben unsere Vorfahren auf das eifrigste gemeinsame Spiele. Sie waren überzeugt, daß der Betrieb der Spiele für die Entwickelung der heranwachsenden Generation unentbehrlich sei. Je nach Ortsbeschaffenheit und Stammescharakter fanden hier diese, dort jene Spiele am meisten Anklang. Solche Spiele aber, welche keinen rechten Nutzen oder gar Schaden für Körper und Geist zu bringen schienen, wurden durch erfahrene Männer ausgeschieden und von der Jugend ferngehalten.

Was wird denn aber so Großes durch das gemeinsame Spiel erreicht? In erster Linie wird eine außerordentliche Gewandtheit des Körpers erzielt. Die Klarheit und die Schnelligkeit des Erfassens durch das Auge, die Treffsicherheit der Hand, die Geschwindigkeit und Ausdauer beim Lauf, die Unermüdlichkeit beim Schleudern schwerer Bälle, welche dem Körper Zähigkeit verleiht, endlich die Abhärtung des Körpers gegen die Unbilden der Witterung, die besonders in unserem rauhen Küstenklima eine unerläßliche Bedingung ist, — alles dies erfordert eine unausgesetzte sorgfältige Übung.

Nicht minder wichtig aber ist die Einwirkung der Spiele auf die Bildung des Geistes. Während durch den Unterricht der Schule die Denkfähigkeit, der Sinn für das Schöne und Gute, die Energie den Schülern eingepflanzt wird, gilt es im Leben, diese drei Richtungen des Geistes zu einem Ganzen harmonisch zu verbinden. Denn ein reiner Verstandesmensch ohne Gefühl und ohne festen Willen, ein Mann des Gefühls ohne Logik und Charakter, ein eigenwilliger Mensch ohne Überlegung und ohne Sinn für das Schöne besitzt

nicht die Harmonie des Geistes, welche im Bunde mit der vollendeten Ausbildung des Körpers das Ideal der Menschheit ist.

Manche körperliche Übung erfordert gewaltige Kraft, manche wiederum verlangt große Gewandtheit. Am Spiel aber kann sich jeder beteiligen. Ein Hauptwert des Spiels liegt gerade darin, daß bei gutem Willer jeder seine volle Befriedigung finden kann. Ein wenig kraftvoller Mensch und ein minder geschickter Mitspieler lernt schon beim Spiel, daß er, um nicht hinter anderen zurückzubleiben, alle Kraft zusammennehmen muß, oder daß er auf Stellung und Ansehn verzichten muß, welche ihm nach seinen Anlagen und Fertigkeiten nicht zukommt.

Den hohen Wert der Spiele für die Erreichung dieses Zieles erkannten schon früh die Griechen. Die ältesten Nachrichten aus dem hellenischen Altertum erzählen uns schon von Kampfspielen bei festlichen Anlässen. Und als die Griechen durch Gründung von Kolonieen sich räumlich mehr und mehr ausbreiteten und von einander trennten, setzten sie als Zeichen der inneren Zusammengehörigkeit die olympischen Spiele ein.

Auch aus den Sagen und Erzählungen der altnordischen Völker treten uns die Volks- und Kampfspiele entgegen, die Herr Professor Weinhold in seinem Werke „Altnordisches Leben" beschrieben hat. Im Mittelalter bildeten für Ritter und Knappen die Turniere, für das Volk die Wettkämpfe und Wettspiele der Gilden und Innungen ein geschätztes Mittel zur Pflege des Körpers und zur Bildung des Charakters. Was in Einzelgruppen gelernt und geübt worden war, wurde bei besonderen Festlichkeiten anderen, fremden Spielgruppen gegenüber erprobt.

Ganz so hat sich bis auf heute in unserer Provinz das Boßeln erhalten, ein Spiel, welches am besten von H. Meier — „Ostfriesland in Bildern und Skizzen" — dargestellt ist. Nach fleißigen Übungen der einzelnen Ortschaften erfolgen die gegenseitigen Herausforderungen, der Tag des Kampfes wird bestimmt, mit Sang und Klang rücken die Parteien aus. Die Vorbereitungen sind rasch getroffen, scharf abgemachte Regeln lassen schwerwiegende Meinungsverschiedenheiten kaum aufkommen, und bald saust im wuchtigen Schwunge geschleudert der bleidurchkreuzte Boßel über das gefrorene Flachland. Neben einander boßeln die beiden Parteien nach derselben Richtung hin. „Een Schott op, hurra!" Nummer 10 der einen Partei braucht nicht mitzuwerfen, da schon Nummer 11 der Gegenpartei nicht imstande ist, ihn zu erreichen. Der Wurf Nummer 10 wird also gespart und kann im Notfalle nachher noch benutzt werden. Die Zahl der „Schott op" entscheidet das Spiel. Mit Musik ziehen die Parteien zum gemeinsamen Mahl, und beim fröhlichen Becher werden die Einzelheiten des Spieles besprochen. „Natürlich endet das Ganze wieder mit einer Kneiperei," ist wohl mancher zu denken geneigt. Aber würde das Kneipen nicht ebensowohl stattfinden, wenn das Kampfspiel nicht vorhergegangen wäre? Das Volksspiel, wie auch die Wanderfahrt, ist ein Mittel, um die Teilnehmer stundenlang von der Kneipe fernzuhalten. Und wenn nach tüchtiger

Körperanstrengung im frohen Kreise den durstigen Mitspieler ein würziger Becher labt, so schadet ihm das um so weniger, je mehr frische Luft er vorher eingeatmet, je mächtiger er seine Kräfte geübt hat.

Bei allen Spielen aber lernen die Mitspieler, ob alt oder jung, sich den Gesetzen des Spiels fügen. Bei Kampfspielen zwischen zwei Parteien muß jeder das Parteiwohl höher schätzen als seine eignen Wünsche. Wie manchmal muß z. B. beim Schlagballspiel ein Spieler, der selbst gern die Ehre genießen möchte, seiner Partei den Sieg errungen zu haben, auf den eignen Wurf verzichten und einem günstiger stehenden Mitspieler den Ball zuwerfen. Und wie schön ist andererseits das verzeihende Lächeln des Parteiführers, wenn er einem Mitspieler, der einen Fehler beging, andeutet, daß einen Mißgriff jeder einmal macht. Eigenmächtigkeiten der Führer aber werden unmöglich gemacht durch die kurze Zeit der Amtsdauer derselben. Niemand hat ein Anrecht auf die Führung einer Partei; durch Tüchtigkeit und Freundlichkeit bei allem Ernst muß der Führer sich stets aufs neue die Achtung und die Stimmen seiner Mitspieler erwerben.

So entsteht beim Spiel das Gefühl des Zusammenwirkens, der Gemeinsamkeit der Interessen, welche als eine Vorstufe für die gemeinsame Bethätigung der Bürger in Gemeinde und Staat bezeichnet werden kann. Darum sollten sich die Erwachsenen um die Spiele der Jugend viel mehr bekümmern, als es in der That geschieht.

„Aber wer hat sich um uns gekümmert, als wir jung waren?“ möchte wohl jemand einwenden. „Wir haben allein gespielt, und niemand hat uns angeleitet.“ Wenn dies wirklich der Fall ist, sollte man dann nicht gerade schließen können, daß die Volksspiele der Erwachsenen, welche heute da, wo sie nicht künstlich wiedererweckt wurden, eingeschlafen sind, noch garnicht so lange in Vergessenheit geraten sein können, und daß es also wohl noch Zeit ist, die alten Spiele der verschiedenen Gegenden unserer Heimat zu erkennen und wieder aufzufrischen? Vor 30 Jahren spielten die Holmer Fischer in Schleswig mit einer Spielabteilung Erwachsener auf der „Freiheit“ noch Schlagball und andere Spiele.

Bei dem großen Anklang, welchen die Bestrebungen zur Förderung der Jugend- und Volksspiele neuerdings im ganzen deutschen Volke gefunden haben, muß es von großem Interesse sein, diejenigen Spiele, welche sich bis in die neueste Zeit im Volke erhalten haben und noch gepflegt werden, zu sammeln, wie es in dankenswerter Weise Herr Professor Handelmann — „Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein.“ 2. Auflage. Kiel 1874 — angebahnt hat. Denn gerade die Spiele zeigen in hohem Grade die Eigenart des Volksstammes. Die Spiele aber, welche die Alten als Kinder und Jünglinge gespielt haben, werden ohne Zweifel am leichtesten bei der jetzigen Generation wieder Eingang finden.

Angeregt durch den vorjährigen Kieler Jugendspielkursus hat Herr Lehrer Prange in Ellerbeck das „Schiebensmieten,“ welches in Stormarn, im Fürsten-

tum Lübeck, sowie in Angeln früher von Erwachsenen ebensowohl wie von Kindern gespielt wurde, zunächst mit Kindern wieder eingeübt. Dies Spiel ist von Herrn Prange in der letzten Nummer dieser Zeitschrift außerordentlich anschaulich und klar beschrieben. Ebenso hat Herr Rektor Tönsfeldt in Altona schon früher ein anderes Spiel, das „Strukstehlen," wieder geübt und bekanntgegeben. „Op de Ful" hieß in Süderdithmarschen — Geest — ein beliebtes Ballwurfspiel. Wer kennt die genauen Regeln und wer weiß den Namen des Spiels zu erklären? Auf welchen ursprünglichen Namen mögen die vielen Bezeichnungen für das Sauballspiel (Kuhlsög, Bürsög, Kuhlum, Kulevermule 2c.) zurückzuführen sein? Was ist „Klitschen," und wo wird dies Spiel noch gespielt? Was bedeutet der Name „Katalockspiel" — auch „Katerlüken" genannt —, welches vor 30 Jahren die Mädchen stundenlang in hockender oder knieender Stellung an die kalten Fliesen der Hausdielen fesselte? Hoffentlich ist dies ungesunde Spiel ganz ausgestorben. Gewiß werden sich noch mehr Reste alter Spiele auffinden lassen. Möchten doch auch die Turn- und Spielvereine, sowie die Leiter von Jugendspiel-Abteilungen jede Gelegenheit benutzen, um ihrerseits teils den alten Spielen ihrer Gegend nachzuspüren und sie wiederzubeleben, teils gute Spiele anderer Gegenden neu einzuführen!

Es müßte von großem Werte sein, wenn aus den verschiedensten Teilen unserer engeren Heimat die ortsüblichen Spiele gesammelt und schriftlich fixiert würden. Nachrichten in dieser Beziehung würde der Verfasser dieser Zeilen sehr gern entgegennehmen, um dieselben, wenn sie ein deutliches Bild der Spiele unserer Provinz darbieten, zu vergleichenden Mitteilungen zu verwerten.

Ein in ganz Schleswig-Holstein, aber auch im übrigen deutschen Reich, bekanntes und beliebtes Spiel ist das Schlagballspiel. Dasselbe wird in zwei Hauptarten gespielt, jenachdem die Fangpartei den Schlägern einen Einschenker (Aufschenker, Aufgeber) stellt oder nicht. Das Spiel ohne Einschenker ist in einer kleinen Schrift — „Das deutsche Schlagballspiel ohne Einschenker." Leipzig 1894; siehe auch Jahrbuch des Zentral-Ausschusses, III, 73 ff. — durch Herrn Oberlehrer Dr. Schnell in Altona in seine feinsten Einzelheiten verfolgt; die Regeln sind so klar und durchsichtig, daß man dies Spiel jeder Spielgruppe angelegentlichst empfehlen kann. Besonders für Knaben und für Anfänger ist es die prächtigste Vorübung für das kompliziertere Schlagballspiel mit Einschenker. Größeren Schülern und Erwachsenen bietet das letztere Spiel die erwünschte, kraftvollere Bewegung. Jedoch hat diese Weise des Schlagballspiels so viele verschiedene Abarten des Betriebes, daß man, wenn zwei Parteien sich messen wollen, die Regeln vorher genau feststellen muß. Diese mannigfache Weise des Spiels scheint darauf hinzudeuten, daß dasselbe aus einem gemeinsamen Ursprung an verschiedenen Orten und unter ungleichen Verhältnissen sich abweichend entwickelt hat. Aber die Mannigfaltigkeit schadet nicht. Für den Fall eines Wettkampfes wird eine Einigung mehrerer Abteilungen über die zu befolgenden Regeln rasch zu erreichen sein. Die Hauptsache ist ja nicht, nach welchen Gesetzen man spielt, sondern daß überhaupt nach festen Regeln gespielt wird.

Eine interessante Aufgabe wäre es, festzustellen, in welchen Teilen der Herzogtümer das Schlagballspiel stets ohne Einschenker, und in welchen Teilen es stets mit Einschenker gespielt worden ist.

In neuester Zeit sind überall Bestrebungen hervorgetreten, solche Spiele, welche bisher nur um des Spieles willen getrieben wurden, durch bestimmte Wertung jeder Einzelbethätigung der Spielenden zu Kampfspielen umzugestalten. Dies ist gleichsam ein Zug der Zeit. Während man früher zu wünschen schien, daß der persönliche Ehrgeiz junger Leute zurückgehalten werde, ist man jetzt geneigt, dem Einzelnen — aber nur, wo er im Dienste der Partei und im Verein mit seinen Altersgenossen seine Kraft einsetzt — das ihm zukommende Maß des Verdienstes nicht vorzuenthalten. Als Lob und als Sporn kann es dem Einzelnen dienen, wenn die Zahl der von ihm für seine Partei gemachten Punkte klar nachgewiesen wird.

In dieser Richtung haben sich mehrere Männer gerade unserer engeren Heimat verdient gemacht. Wie Herr Oberlehrer Dr. Schnell in Altona das Schlagballspiel ohne Einschenker in feste Regeln mit bestimmter Wertung brachte, so verdanken wir die gleiche Behandlung des Barlaufspiels dem Herrn Rektor Tönsfeldt in Altona; vergleiche die Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel, herausgegeben von den Herren Dr. Schnell und Wickenhagen [1]), III, S. 196 ff., 214 ff. Ebenso hat Herr Oberlehrer Wickenhagen in Rendsburg, der bekanntlich Mitglied des Zentral-Ausschusses zur Beförderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland ist, das Schleuderballspiel als Wettspiel bearbeitet; vergleiche die „Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel“ III, S. 280 ff., 293 ff., 329 ff.

Auch durch Ausbildung von Leitern der Jugend- und Volksspiele sind in unserer Provinz die Vorbedingungen zum Betrieb der Spiele gefördert worden. Außer den beiden Herausgebern der schon genannten „Zeitschrift“ hat sich nach dieser Seite hin besonders Herr Oberlehrer Duncker in Hadersleben verdient gemacht, der seit mehreren Jahren immer weitere Kreise der nördlichsten Gegend unserer Heimat für die Angelegenheit der Spielbewegung zu gewinnen wußte.

Mögen die Bemühungen dieser Männer, die durch Schrift, Wort und That der Sache der Jugend- und Volksspiele und somit der Volkserziehung ihre Kräfte widmen, von Erfolg gekrönt werden.

Wem aber das Wohl der Jugend am Herzen liegt, der helfe das Werk fördern!

Der Plöner Schloßgarten.

Von Bürgermeister **Kinder** in Plön.

Seit dem 18. April weilen die beiden ältesten Prinzen des deutschen Reiches in der kleinen Stadt Plön. Viele Jahre lang ist die alte Fürstenresidenz verwaist gewesen. Der letzte Regent, welcher sich das Plöner Schloß

[1]) Eine der hervorragendsten deutschen Zeitschriften auf diesem Gebiet.

wohnlich einrichten ließ, war König Christian VIII. von Dänemark. Im Herbst 1846 besuchte er es zum letzten Male. Früher aber hat die Stadt eine ganze Reihe von Fürstengeschlechtern in ihren Mauern beherbergt. Vor dreißig Menschengenerationen saßen hier die Häuptlinge der Wenden. Sie unternahmen von der festen Burg aus Raubzüge in die Siedelungen und Dörfer der benachbarten Sachsen, bis diese sich aufrafften und die fremden Eindringlinge vertrieben, so daß auch keine Spur mehr von ihnen übrig geblieben ist.

Dann kamen die Schauenburgischen Grafen. Gräfin Mathilde, die Gemahlin Adolf II., errichtete eine neue Burg und machte sie zu ihrem Wohnsitz. Gerhard II., Gerhard IV., Johann der Milde, Adolf VII. residierten vorzugsweise auf dem Hause Plön.

Im Jahre 1460 fiel die Stadt an den König Christian I. von Dänemark, und hundert Jahre hindurch sahen die Plöner, kurze fürstliche Besuche abgerechnet, nur königliche Amtmänner auf der Burg.

Hiernach bewohnte die Königin Sophia, die Witwe Friedrich I., das Schloß bis zu ihrem 1568 erfolgten Tode.

Darauf gelangte Herzog Johann der Jüngere von Sonderburg, der Sohn des dänischen Königs Christian III., durch Erbteilung in den Besitz der Stadt. Im Anfange des 17. Jahrhunderts hielten einige seiner Prinzen, die Herzöge Christian und Friedrich, sich in Plön auf. Aber erst deren Bruder, Herzog Joachim Ernst, welchem nach des Vaters Tode Plön, Ahrensbök, Reinfeld und Rethwisch als Erbteil zugefallen waren, zog 1636 mit seiner jungen Gemahlin Dorothea Augusta zum dauernden Aufenthalt in das neuerbaute Plöner Schloß ein.

Von da an blieb es 125 Jahre lang die Residenz der Herzöge von Holstein-Plön. Die Tochter des Herzogs Friedrich Karl, des letzten der Plöner Linie, die Prinzessin Charlotta Amalia Wilhelmina, vermählte sich 1762 mit dem Herzoge Friedrich Christian von Augustenburg.

Der Tag von Düppel brachte die Herzogtümer Schleswig-Holstein unter die Hohenzollernkrone, schuf die erste Stufe für den deutschen Kaiserthron, und am Tage von Düppel zogen die Kaisersöhne in Plön ein.

Das Schlößchen, welches die Prinzen bewohnen, ließ 1745 ihr Urahne Herzog Friedrich Karl zugleich mit dem Schloßgarten anlegen und aufführen. Schnurgerade Lindenalleen mit beschnittenen Bäumen, steife, Labyrinthe bildende Hecken, Bildwerke mythologischer Götter und Helden, Springbrunnen und Wasserkünste ergötzten damals die Dames et Messieurs des kleinen Hofes. Das von dem Architekten Georg Tschierske erbaute Haus diente der Gartenanlage als Abschluß. „Ein Backsteinaufbau," schreibt Prof. Haupt,[1] „mit schwach vortretenden Pilastern, sandsteinernen Vasen, hölzernem Gesims, Balkon im Osten über der Thür, von zwei hervorragenden Atlanten getragen, zwischen denen sich der Namenszug des Herzogs befindet, ist es immer noch imstande, Eindruck zu machen und Zeugnis abzulegen von der Behaglichkeit in Verbindung mit Pracht

[1]) Eggers: „Schloß und Stadt Plön."

und Glanz, womit die Fürsten jener Zeit ihre Aufenthaltsorte auszustatten wußten. Entsprechend dem Charakter des von Wasser rings umgebenen, von Springbrunnen kühlend belebten Gartens zeigte der durch beide Stockwerke hindurchgehende Muschelsaal flachen, an das Mineral- und Konchylienreich erinnernden Stuckschmuck. Eine Nische, mit vielerlei Gestein und Muscheln verziert, ließ eine reichliche Fülle Wassers herabrauschen." Dieser Saal ist bei dem neuerdings vorgenommenen Umbau des Schlößchens restauriert worden. Zwei angebaute Flügel haben die Anzahl der Räumlichkeiten verdoppelt. Jetzt führt das Gebäude den Namen Prinzenhaus.

Der im Jahre 1840 von dem Garteninspektor Schaumburg aus Hannover nach englischem Muster neu eingerichtete Garten hat eine zierliche, aus Holz zusammengefügte Eisenbahnhalle erhalten, welche die Allerhöchsten Herrschaften und die Mitglieder des Kaiserlichen und Königlichen Hauses benutzen, wenn sie Plön besuchen.

Die Lindenalleen sind fast vollständig geblieben und geben heute in ihrer stattlichen Länge dem Garten einen Vorzug vor allen Anlagen dieser Art in unserer Provinz. Die mit uralten Eichen und hohen Buchen geschmückten Ufer umspülen die klaren, zum Bade einladenden Wellen des Plöner Sees, dessen gewaltige Fläche Raum bietet für ganze Flotten von Ruder- und Segelschiffen.

In solcher Umgebung sollen die Söhne des Kaiserhauses Körper und Geist vorbereiten für die großen Aufgaben, welche die Geschichte dereinst ihnen stellen wird. Schleswig-Holstein ist das jüngste Glied des Hohenzollernreiches. Fürwahr, es kann stolz darauf sein, daß ihm, dem Jüngsten, das Theuerste anvertraut worden ist, was die Krone besitzt, daß auf seinem Boden, in seiner Luft der Thronerbe heranwachsen und erstarken wird in deutschem Wesen, in deutscher Sitte und in deutscher Kraft. Liebe um Liebe, Vertrauen gegen Vertrauen, unsere Kinder werden, gleich wie wir, mit echter Holstentreue niemals erlahmen in dem Rufe: Hoch Kaiser und Reich!

Die Flora von Helgoland.

Von Prof. Dr. **Paul Knuth.**

(Schluß.)

31. Fam. Polygonaceae Juss., Knöterichgewächse.

125. Rumex conglomeratus Murray, geknäuelter Ampfer. Einzeln (Hallier), von mir nicht bemerkt. WFI.

126. R. crispus L., krauser A. Ziemlich häufig (Hallier). NFI. OFI. WFI.

127. R. Hydrolapathum Hudson, Fluß-A. Mit vor. (Hallier). NFI. OFI. WFI.

R. sanguineus L., blutroter A. Gartenunkraut (Hallier), neuerdings nicht mehr beobachtet. WFI.

128. R. Acetosa L., Sauerampfer. Auf dem Oberlande, besonders am Nordostabhang. NFJ. OFJ. WFJ.

Polygonum amphibium L., ortswechselnder Knöterich in der Form terrestre im Herbar Gätke. NFJ. OFJ. WFJ.

129. P. lapathifolium L., ampferblättriger K. Gartenunkraut und auf der Düne (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

130. P. Persicaria L., gemeiner K. Wie vor. NFJ. OFJ. WFJ.

131. P. aviculare L., Vogel-K. Auf der Hauptinsel sehr häufig, auch auf der Düne. NFJ. OFJ. WFJ.

132. P. Convolvulus L., windenartiger K. An Wegen des Oberlandes zerstreut. NFJ. OFJ. WFJ.

P. Fagopyrum L., Buchweizen. Hin und wieder verwildert. Ebenso NFJ. OFJ. WFJ.

P. cuspidatum Sieb. et Zucc. Diese Art wurde auf v. Siebold's Empfehlung in den vierziger Jahren vielfach als Viehfutter gebaut, da sie, ohne Kulturarbeit zu erfordern, schon im zweiten Jahre hohe Büsche liefert. Sie wurde auch 1861 (nach Hallier) vom Hofgärtner Sellow-Potsdam auf der Düne von Helgoland angepflanzt, wo sie noch gedeiht.

32. Fam. Elaeagaceae Robert Brown, Ölweidengewächse.

133. Hippophaë rhamnoides L., kreuzdornähnlicher Seedorn. Auf der Düne angepflanzt, jetzt dort völlig eingebürgert. OFJ. WFJ.

33. Fam. Euphorbiaceae Juss., Wolfsmilchgewächse.

134. Euphorbia helioscopia L., Sonnenwende-Wolfsmilch. Auf Ober- und Unterland sehr häufig als Unkraut, auf ersterem oft bedeutende Größe erreichend. NFJ. OFJ. WFJ.

135. E. Peplus L., Garten-W. Wie vor. NFJ. OFJ. WFJ.

136. E. exigua L., kleine W. Auf Äckern häufig, erst in jüngster Zeit eingewandert (v. Dalla Torre); ich sah nur Exemplare im Herbar Gätke.

34. Fam. Urticaceae Endlicher, Nesselgewächse.

137. Urtica urens L., kleine Brennnessel. Nicht häufig auf dem Oberlande, selten auf dem Unterlande. NFJ. OFJ. WFJ.

U. dioica L., zweihäusige B. Soll früher auf der Insel ein gemeines Unkraut gewesen sein, tritt jetzt nur sporadisch auf. Ich sah einige Exemplare im Herbar Gätke. NFJ. OFJ. WFJ.

Fam. Cannabinaceae Endlicher, Hanfgewächse.

Cannabis sativa L., gemeiner Hanf. Auf dem Oberlande an einigen Stellen verwildert, z. B. bei Letje Bru (Hallier); ob noch?

Fam. Alismaceae Juss., Froschlöffelgewächse.

Alisma Plantago L., gemeiner Froschlöffel. Kam noch 1832 in der großen Sapskule vor. In derselben fanden sich auch noch folgende

Pflanzen: Juncus articulatus, J. bufonius, Glyceria fluitans, Hypnum sp. Dieselben sind teils durch Austrocknen des Bodens, teils durch die in dieser Vertiefung vorgenommenen Bauten verschwunden. NFJ. OFJ. WFJ.

35. Fam. Najadaceae Richard, Nixkrautgewächse.

138. Zostera marina L., gemeines Seegras. Zwischen der Hauptinsel und der Düne in ziemlich seichtem Wasser. Die blühende Pflanze ist meist nur 3—4 mm breit und 20—30 cm lang, die nichtblühende meist 5—6 mm breit und 40—80 cm lang. NFJ. OFJ. WFJ.

Fam. Lemnaceae Link, Wasserlinsengewächse.

Lemna trisulca L., lanzettliche Wasserlinse. In der Sapskule massenhaft (v. Dalla Torre). Schon wieder verschwunden. NFJ. OFJ. WFJ.

Fam. Liliaceae DC., Liliengewächse.

Ornithogalum umbellatum L., doldenblütige Vogelmilch. Am schroffen Ostabhang des Felsens unweit des Sadhuurn (Hallier). Ob noch?

Tulipa Gesneriana L., Gesners Tulpe. Wie vor.

36. Fam. Juncaceae Bartling, Binsengewächse.

Juncus articulatus L., gegliederte Binse. Früher in der großen Sapskule. NFJ. OFJ. WFJ.

J. bufonius L., Kröten-B. Desgl. NFJ. OFJ. WFJ.

139. Luzula campestris DC., Feld-Hainsimse. Auf den Triften des Oberlandes (Hallier). Ich sah nur einige Exemplare im Herbar Gätke. NFJ. OFJ. WFJ.

37. Fam. Cyperaceae Juss., Scheingräser.

140. Heleocharis palustris Robert Brown, Sumpf-Riet. Einzeln auf der Düne. Von früheren Beobachtern nicht bemerkt. NFJ. OFJ. WFJ.

141. Scirpus maritimus L., Meeresstrands-Binse. Auf der Düne (Hallier). Ob noch? NFJ. OFJ. WFJ.

142. Carex muricata L., sperrfrüchtige Segge. Auf den Triften des Oberlandes nicht häufig (Hallier). Ich sah die Pflanze nicht. NFJ. OFJ. WFJ.

143. C. arenaria L., Sand-S. Auf der Düne sehr häufig; merkwürdigerweise bisher völlig übersehen. NFJ. OFJ. WFJ.

38. Fam. Graminea Juss., Gräser.

Paspalum elegans Flügge, „Durragras." Herbar Gätke.

Panicum crus galli L., gemeine Hirse. Unter den Kartoffelpflanzen häufig als Unkraut auftretend (v. Dalla Torre); ich sah nur einige Exemplare im Herbar Gätke. OFJ.: einmal auf Spiekeroog gefunden.

144. Setaria viridis Palisot de Beauvois, grüner Fennich. Überall auf Acker- und Gartenboden (v. Dalla Torre). Ich sah nur einige

Exemplare im Herbar Gätke. NFJ.: einmal auf Föhr gefunden; OFJ.: einmal auf Norderoog.

Phalaris canariensis L., Kanarienhirse. Auf dem Oberlande häufig verwildert.

Ph. arundinacea L., rohrartiges Glanzgras. Herbar Gätke, noch im Garten des Herrn G.

145. Anthoxanthum odoratum L., gemeines Ruchgras. Auf den Triften des Oberlandes hin und wieder. NFJ. OFJ. WFJ.

146. Alopecurus pratensis L., Wiesen-Fuchsschwanz. Mit vor., doch häufiger. OFJ. WFJ.

147. A. geniculatus L., geknieteter F. Wie Anthoxanthum. NFJ. OFJ. WFJ.

Phleum Boehmeri Wibel, Böhmers Lische. Auf einem Acker unweit des Mösmers (Hallier). Nicht wieder beobachtet.

148. Ph. pratense L., Wiesen-L. Auf den Triften des Oberlandes häufig; auch in der Form b) nodosum. NFJ. OFJ. WFJ.

149. Agrostis vulgaris L., gemeines Straußgras. Auf den Triften und an den Wegen des Oberlandes häufig. NFJ. OFJ. WFJ. Die Form:
b) stolonifera G. F. W. Meyer beobachtete Hallier.

150. A. alba L., weißes St. Noch häufiger als vor. NFJ. OFJ. WFJ. Die Form:
b) maritima G. F. W. Meyer beobachtete Hallier.

151. Apera spica venti Palisot de Beauvois, gemeiner Windhalm. Am Nordfallem (Hallier), im Gebüsch der Düne (v. Dalla Torre). NFJ. OFJ. WFJ.

152. Ammophila arenaria Link, Sandhalm. Auf der Düne gemein. Hier auch vielfach zur Dünenbefestigung angepflanzt. NFJ. OFJ. WFJ.

153. A. baltica Link, baltisches Sandgras. Auf der Düne selten. Bisher übersehen. NFJ. OFJ. WFJ.

154. Holcus lanatus L., wolliges Honiggras. Auf den Triften des Oberlandes sehr häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

155. Arrhenatherum elatius Mertens et Koch, französisches Raigras. Auf den Triften des Oberlandes unweit der Feuerbake (Hallier); auch in der Form:
b) bulbosum Schlechtendal.

Avena sativa L., gemeiner Hafer. Hie und da verwildert.

A. fatua L., Windhafer. Einzeln unter dem Getreide (Hallier).

156. A. pubescens Hudson, weichhaariger H. An mehreren Stellen auf Weideland, am häufigsten am Nordostrand des Felsens (Hallier). NFJ.: auf Sylt beobachtet.

157. Phragmites communis Trinius, gemeines Rohr. Im Gebüsch der Düne (v. Dalla Torre).

158. Poa annua L., einjähriges Rispengras. Sehr häufig auf dem Ober- und Unterlande, seltener auf der Düne. NFJ. OFJ. WFJ.

P. serotina Ehrhardt, spätes R. Von Hallier angegeben; neuerdings nicht beobachtet.

159. P. trivialis L., gemeines R. Auf der Insel häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

160. P. pratensis L., Wiesen-R. Wie vor. NFJ. OFJ. WFJ.

Glyceria fluitans Robert Brown, Mannagras. Früher an der großen Sapskule. NFJ. OFJ. WFJ.

161. Dactylis glomerata L., gemeines Knauelgras. Auf dem Oberlande gemein, auch auf der Düne häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

162. Cynosurus cristatus L., gemeines Kammgras. Auf den Triften des Oberlandes sehr häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

Festuca distans Kunth, abstehender Schwingel. Am Bollwerk im Unterland (Hallier), jetzt verschwunden. NFJ. OFJ. WFJ.

163. F. thalassica Kunth, Meeresstrands-Sch., Andel. Besonders am Bollwerk im Unterlande (Hallier), hier nicht mehr beobachtet, wohl aber am Badeplatze des Unterlandes (v. Dalla Torre). NFJ. OFJ. WFJ.

164. F. ovina L., Schaf-Sch. Auf den Triften des Oberlandes gemein (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

F. heterophylla Haenke, verschiedenblättriger Sch. Nicht häufig (Hallier), neuerdings nicht beobachtet. NFJ. OFJ. WFJ.

165. Festuca rubra L., roter Sch. Auf den Triften des Oberlandes, besonders auch an den Außenkanten gemein, auf der Düne häufig, hier besonders in der Form:

b) arenaria Osbeck. NFJ. OFJ. WFJ.

F. gigantea Villars, Riesen-Sch. Auf dem Oberlande auf einer Straße (Hallier), in Gätkes Garten und auf dem Friedhofe (v. Dalla Torre), zufällig verschleppt.

166. F. arundinacea Schreber, rohrartiger Sch. Am Ostabhang und hie und da auf dem Oberlande (Hallier), von mir nur beim Festungsterrain gesammelt. NFJ. OFJ. WFJ.

167. F. elatior L., hoher Sch. Nicht selten auf Insel und Düne (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

Bromus secalinus L., Roggen-Trespe. Von Hallier 1858 in einem vereinzelten Exemplar gefunden. NFJ. OFJ. WFJ.

168. Br. racemosus L., traubenförmige Tr. Häufig (Hallier). NFJ. OFJ. WFJ.

169. Br. mollis L., weiche Tr. Auf dem Oberlande sehr häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

Triticum vulgare L., gemeiner Weizen. Verwildert häufig (Hallier).

170. T. junceum L., binsenförmiger W. Auf der Düne häufig;

dagegen am Strande der Hauptinsel, wo Hallier die Pflanze beobachtete, nicht mehr vorhanden. NFJ. OFJ. WFJ.

171. T. repens L., Quecke. Auf der Hauptinsel und der Düne sehr häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

Secale cereale L., gemeiner Roggen. Öfters verwildert.

172. Elymus arenarius L., Strandhafer. Auf der Düne. NFJ. OFJ. WFJ.

Hordeum vulgare L., gemeine Gerste. Öfters verwildert.

173. H. secalinum Schreber, roggenartige G. Häufig auf den Triften des Oberlandes. NFJ. OFJ. WFJ.

174. Lolium perenne L., englisches Raigras. Auf dem Oberlande sehr häufig. NFJ. OFJ. WFJ.

39. Fam. Equisetaceae DC., Schachtelhalme.

175. Equisetum arvense L., Acker-Schachtelhalm. Besonders als Unkraut zwischen Kartoffeln auf dem Oberlande. NFJ. OFJ. WFJ.

Die auf Helgoland vorkommenden, wildwachsenden Gefäßpflanzen verteilen sich demnach auf 39 Familien mit 114 Gattungen und 175 Arten. Vergleichen wir diese mit den Pflanzen, welche sich auf den west-, ost- und nordfriesischen Inseln finden, so ergiebt sich (abgesehen von den sporadisch auftretenden Gewächsen), daß Helgoland nur wenige Arten besitzt, die nicht auch auf jenen Inseln vorkommen; es sind dies in erster Line: Brassica oleracea und Asperugo procumbens; dazu kommen die von Hallier angegebenen, wohl nur verwilderten, von mir nicht bemerkten und jetzt wohl zum Teil zweifelhaften: Cheiranthus Cheiri, Aristolochia Clematitis, Ornithogalum umbellatum und Tulipa Gesneriana. Im übrigen *findet zwischen der Flora von Helgoland und derjenigen der friesischen Inseln infolge der Gleichartigkeit der Existenzbedingungen eine große Übereinstimmung statt, nur daß selbstverständlich die Flora von Helgoland viel ärmer als diejenige der genannten Inseln ist*: nicht nur treffen wir häufig dieselben Arten der einzelnen Gattungen, ja, selbst dieselben Formen bestimmter Arten an (z. B. von der Gattung Lappa ausschließlich Lappa minor, von der Art Viola canina die Form flavicornis), sondern auch das sonst nur von Sylt und einigen ost- und westfriesischen Inseln her bekannte Cerastium tetrandrum konnte von mir auch für Helgoland nachgewiesen werden.

Auf einen Unterschied zwischen der Flora von Helgoland und den friesischen Inseln möchte ich zum Schluß noch hinweisen: Während die friesischen Inseln teils durch Funde von Baumresten in untermeerischen Torfmooren, teils durch das Vorkommen von Waldpflanzen auf den Inseln erkennen lassen,

daß sie ehemals bewaldet waren,[1]) ist auf Helgoland keine Spur ehemaliger Bewaldung zu finden, keine der auf dieser Insel vorkommenden Pflanzen erinnert auch nur im entferntesten an eine Waldflora. Ebensowenig finden sich weder auf der Hauptinsel noch auf der Düne irgend welche Spuren von Heidepflanzen, so daß auch die auf den friesischen Inseln weit verbreitete Heideformation der Insel Helgoland nicht nur jetzt fehlt, sondern stets gefehlt hat. Endlich fehlt unserer Insel jetzt auch die Sumpfflora und die Flora des Süßwassers, die noch vor einigen Jahrzehnten in der „großen Sapskuhle" eine Anzahl Vertreter aufwies, wie Lemna trisulca, Glyceria fluitans, und im Anfange der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts auch noch Alisma Plantago. Jetzt sind diese Pflanzen, wie bereits in der Anmerkung bei Alisma Plantago gesagt, verschwunden, indem sie zum Teil durch Austrocknen des Bodens eingingen und der Rest später durch Zuschütten der großen Sapskuhle beim Bau der Haubitzen-Batterie noch weiter eingeengt, wenn nicht schon völlig vernichtet wurde. Jetzt ist an der Stelle der ehemaligen großen Sapskuhle der Bau eines großen gemauerten Süßwasserbassins ausgeführt worden, so daß die letzten Spuren der einstigen Süßwasserflora vernichtet sind. So entbehrt Helgoland die Flora dreier Formationen, welche auf den friesischen Inseln einen breiten Raum einnehmen, und dies erklärt, neben der Kleinheit des Gebietes, die geringe Anzahl der auf Helgoland vorkommenden Arten.

Mitteilungen.

Aus der Tierwelt.

1. In der Tenne und beim Hause umher läuft unruhig und unzufrieden eine gluckende Henne umher, der man keine Eier zum Brüten lassen will. Auf dem Boden haust eine Katze, die eben Junge bekommen hat. Eines Tages komme ich auf den Boden und finde die Henne auf einem Heulager in einer Ecke so fest sitzen, daß sie sich nicht aufscheuchen läßt. Beim Nachsehen finde ich, daß sie über den Kätzchen sitzt. — Ich ließ sie nun in Ruhe, und mehrere Tage hindurch nahm sich auf diese Weise die Henne der jungen Kätzchen an, wenn die Mutter derselben sich entfernt hatte.

2. In meinen ersten Kinderjahren lief eines Tages ein Paar Hirsche über unsern Hofplatz, übersprang die Einfriedigung und ebenso die Wälle der anliegenden Koppeln in fliegender Eile. Das Bild dieser beiden hübschen und flinken Tiere ist mir unvergeßlich geblieben, es gehört zu meinen ersten Erinnerungen. Es wurde erzählt, die Tiere seien aus dem Handewitter Gehege (etwa 2 Meilen nördlich von uns) verscheucht worden. — Ende der vierziger Jahre zeigte sich im mittleren Angeln wieder ein starker Hirsch. Er wurde bald die Beute eines Jägers, und soll der letzte Handewitter Hirsch gewesen sein. Jetzt sind längst keine mehr da, und in schleswigschen Wäldern wohl überhaupt keine mehr.

Flensburg. J. Callsen.

[1]) Vgl. hierüber: F. Buchenau, Flora der ostfriesischen Inseln (Norden und Norderney 1881), S. 6 und 7; P. Knuth, Flora der nordfriesischen Inseln (Kiel und Leipzig 1895), S. 6 und S. 153; ferner meine früheren Mitteilungen: „Gab es früher Wälder auf Sylt?" (Humboldt," 1889, VIII, Heft 8); „Botanische Wanderungen auf der Insel Sylt" (Tondern und Westerland 1890, S. 33–47); „Die Fichte ein ehemaliger Waldbaum Schleswig-Holsteins" (Bot. Zentralblatt 1891, Bd. 47, Nr. 8) u. s. w.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 6 u. 7. Juni–Juli 1896.

An unsere Leser!

Durch freundliches Entgegenkommen von Herrn Pastor Dr. Stubbe ist die Redaktion in der Lage, den Lesern der „Heimat“ in den nachfolgenden Seiten einen Abdruck der unter Schriftleitung des genannten Herrn herausgegebenen Festschrift: „Schleswig-Holsteinisches. Der Kieler Jahresfeier des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gewidmet“ zu bieten.

Wir zweifeln nicht, daß die Leser der „Heimat“ den Bestrebungen des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, einer Arbeit, der auch in unserer Provinz viel Erfolg zu wünschen ist, ein lebhaftes Interesse entgegenbringen.

Leser der „Heimat,“ die noch nicht Mitglied des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke sind, werden gebeten, dem Verein beizutreten (Beitrag: 2 M. jährlich, wofür ihm die Veröffentlichungen des Vereins zugehen). — Beitrag von Anhängern von 50 Pf. an. — Meldungen aus Kiel richte man an Herrn Pastor Dr. Stubbe, Knooper Weg 53, Kiel, aus dem übrigen Schleswig-Holstein an Herrn Präsident von Rosen-Schleswig, aus dem übrigen Deutschland an den Geschäftsführer des Deutschen Vereins g. M. g. G. Herrn Dr. W. Bode-Hildesheim, soweit nicht Vertrauensmänner des Vereins im Orte wohnen.

Da die genannte Festschrift zum Anfang Juli in derselben Druckerei mit der „Heimat“ fertiggestellt werden mußte, so war es uns aus technischen Gründen nicht möglich, die „Heimat“ früher auszugeben. Ich bitte die Verspätung zu entschuldigen.

Dannmeier.

Schleswig-Holsteinisches.

Der Kieler Jahresfeier des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gewidmet.

Aus früheren Jahrhunderten.

Unseren nordischen Vorfahren waren im 16. Jahrhundert Kaffee, Thee und Chokolade unbekannt, Wasser wurde wenig getrunken, Milch, Bier, Meth, Most, Branntwein und Wein waren die gewöhnlichsten Getränke. Nächst der Milch war Bier am verbreitetsten. Es war das Hauptgetränk der Bevölkerung und wurde zu jeder Mahlzeit, aber auch zwischen den Mahlzeiten getrunken. Der Schlaftrunk schloß den Tag ab und auf den biblischen Bildern jener Zeit steht die Bierkanne vor Josephs Bett. Als notwendigen Verbrauch



eines Mannes sah man damals fünf bis zehn Flaschen (zu 3/4 Liter) Bier täglich an. Vielfach wurde wohl in jeder Haushaltung des nötige Bier gebraut, aber allmählich wurde es Sitte, fremde Biere einzuführen und besonders bei festlichen Gelegenheiten zu gebrauchen. So gab es Lübecker, Rostocker, Wismarer, Stralsunder, Kolberger, Preußisches, Hamburger, Bremer Bier und die sogen. „Braunschweiger Mumme." Die dänischen Könige suchte dem Eindringen des fremden Bieres oftmals zu gunsten des Einheimischen zu wehren, sie hatten damit aber wenig Erfolg, weil an den Höfen und in den adeligen Familien das deutsche Bier dem dänischen vorgezogen wurde, außerdem die Adeligen das Privilegium zollfreier Einfuhr besaßen und in weitestem Umfange ausnutzten. Das vornehmere Getränk war übrigens Meth.

Der Branntwein war im Norden schon im 14. Jahrhundert bekannt. Einige meinen, daß die Kunde von den Arabern stamme. Seine Namen waren verschieden. Ein alter Name ist „Schnaps," d. h. ein Mundvoll. Der gewöhnliche Kornbranntwein war nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen sehr schlecht, daher tranken die Wohlhabenderen lieber »aqua vitae,« von Wein gebrannt, meistens mit einem Zusatze von verschiedenen Kräutern. In großen Haushaltungen waren Distillierapparate nicht ungewöhnlich. Von Alters her glaubte man an eine wunderthätige Kraft des Branntweins, ein Glaube, der sich auch dann noch erhielt, als schon der Branntwein ein allgemein bekanntes und gemißbrauchtes Getränk war. Darin lag wohl auch ein Hauptgrund seiner raschen Verbreitung. In einem Kochbuche, welches 1625 in Kopenhagen gedruckt wurde, heißt es: „Bei Gicht und Schmerzen im Rücken und in den Beinen u. s. w. wird der Schmerz gestillt, wenn die schmerzende Stelle vor einem gelinden Feuer mit Branntwein bestrichen wird. Wer heiser ist, kann sich den Hals mit Branntwein bestreichen und davon dreimal Morgens nüchtern trinken. Wer Husten hat, kann Branntwein trinken, so hilft es. Wer nicht hören kann, lasse einen Tropfen ins Ohr tröpfeln, so erlangt er das Gehör wieder. Wer jeden Morgen ein kleines Glas trinkt, besonders alte Leute, wird nicht krank, denn der Branntwein verzehrt die schleimige Flüssigkeit, welche Krankheit erzeugt. Wer früh Morgens etwas Branntwein trinkt, bei dem sterben die Würmer in der Gegend des Herzens, der Lunge und der Leber." Auch als Gegengift war der Branntwein mit allerlei Zusätzen sehr angesehen.

Das übertriebene Vertrauen zu den wunderbaren Eigenschaften des Branntweins und des Aquavits hatte nun einmal die Folge, daß ihre Verbreitung sehr befördert wurde. Außerdem entstand daraus die bedenkliche Sitte, Branntwein als Medizin vor der ersten Mahlzeit zu genießen. So kam es allmählich dahin, daß auch die erste Hälfte des Tages, welche das Biertrinken freigelassen hatte, dem Branntwein verfiel. Wenn man also früher darauf rechnen konnte, die Leute mindestens am Vormittage nüchtern zu finden, so war das jetzt anders. Dazu kam, daß der Branntweinrausch viel heftiger in seinen Wirkungen war. Jetzt kam es vor, daß man sich in Branntwein tot trank und daß in sinnloser Betrunkenheit die ärgsten Ausschreitungen geschahen. Auch in Kiel wußte man

davon zu erzählen. Im Jahre 1580 trank sich Claus v. Dorn tot in Branntwein, in demselben Jahre betrank sich Jakob Meinstorf in Branntwein und legte sich mit dem Gesicht in eine Wasserpfütze, so daß er ertrank. Im Jahre 1536 erließ der ehrbare Rat der Stadt Kiel folgende „Burspraк": „Ferner bedet (gebietet) de Rad, dat ein jeder gha an gewohnliken Predigedagen in de Predigt, Godes Wort to hören und nicht spatziere under der Predigt vor dem Dore um de Kerkhof oder um de Markede, noch sitten in Bier- und Wienhüser edder in Brandwyn-Kröge." Wir sehen daraus, daß schon 1536 die Holsteiner Branntwein tranken, daß es damals in Kiel Branntweinkneipen gab und daß dieselben nicht nur im Vorbeigehen, sondern auch von Gästen besucht wurden, die sich beim Branntwein vergnügen wollten und diese Besuche sogar während des öffentlichen Gottesdienstes abstatteten.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machte der trostlose Zustand des Armenwesens eine gänzliche Neuordnung notwendig, welche in Kiel durch die Gründung der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde zu stande kam. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir einiges über die Ursachen der zunehmenden Verarmung. Hierbei ist nicht so sehr vom Trinken die Rede als vom „Lottospiel" und vom Faullenzen, und man hat nicht den Eindruck, als wäre das Laster des Trunkes damals besonders schlimm und verbreitet gewesen. Wunderlich kommt es uns vor, daß der damals beginnende Kaffeegenuß als verderblich und als Quelle der Verarmung bekämpft wurde. Bei dieser Gelegenheit wird von einer Frau erzählt, die alles Geld, dessen sie habhaft werden konnte, dem Kaffee opferte und als sie keinen mehr erlangen konnte, sich aus dem Fenster stürzte. Als man sie untersuchte, fand man „den Magen voll Kaffeesatz und das Gehirn vertrocknet." Gegenwärtig betrachtet man die Errichtung von Kaffeeschänken als wirksames Kampfmittel gegen den Branntwein und Kiel ist auch in dieser Beziehung nicht zurückgeblieben.

Mau.

Anm. Bei dieser Gelegenheit sei auch der Aufsatz von Lorenzen-Schleswig: „Zur Geschichte des Branntweins in Schleswig-Holstein," Heimat 1891, Nr. 12, wieder in Erinnerung gebracht.

St.



Die alte Mäßigkeitsarbeit.

„Enten han maa være i e Kokaß eller i e Mäßigkeit," d. i. entweder muß er in der Kuhkasse oder in der Mäßigkeit sein, so pflegte man in den ersten vierziger Jahren in Nordschleswig zu sagen. Das Wort zeigt jedenfalls, daß die Mäßigkeitssache in jener Zeit bis an die Königsau hinauf nebst andern das Volkswohl befördernden Vereinen in der Mode war. Die Kunde von jener Zeit ist sonst beinahe verloren gegangen. Ja, daß der Branntwein nicht stärke, sondern nur wirke wie der Peitschenhieb auf einen abgetriebenen Gaul, das wußten alte Leute, als ich 1884 mit dem Verein gegen Mißbrauch zu ihnen kam, von jener sonst vergessenen Zeit her. Die einzelnen Notizen, welche ich hier mitteilen kann, verdanke ich größtenteils einem 80 Jahre alten Lehrer, der

damals in Dersau, adeligen Guts Ascheberg, einen Mäßigkeitsverein gründete, oder vielmehr einen Verein für völlige Enthaltung von Branntwein, wie scharf betont wird.

Es ist ungefähr folgendermaßen zugegangen. Vielleicht zuerst hat der damals allgemein verbreitete Altonaer Türkenkopfkalender sich der Sache angenommen. In den Jahren 1838, 39 und 40 bringt derselbe energisch geschriebene Aufsätze über den Branntwein und bringt die Kunde von der Entlarvung des falschen Volkslieblings und „von der wunderartigen Ausbreitung und Wirksamkeit der Mäßigkeitsvereine in der neuen Welt" in unzählige Häuser hinein. Eine mächtige Bewegung entfachte dann der Physikus Valentiner in Kiel durch seine Aufsätze über den Branntwein, welche das Kieler Wochenblatt 1843 veröffentlichte. Er wies auch nach, „daß der Branntwein ein so allgemein verbreitetes Getränk ist, daß es notwendig ist, gegen den Genuß desselben Mittel zu ergreifen." Bald entstand dann ein Mäßigkeitsverein in Kiel. Durch „Association" sollte der Feind überwältigt werden. Man schrieb damals irgendwo: „Ein neuer Geist ist rege geworden unter den Völkern der zivilisierten Welt, er treibt sie zur Vollbringung großer Werke, das Unglaubliche ist möglich geworden und das Unerhörte geschieht tagtäglich. Das Mittel aber, dessen sich dieser Geist bedient, ist die Association ... Was dem Einzelnen zu schwer wird, das vollbringen viele mit Leichtigkeit, wofür ein Menschenleben nicht ausreicht, das schafft die fortgesetzte Arbeit mehrerer Geschlechter .. Eisenbahnen u. s. w.... Laßt alle Einsichtigen und Vernünftigen, laßt alle guten Bürger zusammentreten zur Vertreibung des gemeinsamen Feindes und der Sieg ist gewiß!"

Wie einfach das Kampfmittel war, zeigt folgendes im Kieler Wochenblatt veröffentlichte: „Verpflichtungsakte des Kieler Vereins gegen das Branntweinstrinken." „Die unterzeichneten Mitglieder des Vereins gegen das Branntweinstrinken verpflichten sich mit ihrer Namensunterschrift bis dahin, daß sie dieselbe zurücknehmen, Branntwein und sonst destillirte Getränke, sowie alle diejenigen Getränke, zu welchen dieselben als Bestandteile gebraucht werden, als Punsch, Grog u. dgl. nicht zu genießen, in gleichen allem, was zum Genusse dieser Getränke Gelegenheit giebt, soweit es die Umstände gestatten, nach Kräften entgegenzuwirken. Für diejenigen, welche wünschen, durch Einschreibung ihres Namens unter obige Verpflichtung Mitglieder des Vereins zu werden, bemerke ich, daß ich 8—10 Uhr Morgens in meiner Wohnung ꝛc. Valentiner."

Die Vereine, wie z. B. der in Dersau, welcher durchgesetzt wurde, als der Lehrer Wilms ihnen zurief: „Wißt ihr ein Haus in der Gemeinde, das nicht in seinem jetzigen oder unter seinem vorigen Besitzer vom Branntweinselend gelitten hat?", bestanden zunächst aus lauter nüchternen, ehrbaren Männern, denen sich dann Schwache und Trinker anschlossen. Sie waren also Trinkerheilvereine und unterhielten sich, wie sich jetzt die Guttempler unterhalten.

In Rendsburg war 1844 eine große Versammlung der Mäßigkeitsvereinler, in welcher Pastor Veut-Hademarschen und Pastor Heimreich (später Preetz) und ein geretteter Trinker redeten.

Es entstanden mächtige Kämpfe, die meist in den Zeitungen ausgefochten wurden. Ein Gegner schreibt: „Wegen einiger ganz verlorener Trunkenbolde, die ohne Verlust für die Gesellschaft über Bord gehen mögen, sollen 100000 ehrliche fleißige Arbeiter ihr liebstes Erquickungsmittel einbüßen... Der Branntwein soll der Eheteufel sein. Aber denkt a bissel nach. Vielleicht ist es eine arge Frau, die den Mann desparat macht... In den allermeisten Fällen ist der Branntwein nur ursächliches Moment des Elends. Diese Verwechslung des ursächlichen Moments mit der Ursache, dem hinlänglichen Grunde, ist die Hauptquelle des irrigen Handelns. Das Kind schlägt den Stein, an dem es sich stieß, und in unzähligen Fälle, wo der Branntwein als Urheber des Übels beschuldigt wird, ist er nicht mehr schuld als der Stein. Fr. B." (Prof. Hegewisch.) Valentiner antwortete siegreich mit dem uns bekannten wissenschaftlichen und statistischen Material und schließt treffend: „Das Kind schlägt den Stein, der Vernünftige räumt ihn weg."

Als die Mäßigkeitsleute, die begeistert redeten und schrieben, zuweilen auch mit Übertreibung z. B.: „Bei Branntwein wird das Grab des todten Nachbars gegraben, und ist die Stunde der Beerdigung da, so sieht man unter Schluchzen und Thränen abwechselnd mit den Grabgesängen der Christen die Branntweinsflasche im Kreise herumgehen, so erfordert es der Anstand, die gute Sitte:" — als sie nun von jedem Prediger den Beitritt als Amtspflicht verlangten, erhob sich ernster Widerspruch. Viele, Claus Harms an der Spitze, lehnten bestimmt ab.

Die Bewegung erlahmte nach nicht gar langer Zeit. Man meinte auch, das Bier werde dem Branntwein mehr Abbruch thun als die Mäßigkeitsvereine.

1846 kam Christian des VIII. offener Brief. Das Vaterland in Gefahr! 1847 Versammlung der Land- und Forstwirte in Kiel. 1848 der schleswig-holsteinische Krieg! Die Friedensarbeit der Mäßigkeitsvereine war völlig vergessen.

Kier.



Brauereien und Brennereien.

Brauereien gab es 1894

1. in Schleswig-Holstein 619, darunter 363 gewerbliche.
   Darin wurden im ganzen hergestellt
   1063800 hl untergähriges (bayrisches) Bier,
   248900 hl obergähriges Bier,
   insgesamt 102 l auf den Kopf der Bevölkerung.
2. in Kiel 8 für Lagerbier, 5 für Braunbier.
   Es wurden 1894 hergestellt
   rund 200000 hl Lagerbier,
   ? hl obergähriges Bier,
   ca. 240 l bayrisch Bier auf den Kopf der Bevölkerung.

Von Kiel wird sehr viel ausgeführt. — Über die Ein- und Ausfuhr von Bier nach und aus Schleswig-Holstein fehlen uns die Zahlen.

Brennereien 1894.

1. in Schleswig-Holstein.
   37 Brennereien stellten 72000 hl reinen Alkohol dar.
2. in Kiel.
   1 Brennerei, die jährlich 1300 hl Spiritus (reinen Alkohol) verfertigt (daneben eine Reihe von Destillationsanstalten). Boysen.



Schankstätten.

An Schankstätten bestanden (nach Mitteilungen des Regierungspräsidenten a. D. von Rosen) am 1. April des Jahres

	1884	1889	1892	1895
Gastwirtschaften	3197	3179	3243	3309
Schankwirtschaften	4833	4411	4364	4158
Kleinhandlungen	1725	1499	1470	1435
im Ganzen . . .	9755	9089	9077	8902
also 1 Schankstätte auf Einwohner	111	—	134	137

Es zeigt sich demnach bei einer im ganzen wohlwollenden Haltung der Behörden ein langsamer Fortschritt zum Besseren; es wird aber noch viel dazu gehören, ehe die Normalzahl (1 Schankstätte auf 500 Einwohner) erreicht ist. Durch die Statistik der konzessionierten Schankstätten wird übrigens nicht aufgeklärt, in welchem Umfange die unzweifelhaft weit über das Bedürfnis hinausreichende, die Völlerei besonders begünstigende Gelegenheit zum Trinken außerhalb der konzessionierten Schankstätten auf Jahrmärkten und bei anderen festlichen Anlässen dem Publikum geboten wird. Wünschenswert wären auch darin zahlenmäßige Nachweise.

Die Angaben über die Schankstätten der Stadt Kiel können wir dank dem Entgegenkommen der hiesigen Polizeibehörde genauer geben.

Jahr	1869	1879	1882	1885	1888	1892	1895
Einwohnerzahl	29 450	42 325	45 216	50 084	58 693	72 472	82 369
Hôtels, Gasthöfe, Herbergen .	29	31	32	32	34	45	55
Schankwirtschaften	187	242	182	164	154	155	143
Kleinhandlungen	?	?	203	170	137	116	115

1869 Einführung der Gewerbeordnung. — 1880 ist durch Ortsstatut vom 21. Mai die Bedürfnisfrage auch für den Ausschank von Wein, Bier und anderen nicht unter die Gattung Branntwein oder Spiritus fallenden geistigen Getränken eingeführt worden.

Stadtrat Freese ist so freundlich gewesen, zur Ergänzung Folgendes anzugeben:

Außer den genannten Schankstätten waren konzessioniert: 20 Schankwirtschaften am Bord von Passagierdampfern, 19 Kleinhandlungen nur mit denaturiertem Sprit, 24 Kaffees und Konditoreien ohne Ausschank von Spirituosen, 3 Kantinen, 6 Privatvereine, 2 Kleinhandlungen in Kantinen.

Es kamen in der Stadt Kiel auf jede Betriebsstätte zum Ausschank oder Verkauf von Spirituosen überhaupt:

im Jahr	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896
Einwohner	215	222	238	232	255	265	262	260

oder gegenwärtig nach Abrechnung der reinen Kaffees: Einwohner 281

Versagt sind vom Stadtausschuß Gesuche um Konzession:

im Jahre	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896
Gastwirtschaften	10	18	5	13	2	10	10
Schankwirtschaften	81	47	35	36	32	32	83
Kleinhandlungen	56	45	28	48	34	17	65

Ich schließe diese Übersicht mit einigen beachtenswerten Bemerkungen des Stadtrats Dr. Soetbeer:

„Eine Hauptursache des übermäßigen Genusses geistiger Getränke, namentlich des Branntweins in hiesiger Stadt ist wohl in der großen Zahl von Spiritusschänken zu suchen, die zum Teil von wohlhabenden Personen betrieben werden, die sich von dieser Art des Gelderwerbs billigerweise fernhalten sollten. Die Stadtverwaltung Kiel, vertreten in ihrem Stadtausschuß, welchem die Entscheidung über Konzessionserteilung zusteht, ist ihrerseits bemüht, die Bedürfnisfrage, von welcher ortsstatutarisch die Konzessionsertheilung abhängt, auf das eingehendste zu prüfen, und erteilt keine Konzession in Fällen, in denen nicht das Bedürfnis in unzweifelhafter Weise festgestellt ist. Auch der in der Berufungsinstanz zuständige Bezirksausschuß verfährt mit gleicher Strenge." St.



Säuferwahnsinn und Irrsinn.

Stehen wir in Schleswig-Holstein einer Zunahme der sichtbarsten Folge des Trunkes, des Säuferwahnsinnes, gegenüber? Darf man nicht annehmen, daß, je mehr auch in sonst dieser Wohlthat baren Gegenden sich die Krankenhäuser vermehrt haben, die überwiegende Mehrzahl dieser unglücklichen Kranken den Krankenhäusern zugeführt und damit der Zählung unterworfen wird?

So kamen nach den Gesamtberichten über das Gesundheitswesen der Provinz Schleswig-Holstein in den letzten 12 Jahren Fälle von Säuferwahnsinn zur Behandlung in den Krankenhäusern (ohne die akademischen Heilanstalten, welche in jenen Berichten nicht berücksichtigt sind):

Jahr	Fälle	Jahr	Fälle
1883	177	1889	172
1884	204	1890	218
1885	218	1891	229
1886	279	1892	155
1887	340	1893	175
1888	245	1894	276
Zus.	1463	Zus.	1225

oder im Jahresdurchschnitt .	244	oder im Jahresdurchschnitt .	204
oder bei 1150306 Einw. auf je 10000 Einw.	2.13	oder bei 1217450 Einw. auf je 10000 Einw.	1.68

Das wäre eine Verminderung, namentlich in anbetracht des Umstandes, daß sich die Krankenhausversorgung gerade in den letzten Jahren sehr verbessert hat.

Die Sterbefälle an Säuferwahnsinn kennen wir nur von den Städten, weil auf dem Lande noch immer nicht die in jenen vorgeschriebenen Totenscheine eingeführt sind. In den Städten starben an Säuferwahnsinn:

1883	51	1889	48
1884	59	1890	42
1885	68	1891	43
1886	83	1892	33
1887	74	1893	43
1888	45	1894	36
Zus. . .	380	Zus. . .	245
oder aufs Jahr	63.3	oder aufs Jahr	40.8
bei 409656 St.-Bewohnern auf je 10000 Einw. . . .	1.55	bei 495783 St.-Bewohnern auf je 10000 Einw. . . .	0.83

Sollte also wirklich der Mißbrauch des Alkohols abgenommen haben, oder war es nur die Abnahme des Fusels, also die Verbesserung des Branntweinerzeugnisses, oder etwa die Abkehr vom Schnapse durch den erweiterten Verbrauch des Bieres, welches das Hirn längere Zeit verschonen mag mit den verwüstenden Wirkungen des Alkohols, dagegen in anderer schleichenderer Form der Organverfettung stiller die Gesundheit untergräbt? Wir lassen die Frage offen, wollen jedoch versuchen, ihr auf einem Umwege beizukommen. Ist wirklich der Fusel so zerstörend für das Hirn, so wird er es wohl vor allem sein, der in den Fällen gewirkt hat, wo die Seelenärzte unter den bunten Ursachen für die Geisteskrankheiten als die in dem bestimmten Fall ausschlaggebende die Trunksucht anführen.

Wir besitzen eine geordnete Statistik über die ersten 50 Jahre der Provinzial-Irrenanstalt von dem verstorbenen Sanitätsrat Dr. Rüppell. — Daneben, unter Ausfall von 10 Jahren, wieder eine solche vom Jahre 1880 an. Wir übergehen bei der Wiedergabe die kranken Frauen: von den in den ersten 50 Jahren behandelten beschuldigte man bei 1814 Fällen 11 mal die Trunksucht, bei den in den letzten 14 Jahren behandelten 1697 5 mal als Erkrankungsursache.

In den ersten 50 Jahren wurden geisteskranke Männer behandelt . . 1988, von denen 172 durch Trunksucht erkrankt sein sollen.

In den letzten 14 Jahren wurden geisteskranke Männer behandelt . . 1814, von denen 150 durch Trunksucht erkrankt sein sollen.

Das würde für die ersten 50 Jahre ein Verhältnis von 8.7 vom Hundert, für die letzten 14 Jahre eins von 8.3 vom Hundert bedeuten.

Die Zahlen machen es demnach nicht wahrscheinlich, daß der Schnaps aufgehört habe, den Geist der Menschen zu verwüsten.

Haben gar etwa die Geisteskrankheiten zugenommen? Das läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten. Jedenfalls haben die Anstalten, welche diese Unglücklichen aufnehmen und menschenwürdig verpflegen können, zugenommen.

Was wir aus den oben erwähnten Gesundheitsberichten erfahren, ist folgendes. Wir glauben berechtigt zu sein, die Geisteskranken, welche in den Krankenhäusern der Provinz sich aufhielten, als meistens Frischerkrankte oder als Rückfällige betrachten zu dürfen, die entweder bald an Irrenanstalten abgegeben oder, bei rascher Genesung, wieder ihrer Familie zugeführt werden. Jedenfalls zählen sie zu den Geisteskranken. Rechnen wir zu ihnen weiter die Endsummen der Krankenbestände der Irrenanstalten am Jahresschluß, übergehen wir also ganz die für Aufnahmen und Entlassungen mitgeteilten Summen, da anderweitig wahrscheinlich viele in den gewöhnlichen Krankenhäusern notweise Untergebrachte doppelt gezählt werden würden, so erhalten wir schwerlich eine die Wirklichkeit übersteigende Zahl. Wir dürfen dabei wahrscheinlich alle Ausländer, die mit unterlaufen, unberücksichtigt lassen.

Bei dieser Annahme ergiebt sich folgendes.

Es befanden sich Geisteskranke

	im Laufe des Jahres in den Krankenhäusern	am Jahresschluß in der Prov.-Irr.-Anst.	in Priv.-Anst.	Zusammen	
1883 . . .	209	832	231	1272	
1884 . . .	250	820	269	1339	
1885 . . .	204	807	304	1315	
1886 . . .	267	819	396	1482	
1887 . . .	284	832	397	1513	
1888 . . .	249	788	465	1502	8423
1889 . . .	234	790	599	1623	
1890 . . .	259	777	634	1670	
1891 . . .	303	803	645	1751	
1892 . . .	274	806	694	1774	
1893 . . .	291	789	722	1802	
1894 . . .	327	803	703	1833	10453

Das bedeutet im Jahresmittel für

die erste Hälfte 1404,
die zweite Hälfte 1742,
oder auf 10000 Einw. für die erste 12.2,
für die zweite . . . . . . 14.3.

Demnach ist eine Zunahme der Geisteskrankheiten wohl anzunehmen.

Halten wir also um so mehr daran fest, das Volk vor der Trunksucht und der Trinksitte zu bewahren!

J. Bockendahl.

Erfahrungen aus der Kieler Klinik.

Die schädlichen Folgen eines einmaligen übermäßigen Genusses alkoholischer Getränke in Gestalt des Rausches sind bekannt; der anfänglichen Erregung der geistigen und physischen Kräfte folgt bald eine Abschwächung der sämtlichen Leistungen des Gehirns, die in schweren Fällen selbst den Tod zur Folge haben kann. Diese, Jedem geläufigen, folgenschweren Erscheinungen halten viele von dem Laster der Trunkenheit, dem Genuß des Alkohols im Übermaß zurück, um so mehr, als auch im Volke der Trunkenbold der öffentlichen Verachtung anheimfällt.

Weniger bekannt und deshalb in ihren Folgen noch wenig gewürdigt ist die Thatsache, daß auch der anscheinend mäßige, aber über Jahre fortgesetzte Genuß des Alkohols von größtem Nachteil für die meisten Organe unseres Körpers sein kann; und das gilt nicht nur von den alkoholreichen Getränken, dem Schnaps, Grog oder Wein, sondern auch vom Biergenuß.

Dem Laien sind diese Folgen wenig wahrscheinlich, sein Beobachtungskreis ist ein beschränkter und die Art des Leidens verrät, wenigstens dem Unkundigen, nicht seinen wahren Ursprung. Darum sei es mir gestattet, an dieser Stelle zur Warnung und Belehrung in Kürze die Beobachtungen, welche ich in langjähriger Assistentenzeit an der hiesigen medizinischen Klinik über die Verheerungen des Alkohols in unserer Bevölkerung habe machen können, mitzuteilen.

Dasjenige Organ, welches am nachhaltigsten durch den fortdauernden Alkoholgenuß geschädigt wird, ist das Gehirn und das mit diesem eng zusammenhängende periphere Nervensystem.

Sämtliche Leistungen des ersteren nehmen allmählich ab; die Schärfe und Ausdauer im Denken läßt nach, die Stärke des Willens wird geringer, die Empfindung für Gut und Böse, Recht und Unrecht stumpft sich ab; alle diese Erscheinungen treten fast unmerkbar, allmählich ein und werden dann meistens auf andere Ursachen, wie Überarbeitung, Ärger oder dergl. zurückgeführt. Nicht selten jedoch treten die schlimmen Folgen des Alkohols im Gebiete der Hirnfunktionen in plötzlicher, unverkennbarer Weise zu Tage in einem Krankheitsbilde, das als Delirium tremens auch dem Laien genügend bekannt ist; — bei uns leider kein seltenes Ereignis.

Von den Sinnesnerven leidet am häufigsten der Sehnerv durch Störungen im Bereiche der Farbenwahrnehmung.

Noch häufiger als diese Störungen der Gehirnthätigkeit sah ich hier auf der Klinik Entzündung der peripheren Nerven als zweifellose Wirkung des Alkoholgenusses. Die Erkrankung beginnt mit Reißen in den Beinen, führt im weiteren Verlauf zur Lähmung der Beine und Arme und kann schließlich durch Beteiligung der Atemmuskeln sogar den Tod herbeiführen. Es ist diese Krankheit grade deshalb so gefährlich, weil die Anfangserscheinungen sehr häufig als Rheumatismus gedeutet werden, und die durch diese Auffassung geförderte Sorglosigkeit das Leiden zu gefahrdrohender Höhe heranwachsen läßt.

Von den übrigen Organen erkranken in erster Linie die des Verdauungs-apparates.

Der Trinkerkatarrh des Rachens und der des nahegelegenen Kehlkopfes sind lästige, aber doch nicht gefährliche Folgen; — verhängnißvoller ist schon der Katarrh des Magens, den wir bei Trinkern so außerordentlich häufig sehen, da er nach und nach die Arbeit dieses so wichtigen Organs aufs tiefste schädigt und dadurch natürlich auch die allgemeine Ernährung in Mitleidenschaft zieht; dem Magenkatarrh schließt sich leicht ein Darmkatarrh an, der das Übel erheblich verschlimmert und den Kräftezustand noch mehr herabmindert.

Am fürchterlichsten, weil direkt lebensgefährlich, ist die Miterkrankung des Organs, dem das in Magen und Darm mit Alkohol überschwemmte Blut zufließt, die L e b e r. Der Alkohol tötet das Lebergewebe, ruft eine Bindegewebswucherung hervor, die schließlich dieses wichtige Organ vollkommen arbeitsuntauglich macht. Der Folgezustand, den wir leider häufig bei unseren Kranken beobachten konnten, ist verhängnisvoll: der Tod durch Wassersucht in der Regel das Ende. — Ein ähnliches, nicht minder schweres Krankheitsbild sah ich bei der chronischen Entzündung der Niere, an deren Zustandekommen der Alkoholismus auch in hervorragendem Maße beteiligt ist.

Etwas seltener als die obengenannten Krankheiten, aber immerhin noch allzu zahlreich, sind die schleichenden Entzündungen am Herzen und an den Blutgefäßen, deren Ursache sicher bei einem großen Teil der Erkrankten im Mißbrauch des Alkohols zu suchen ist. Auf die Schwere dieser Störungen brauche ich bei der allbekannten Wichtigkeit dieser Organe für den gesamten Körper wohl nur hinzuweisen.

Daß der Alkohol aber nicht nur auf einzelne Teile des Körpers, sondern auch auf die gesamten Zellen des Organismus schädigend einwirkt, zeigen seine engen Beziehungen zu zwei der sog. Stoffwechselerkrankungen, der Gicht und der Fettsucht. Beide werden durch ihn, wenn auch nicht grade hervorgerufen, so doch lebhaft gefördert, und zwar gilt das von der Fettsucht in besonderem Maße.

Mit der Aufzählung der einzelnen Organerkrankungen, bei denen der Alkohol entweder der alleinige Urheber oder wenigstens der Hauptschuldige ist, wird die volle Schädlichkeit desselben noch keineswegs erschöpft. In vielen Fällen sieht der Arzt, daß der diesem Gift Verfallene für jede krankmachende Ursache empfindlicher und für jede ausgebrochene Krankheit weniger widerstandsfähig gemacht wird.

Es wäre leicht, Beispiele dafür in großer Menge beizubringen; ich greife nur eins von denen, die uns hier am häufigsten zu Gesicht kamen, heraus: Der vordem vollkommen Gesunde übersteht in der Regel eine Lungenentzündung oder einen Typhus oder die Rose, wenn die Erkrankung nicht gar zu heftig auftritt, ohne besonderen Nachteil, während dieselbe bei denen, die an Alkoholgenuß gewöhnt, stets als stark lebensgefährdend aufzufassen ist. Mir ist es zweifellos, daß bei den Todesfällen nach diesen Krankheiten im früheren und mittleren

Alter sicher in der Hälfte der Fälle der Alkohol mit seiner schwächenden Wirkung auf Hirn und Herz die Hauptursache war.

Nach diesen meinen vorstehenden Erfahrungen auf der hiesigen Klinik ist der Alkohol auch in mäßiger Dosis, aber lange Zeit fortgebraucht, ein verheerendes Gift, dessen Einschränkung nicht genug von ärztlicher Seite empfohlen werden kann.

H. Hochhaus.

Vom pathologischen Institut zu Kiel.

Unter 200 Selbstmordfällen, welche bis Mai dieses Jahres im königl. pathologischen Institut zur Beobachtung kamen, waren 143 Männer, 57 Frauen; von letzteren litten 2 = 3,5 % an chronischem Alkoholismus; von den 134 Männern waren 68 = 47,5% starke Alkoholiker, und zwar war dies entweder nach Aussage der Angehörigen oder den starken für Alkoholmißbrauch charakteristischen Veränderungen oder beiden der Fall.

Selbstverständlich ist auch unter den übrigen noch mancher Trinker, bei dem nur noch keine stärkeren Veränderungen eingetreten waren.

Heller.



Trunk und Idiotie.

Eine statistische Zusammenstellung der letzten 10 Jahre aus den Krankenverzeichnissen der Idiotenanstalt in Schleswig.

Jahr.	Zahl der Aufgenommenen.	Davon Trunksucht der Eltern resp. der Großeltern	%
1886	21	10	$47^1/_2$
1887	10	2	20
1888	7	1	14
1889	8	2	25
1890	9	1	11
1891	13	8	$71^1/_2$
1892	14	4	$28^1/_2$
1893	13	3	23
1894	9	2	22
1895	15	4	23
1896	3	1	$33^1/_3$
Zusammen . .	122	38	31,1

Von den 38 bezeichneten Fällen von Trunksucht waren 3 mal die Mutter, 4 mal der Großvater, im übrigen der Vater trunksüchtig. Es ergiebt sich demnach aus der Tabelle, daß von den in den letzten 10 Jahren aufgenommenen Idioten 31,1 %, also fast ein Drittel trunksüchtige Eltern u. s. w. hatten.

Von weiteren 17 Aufgenommenen konnte nichts über die Familie ermittelt werden. Es handelt sich bei diesen meist um unehelich geborene Kinder. Diese 17 werden den Prozentsatz von 31,1 eher überschreiten, als umgekehrt. Erwägt man ferner, daß bei vielen Idioten, die meist der ärmeren Bevölkerung entstammen, über die Großeltern nichts zu erfahren ist, und denkt man an die Zeugung im Rausch, die für das entstehende Leben

nach Übereinstimmung wohl aller Sachkundigen Idiotie nach sich ziehen kann, so ist der Zusammenhang von Alkohol und Idiotie sicherlich noch ein viel größerer.

Aber halten wir uns nur an die thatsächlichen Verhältnisse, wenn es überhaupt erlaubt ist, aus einer so kleinen Zahl Schlüsse zu ziehen, so wird das resultierende Verhältnis als ein erschreckendes bezeichnet werden müssen. A. Stender.



Von der Taubstummenanstalt zu Schleswig.

Über den Einfluß des Alkoholismus der Eltern auf die Taubstummheit der Kinder läßt sich leider nach den Akten keine verläßliche Angabe machen. Es liegt gewiß darin, daß die in die Anstalt aufzunehmenden Kinder als außer taubstumm im ganzen als körperlich gesund angesehen werden, und betreffs der Angehörigen nur nach solchen Umständen geforscht wird, die angeblich unmittelbar mit der Taubstummheit in Beziehung stehen, als z. B. Verwandtschaft, Sprachgebrechen, Schwindsucht, Fallsucht, Lähmung oder Mißbildungen.

Eine Krankengeschichte wie bei Irren und Idioten findet bei Taubstummen bisher nicht statt. Wenn man allerdings die Väter im Laufe der Schulzeit unserer Kinder bei Besuchen kennen lernt, so kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, daß eine große Zahl davon Trinker sind; aber ich darf mir doch wohl nicht das Recht nehmen, solches Vermuten in die Akten zu bringen, kann deshalb auch hier keinerlei Zahlennachweise bieten. A. Engelke.



Trunkenheit und Trunksucht vor den kieler Strafgerichten in den Jahren 1894—1896.

Die nachstehende Übersicht über die in Kiel zur gerichtlichen Kenntnis gelangten Fälle von Trunkenheit und Trunksucht macht nicht den Anspruch, eine erschöpfende Statistik zu geben. Sie ist nicht von langer Hand vorbereitet, sondern das Material ist in kurzer Zeit aus den zur Verfügung stehenden Aufzeichnungen hervorgesucht und nach den im Strafgesetzbuch vorgesehenen Verbrechen, Vergehen, Übertretungen geordnet. Wenn hier von Trunkenheit die Rede ist, so ist nicht sinnlose gemeint, weil diese Strafausschließungsgrund ist. Oft wird Trunkenheit vorgeschützt, um die Strafthat zu entschuldigen oder eine Strafmilderung zu erwirken. Die mehrfach beobachtete Behauptung von Trunkenheit bei Diebstahl im Rückfall ist nicht auffällig: sie ist darauf berechnet, Zubilligung mildernder Umstände, daher Verurteilung zu Gefängnisstrafe, anstatt Zuchthaus, zu erlangen. Ob bei der Strafzumessung mehr oder minder starke Trunkenheit des Thäters ins Gewicht fallen kann, das zu entscheiden, ist Sache des Richters, der nach Maßgabe des persönlichen Eindrucks und der Umstände des einzelnen Falls urteilt.

Nach den vorliegenden Fällen scheinen es ganz bestimmte Arten von Vergehen und Verbrechen, insbesondere gegen die Religion, gegen Leben und Gesundheit, gegen das Eigentum, gegen die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu sein, bei denen Trunkenheit vorkommt.

Was die Herkunft der Thäter anlangt, so scheint es, als wenn Trunkenheit und Trunksucht hier namentlich bei fremden Arbeitern anzutreffen sind, bei Einheimischen nicht gerade gleich häufig.

Trunkenheit kam vor bei

Störung des Gottesdienstes. In der Kirche zu Landkirchen auf Fehmarn störten am 5. April 1894 durch lautes Auflachen die angetrunkenen Arbeiter Friedrich Kolschow und Paul Triel die Predigt und das Orgelspiel, auf dem Kirchhof auch ein Leichenbegängnis. Kolschow ward (wegen Bettelns zu 14 Tagen Haft,) wegen Störung des Gottesdienstes sowie Diebstahls zu 5 Monaten, Triel wegen Störung des Gottesdienstes zu einem Monat Gefängnis verurteilt. (Strafkammer 1894, 5. Mai.) — In der Kirche zu Eckernförde trank der Arbeiter J. R. aus Rothenbek aus seiner Branntweinflasche, störte in der Trunkenheit die Andacht durch fortwährendes Umhergehen und durch lautes Zwischenreden die Predigt. Er ward zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt. (Strafkammer 1896, 19. Mai.)

Beleidigung und Widerstand. Ein Tischler aus Hannover belästigte in der Trunkenheit die Passanten, leistete dem Polizeibeamten, der ihn verhaftete, Widerstand, beleidigte ihn, ward mit 4 Wochen Gefängnis und wegen des groben Unfugs mit 6 M. Geldbuße bestraft. (Strafkammer 1894, 1. Oktober.)

Mordversuch und Raub auf dem Nord-Ostsee-Kanal. Schwurgericht 1895, 24. April. Der Kanalarbeiter Joseph Patza schlug seinen schlafenden Kollegen auf dem Bagger bei Hochdonn mit dem Beil, raubte ihm 210 M. Der Getroffene blieb am Leben. Patza war angetrunken, ward zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Totschlagsversuch. Schwurgericht 1895, 28. Oktober. Der Dienstknecht Karl Kimitta ward zu 2 Jahren 6 Monaten Zuchthaus verurteilt, weil er das Mädchen Maria Paulsen, das nichts mehr von ihm wissen wollte, in einem Born bei Blumenthal zu ertränken versucht. Vorher hatte er Schnaps und Bier getrunken. Angeklagt war er wegen Mordversuchs.

Fahrlässige Tötung. Schwurgericht 1895, 6. Februar. Der Nieter Wilhelm Kischkel, betrunken, stürzt sich und den Wächter Lau über die Brücke in den Kleinen Kiel, läßt den Wächter ertrinken, wird wegen Widerstands und fahrlässiger Tötung zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt. Angeklagt war er wegen versuchten Totschlags.

Körperverletzung. Mißhandlung. Strafkammer 1895, 14. Oktober. Der Arbeiter Johann Behrmann aus Wellingdorf kommt betrunken nach Haus, packt sein noch nicht 6 Monate altes Kind an den Beinen, schwenkt es hin und her. Seine Berufung gegen das Schöffengerichtsurteil (1 Woche Gefängnis) wird verworfen. — Arbeiter Klaus Sievers aus Bokel, dem Trunk ergeben, mißhandelt seine Frau seit Jahren in rohester Weise fast jede Woche, lebensgefährlich. Die Frau stirbt (erstickt) infolge der Schwäche. Die Strafkammer verurteilt ihn zu 5 Jahren Gefängnis, verfügt die sofortige Verhaftung. — Der Scherenschleifer und Siebmacher Klaus Steinbach, trunksüchtig, mißhandelt seine Frau lebensgefährlich, reißt sie an den Haaren zu Boden, weil sie ihm kein Geld geben will. Vom Schöffengericht ist er zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt. Seine Berufung wird verworfen. (Strafkammer 1896, 27. April.)

Körperverletzung mit gefährlichem Werkzeug. Strafkammer 1894, 24. Februar. Ein schwedischer Arbeiter sticht zu Ellerbek den Kupferschmied Meier mit dem Messer ins Gesicht, trennt das linke Ohr fast ab. Er war angetrunken, erhielt 2 Jahre Gefängnis.

Körperverletzung mit gefährlichem Werkzeug und mit tötlichem Ausgang. Der Schlachtergesell Philipp Schopf mißhandelt in der Trunkenheit den angetrunkenen

polnischen Arbeiter Thomas Gawiny auf der Fahrt von der Breiholzer Fähre nach Steinböken wiederholt, stößt ihn zuletzt nieder, daß der Pole mit dem Kopf auf den hartgefrornen Boden schlägt und sofort tot ist. (Schwurgericht 1895, 30. Oktober.) — Der Modelltischler Hermann Freyholdt, aus Magdeburg gebürtig, sticht in der Trunkenheit zu Friedrichsort dem Schlosser Wermann sein Messer in den Kopf, daß die Klinge abbricht und der Schlosser infolge der Gehirnverletzung stirbt. Der Eisendreher Arthur Wirth, ebenfalls angetrunken, mißhandelt einen anderen Schlosser mit dem Messer, wird zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, Freyholdt zu 3 Jahren 9 Monaten Gefängnis. (Schwurgericht 1896, 11. März.)

Bedrohung mit Verbrechen. Der Gärtnergehülfe Hermann Kiehn, trunkfällig, bedroht seine Frau mit Totschlagen mit dem Beil, Aufhängen, Totstechen. Strafe ein Monat Gefängnis. (Strafkammer 1894, 4. September.) — Der Fischhändler Karl Bräuer aus Rönne, trunken nach Haus gekommen, schießt, durch die Frau aus dem Schlaf geweckt, mit dem Revolver nach ihr, angeblich um sie zu erschrecken; wird zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. (Strafkammer 1896, 17. April.)

Diebstahl. Weil er dem Hufner Stange in Molfsee ein Pferd von der Weide gestohlen, angeblich in der Trunkenheit, wird der Kutscher Hans Hinrich Stange aus Wulfsdorf zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt. (Strafkammer 1896, 8. Mai.) — Der Seemann Christian Wrangel wird, weil er dem Kapitän Krützfeldt auf dem Dampfer „Imperial“ 600 M. gestohlen, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt; war angeblich betrunken gewesen. (Strafkammer 1895, 20. Dezember.) — Fischer Gustav Thoms zu Heiligenhafen wird wegen zweier schweren Diebstähle, eines leichten, und in der Trunkenheit verübter Sachbeschädigung zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt. (Strafkammer 1895, 17. Mai.)

Wegen Diebstahls im Rückfall, den er angeblich in der Trunkenheit verübt, wird der Arbeiter Johann Holtkamp zu Rendsburg zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. (Strafkammer 1895, 22. Oktober.) — Der Arbeiter Julius Kliemt wird wegen Diebstahls im Rückfall, den er zu Quaal angeblich in Trunkenheit verübt, und Bestechungsversuchs zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt. (Strafkammer 1895, 12. Oktober.) — Wegen Diebstahls im Rückfall wird der Arbeiter Johann Brede aus Oldenburg, der angeblich betrunken gewesen, zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt. Er ist, wie er selbst sagt, trunksüchtig, hat schon den Säuferwahnsinn gehabt. (Strafkammer 1895, 6. Juli.) — Der Tischlergesell Paul P. in Meldorf wird wegen Diebstahls im Rückfall, den er angeblich in Trunkenheit zu Heide auf der Herberge verübt, zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt. (Strafkammer 1894, 20. Oktober.)

Sachbeschädigung. Wegen vorsätzlicher Sachbeschädigung und Körperverletzung in starker Trunkenheit wird der Arbeiter Emil Krüger in Kiel vom Schöffengericht Kiel zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt. Die von ihm eingelegte Berufung wird verworfen. (Strafkammer 1894, 12. März.) — Stark betrunken nach Haus gebracht, hatte der Arbeiter Johannes Biß in Neumünster durch lauten Zank mit seiner Frau die Nachtruhe gestört und wiederholt Sachbeschädigung verübt. Das Neumünstersche Schöffengericht erkannte auf 3 Tage Haft, 1! Tage Gefängnis. Die Berufung wird verworfen. (Strafkammer 1896, 18. Mai.)

Brandstiftungsversuch und Bedrohung mit Totschlag. Der Sattler Gustav Jürgensohn zu Plön wird wegen der in Trunkenheit verübten Bedrohung des Fabrikanten Kreutzfeld und versuchter Brandstiftung in der Fabrik zu 1 Jahr 6 Monaten Zuchthaus verurteilt. (Schwurgericht 1896, 7. März.)

Brandstiftung (§ 308). Wegen vorsätzlicher Inbrandsetzung eines Strohdiemens bei Wik wird der Arbeiter Friedrich Lubeck zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. Er war angeblich betrunken gewesen. (Schwurgericht 1895, 22. April.)

Grober Unfug (§ 360, 11). Zu Neumünster hatte sich der landstreichende Schlossergesell Wischnejewski in der Trunkenheit auf der Straße zum Schlaf hingelegt,

war vom Schöffengericht Neumünster zu 1 Woche 3 Tagen Haft verurteilt. Die Berufung wird verworfen. (Strafkammer II 1894, 19. April.)

Trunksucht. Ein trunksüchtiger Arbeiter aus Tannau, der Frau und Kinder die Armenpflege in Anspruch nehmen ließ, obwohl er durch Arbeit Geld verdiente, wird zu 3 Wochen Haft verurteilt. (Schöffengericht 1895, 27. September.) — Ein Gelegenheitsarbeiter aus Albersdorf, dem Trunk ergeben, ward wegen Säuferwahnsinns auf fünf Tage ins städtische Krankenhaus gebracht, wegen seiner Trunksucht darauf zu 3 Wochen Haft verurteilt. (Schöffengericht 1896, 14. Februar.)

Wegen Übertretung sittenpolizeilicher Vorschriften (§ 361, 6) wird vom Schöffengericht das trunksüchtige Mädchen Anna Thiel, 43 mal vorbestraft, zu vier Wochen Haft und zur Überweisung an die Landespolizeibehörde verurteilt. Die Berufung wird verworfen. (Strafkammer II 1894, 19. April.)

Wegen Schießens mit Feuergewehr in gefährlicher Nähe von Gebäuden (§ 368,7), und zwar in Trunkenheit, wird der Arbeiter Qualmann zu einer Woche Gefängnis verurteilt, von der Bedrohung seiner Schwester mit Totschießen freigesprochen. (Strafkammer 1895, 5. November.)

Dose.



Von der Strafanstalt.

Wo endet menschliche Leidenschaft und Genußsucht, die Gesetz und Sitte nicht achtet, wo Habsucht, die sich wider fremdes Eigentum vergeht? — Du weißt es: im Strafhause!

Und willst du wissen, inwieweit Dämon Alkohol seinen traurigen Anteil an solchen dem Gesetze Verfallenen hat, so folge mir in das Zuchthaus unserer Heimatprovinz. Dasselbe hat im verflossenen Jahre 202 neue Insassen aufgenommen, die irgend eine schwere Strafthat durch Entziehung der Freiheit zu sühnen haben.

Bei 30 dieser Unglücklichen konnte gewohnheitsmäßiges Trinken festgestellt werden. Wie viele sind noch vorhanden, bei denen sich Solches nicht mit voller Bestimmtheit behaupten läßt; wie viele, die sich dem Schnapsteufel ergeben haben, ohne bereits bei diesem Stadium des Trinkerelends angelangt zu sein!

64 Insassen geben an, ihr Verbrechen in der Trunkenheit verübt zu haben.

Da ist ein Mann, bisher ein achtbarer, fleißiger Handwerker, der in glücklicher Ehe lebte, bis die harmlosen Freuden des Familienlebens ihm nicht mehr genügten: Er suchte Erholung im Wirtshausleben und gewöhnte sich allmählich den Trunk an. Trotzdem Frau und Kinder zu Hause darbten, überstiegen die Ausgaben bald die Einnahmen. Da wurde der bisher unbescholtene Mann zum Diebe. Jetzt, wo es zu spät, betrauert er in einsamer Zelle sein selbstbereitetes Geschick, die Schmach, die er seiner achtbaren Familie angethan hat; jetzt verflucht er sein trauriges Laster.

Da ist ein junger Bursche von 20 Jahren, der bereits zweimal wegen Sittenverbrechens bestraft ist, das er in der Trunkenheit vollführt hat.

Da ist ferner ein Familienvater, den der Trunk so vertiert hat, daß er trotz Weinens und Flehens nicht einmal die Unschuld seines eigenen Kindes schont.

Da sind zwei junge Burschen, die Söhne achtbarer Eltern, die selbst den besten Eindruck machen. Sie haben im trunkenen Zustande auf offener Straße die Begegnenden arg belästigt und schließlich einen sich ihren Brutalitäten Widersetzenden zum Krüppel geschlagen. Jetzt verbüßen sie dafür harte Strafe, bereuen tief ihre unselige That, ihre Schande aber tragen sie zeitlebens mit sich.

Da ist ein Brandstifter, ein fleißiger Arbeiter, jedoch ein sogenannter Quartalssäufer. Im Zustande der Trunkenheit, in welchem er völlig unberechenbar war, steckte er die Gebäude seines Dienstherrn an.

Und schließlich — ein Ehebrecher, der die Frau verläßt, um sich einer Dirne zuzuwenden, an welcher er zum Mörder wird, als diese seiner überdrüssig ist und ihn von sich weist. Dämon Alkohol hat seinen vollwichtigen Anteil an dem tiefen Falle dieses Unglückseligen. Nachdem er ihn erst entnervte und seinen Geist umnebelte, drückte er ihm schließlich den Mordstahl in die Hand, welcher nur zu sicher ins Herz der Geliebten traf.

Nicht wahr? du schauderst, wenn du solche Opfer des Schnapsteufels erblickst, und doch sind dies nur einzelne aus der großen Masse herausgegriffene Beispiele!

Und nun sieh dir weiterhin die Insassen des Zuchthauses, die große Masse der gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Diebe und Betrüger an.

Vielen ist mehr oder weniger der Stempel der Entartung aufgedrückt

Die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Wie ist hier die Strafandrohung des Gesetzgebers zur faßbaren Wirklichkeit geworden!

Nicht nur die Folgen eigenen Fehls, sondern auch die Sünden der Eltern und Voreltern lasten schwer auf Geist und Körper dieser Elenden.

Trunk und sonstige Ausschweifungen, durch eine Reihe von Geschlechtern, haben charakterlose, arbeitsscheue Glieder des Menschentums zu Tage gefördert, die sich in der großen Gemeinschaft immer wieder als Schädlinge erweisen, die trotz des hier und da hervortretenden besseren Strebens immer wieder ihrer unendlichen Schlaffheit des Geistes und ihrer Willensschwäche unterliegen; die vom Arbeitshause zum Zuchthause im immerwährenden Kreislaufe wandern und schließlich das eine oder das andere als ihre eigentliche Heimat betrachten. Eine ergiebige Statistik, welche ein Bild entrollen würde, wie viele Trunkenbolde, Landstreicher und Diebe im Laufe der Jahrhunderte aus den Ehen hervorgehen, in welchen ein Glied oder beide dem gewohnheitsmäßigen Trunke huldigen, würde von erschütternder Wirkung sein.

Ich las neulich in einer Zeitung, daß es gelungen war, die Nachkommen eines im vorigen Jahrhundert geborenen und dem Trunke ergebenen Weibes festzustellen. Die Vagabonden, Eigentumsverbrecher, Trunkenbolde und unzüchtigen Dirnen zählen unter diesen nach Hunderten.

Und im Zuchthause selbst? — Da dämmern diese Elenden in kaum aufzurüttelndem Stumpfsinn dahin. Ihre Willensschwäche tritt allerdings unter der ihr Sein vollständig bevormundenden Hausdisziplin weniger zu Tage, sie erfüllen die ihnen aufgegebene Arbeit und geben wenig Anlaß zu Klagen; nur dann, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet, in den Besitz von Spiritus zu gelangen, ergreifen sie ohne Scheu vor der härtesten Strafe dieselbe. Dabei thut es nichts, ob dieser Spiritus mit den ekelerregendsten Substanzen versetzt ist — nur solcher findet im Zuchthause bei der Arbeit Verwendung — sie trinken ihn, komme, was kommen mag!

Der Mensch — Gottes Ebenbild — steht auf einer Stufe, von der er nicht tiefer herabzusteigen vermag. — Und das alles durch dich, unheimlicher, Geist und Körper vernichtender Dämon Alkohol! Triebel.

Von der Korrektionsanstalt.

Der Bestand der männlichen Insassen der Korrektionsanstalt in Glückstadt belief sich während der letzten fünf Jahre auf 5172, von welchen jedoch nur 898 der Provinz Schleswig-Holstein entstammten. Demnach ist die allerdings höchst betrübende, ungefähr jährlich auf gleicher Höhe verbleibende Durchschnittszahl 1034 Korrigenden, und zwar durchschnittlich 180 aus Schleswig-Holstein. Von diesen Korrigenden sind nach meiner Erfahrung mindestens 75 Prozent durch den Branntwein allmählich so weit herunter gekommen und in die Korrektionsanstalt gebracht. (Hierbei sehe ich ab von der erfreulicherweise kleinen Zahl Jugendlicher, welche noch Schulunterricht erhalten). Dieser Prozentsatz ist nach Rücksprache mit erfahrenen Anstaltsbeamten eher zu niedrig als zu hoch gegriffen und steigert sich mit der zunehmenden Verlotterung, Abstumpfung und Willenlosigkeit um sicher 10 Prozent bei den wiederholten Einlieferungen und den Rückfälligen. Einen erschütternden Beleg für die Richtigkeit meiner obigen Annahmen mögen die Selbstbekenntnisse der bei der letzten Vernehmung mir vorgeführten 12 Korrigenden geben. Sie gestehen meist offen ihr Elend und haben hier nicht, wie vor dem Gericht, die leider wohl nicht unbegründete Hoffnung, durch Angabe vollständiger Betrunkenheit bei ihren Vergehungen das Strafmaß mildern zu können. Von diesen 12 war etwa bei 10 ausschlaggebend oder mitwirkend als Grund des Verfalls wieder der Alkohol.

Der eine noch unbewandert in der Fechtkunst und noch sich schämend, hat sich Mut getrunken jedesmal zum Betteln, der andere ist in die Horde alter Schnapsbrüder geraten, die ihn durch Branntwein, der ja leider so billig und auch im kleinsten Dorf so leicht zu bekommen ist, verdorben. Das waren Jüngere, die so bekannten. Der dritte, erst 36 Jahr und schon greisenhaft aussehend, ist durch den Genuß geistiger Getränke um seinen Verstand fast gebracht, leidet schon an den Zeichen des Verfolgungswahnsinns und mußte schnell fortgeführt werden. Der nächste, ein kräftiger Mann, Familienvater aus der Nähe, hat eine gute Frau und 6 Kinder. Der Branntwein hat ihn um sein Familienleben gebracht. Bittere Gewissensbisse und ernste Reue findet sich bei demselben, sowie das heilige Versprechen der Umkehr. Der nächste hat mehrere kleine Gelegenheitsdiebstähle beim Fechten begangen. „Immer war ich ehrlich, hätte nie gestohlen, wenn ich nicht betrunken gewesen wäre.“ Jahrelang hat er fleißig gearbeitet und so geht's weiter. „Widerstand gegen die Staatsgewalt,“ „Ich war sinnlos betrunken,“ „Schwere Körperverletzung.“ Ich wollte meinem betrunkenen Vater beistehen, selbst angetrunken bei einer Prügelei, sonst bin ich durchaus nicht streitsüchtig und bereue es bitter. Dann wieder: ein fremder Kollege machte mich betrunken, als ich aufwachte, waren meine guten Papiere und mein bischen Geld gestohlen. Nun ging's ganz bergab.

So wiederholt es sich fast wöchentlich. Das sind Selbstbekenntnisse, die deshalb wohl schwerer ins Gewicht fallen als alle andern Angaben. Zum Schluß komme ich noch bei dieser kurzen Skizze auf obigen Umstand zurück, daß der Prozentsatz der aus der Provinz Schleswig-Holstein, in welcher doch die Korrektionsanstalt liegt, Eingelieferten nur 180 Korrigenden beträgt. Das ist bei allem Elend ja verhältnismäßig erfreulich, aber trübe gestaltet sich die Erfahrung, daß von diesen 180 gegen 90 Prozent wohl durch den Branntwein geworden sind, was sie sind, weniger ursprünglich aus Wanderlust und Hang

zum Vagabondieren, welches, wie mir scheint, minder in unserer Provinz ausgebildet ist als in den andern Provinzen, namentlich in Ostpreußen.

Hiermit schließe ich. Was meinen Bemerkungen etwas Wert verleihen möchte, ist der Umstand, daß sie leider nicht Mutmaßungen und Betrachtungen, sondern Ergebnisse langjähriger seelsorgerischer Erfahrungen sind.

H. Fiencke.



Aus der Armenpflege.

In Bezug auf das Kieler Armenwesen und die Verarmung machen sich die Folgen des Mißbrauchs geistiger Getränke in recht ungünstiger Weise geltend. Wie oft finden wir als Grund der Unterstützung angegeben: „Der Mann trinkt." Wie kurz klingen diese Worte, und doch welche Fülle häuslichen und sozialen Elends ist in ihnen verborgen. Bei Kleinem fängt es an, aber reißend schnell geht es auf der einmal betretenen schiefen Ebene abwärts. Zunächst hat noch der Ehemann, der Familienvater Arbeit und guten Verdienst, von dem er bei Wochenschluß einen kleinen Teil in Schänken für sich verbraucht. Aber dieser Teil wächst rasch heran, die Frau muß immer häufiger zum Armenpfleger gehen, ihr Mann giebt ihr „nicht genug." Durch den vermehrten Alkoholgenuß wird der Mann in der Arbeit lässiger, er wird endlich aus derselben entlassen. Jetzt wird er Gelegenheitsarbeiter, arbeitet, wenn er kann und mag und kein Geld hat, und bringt das auf diese Weise verdiente Geld in kürzester Frist wieder durch. Schließlich wird er überhaupt nicht mehr arbeitsfähig sein, die Not ist in die Familie eingekehrt, sie fällt über kurz oder lang dauernd der Armenpflege zur Last.

Die Armenverwaltung ist dem gegenüber ziemlich machtlos: Sie wendet sich an den Strafrichter, immer ein mißlicher Weg, wenn es sich um Beseitigung tiefgehender sozialer Übelstände handelt. Auch sind die strafrechtlichen Handhaben sehr ungeeignet. Von dem Gesetze, betreffend die Änderung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz und die Ergänzung des Rechtsschutzes, vom 12. März 1894, kam lediglich der § 361 Nr. 5 in Betracht, welcher denjenigen mit Haftstrafe bedroht, welcher sich dem Spiel, Trunk oder Müssiggang dergestalt hingiebt, daß er in einen Zustand gerät, in welchem zu seinem Unterhalt oder zum Unterhalt derjenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, durch Vermittelung der Behörde fremde Hülfe in Anspruch genommen werden muß. Voraussetzung zur Bestrafung ist also, daß einer bereits durch Trunk soweit heruntergekommen sein muß, daß er zur Arbeit nicht mehr imstande ist. Es wird demnach erst eingeschritten, wenn es schon zu spät ist. Eine geringe Verbesserung in der Gesetzgebung ist durch das bereits erwähnte Gesetz vom 12. März 1894 eingetreten insofern, als nach diesem schon derjenige bestraft werden kann, welcher, obschon er in der Lage ist, diejenigen, zu deren Ernährung er verpflichtet ist, zu unterhalten, sich der Unterhaltungspflicht trotz der Aufforderung

der zuständigen Behörde derart entzieht, daß durch Vermittelung der Behörde fremde Hülfe in Anspruch genommen werden muß. Die Wirkung dieses Gesetzes ist aber dadurch sehr abgeschwächt, daß völlig unzweckmäßiger Weise statt auf Haft auch auf Geldstrafe erkannt werden kann, und daß die in vielen Fällen durchaus notwendige Überweisung in ein Arbeitshaus ausgeschlossen ist. Wenn nun die Trunksucht eng mit dem Müssiggang zusammenhängt, so wird ihr wie diesem oft nur durch Zwang zur Arbeit wirksam entgegengetreten werden können. R. Soetbeer.

Alkohol und Arbeiterkolonie.

Die Arbeiterkolonie Rickling i. H., eine der ersten, die in Deutschland infolge der begeisternden Anregung v. Bodelschwinghs ins Leben traten, nimmt arbeit- und mittellose Leute vorübergehend, doch regelmäßig für vier Monate auf. Ein großer Teil derselben besteht aus Alkoholikern, die sich mithin durch den freiwilligen Eintritt in die Kolonie einer Branntwein-Entziehungskur unterwerfen. Es wird in Rickling kein Branntwein zugelassen, auch wird natürlich durch mancherlei Belehrung auf die Pfleglinge zum Bessern eingewirkt, doch ohne daß innerhalb der Kolonie ein Trinkerrettungsverein bestünde, oder auch nur bestimmt auf dauernde Enthaltsamkeit der Aufgenommenen hingearbeitet würde. Das erste war früher der Fall und bewährte sich damals nicht, das letzte wird uns vielleicht die Zukunft bringen.

Die Anstalt ist geleitet von einem Provinzial-Ausschuß und -Vorstand, dem der Geh. Reg.-Rat Baron A. von Heintze-Bordesholm vorsitzt, und der sich des Vertrauens des ganzen Landes erfreut. Biernatzki.

Anm.: Die Kolonie ist vor 12 Jahren begründet. Im letzten Berichtsjahr fanden 328 Personen Aufnahme, 113 wurden abgewiesen, 2421 hielten Rast, ohne Aufnahme zu verlangen. 37 995 Arbeitstage wurden von den Kolonisten geleistet; 48 032 Verpflegungstage wurden gegeben, an durchwandernde Gäste 2466. — Durchschnittlicher Lohn für Tag und Kopf 22,61 Pf. — Buchwert der Kolonie 365 000 M. St.

Gesetz und Verwaltung.

Der Provinzialverein g. M. g. G. hat die wesentlichen der geltenden gesetzlichen und polizeilichen Bestimmungen 1895 zusammengestellt und den Bezirksvereinen zugeschickt. Es findet sich nichts besonders Schleswig-Holsteinisches darin. Wir wünschen dem Vorgehen des D. V. g. M. g. G. zu gunsten eines Trunksuchts- und Schankstättengesetzes den besten Erfolg.

Schon jetzt hat die Erörterung der Bedürfnisfrage vor Bewilligung von Schankgerechtigkeiten Erfolge gehabt (vgl. III, 1. b. Schankstätten), so daß bei einer schärferen Fassung des Bedürfnisbegriffes das Beste erwartet werden darf.

Es scheint der Polizei endlich zu gelingen, das Schwieren und Hjorten im Westen der Provinz (einen bakchanalischen Überrest altgermanischen Heiden-

tums) lahmzulegen. Gegen den Kaffee- und Theepunsch des Nordens ist natürlich die Polizei ohnmächtig.

Auf Grund des Kommunalsteuergesetzes erheben jetzt verschiedene Städte der Provinz Biersteuer. Präsident von Rosen beklagt (in den Mitt. d. D. V. 1895, S. 119) mit Recht, daß man durch sinnwidrige mechanische Anwendung der Vorschriften dazu gekommen sei, auch obergähriges Bier zu besteuern. Jetzt hat er mir schreiben können, daß für Glückstadt bereits ein kommunaler Biersteuerentwurf vom Bezirksausschuß wie Oberpräsidenten genehmigt sei, dessen § 1 das obergährige Bier steuerfrei lasse; wir dürfen deshalb erwarten, daß in allen Städten (auch in Schleswig) das obergährige Bier, das sog. Dünnbier, steuerfrei gelassen und etwaige andere Ortsbestimmung demgemäß recht bald geändert werde.

Mit Genugthuung kann auf die Thätigkeit des Gewerberates und seiner Fabrikinspektoren hingewiesen werden. In gegebener Veranlassung hat Rat Rittershausen im Mai d. J. dem kieler Zweigverein gegenüber es ausgesprochen, daß er der Beschaffung guten Trinkwassers seit mehreren Jahren fortgesetzt sein Augenmerk zugewandt habe. Die Gewerbeinspektoren seien noch kürzlich auf die Notwendigkeit der Beschaffung guten Trinkwassers oder eines geeigneten Ersatzes hingewiesen. Auf den Ziegeleien sei den Arbeitern allenthalben, wo Trinkwasser fehle, Gelegenheit zum Kaffeekochen gegeben. Gegen gewerbliche Anlagen, die ihren Lohn in Wirtschaften auszahlen, gehe man vor, — doch ist es wünschenswert, daß die Bevölkerung den Behörden durch Anzeige von Anlagen, die entweder keine Trinkgelegenheit bieten oder in Wirtschaften ablohnen, zu Hilfe kommen. — Wenn Bockendahl 1888 auf die Frage: „Welche Ersatzmittel für Branntwein werden (bei den Fabriken) geboten?" antworten mußte: „Meistens keine," so sehen wir nunmehr auch hier einen Fortschritt zum Besseren.

St.

Der Provinzialverein zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke.

Am 17. September 1884 ward zu Neumünster ein vorläufiges Komitee von 50 Personen aus allen Teilen der Provinz gewählt, um den Kampf gegen den Mißbrauch geistiger Getränke im Sinne des deutschen Vereins in die Hand zu nehmen (Vorsitzender: Senator Dr. Giese-Altona). Am 19. Januar 1885 ward zu Rendsburg unter Teilnahme von Redakteur Lammers-Bremen der Provinzialverein begründet und zum Vorsitzenden Medizinalrat Professor Dr. Bockendahl-Kiel gewählt. Die übrigen d. Zt. Vorstandsmitglieder waren Pastor Kier-Osterlygum, Senator Dr. Giese-Altona, Landgerichtsrat Reiche-Kiel, Pastor Braune-Neumünster. 1895 belief sich die Zahl der Ortsvereine auf 14 mit rund 900 Mitgliedern; daneben hatte man 227 unmittelbare Mitglieder. Der Vorstand besteht z. Zt. aus dem Wirklichen Geheimrat Re-

gierungspräsidenten a. D. von Rosen-Schleswig (Vorsitzender), Amtsgerichtsrat Posselt-Schleswig (Kassierer), Pastor Biernatzki-Neumünster, Oberbürgermeister Dr. Giese-Altona, Sanitätsrat Physikus Dr. Halling-Glückstadt, Propst Kier-Tondern, Prof. Dr. Petersen-Kiel, Landgerichtsrat Dr. Witting-Altona. Ehrenmitglied: Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Bockendahl-Kiel. Da von dem Provinzialverein selber Berichte über seine Thätigkeit der Hauptversammlung des deutschen Vereins vorgelegt werden, glauben wir, hier von einem weiteren Eingehen auf dieselbe absehen zu dürfen.

Über **Kiel** bemerken wir:

Auf Grund eines Vortrages über den Mißbrauch geistiger Getränke von Pastor Mau-Kiel ward am 22. April 1885 zu Kiel ein Zweigverein begründet. Der Vorstand bestand aus Pastor Mau (Vorsitzender), Prof. Dr. Petersen, Baumeister Kraus, Hafenmeister Peters, E. Volckmar. Als es Pastor Mau (12. Jan. 94) nicht mehr möglich war, den Vorsitz zu führen, ward an seine Stelle Pastor Stubbe gewählt. Z. Zt. besteht der Vorstand aus Pastor Stubbe (Vorsitz.), Rektor Heinrich (Kassierer), Prof. Dr. Petersen, Landesversicherungsrat Hansen, Schlosser Czarnetzki; ferner gehören, seitdem sich eine größere Anzahl von Damen dem Verein angeschlossen hat, auch die Fräulein Julie Ravit und Klara Lüdemann dem Vorstande an. Der Zweigverein umfaßt rund 370 Mitglieder. Über seine Thätigkeit zu berichten wird sich anderswo Gelegenheit bieten. St.

Der Gut-Templer-Orden.*)

Vor 13 Jahren hat ein Ausländer die dänische Grenze überschritten und sich bei uns häuslich eingerichtet, den wir als Mitarbeiter im Kampf gegen die Trunksucht begrüßen können, wenn wir auch wünschen, daß er sich mehr und mehr in Art und Sitte unserer Kirche und unseres Volkes einlebe: der Gut-Templer-Orden oder genauer: der Unabhängige Orden der Guten Templer. Er ist 1852 im Staate New-York gegründet. Im ganzen englischen Sprachgebiet hat er sich rasch ausgebreitet. Von England aus hat er über Skandinavien seinen Weg nach Schleswig-Holstein gefunden und einige Vorposten südwärts über die Elbe vorgeschoben.

Der Orden bekämpft nicht den Mißbrauch, sondern jeden Gebrauch geistiger Getränke in der schärfsten Weise, wenn er sagt: „Ein Mäßigkeitsapostel schadet uns mehr, als alle Bierbrauer Deutschlands zusammen. Der Alkohol in jeder Form gehört wie andere Gifte in die Apotheken und es giebt keinen erlaubten mäßigen Gebrauch dieses Gifts, auch nicht beim Abendmahl."

Grundsätzlich ist der Orden daher ein Vorkämpfer der Prohibition oder Abolition. Praktisch bekämpft er bei uns erfolgreich die Trunksucht und hilft Trinkern zur Nüchternheit. Ihnen zuliebe ist er nach Art des Freimaurerordens

*) Vergl. die Anm. S. 25.

organisiert, hat Logen (Ortsvereine), Großlogen, eine Weltloge, Rituale, Regalien (= Ordenstracht), Ordensgeheimnisse u. dgl. Jeder Guttempler gelobt bei seiner Aufnahme völlige Enthaltsamkeit auf Lebenszeit. Die Formen, fröhliche Geselligkeit und gegenseitige Unterstützung der Ordensbrüder sollen ihm helfen, sein Gelübde zu halten.

An sichtbaren Erfolgen fehlt es dem Orden nicht: 1895 zählte er 403849 erwachsene Mitglieder. In Deutschland bestehen 2 Großlogen und zwar die 1883 gestiftete Großloge I in Nordschleswig mit dänischer Geschäftssprache und einem Bestand von 48 Logen und reichlich 1100 Mitgliedern. Die 5 ersten Beamten dieser Großloge sind Volksschullehrer, Großtempler ist Herr Lehrer H. Iversen-Kamptrup bei Hügum. Der Kreisausschuß Hadersleben hat dieser Großloge soeben in Anerkennung ihrer Wirksamkeit 100 M. bewilligt. Ihr Organ ist Nordslesvigs Good Templar, Carstensen-Gravenstein. Deutschlands Großloge II (mit deutscher Geschäftssprache) hat jetzt einen besonders tüchtigen Großtempler in der Person des Herrn Ingenieur Asmussen-Hamburg, Emilienstr. 25, der das Organ dieser Loge: „Der Deutsche Gut Templer“ redigiert und eifrig für den Orden wirkt. Diese Großloge II zählt jetzt 39 Logen mit 1198 Mitgliedern in folgenden Städten: Altona, Apenrade, Berlin, Braunschweig, Dresden, Flensburg, Garding, Hadersleben, Hamburg, Husum, Leipzig, Nürnberg, Rendsburg, Tondern, Tönning. Außerdem sind in 20 kleineren Orten unserer Provinz Logen, davon 4 auf Sylt. Am 20. und 21. Juni 1896 war die Großlogenversammlung in Flensburg, deren charakteristisches Programm diese kurze Übersicht schließen mag: Sonnabend 1 Uhr: Eröffnung. Sonntag vorm. 9 Uhr: (!!) Spaziergang, Sonntag nachm. 2½ Uhr: Festzug, nachm. 4½ Uhr: Konzert, Reden, abends 8 Uhr: Festessen und Ball.

Friedrich Gleiss.

Das Blaue Kreuz.*)

Der Internationale Bund der Mäßigkeitsvereine des Blauen Kreuzes ist 1877 in Genf durch Pfarrer L. L. Rochat gegründet und steht noch heute unter der Leitung seines Gründers. Es ist ein Mäßigkeitsverein, der „keineswegs den wirklich mäßigen Gebrauch der gegohrenen Getränke bei denjenigen verurteilt, welche nicht zum Bunde gehören“ und im allgemeinen „den Mißbrauch der geistigen Getränke überhaupt bekämpfen will.“ „Der Bund als solcher steht sowohl in politischer als auch in kirchlicher Hinsicht auf neutralem Boden.“ „Seine Hauptaufgabe ist jedoch, mit der Hülfe Gottes und seines Wortes, an der Rettung der Trunksucht zu arbeiten.“ Weil Trinkern aber erfahrungsgemäß am sichersten durch völlige Enthaltsamkeit geholfen wird, verlangt er die von seinen Mitgliedern und Anhängern. Diese unterschreiben eine Enthaltsamkeitsverpflichtung, zunächst auf Tage oder Wochen, dann meistens auf ein Jahr,

*) Vergl. meinen Aufsatz in Schäfers Monatsschrift für innere Mission, Dez.-Jan. 1892—93: „Guttemplerorden oder Blaues Kreuz?“

wonach sie sich „aller berauschenden Getränke mit Gottes Hülfe enthalten wollen (Abendmahlsgenuß und ärztliche Vorschrift ausgenommen) und den Mißbrauch bekämpfen.“ Der Bund zählte 1895 in Deutschland 3495 Glieder, darunter 1942 frühere Trinker, in der Schweiz 10256, darunter 5570 frühere Trinker. Oberstlieutenant a. D. von Knobelsdorff-Berlin und Pastor Fischer-Barmen leiten den Bund in Deutschland, Pfarrer Bovet-Bern in der Deutschen Schweiz. Der Verfasser des Rettungsankers, Superintendent Braune, d. Zt. Pastor in Neumünster, hat das Bl. Kr. in Schleswig-Holstein eingeführt. Die Trinkerheilanstalt Salem empfiehlt ihren Pfleglingen erfolgreich den Eintritt. Der Unterzeichnete ist seit dem Mai Vorsitzender unseres Provinzialverbandes. Organisierte Vereine bestehen bei uns in Salem b. Rickling, Westerland a. Sylt, Heide, Kiel, Morsum a. Sylt, Nordstrand, Gettorf, Flensburg, Breklum und Bredstedt (Bestand zusammen ca. 120). Wir freuen uns des reichen Segens, den wir bei unserer Trinkerrettungsarbeit, dieser Übung christlicher Barmherzigkeit an unsern tiefgefallenen Brüdern, bisher erfahren haben. Die Blätter zum Weitergeben haben im Juli einzelne Bilder aus unserer Arbeit gebracht.

Friedrich Gleiss.



Die Trinker-Heilanstalt Salem.

Nachdem am 16. September 1886 im Anschluß an das Jahresfest des Landesvereins für innere Mission in Schleswig-Holstein der Grundstein gelegt war, hat die Anstalt Salem am 30. Juni 1887 eröffnet werden können. Von manchen Seiten wurde die Befürchtung laut: „Ihr werdet für diese Sache weder die Hilfe weiterer Kreise in Schleswig-Holstein gewinnen, noch werden sich Trunksüchtige zur Aufnahme melden.“ Allein die Mittel gingen zur Genüge ein, und schon im Dezember des Eröffnungsjahres waren alle verfügbaren Plätze besetzt. Bald mußten wir die Zahl derselben vermehren, so daß statt 15 jetzt 25 aufgenommen werden können.

Die Anstalt wird verwaltet von Beauftragten des Landesvereins für innere Mission.

Der Buchwert des dem Landesverein gehörenden Anwesens, auf welchem eine Schuld von 5000 M. ruht, betrug am Ende des Jahres 1888 37000 M.; jetzt ist er auf reichlich 47000 M. gestiegen. Im Jahre 1888 ist die erste schriftliche Hausordnung entworfen, die dann im Jahre 1893 weiter ausgebaut wurde.

Im ersten Verwaltungsjahr sind 17 Pfleglinge aufgenommen, im zweiten 20, im dritten 28, im vierten 27, im fünften 31, im sechsten 32, im siebenten 40, im achten 42. (Leider ruft man uns durchweg nur in verzweifelten Fällen, weit später als man sollte, zu Hilfe.)

Sehen wir von den letzten beiden Jahrgängen, deren Bewährungszeit erst eine kurze ist, ab, so handelt es sich um 155 Aufnahmen, von denen 10 Wiederaufnahmen sind, mithin um 145 Personen.

Von ihnen liegen uns nicht in allen, aber doch in 109 Fällen bestimmte Nachrichten vor. Wir zählen unter diesen 81 Genesene und 28 Rückfällige. Als wir die Arbeit begannen, glaubten wir, wir würden uns mit einem Drittel Genesener begnügen müssen; es sind zwei Drittel geworden. Ein großer Schatz verlornen Familienglücks, verlorner Gesundheit und Geisteskraft, verlornen Seelenfriedens ist dadurch wieder hergestellt.

Im Durchschnitt sind unsere Patienten 7 Monate bei uns gewesen, etwas länger also als in der in vielen Stücken vergleichbaren, 1 Jahr jüngeren Schweizer Anstalt Ellikon. Bei näherer Rechnung ergiebt sich, daß die Durchschnittszeit bei den Genesenen 8 Monate betrug, bei den Rückfälligen noch nicht 4 Monate. Von denen, die nur 1/4 Jahr geblieben sind, hat nur reichlich 1/3 ihr Ziel erreicht. Es gehört eben Zeit dazu, um nicht nur den Körper umzugewöhnen, sondern auch geistig zu klaren Überzeugungen, zu größerer



Willenskraft fortzuschreiten. Es kommt leicht für die Kranken eine Zeit, wo sie sich frei und schon für alle Zukunft sicher fühlen, ohne es doch zu sein. Sie müssen dann auf unsern Rat hören. Vor allem lehrt die Erfahrung, daß einmal Gefährdete sich völlig enthalten müssen.

Unter den Patienten waren Kaufleute und Gewerbetreibende, Handwerker jeder Art, Landleute, Richter, Verwaltungsbeamte, Offiziere, ein Theologe, Philologen, Ärzte, Volksschullehrer, Ingenieure, Landmesser, Schreiber, Tagelöhner vom Lande und aus der Stadt, Wirte und Kellner. Es ist bekannt, daß es in allen Ständen Trunksüchtige giebt. Hier sieht man, daß auch in allen Ständen solche sind, die sich aufraffen.

Mehrfach haben Armenkommunen in Schleswig-Holstein und Hannover der Anstalt Kranke anvertraut. Sie haben damit anerkannt, wie sehr dieselbe dem gemeinen Nutzen dient.

Neuerdings hat sich die Leitung der Anstalt entschlossen, Sprechstunden einzurichten, und zwar an jedem Donnerstage, nachmittags zwischen 12 und 3 Uhr, im Vereinspfarrhause zu Neumünster, Karlstraße 27.

Anträge zur Aufnahme sind an den Vereinsgeistlichen Pastor Biernatzki in Neumünster in Holstein oder direkt an die Adresse der Heilanstalt Salem bei Rickling in Holstein zu richten. Ein ärztlicher Schein ist beizufügen, daß noch keine Lähmung und Siechtum oder Geistesstörung schlimmerer Art vorliegt; ebenso eine Erklärung desjenigen, der die Unterbringung herbeiführt, daß er bereit ist, das Kostgeld pünktlich an den Anstaltsvorsteher zu senden.

Das zu zahlende Kostgeld dient lediglich zur Selbsterhaltung der Anstalt und beträgt jährlich in Klasse I 750 M., in Klasse II 500 M., in Klasse III 250 M. In besonderen Fällen kann aus einem kleinen Freistellenfonds zum Kostgeld in Klasse III eine Beihilfe gewährt werden.



Schriftstellerische Arbeit.

Besonders schön zeigt sich die eingangs erwähnte Bundesgenossenschaft in der schriftstellerischen Thätigkeit der Mäßigkeitsfreunde.

Schon in der alten Mäßigkeitsbewegung haben die Arbeiten auswärtiger Mäßigkeitsapostel hier geholfen.

Von J. H. Böttcher, Hauskreuz (oder was von einem Trinker zu halten sei) erschien 1841 sogar zu Itzehoe eine dänische Ausgabe unter dem Titel: „Huuskorset."

Als eigenartig schleswig-holsteinisch nennen wir aus jener Zeit eine Verwahrung gegen den Mäßigkeitszwang:

Der Mäßigkeitsverein und die evangelischen Geistlichen. Kiel 1844. (Vgl. sonst zur alten Mäßigkeitslitteratur Kier S. 6 und Harms S. 44.)

In der neueren Zeit werden in Schleswig-Holstein eifrig die Arbeiten des D. V. g. M. g. G. verwertet. Die Mäßigkeitsblätter (Mitteilungen des D. V.), früher Beilage des „Nordwest," gehen allen Mitgliedern des Vereins zu, sofern sie 2 M. Jahresbeitrag bezahlen, die „Blätter zum Weitergeben" in Kiel auch sämtlichen Anhängern der Ortsgruppe. Ferner wird eine Reihe von Anstalten mit diesen Blättern versorgt.

Nordwest und die Hildesheimer Blätter haben öfter Beiträge von Schleswig-Holsteinern erhalten, z. B., wie mir Dr. Bode sagt, von Bockendahl, Hansen, Jacobs, Meyer, und Stubbe aus Kiel, Gleiss-Westerland, Kier-Tondern, von Rosen-Schleswig, Bonne-Klein-Flottbek, Schröder-Neuendorf und wohl auch Biernatzki-Neumünster.

Die Mitteilungen an die Schriftleitungen der Zeitungen gehen an den Generalanzeiger, Schlesw.-Holst. Volkszeitung, Evang. Gemeindeboten und an den Unterzeichneten in Kiel, sonst an die Eiderstedter Nachrichten (Garding), Flensburger Nordd. Zeitung, ärztliches Vereinsblatt (Altona), Altonaer Tageblatt, Mennonitische Blätter (Altona), Nortorfer Zeitung, Neue Lutherische Kirchenzeitung (Seedorf, Lauenburg), die teils gelegentlich, teils vollständig den gelieferten Stoff verwerten. Möchte diese Aufzählung bewirken, daß die Mäßigkeitsfreunde überall ihre heimischen Blätter ohne Rücksicht auf die Partei veranlassen, die redaktionellen Mitteilungen bei dem Geschäftsführer des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke Dr. W. Bode-Hildesheim zu bestellen. Sie sind reichhaltig, werden unentgeltlich geliefert und können unentgeltlich benutzt werden. Bodes „Deutsche Worte über deutsches Trinken" habe ich in den Schleswiger Nachrichten und im Evang. Gemeindeboten abgedruckt gefunden.

Aus der Arbeit des Provinzial-Vereins ist eine Reihe von Flugschriften hervorgegangen.

(J. Bockendahl), Ansprache an unsere Landsleute zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke. Kiel 1885.

(J. Bockendahl), Bericht über Ursachen und Besserung des Branntweinelends im Gewerbeleben. 1888.

(J. Bockendahl), Mitteilungen aus der Arbeit des Provinzialvereins. Neumünster 1889.

J. Bockendahl, Die Einwirkung des Mißbrauchs geistiger Getränke auf Gesundheit und Lebensdauer. Bordesholm 1890.

J. Bockendahl, Die Thätigkeit von Ortsvereinen.

Z. Zt. bemüht sich der Verein um einen Aufsatz, der geeignet ist, als Lesestück dem Volksschullesebuche einverleibt zu werden. — Alljährlich werden „Mitteilungen aus der Arbeit des Schleswig-Holsteinischen Provinzialvereins (verfaßt vom Vorsitzenden) gedruckt.

Die internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trunksitten nennt in ihrem 1. Jahrgang als Mitarbeiter die Schleswig-Holsteiner: Bockendahl, Hansen, Mau, Petersen-Kiel, Carstensen-Apenrade, Kier-Tondern.

Dem blauen Kreuze dient Braune, Der Rettungsanker. Neumünster, Buchhandlung des Schriftenvereins. (Schon 3. Auflage.)

Den Guttemplern entstammen:

J. Kleemeyer, Der Guttempler-Orden. 2. Aufl. 1894.

A. Carstensen, Katechismus der Totalenthaltsamkeit (für die Jugend). Gravenstein 1894.

Verfassung und Nebengesetze für Untergeordnete (u. s. w.) Logen.

Guttempler-Liederbuch.

(Carstensen), Beiträge zur Geschichte des G. T. O. in Deutschland. Gravenstein 1896.

P. D. Filskov, Der Guttempler-Orden. Flensburg 1888.

Auch dürfen wohl G. Asmussens Schriften mit angeführt werden: Die Bibel und die Alkoholfrage (bei Tienken, Bremerhaven), Volkskalender 1896, Was thut zunächst dem deutschen Volke not? (auch ins Dänische übersetzt); ferner teilt mir Herr Kleemeyer (bei dem ich neben P. Gleiss mich nach der Guttemplerlitteratur erkundigt habe) mit, daß von anderen Verfassern noch verschiedene Flugschriften vorlägen, und daß wir in dänischer Sprache 2 Schriften von Lehrer em. C. J. Hane, Nustrup bei Gabel besäßen: 1. Ist es wert, Guttempler zu sein? 2. Weshalb willst du nicht Guttempler sein?

In Flensburg erscheint unter Schriftleitung von Asmussen, früher Kleemeyer-Flensburg das Blatt „Deutscher Guttempler" (jetzt 5. Jahrgang), in Gravenstein 1891—92 „Familienglück" von Carstensen-Gr. — In dänischer Sprache wird gedruckt das Blatt Nordslesvigs Good Templar, herausgegeben von Hane, Nustrup.

Von Schriften, die mittelbar mit der Mäßigkeitssache zusammenhängen nenne ich:

P. Schäfer (-Altona), Leitfaden der inneren Mission. 3. Aufl. Hamburg 1893. (Vgl. Herbergswesen S. 93 f., Trinkerasyl S. 118 f., Arbeiter-Kolonie S. 122 f.)

Hans Felsen-Kiel, Das Buch des deutschen Arbeiters. 17. Aufl. Altenburg. 1890.

J. Ravit, Wie kommt man mit wenigem aus? 2. Aufl. Kiel 1896.

L. Ravit, Kochbuch für Haushaltungsschulen. Kiel 1895.

Karstens-Lundgaard und Otzen-Ostenberg, Die Obstbaumzucht in Nord- und Mitteldeutschland, ein Reisebericht.

Ärztliche Schriften von Schleswig-Holsteinern über unser Gebiet sind (außer den genannten Bockendahlschen Arbeiten) mir nicht bekannt geworden; es hat aber Dr. Boie-Kiel uns eine Arbeit über „Krankenkassen und Alkohol" in Aussicht gestellt.

Die Presse, besonders die kirchliche, hat oft Aufsätze von Mäßigkeitsfreunden gebracht. Da ich nicht irgendwie erschöpfend sein kann, verzichte ich auf die Hervorhebung einzelner, nur ist es mir Bedürfnis, der Mitarbeit eines heimgegangenen Mäßigkeitsfreundes hier zu gedenken: Hauptlehrer Schöttler-Kiel, Die Mäßigkeitssache und der Lehrer (Schl.-Holst. Schulzeitung 1896, Generalanzeiger 1896). St.

Das Vorgehen der Kaiserlichen Werft.

Der Alkoholverbrauch wird auf der Kaiserlichen Werft soweit wie möglich verhindert und erschwert. Es bestand stets ein dahin zielendes Verbot, doch ist die Durchführung desselben eine sehr schwierige, da es selbstredend nicht möglich ist, sämtliche 4—5000 Arbeiter regelmäßig beim Eintritt in die Werft daraufhin zu untersuchen. Besonders schwierig gestaltete sich dies in den ersten Jahren des Betriebes, wo noch zahlreiche große Bauten die Anwesenheit vieler fremder, bei Bauunternehmern beschäftigter Arbeiter nötig machte, welche einer strengen Kontrolle nicht unterworfen werden konnten. Seitdem dies nur noch in geringem Maße der Fall ist, und seitdem es nicht mehr gestattet wird, daß die Arbeiter andere Getränke als Kaffee selbst mit auf die Werft bringen, also auch das Bier nur noch in bestimmten, 4mal täglich auf 15 Minuten geöffneten Verkaufsbuden der Arbeiter-Kantine zu beziehen ist, hat auch der Schnapsverbrauch erheblich abgenommen.

Die Kantine liefert 0,37 Liter Lagerbier für 10 Pf., ebensoviel einfaches Braunbier für 3 Pf. Es wird täglich durchschnittlich von jedem der beschäftigten Arbeiter und Beamten je 1 Flasche Bier verbraucht. Neuerdings ist auch auf Wunsch der Arbeiter der Verkauf von Selterswasser eingeführt. Im Winter wird überdies Kaffee geliefert, doch ist die Nachfrage danach nicht sehr groß, da die Arbeiter sich den Kaffee meistens mitbringen. Das Trinkwasser der Werft ist ein ausgezeichnetes Quellwasser.

Die von der Kantine für die Arbeiter der Kaiserlichen Werft gegründeten Waren-Verkaufsstellen in Kiel und Gaarden führen grundsätzlich keinerlei alkoholhaltige Getränke. In der Arbeiter-Speiseanstalt wird nur Bier geschänkt, und das Gleiche ist für das in dem Werftarbeiter-Park zu errichtende große Erholungshaus geplant.

Franzius.

Herbergen zur Heimat.

Unter den Mitteln zur Bekämpfung der Trunksucht sind nicht zuletzt zu nennen die Maßnahmen zum Schutz der wandernden Arbeiterbevölkerung gegen die Gefahren der schlechten Herbergen, denen mit erfreulichem Erfolge der nordelbische Herbergsverband im Anschluß an den deutschen Herbergsverein durch die Herbergen zur Heimat zu begegnen sucht. Nachdem diese Einrichtung in unserer Provinz seit dem Ende der sechziger Jahre Eingang gefunden, ist der Verband zu Neumünster am 5. April 1886 geschlossen, besteht also jetzt gerade 10 Jahre. Es traten demselben zunächst 20 Herbergen bei: die Hamburger I u. II, Flensburger, Kieler gegründet in den Jahren 1868—1870, die Lübecker 1874, Itzehoe 1878, Altona und Sonderburg 1879, Rendsburg, Tondern, Plön und Neumünster 1880, Bordesholm 1881, Kappeln 1882, Apenrade 1883, Heide, Ratzeburg, Sande und Schleswig 1885. Die 20., in Wesselburen, mußte nach einigen Jahren wieder austreten, weil sie die Verbandsgrundsätze nicht inne hielt. Dasselbe

geschah mit der später aufgenommenen Privatherberge Burg i. D. Während seines Bestehens sind dem Verbande ferner beigetreten die Herberge zu Ahrensburg, die Herberge zu Bredstedt, Eutin, Hadersleben, Husum, Marne eröffnet 1887, Lütjenburg 1889, Eckernförde 1891, Toftlund, Oldesloe, Quickborn 1892, Leck 1893, Schwarzenbek 1894, Friedrichstadt und Glückstadt 1895. Die Herberge zur Heimat in Sande ist leider seit 1. April d. J. wieder aufgehoben. Der Verband zählt also gegenwärtig 33 Herbergen, darunter 8 sehr große (60—100 Betten), 5 große (40—59 Betten), 13 mittlere (20—39 Betten), 7 kleine (mit weniger als 20 Betten).

Die Herbergen verteilen sich ziemlich gleichmäßig über die Provinz. Zu Vervollständigung des Netzes dahin, daß die ganze Provinz in Abständen mäßiger Tagesmärsche an den größeren Heerstraßen mit Herbergen zur Heimat versehen ist, fehlen noch ca. 12, deren Gründung eifrig angestrebt wird, mit größerer oder geringerer Aussicht auf ein baldiges Resultat.

Außerdem ist die Umbildung einiger Herbergen, welche z. Zt. noch für Rechnung des Hausvaters betrieben werden: Ahrensburg, Marne, Oldesloe, Toftlund, Segeberg, von denen die ersteren 4 dem Verein schon angehören, in richtige Vereinsherbergen notwendig, da das bestehende Verhältnis nur als Notbehelf anerkannt werden kann.

Während die Mehrzahl, namentlich die Herbergen größerer Städte, ihre Kosten aus ihrer Einnahme, zum Teil reichlich, decken können, leiden einige, namentlich die mittleren und kleinen Not oder bedürfen doch mehr oder minder bedeutender Zuschüsse, um bestehen zu können, da sie meist unter erheblicher Zinsenlast seufzen. Die nötigen Zuschüsse werden durch die Beitragszahlungen der Vereinsmitglieder meist mit anerkennenswerter Bereitwilligkeit geleistet; erhebliche Erleichterungen sind den bedürftigen Herbergen auch durch Unterstützungen aus den zur Verfügung des Herrn Oberpräsidenten stehenden überschüssen der Landes-Industrielotterie zu teil geworden, während die Erträge der Herbergs-Kirchenkollekten — 1891: 3477.74 *M.*, 1893: 3937.33 *M.*, 1895: 3580.57 *M.* —, soweit sie den einzelnen Herbergen zu gute kommen, meistens nur zur Unterstützung von Neugründungen vom Königlichen Konsistorium verwendet werden.

Der Besuch der Herbergen, von dem ihr finanzielles Gedeihen ja wesentlich abhängt, hat durch den auch in dieser Hinsicht bedauerlichen Rückgang des Verpflegungsstationswesens gelitten. Während der Besuch in den ersten Jahren nach Errichtung des Verbandes erheblich zunahm: von 946 Betten mit 124034 Schlafnächten zu 1114 Betten mit 182689 Schlafnächten in 1889 und 1322 Betten mit 269158 Schlafnächten in 1893, wurden 1894 bei 1371 Betten nur 258879 und 1895 bei 1403 Betten 267445 Schlafnächte im Verbande gezählt. Schon im Jahre 1893 hatte die Zahl der Verpflegungsstationsgäste in den Herbergen zur Heimat um ca. 5000 Schlafnächte abgenommen; sie betrug nur noch 23578 Schlafnächte, und diese Zahl ist inzwischen noch weiter zurückgegangen. Nur in 9 Herbergen unseres Verbandes befinden sich z. Zt. noch

Verpflegungsstationen, in denen gegen Arbeitsleistung bedürftigen Wanderern freies Nachtquartier, Abend- und Morgenbrot gewährt wird. von Rosen.

Über die Kieler Herberge zur Heimat, Gartenstraße 20, merken wir an auf Grund des 19. Jahresberichtes (für 1895):

Es haben die Herberge 1895 besucht a. 12996 Wandergesellen (25801 Nächte), b. 42 Wohngesellen (2408 Nächte). Einnahme: von a. 6830,85 M., von b. 2743,98 M. Das Gastzimmer hat gebracht 15918,05 M. — Ein Versuch, Verpflegung gegen Anweisung auf Arbeit zu gewähren, hat zur Hauptsache nur den Erfolg gehabt, daß in Häusern, wo man solche Anweisungen gab, der Bettel abnahm. Erfreulich scheint sich der von der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde im Herbergshause eingerichtete, am 1. November 1895 eröffnete Arbeitsnachweis zu gestalten. Es lagen an Meldungen von Arbeitern vor 1895: Nov. 339, Dez. 293; 1896: Jan. 317, Febr. 478, März 463. Davon sind eingestellt worden bezw. 80, 67, 73, 163, 173. St.



Betreffend Kaffeeschänken

verweisen wir auf den diesjährigen Jahresbericht des Provinzialvereins g. M. g. G. und auf die Ansprache von Prof. Dr. Petersen-Kiel in der Hauptversammlung des Deutschen Vereins.

Leider werden die Teilnehmer des Jahresfestes auf der Gewerbe-Ausstellung der Provinz neben den vielen prächtigen Bierhäusern und Bakchustempeln nur eine kleine Kaffeeschänke, die des Kaffeeextrakt-Fabrikanten Clasen-Kiel, finden. Die Bemühungen unseres Zweigvereins um die Begründung einer Kaffeeschänke dort sind ohne Erfolg geblieben.

Seit reichlich 2 Jahren sind an belebten Stellen in verschiedenen Gegenden Kiels Seltersbuden eingerichtet (jetzt rund ein Dutzend). Wenn sie auch manchen Groschen aus der Tasche locken, der sonst gespart wäre, so ist doch wohl im ganzen ihr Dasein freudig zu begrüßen.

Um ein unentgeltliches Löschen des Durstes zu ermöglichen, sind an Mittelpunkten des Verkehrs und bei Hauptarbeitsplätzen (vor allem am Hafen) öffentliche Trinkbrunnen eingerichtet und zwar 3 Säulenbrunnen und 11 Wasserpfosten. Außerdem hat die Bahnverwaltung 1 Säulenbrunnen und die Versicherungsanstalt einen Wandbrunnen für das Publikum eingerichtet. Auf einen diesbezüglichen Antrag ist dem Ortsverein g. M. g. G. seitens des Magistrats erklärt, daß in diesem Sommer auch noch auf zwei belebten Marktplätzen je ein öffentlicher Brunnen eingerichtet werden solle. Seit Kiel seine neue Wasserleitung besitzt, haben wir ein vorzügliches Trinkwasser.

Die Säulenbrunnen haben außer der Trinkeinrichtung für Menschen zwei Becken (weiter nach unten), an denen Tiere und Vögel ihren Durst löschen können. Zu beklagen ist, daß Unverstand und Albernheit oft durch Sand, Holzstückchen u. dgl. die Abflüsse verstopft und so der so sehr wünschenswerten weiteren Errichtung solcher Brunnen entgegenarbeitet. St.



Sonntagsheime und Verwandtes.

Die neue Sonntagsgesetzgebung, wie menschenfreundlich sie gedacht war, ist ein Gesetz zu Gunsten des Wirtshausbesuches geworden; denn Kirchengemeinde und bürgerliche Gemeinde hatten sich nicht darauf gerichtet, die freie Zeit und die freien Menschen feiertägig zu versorgen.

Seitens einzelner Gemeinwesen und Körperschaften hat man nachträglich

gethan, was man thun konnte, um wenigstens bestimmten Klassen ein Wirtshausleben zu ersparen.

1892 hat der kieler Detaillistenverein ein Gesellschaftshaus junger Kaufleute eingerichtet. An den Wintersonntagen werden Vorträge gehalten und andere Unterhaltungen geboten; im Sommer steht ein Garten mit Kegelbahn zur Verfügung. Eine Orchester- und Gesangabteilung, sowie sommers Ball- und Jugendspiele finden rege Beteiligung. — Ausgaben z. Zt. rund 2800 M. jährlich. — Ähnliche Einrichtungen bestehen in Altona, Flensburg, Rendsburg und Husum.

Ferner giebt es in Kiel ein Sonntagsheim für Handwerkerlehrlinge. Von einem größeren Kreise getragen, ward das Heim als eine Einrichtung der kieler Innungen Herbst 1894 eröffnet und hat sich für die Wintermonate bewährt. Besuch des letzten Winters: im Oktober durchschnittlich am Sonntag 90—100 Lehrlinge, Nov. und Dez. 100—130, Jan. 80—90, Febr. 70—80, März 40—50. Bibliothek, Spiele und Vorträge sorgten für gute Unterhaltung.

Auch sonstwo hat man jetzt Sonntagsheime für Handwerkerlehrlinge, so in Eckernförde, Husum, Flensburg, Heide, Neumünster und demnächst in Preetz. Man scheint sich überall auf den Winter beschränken zu müssen.

Eine weitergehende Wohlfahrts-Einrichtung ist das Seemannsheim der Kaiserlichen Marine zu Kiel (1. Nov. 1895 vom Prinzen Heinrich eröffnet), worüber genaueres zu sagen dem Berichte des Korvettenkapitäns Harms überlassen bleiben möge. — Seit Jahren strebt man in Kiel auch nach einem Seemannsheim der Handelsmarine, ohne bis jetzt weiter als zu schönen Plänen gekommen zu sein.

Ein anderer menschenfreundlicher Plan in Kiel beschäftigt sich z. Zt. mit einem Volksheim nach amerikanischem Muster, worin die Volksunterhaltungsabende zu halten und die Schätze der Volksbibliothek unserer Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde dem Publikum ständig zugänglich zu machen wären, vielleicht auch ein Volksbad sich einrichten ließe. In bescheidenerer Gestalt bietet sich als Volksheim eine Bücherhalle an, worüber Dr. Nörrenberg am 8. Juli einen Vortrag halten will. St.

Baugenossenschaften in Schleswig-Holstein.

Die mehr oder minder bedeutende Entwickelung der Gewerbethätigkeit in einer größeren Zahl der schleswig-holsteinischen Gemeinwesen hat die Wohnungsverhältnisse für die minder bemittelten Kreise unserer Bevölkerung vielfach ungünstig beeinflußt. Gegenüber dem sich steigernden Bedarf hielt die Herstellung geeigneter neuer Wohnungen keineswegs überall gleichen Schritt. Da hat nun das genossenschaftliche Streben eingesetzt und insbesondere im Arbeiterstande selbst ist man im Wege gemeinsamen Handelns bemüht gewesen, die Leistungen

der privaten Bauthätigkeit zu ergänzen. Den ersten Versuch dieser Art hat vor mehr als anderthalb Jahrzehnten die Stadt Flensburg unternommen. Dort wurde im Jahre 1879 infolge einer seitens des Flensburger Arbeiter-Vereins gegebenen Anregung ein Arbeiterbauverein begründet, der sehr bald erhebliche, bis in die jüngste Zeit hinein unausgesetzt zunehmende Teilnahme gefunden hat, und gegenwärtig nahezu 1000 Mitglieder zählt. Den früher geltenden gesetzlichen Vorschriften entsprechend, beruhte diese Genossenschaft auf dem Grundsatz der unbeschränkten Haft. Jedes Mitglied hatte außer einem geringen Eintrittsgelde einen regelmäßigen Monatsbeitrag zu zahlen. Mit diesen Mitteln, verstärkt durch Anleihen in bescheidener Höhe, errichtete der Verein kleinere, gesunde, für Arbeiterfamilien berechnete Häuser, welche an diejenigen Mitglieder durchs Los vergeben wurden, welche dem Vereine wenigstens 6 Monate angehört hatten. Auf 10 Jahre galten die Bewohner als Mieter. Nach Ablauf dieser Zeit sollte denselben das volle unbeschränkte Eigentumsrecht übertragen werden. Der Kaufpreis bestimmte sich nach Grunderwerbs- und Herstellungskosten und wurde durch einen Zuschlag zu der jährlichen Mietezahlung, bezw. durch die für die spätere Zeit festgesetzten regelmäßigen Abtragszahlungen, im Verlaufe einer gewissen Reihe von Jahren getilgt. Der Flensburger Bauverein blieb lange Zeit allein, bis derselbe in seiner Wirksamkeit nach außen hin bekannt und für die auf ähnlicher Grundlage errichteten Genossenschaften in Hannover u. s. w. vorbildlich wurde. Die 1889 eingetretene Abänderung des Genossenschaftsgesetzes in der Richtung, daß der „beschränkten Haftbarkeit" Raum geschaffen wurde, machte sich der Flensburger Bauverein zu nutze, und von jetzt an fand sein erfreuliches Aufblühen auch innerhalb der Provinz die verdiente Beachtung. Wesentlich in gleicher Gestalt entstanden Baugenossenschaften in Gaarden (Arbeiterbauverein für Gaarden, Kiel und Umgegend, 1890), Neumünster, (Arbeiterbund, 1892) und in Altona (Spar- und Bauverein, 1892). Diesen Genossenschaften wurde eine ganz außerordentliche Förderung dadurch zu teil, daß das mit dem 1. Januar 1891 in Kraft getretene Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz vom 22. Juni 1889 den Versicherungsanstalten die Befugnis eingeräumt hatte, einen Teil ihrer Vermögensbestände in den von Genossenschaften ꝛc. errichteten Arbeiterwohnungen hypothekarisch anzulegen. Die Versicherungs-Anstalt Schleswig-Holstein machte von diesem Rechte einen ausgedehnten Gebrauch, insofern sie sich seitens des Provinziallandtages die Ermächtigung erteilen ließ, bis zu 10 % ihrer Überschüsse derart zu verwenden, und den Zinssatz auf 3½ (später 3¼ %) neben einer Tilgungsrate von 1½ % jährlich feststellte. Mit diesem Augenblick beginnt ein neuer Abschnitt in der Entwickelung der Baugenossenschaften innerhalb der Provinz Schleswig-Holstein. Altona und Gaarden nahmen einen außerordentlichen Aufschwung, auch Neumünster kam einen tüchtigen Schritt vorwärts; daneben aber rührte sich's anderswo und nach und nach — im Laufe der letzten zwei Jahr — entstanden Vereine in Husum, Schleswig, Itzehoe, Elmshorn, Heide. Selbst in einer ländlichen Gemeinde nahe der dänischen Grenze, in Scherrebek,

fand eine Baugenossenschaft fruchtbaren Boden. Ganz neuerdings sind die ersten Anfänge für Baugenossenschaften in Wesselburen und Glückstadt gelegt. In Glückstadt und leider auch in der Stadt Kiel, wo gleichfalls das Bedürfnis für einen Arbeiterbauverein ganz unverkennbar ist und in Arbeiterkreisen eine lebhafte Strömung für die Errichtung eines solchen besteht, treten allerdings Schwierigkeiten entgegen, weil es an ausreichendem privaten Baugrund fehlt und die Hindernisse bei Überweisung geeigneten fiskalischen oder kommunalen Bodens sich noch nicht haben beseitigen lassen.

Aus Raumrücksichten müssen wir davon absehen, die Thätigkeit aller einzelnen Vereine vorzuführen. Wir wollen nur auf diejenige Genossenschaft hinweisen, deren Leistungen die Teilnehmer der bevorstehenden Jahresversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke demnächst mit eigenen Augen betrachten können. Da sei denn erwähnt, daß der Arbeiterbauverein für Gaarden, Kiel und Umgegend im Laufe seines Bestehens nicht weniger als 62 zum Übergang in das Eigentum der Bewohner bestimmte, gesunde, preiswürdige, meist mit Gärtchen versehene Häuser gebaut hat, die einen Wert von 269 480 M. darstellen und in denen 76 Familien wohnen. In diesem Jahre werden 58 fernere Häuser im Werte von rund 220 000 M. hinzukommen und daneben hat sich der Verein ein Baugrundstück gesichert, auf welchem er auf Jahre hinaus in gleich großartigem Maße seine Thätigkeit entfalten kann.

Die Invaliditäts- und Altersversicherungs-Anstalt hat bisher insgesamt 803 640 M. an Baugenossenschaften innerhalb der Provinz verausgabt und zwar:

Spar- und Bauverein Altona	271 000 M
Arbeiter-Bauverein Gaarden	345 500 „
„ „ Husum	19 900 „
Arbeiterbund Neumünster	70 500 „
Arbeiterbauverein Schleswig	22 100 „
Spar- und Kreditbank Scherrebek . . .	43 500 „
Bau- und Sparverein Kreis Steinburg . .	31 140 „

Weitere bedeutende Geldbewilligungen werden im Laufe der allernächsten Zeit erfolgen.

In Rendsburg hat die dortige Spar- und Leihkasse einen ähnlichen Weg wie die Baugenossenschaften betreten, um ihre „Sparer“ aus dem Arbeiterstande in den Besitz von kleinen Häusern zu bringen.

Weshalb diese Dinge in dem vorliegenden Festblatt für die Jahres-Versammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke behandelt werden?

Weil eine durchgreifende Verbesserung der Wohnungsverhältnisse in den arbeitenden Klassen, wie sie die Baugenossenschaften durch die Anregung und Mitwirkung der minder bemittelten Stände der Bevölkerung selbst herbeizuführen suchen, zweifellos eins der wirksamsten Mittel im Ringen um die sittliche, wirtschaftliche und geistige Hebung der arbeitenden Klassen und nicht zum wenigsten im Kampfe gegen das Laster der Trunksucht bildet.

P. Chr. Hansen.

Städtische Gärten.

Die Stadt Kiel besitzt an Grund und Boden rund 525 ha Acker- und Weideländereien; in diesem Jahre sind von der Kaiserl. Kanalkommission mit dem südlichen Teile des Gutes Projensdorf reichlich 140 ha Acker- und Wiesenländereien zugekauft. Von den alten Stadtländereien sind etwa 113 ha zu kleinen Gartenabteilungen ausgelegt, welche auf unbestimmte Zeit öffentlich verpachtet werden. Zur Zeit sind 2380 derartige „städtische Gärten" vorhanden. Dieselbe haben eine Größe von durchschnittlich 420 qm; der Pachtpreis beträgt je nach der Lage und dem Kulturzustande 10—60 M., im Durchschnitt 20 M. für den Garten. Bei pünktlicher Pachtzahlung und Erfüllung der Pachtbedingungen läuft die Pacht stillschweigend von Jahr zu Jahr weiter, so daß einzelne Pächter bereits jahrzehntelang ihre Gärten haben. Die große Mehrzahl der Pächter setzt sich zusammen aus dem Stande der kleinen Handwerker und Arbeiter, welche ihren Hausbedarf an Gemüse in dem Garten ziehen und außerdem dort Obstbäume, Fruchtsträucher und Blumenbeete pflegen; in fast allen Gärten befinden sich Lauben und niedliche Häuschen mit z. T. ganz wohnlichen Einrichtungen, und es besteht ein förmlicher Wetteifer zwischen den Gartenpächtern, möglichst hohe Gartenerträge zu erzielen und ihre Garteneinrichtungen freundlich und gemütlich zu gestalten.

So ist denn der Gewinn, den die Familie des Pächters aus dem Garten zieht, ein nicht geringer und die Anwendung der freien Zeit zur Bearbeitung desselben und die Erholung in demselben von hoher sittlicher Bedeutung: der Mann wird vom Besuche des Wirtshauses ferngehalten, er widmet sich in den Mußestunden besonders abends und am Sonntage mit Frau und Kindern der Pflege des Gartens und freut sich mit ihnen des freundlichen Aufenthalts daselbst. Es bildet sonach diese Einrichtung eine nicht gering anzuschlagende Hülfe im Kampfe gegen den Alkoholismus.

Neben städtischen Ländereien sind viele Privatgrundstücke bei Kiel zu Pachtgärten ausgelegt. Auch bei Gaarden, Ellerbek, Flensburg, Meldorf, Altona hat man Privatgrundstücke in kleinen Abteilungen zu Gärten verpachtet.

Christiani.



Die Kieler Volksküche.

Die Kieler Volksküche, 1878 von der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde gegründet, wird täglich von ungefähr 250 Mittagsgästen besucht. Verabreicht wird eine Portion Suppe, die 5 ₰ kostet, und Nachspeise, von der die kleine Portion mit 15 ₰, die große mit 25 ₰ bezahlt wird. Die kleine Portion erweist sich für die Mehrzahl der Besucher (ca. 80 %) als ausreichend, sodaß dieselbe für 20 ₰ eine kräftige und wohlschmeckende Nahrung erhalten. Auf die Zusammensetzung der Speisen wird große Sorgfalt verwendet; die jährlichen Ausweise ergeben, daß mehr als die Hälfte der auf die Nahrungs-

mittel fallenden Ausgaben für den Ankauf von Fleisch verwendet wird, während ungefähr nur ein Zehntel derselben auf Kartoffeln kommt. Die Oberleitung der Volksküche ist einem aus 6 Herren und 12 Damen bestehenden Vorstande anvertraut; das Personal besteht aus einer Haushälterin, zwei Hausknechten, von denen der eine zugleich Heizer der Maschine ist, drei Mädchen und einem Markenverkäufer. Eine Anzahl von Kieler Damen unterstützen das Unternehmen, indem sie bei der Austeilung der Speisen mitwirken.

Das Gebäude der Volksküche (hinter der Klosterkirche), das von der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde erbaut worden ist, enthält einen großen Speisesaal, kleinere Speisezimmer, den großen Küchenraum mit Maschine und verschiedene Wirtschaftsräume. Die eisernen Kochtöpfe stehen in einem geschlossenen eisernen Kasten, der mit Wasser gefüllt ist; letzteres wird durch eingeleiteten Dampf zum Sieden gebracht.

Der große Speisesaal wird zugleich für die Zwecke der Kaffeeschänke benutzt, die mit der Volksküche verbunden ist. Daselbst werden täglich 200 bis 300 Tassen Kaffee verschänkt, im Sommer auch Milch, ferner leichtes Braunbier. Die Tasse Kaffe kostet schwarz 3 ₰, mit Milch und Zucker 5 ₰, die Tasse Milch 5 ₰, das Glas Braunbier 5 ₰. Auch wird Brot und Semmel, trocken und geschmiert, verabreicht. In der Kaffeeschänke liegen einige Zeitungen und illustrierte Journale aus. Für die Beleuchtung des Raumes sind Gasglühlicht-Brenner beschafft. Das Personal der Kaffeeschänke besteht aus der Vorsteherin und einem Mädchen.

Endlich ist, wenn auch in bescheidenem Umfange, mit der Volksküche eine Mägdeherberge verbunden, indem in deren Geschoß ein großes Schlafzimmer für diese Zwecke eingerichtet ist. Mädchen, welche sich in Kiel einen Dienst suchen wollen, erhalten (für 80 ₰ täglich) Unterkunft und volle Beköstigung.

Die Einnahmen der Volksküche und der Kaffeeschänke haben nicht immer ausgereicht, um die Ausgaben zu decken, wenn dies auch in der Mehrzahl der Jahre der Fall war. Seitens der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde sind, wo es nötig war, Zuschüsse bewilligt worden, damit auch in Teurungsjahren eine möglichst gute Kost dargereicht werden könne. Möge das Volksküchenhaus ein wahres Volkshaus werden und zum Segen der Stadt weiter gedeihen!

Pochhammer.



Haushaltungsschulen.

Die am 2. Januar 1892 eröffnete, in den oberen Räumen der Volksküche, Klosterkirchhof 19, belegene Kieler Haushaltungsschule für Mädchen unbemittelter Stände ist laut Beschluß vom 9. April 1891 von der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde in der Überzeugung begründet, daß viele Fälle von Trunksucht und wirtschaftlichem Untergang verhütet werden könnten, wenn die Frauen des Arbeiterstandes ihre häuslichen Pflichten besser zu erfüllen

verständen. Die Schule hat die Aufgabe, aus der Schule entlassene unbemittelte Mädchen, die das 21. Lebensjahr nicht überschritten haben, sowie ausnahmsweise auch im letzten Schuljahre stehende zur Führung eines einfachen Haushalts theoretisch und praktisch anzuleiten. Beim Unterricht, den eine erfahrene Lehrerin vormittags von 10—2 und abends von 6—9 Uhr in zwei getrennten, je 3½ Monat dauernden Kursen erteilt, wird daher hauptsächlich darauf Bedacht genommen, die Schülerinnen im Haushalten mit einem kleinen Wirtschaftsgelde und in der Bereitung billiger, schmackhafter, nahrhafter Speisen zu üben. An jedem Kursus nehmen 12 Schülerinnen teil, welche ein monatliches Schulgeld von 1 M. zahlen. Für die Teilnahme an der von den Schülerinnen bereiteten Mahlzeit wird keine Vergütung erhoben. Die übrigen Kosten für die Führung und Erhaltung der Schule, welche für 6 von je 12 Schülerinnen besuchte Kurse jährlich durchschnittlich 2800 M. betragen, trägt die Gesellschaft. Die Schule, welche bis jetzt von 312 Schülerinnen besucht worden ist, erfreut sich lebhaften Interesses seitens der Bevölkerung, welches sowohl in den zahlreichen Anmeldungen von Schülerinnen sowie in den seitens der Eltern stark besuchten, vor Schluß der Kurse stattfindenden öffentlichen Schultagen seinen Ausdruck findet.

Am 7. Juli wird der Besuch der Schule vormittags von 10—1 Uhr den Mitgliedern und Anhängern des D. V. g. d. M. g. G. gern gestattet sein.

Wie die Frankfurter Haushaltungsschule der Kieler zum Vorbild gedient hat, so hat erfreulicherweise auch die Kieler Schule wieder Veranlassung zur Begründung ähnlicher Anstalten in der Provinz gegeben.*) In Pinneberg und Itzehoe sind bereits Schulen nach dem Kieler Muster eröffnet, in Oldesloe und Flensburg werden ähnliche Versuche für die nächste Zeit geplant. Außerdem sind noch die nach dem Kasseler Muster für Schulmädchen eingerichteten Haushaltungskurse in Neumünster, Friedrichsort und in den Kieler Mädchenhorten zu erwähnen, welche den gleichen Zweck verfolgen. Julie Ravit.



Der Obstbau in Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holstein, begünstigt durch seine geographische Lage zwischen zwei Meeren mit dem ewig feucht-kühlen Klima, eignete sich von jeher außerordentlich gut für den Obstbau, namentlich Apfelbau; schon vor 200 Jahren soll ein schwungvoller Obsthandel hier geblüht haben. Auf der Insel Alsen und in Angeln kannte man auch damals schon ein aus Äpfeln bereitetes weinartiges Getränk. Allmählich ging aber bei uns der Obstbau immer mehr zurück, weil intensiver Ackerbau und Viehzucht die Zeit und das Interesse des Landmanns ganz in Anspruch nahm. Die Anteilnahme am Obstbau erlahmte; selbst

*) Vgl. meinen Aufsatz: „Sind Haushaltungsschulen auch in kleinen Städten und in Dörfern ein Bedürfnis?" (Evang. Gemeindebote 1895, Nr. 23 f.)

der schleswig-holsteinische Gartenbauverein würde wohl dem Niedergange keinen Einhalt geboten haben, wenn nicht Geheimrat Professor Dr. Wilh. Seelig hier einerseits, andererseits einige in der Provinz begründete Vereine mit neuer Kraft und frischem Mut für die Förderung des Obstbaues eingetreten wären. 1881 fand besonders auf Betrieb des Geheimrats Seelig eine allgemeine schleswig-holsteinische Obstausstellung in Kiel statt, die deutlich zeigte, welch edles Obst hier in der Provinz gedeiht, und die auch wohl wesentlich dazu beitrug, daß die Königliche Staatsregierung in Schleswig dieser Kultur ihre besondere Teilnahme angedeihen ließ, indem den Vereinen Beihilfen zur Förderung des Obstbaues jährlich aus Staatsmitteln gewährt wurden. Die Vereine mehrten sich von Jahr zu Jahr, der alte schleswig-holsteinische Gartenbauverein wurde 1891 aufgelöst und in einen Zentralverein für Obst- und Gartenbau für die Provinz umgebildet, an den sämtliche Vereine der Provinz sich anschließen mußten, wenn sie auf Staatsunterstützung rechneten.

Die Staatsunterstützungen beliefen sich seither jährlich auf 3000 M. Aber auch die Provinz und Kreise unterstützten diese Kultur durch Geldbeihilfen. Die Provinz stellte einen Wanderlehrer für Obstbau an, der durch Ausbildung von Baumwärtern, Raterteilen und Halten von Vorträgen für die Förderung eintrat. Die Provinz giebt jährlich aus ihren Mitteln 9000 M. für die Hebung des Obstbaues aus, die meisten Kreise je 2—300 M.

Die Zahl der Vereine, worunter die meisten reine Obstbauvereine sind, beträgt bereits 55, außerdem beschäftigen sich auch unsere landwirtschaftlichen Vereine mit Obstbau. In der Obstbaumpflege sind rund 430 Personen jedes Standes ausgebildet; in den letzten Jahren sind sehr viele Neupflanzungen sowohl an Straßen als auf Feldern von teilweise bedeutender Ausdehnung angelegt. Ohne Überhebung dürfen wir sagen: unser Obstbau hebt sich erfreulich. Die Obstverwertung, die fast sämtliche Vereine mit auf ihrem Programm stehen haben, ist bisher noch nicht soweit ausgebildet, wie es wünschenswert wäre; in den ländlichen Familien zwar nimmt die Fruchtweinbereitung reißend zu, aber ein allgemeines Vorgehen, die Begründung von Obstverwertungsanstalten scheitert bisher noch an der Bedächtigkeit und Bedenklichkeit der Schleswig-Holsteiner. Es besteht eine Verwertungsanstalt hier in der Provinz in Hohenwestedt, welche tapfer arbeitet und zunehmende Erfolge zu verzeichnen hat. Die seither in der Provinz von verschiedenen Vereinen abgehaltenen Obstmärkte haben noch nicht den erwünschten Erfolg gehabt, weil recht oft das erhaltene Obst in Güte zurückblieb gegen die in der Probe, wonach die Verkäufe abgeschlossen werden. Es haben diese Märkte daher auch nicht eher Bedeutung, als bis durch Begründung vieler Obstverwertungs-Genossenschaften die nötige Bürgschaft für probemäßige Lieferung gewährleistet ist. Aber diese Genossenschaften, an deren Begründung ich schon längere Zeit kräftig arbeite, sollen auch in Zukunft durch Verarbeitung von Obst zu guten Erzeugnissen wesentlich zu einer gesunden, billigen Volksernährung mit beitragen helfen. Und wenn hierbei und ebenso wie in Süddeutschland die Fruchtweine, namentlich der Apfelwein zu einem

Nationalgetränk würde, dann würde der Genuß der vielen bei uns stark begehrten alkoholreichen Getränke mehr verschwinden, aber auch unser heimischer Obstbau zu hoher Blüte gelangen zum Wohle unseres geliebten schleswig-holsteinischen Volkes. E. Lesser.

Über die Kieler Volksunterhaltungsabende.

Im Herbste 1888 wurde in einer Sitzung des Vorstandes des Kieler Ortsvereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, an der die Herren Landesversicherungsrath Hansen und Pastor Mau sowie der Unterzeichnete teilnahmen, auf Anregung des Herrn Hansen beschlossen, hier in Kiel nach dem Vorgange von Victor Böhmert und nach dem Dresdener Muster Volksunterhaltungsabende ins Leben zu rufen. Wir gewannen für unser Vorhaben eine Anzahl Herren, unter diesen besonders den Herrn Gymnasialkonrektor Professor Dr. Müller, und konnten so an einem Sonntage Ende Oktober den ersten Volksunterhaltungsabend, zu dem der Unterzeichnete durch Säulenanschläge einlud, abhalten. Der zuerst gewählte, ungefähr 600 Personen fassende Saal zeigte sich sofort als zu klein, so daß wir größere Säle nehmen mußten.

Wir haben nun seitdem 45 Abende abgehalten und zwar in den ersten 5 Jahren je 6, in den letzten 3 Jahren je 5. Wir begannen Ende Oktober oder Anfang November und hörten auf im März oder April. Die Abende im April zeigten sich jedoch wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit wenig zugkräftig, so daß wir diese in den letzten Jahren haben ausfallen lassen.

Der Besuch der Volksunterhaltungsabende war anfangs außerordentlich groß (bis über 2000), ließ dann aber, als wir durch äußere Umstände gezwungen waren, die Abende vom Sonntage auf einen Wochentag zu verlegen, bedeutend nach (bis etwa 800), hat sich aber in den beiden letzten Jahren wieder sehr gehoben (durchschnittlich etwa 1400).

Unter den Besuchern sind die Frauen im allgemeinen sehr stark vertreten, von den Männern besonders, wie es scheint, die sogenannten kleinen Beamten. Ob auch viele eigentliche Arbeiter kommen, läßt sich schwer entscheiden, da die meisten Leute im Sonntagsanzuge erscheinen. Mir persönlich bekannte Arbeiter und deren Familien habe ich öfter gesehen. Die Sozialdemokraten wollen meist von unsern Abenden nichts wissen, obgleich alles, was politisch trennend wirken könnte, von unsern Vortragsfolgen ferngehalten wird. Aus sogenannten höheren Kreisen ist der Besuch sehr spärlich, was uns des Platzes wegen ganz recht ist. Kindern unter 14 Jahren ist der Zutritt nicht gestattet; trotzdem werden solche vielfach eingeschmuggelt. — Das Betragen unserer Besucher ist stets musterhaft, die Aufmerksamkeit während der Vorträge und die Dankbarkeit nach den Vorträgen sehr groß.

Die (in den seltensten Fällen von uns bezahlten) Darbietungen bestehen in Chorgesang, Einzelgesang, Instrumentalmusik, turnerischen Vorführungen, Vor-

lesungen aus Reuter und andern, besonders plattdeutschen Schriftstellern und einem belehrenden Vortrage. Auf diesen Vortrag legen wir großes Gewicht, er muß aber kurz sein, nur 1/2 bis höchstens 3/4 Stunden währen. Der Vortragende muß wegen der Größe des Saales eine kräftige Stimme haben und deutlich sprechen, so daß er überall verstanden wird, sonst fängt hinten im Saale die Unruhe an und verbreitet sich allmählich immer weiter nach vorne.

Von dramatischen Aufführungen sind wir jetzt zurückgekommen; sie ziehen allerdings viele Leute an, kosten uns jedoch zu viel Geld, sie sind wohl unterhaltend, aber oft weder belehrend noch bildend.

Wir nehmen ein Eintrittsgeld von 10 Pf. (für den Liedertext 5 Pf. besonders), reichen aber damit meistens nicht aus, um die Kosten für Saalmiete, Klaviermiete, Drucksachen u. s. w. zu decken. Die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde, der Volksbildungsverein, der Ortsverein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke haben bis jetzt das Fehlende bereitwilligst ergänzt.

Erreichen wir unsern Zweck? Werden Leute dadurch von dem Alkohol und der Unsittlichkeit abgezogen? Wirken die Abende sozial ausgleichend? Diese Fragen sind schwer zu beantworten. Manche benutzen wohl gar den „angebrochenen Abend," um noch etwas zu kneipen, die meisten gehen jedoch gleich nach Hause und unterhalten sich noch tage-, ja wochenlang über die dargebotenen Genüsse.

Wir zweifeln nicht daran, daß wir mittelbar veredelnd wirken, den Sinn für gute Musik und gute litterarische Erzeugnisse heben, überhaupt den guten Geschmack fördern und zur Verbreitung allgemeiner Bildung, soweit es in unsern Kräften steht, ein Scherflein beitragen.

Unser Dank gebührt Victor Böhmert. Ferd. Petersen.

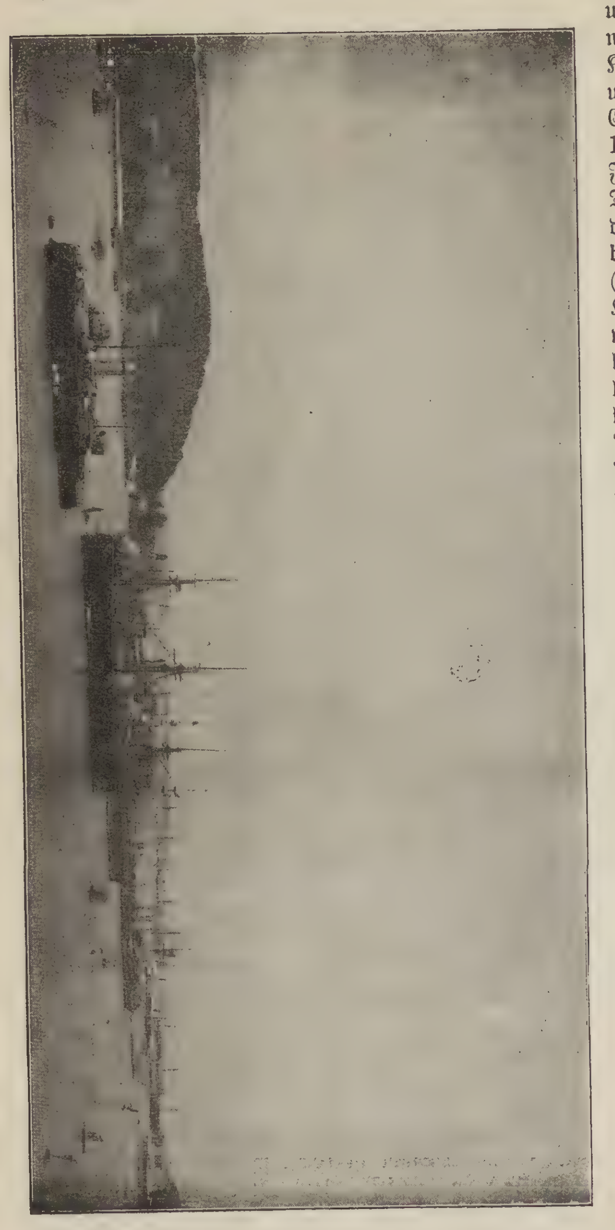
Anm. Eine Übersicht über die Verbreitung der Volksunterhaltungsabende in der Provinz bietet Präsident von Rosen in dem 8. Jahresberichte des Provinzialvereins (1894), S. 9 f.

Wir fügen hinzu, daß neuestens auch besondere Vortragsabende (sowohl seitens des Deutschen Vereins g. M. g. G. als auch seitens des Blauen Kreuzes und der Guttempler) gehalten werden, welche die Alkoholfrage behandeln. Von Wichtigkeit war eine Rundreise des Geschäftsführers des D. V. Dr. Bode-Hildesheim durch die Provinz (1894, Vorträge an 4 Orten). Damals wurde seitens des D. V. g. M. g. G. der erste Versuch mit einer allgemeinen Studentenversammlung zur Behandlung der Mäßigkeitsfrage — und zwar hier in Kiel — gemacht. St.

Allerlei vom Festort Kiel.

Unsere in der letzten Zeit so schnell gewachsene Stadt ist höchst wahrscheinlich um 1241 von dem Grafen Johann I., bald nachdem Adolf IV. 1239 sein Herzogtum Holstein seinen Söhnen abgetreten hatte, auf dem Platze der jetzigen Altstadt, von Wasser umgeben, durch 2 Thore eingeschlossen, gleich als Stadt, deren 8 Straßen auf dem Markte zusammentrafen, gegründet und mit dem lübschen Rechte versehen. Wenn auch diese neue „Holstenstadt thom Kyl" von den holsteinischen Grafen, die oft hier auf der Burg wohnten, bedeutende Ländereien und das Münzrecht, vom schleswigschen Herzog Erich Zollfreiheit, von Waldemar V. 1334 seinen Anteil am Hafen von Holtenau bis Bülkhuk erhielt,

1284 in die Hansa trat, durch ihre Verbindung mit Lübeck manchen Vorteil genoß und durch die Gründung des berühmten Umschlags Verkehr und Handel hob: so scheint sie doch als Hansestadt wenig bedeutet, durch den schwarzen Tod 1350 sehr gelitten zu haben und noch im 16. Jahrhundert nicht gepflastert gewesen zu sein. Kaiser Siegmund erklärte sie um 1420 in die Reichsacht, und Christian I. verpfändete sie von 1469—1496 an Lübeck, bis Friedrich I. sie wieder auslösete. Der Rat war der eigentliche Herr der Stadt. Im bürgerlichen Leben spielen die vielen Gilden (Genossenschaften), wie auch die Hospitäler eine große Rolle, wurden aber durch die Kirche heilsam beeinflußt. Bei der Teilung der Herzogtümer 1534 kam Kiel an die Gottorfer Linie, Adolf wohnte hier und zwang den Rat, ihm die großen Ländereien der milden Stiftungen in Pacht zu geben, infolgedessen sie später ganz abgetreten wurden. 1635 ward der Marktplatz durch die sog. persische Reihe, die der Herzog Friedrich III. zur Förderung des orientalischen Handels über Kiel und Flemhude nach dem von ihm gegründeten Friedrichstadt aufbauen ließ, in 2 ungleiche Teile getrennt. Mit den Edelleuten, die damals 77 Häuser in Kiel besaßen, hatten die Bürger oft großen Streit. Der 30jährige Krieg ging nicht spurlos an der Stadt vorüber, da sowohl Kaiserliche als Schweden sie wiederholt besetzten, und 1657 trat Karl X. von Schweden von hier aus den kühnen Zug an, der Dänemark das Ostufer des Öresunds entriß. Durch die Gründung der hiesigen Universität 1665 vollführte Herzog Christian Albert einen Plan seines Vaters Friedrichs III. Die Witwe des ersteren ließ den Burggraben, der durch den jetzigen Schloßgarten floß, durch den Schutt des eingestürzten Schlosses ausfüllen und den Weg nach dem Düsternbrooker Gehölz anlegen, dem Friedrich VI. im Anfang unsers Jahrhunderts mit großen Kosten die Verlängerung gab. 1727 machte der letzte Gottorfer Herzog Karl Friedrich Kiel zu seiner Residenz, und 1728 ward hier sein Sohn Karl



Peter Ulrich, später Peter III. von Rußland, geboren. Von 1739—1773 wurde von Kiel aus das kleine Gottorfer Gebiet durch eine großfürstliche vormundschaftliche Landesregierung verwaltet. Sowohl Katharina II., die das Schloß umbauen und durch Sonnin ein neues Universitätsgebäude (das jetzige Altertumsmuseum) aufführen ließ, als auch ihr Sohn Paul sorgten für das Gedeihen der Stadt; als aber 1773 der großfürstliche Anteil Holsteins gegen Oldenburg umgetauscht und die Regierungsbehörde nach Glückstadt verlegt wurde, konnte nur der aufblühende Handel mit Dänemark und Norwegen einigermaßen entschädigen. Der Kronprinz Friedrich VI. und seine Gemahlin bewohnten 1807 und 1808 das hiesige Schloß, auf welchem seine jüngste Tochter Wilhelmine 1808 geboren wurde und nach dem Wiederaufbau desselben mit ihrem zweiten Gemahl, Herzog Karl von Glücksburg, von 1839—1848 wohnte. Im Winter 1813—1814 hatte Bernadotte hier sein Quartier, weshalb auch in Kiel am 14. Jan. 1814 der Friede, der Norwegen von Dänemark trennte, geschlossen ward. Von Kiel aus brachte Uwe Jens Lornsen die schleswig-holsteinische Frage in Fluß; am 24. März 1848 ward hier die provisorische Regierung für Schleswig-Holstein ausgerufen; hier unterwarf sich die Landesversammlung dem Verlangen Preußens und Österreichs; hier wohnte von Ende 1863 bis 1866 Herzog Friedrich VIII., der Vater unserer Kaiserin, und auf dem hiesigen Schlosse proklamierte der Oberpräsident von Scheel-Plessen am 24. Februar 1867 die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen. Seitdem hat sich Kiel, Residenz des Prinzen Heinrich, als Hauptkriegshafen des Deutschen Reichs in einem solchen Grade entwickelt, daß die Einwohnerzahl im Laufe unsers Jahrhunderts von 7000 bis über 85 000 hinausgewachsen ist. Seit 1575 hat sich die Stadt über ihr ursprüngliches Inselgebiet nach allen Richtungen ausgedehnt, so daß sie in der letzten Zeit sogar den Kaiser Wilhelm-Kanal erreichte, wobei freilich noch große Plätze freiliegen. Eine große Fläche Landes ist durch die Ausfüllung des südlichen Teiles des Hafens, der sog. Hörn, die 1867 noch fast an die Eisenbahn reichte, gewonnen. Das Material wurde von den ausgegrabenen Bassins und Docks der Marine-Anlagen bei Ellerbek herbeigeschafft.

Unter den vielen Vereinen der Stadt entwickelt besonders die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde, deren Gesellschaftshaus in der Schumacherstraße ist, große Thätigkeit, indem sie durch 31 Kommissionen nach allen Seiten leiblicher und geistiger Not zu wehren sucht. Durch ihre Unterstützung von Volksküche, Kaffeeschänken, Haushaltungsschule, Herberge zur Heimat, Sonntagsheim u. ähnl. hat sich die G. fr. A. als hervorragende treue Helferin der Arbeiten gezeigt, die einem V. g. M. g. G. am Herzen liegen. Heinrich.



Warnungsruf

vom Archidiaconus Klaus Harms in Kiel.

Mel.: Durch Adams Fall ist ganz verderbt.

Jüngling, theurer Jüngling, steh!
Steh still auf deinem Pfade!
Nach deiner Freude folget Weh
Und ewig langer Schade!
Vorher gethan, hernach bedacht
Hat Manchen in groß Leid gebracht!

Wohin, o Mann, o lieber Mann?
Du gehst auf bösen Wegen!
Verlaß, verlaß die Trinkerbahn,
Komm unserm Rath entgegen!
Vorher gethan, hernach bedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

Die Zeit ist kurz, der Schmerz gewiß
In jenen ew'gen Jahren.
O bald, o bald, bedenke dies,
Du Mann mit grauen Haaren!
Vorher gethan, hernach bedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Vorher gethan, hernach bedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

Anm. Aus J. H. Böttcher, Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaften. Hannover 1841, S. 648. Das köstliche Gedicht, bemerkt B., sollte billig in jeder Schule mit den 5 Hauptstücken auswendig gelernt und eingeprägt werden.

B. giebt S. 525 folgende Statistik:

Bestandteil.	Q.-M.	Einwohner.	Consumtion Quartier.	Geldwert Thaler.	Säufer.
Herzogtum Holstein . .	154	440.000	7.920.000	1.320.000	8800
" Lauenburg .	20	38.000	684.000	114.000	760
Summa . .	174	478.000	8.604.000	1.434.000	9560

und beweist aus einer Thatsache des „Branntwein-Barbarismus" von 1838, „daß der reichlich genossene Branntwein hier ebensolche Früchte wie in andern Ländern der Welt trägt." B. kann auch schon von den Anfängen einer Mäßigkeitsbewegung sprechen.

Sehr ausführliche Nachrichten bringt B. aus dem Fürstentum Lübeck. Zu Eutin ist bereits am 18. November 1838 der erste Enthaltsamkeitsverein gestiftet. 1840 zählte man im Fürstentum 2 Mäßigkeitsvereine mit 210 Unterschriften (einschl. der Familien 630 Personen), — 40 gebesserte Säufer. St.

Der „offene Brief" vom 8. Juli 1846.

Von **v. Osten** in Ütersen.

Es war vor 50 Jahren, als der König Christian VIII. von Dänemark seine „lieben und getreuen Unterthanen" durch einen „offenen Brief" überraschte. Die Umstände, welche diese königliche Kundgebung veranlaßten, sowie auch die Folgen, welche sie nach sich zog, kennzeichnen einen zwar kurzen, aber bedeutsamen Abschnitt unserer Landesgeschichte. Wir erlauben uns, die Aufmerksamkeit der Leser auf diesen Zeitraum hinzulenken.

Der König Christian VIII., der im Jahre 1839 den Thron bestieg, hatte seine Hauptthätigkeit darauf gerichtet, Schleswig-Holstein in eine dänische Provinz zu verwandeln und alle ihm untergebenen Länder zu einem Gesamtstaate zu verschmelzen. Als die schleswig-holsteinischen Stände im Jahre 1460 den König Christian I. zu ihrem Herzog erwählten, wurde die Verfassung unseres Landes durch zwei sogenannte „Freiheitsbriefe" feierlich geordnet und festgestellt. Nach den Rechten, welche der neue Landesherr den Ständen einräumte und durch eidliche Versicherungen bestätigte, blieb Schleswig-Holstein ein selbständiger, unabhängiger Staat, der mit dem Königreiche nur den Herrscher gemeinschaftlich hatte. Im Laufe der Jahre stellte sich freilich heraus, daß die Macht der Thatsachen stärker ist als der Buchstabe der Urkunden, doch machte erst Friedrich VI., der 1784 die Regierung antrat, ernstliche Versuche, dänischen Einfluß bei uns zur Geltung zu bringen. Weit deutlicher ließ aber Christian VIII. die Absicht erkennen, die alten Rechte unseres Landes aufzuheben.

Im dänischen Volke trat um diese Zeit die Partei der „Eiderdänen" hervor, welche durch Rede und Schrift die Ansicht zu verbreiten suchte, daß Schleswig von Holstein getrennt und mit dem Königreiche vereinigt werden müsse. Ihr Losungswort, welches nicht nur in Kopenhagen, sondern auch an anderen Örtern freudigen Widerhall fand, lautete: Dänemark bis an die Eider!

Sie setzte den alten Namen „Südjütland“ wieder auf die Tagesordnung und war eifrig bemüht, dänische Sprache und Sitte weiter im nördlichen Schleswig zu verbreiten. Zu dieser Partei gehörten viele solche Männer, welche ihre Söhne zum Beamtenstande bestimmt hatten. Da das Königreich zu klein war, als daß alle diese Jünglinge auf eine Anstellung rechnen durften, so lenkten sie ihre Blicke nach Schleswig, dessen Stellen ein „bequemes Lebebrot“ gewährten. Es war ihnen gleichgültig, daß alle Könige eidlich gelobt hatten: „Schleswig und Holsteen schöllt bliven tosamen up ewig ungedeelt.“ Obgleich Christian VIII. ein weitergehendes Ziel ins Auge faßte, so begünstigte er doch heimlich das Treiben der Eiderdänen, indem er hoffte, daß es ihm nicht schwer fallen werde, Holstein innig mit Dänemark zu verbinden, sobald nur der Besitz Schleswigs gesichert sei.

In den Schleswig-Holsteinern war am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wegen der langen Verbindung mit dem Königreiche ganz das Bewußtsein verloren gegangen, daß sie dem deutschen Volksstamm angehörten. Nach dem Sturze Napoleons wurden sie jedoch von dem geistigen und nationalen Aufschwunge berührt, den die Freiheitskriege hervorgerufen hatten, und nach Einführung der Provinzialstände, 1834, zeigte sich in immer weiteren Kreisen eine rege Teilnahme für staatliche Angelegenheiten. — Im Jahre 1841 erschien nun das nachgelassene Geschichtswerk von U. J. Lornsen: „Über die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins,“ welches der Professor Georg Beseler in Basel zum Druck befördert hatte. In der kleinen Schrift vom Jahre 1830: „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein“ nimmt Lornsen auf die alten „Freiheitsbriefe“ von 1460 keine Rücksicht, sondern verlangt, abgesehen von aller geschichtlichen Entwickelung, diejenigen Einrichtungen, die er für zweckmäßig hält, um die Herzogtümer, wie er sagt, zu den blühendsten Provinzen Deutschlands zu erheben. In dem größeren Werke führt er aber in klarer Darstellung zu der Einsicht, daß die Schleswig-Holsteiner „rücksichtlich ihrer Staatsverhältnisse nichts zu wünschen Ursache haben, was sie nicht zu fordern ein wohlbegründetes Recht hätten.“ Die Schrift war für viele Leser, welche über das Verhältnis der Herzogtümer zum Königreich noch undeutliche Vorstellungen gehabt hatten, von entscheidender Wirkung. Ein Wendepunkt wurde sie auch für die sogenannten „Neuholsteiner,“ die unter der Führung des Advokaten Th. Olshausen in Kiel gerne bereit waren, auf Schleswig zu verzichten, wenn nur Holstein in Verbindung mit Deutschland eine freie und volkstümliche Verfassung erhalte.

Während nun der König den Einheitsstaat erstrebte und die Eiderdänen eine scharfe Grenze zwischen den Herzogtümern ziehen wollten, suchten die Schleswig-Holsteiner nicht nur die Verbindung ihrer Länder sicher zu stellen, sondern trachteten auch nach staatlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Der König schien anfangs eine ausgleichende, versöhnliche Haltung annehmen zu wollen. Zum großen Mißfallen der Dänen ernannte er nämlich im Frühling

1842 seinen Schwager, den Prinzen Friedrich von Augustenburg,[1]) zum Statthalter und kommandierenden General in den Herzogtümern, den deutsch gesinnten Grafen Heinrich von Reventlow-Criminil zum Minister des Auswärtigen und dessen Bruder Joseph zum Präsidenten der deutschen Kanzlei. Mit Dank blickte Schleswig-Holstein zu seinem Landesherrn hinauf, weil es in dieser Handlung eine Bürgschaft erkannte, daß jetzt ein gerechtes Regiment beginnen werde.

Aber — man hatte sich zu früh freudigen Hoffnungen hingegeben. Bald trat die Neigung, den Herzogtümern das Gepräge dänischer Provinzen aufzudrücken, deutlich wieder zu Tage. Die alten schleswig-holsteinischen Regimenter wurden aufgelöst und verloren ihre historischen Namen, um sie in neue, durch Zahlen bezeichnete Bataillone zu zerlegen. Statt der hochroten, mit dem Landeswappen geschmückten Fahnen erschien plötzlich der dänische Danebrog, bei dessen Anblick viele Soldaten sich der Thränen des Schmerzes nicht erwehren konnten. Mehrere aus Schleswig-Holsteinern bestehende Regimenter, die ihre Garnison in den Herzogtümern gehabt hatten, erhielten neue Quartiere in Dänemark. Den Beamten wurde befohlen, an ihrer Dienstuniform eine dänische Kokarde zu tragen u. s. w. Große Aufregung verursachte auch die Verordnung über das Münzwesen, nach welcher in Schleswig-Holstein nach dänischem Gelde gerechnet werden sollte. — Die Umgestaltung der Armee hatte der Statthalter trotz aller Gegenvorstellungen nicht verhindern können; aber die Einführung der dänischen Scheidemünze, die nicht ohne Bruchzahl in Hamburger oder Lübeker Courant zu verwandeln war, stieß bei dem Volke auf solchen Widerstand, daß die königliche Verordnung fast nirgends zur Ausführung gelangte.

Im Jahre 1843 veranstalteten die „Eiderdänen" auf dem Hügel „Skamlingsbanke" im Amte Hadersleben ein großes Volksfest. Diese weitschauende Höhe war damals der höchste Punkt im Herzogtum Schleswig, gehört seit der Grenzregulierung von 1864 aber zu Jütland. Von einem „Verbrüderungsfeste," wie man gehofft hatte, konnte freilich kaum die Rede sein, weil die Nordschleswiger sich in nur sehr geringer Zahl eingestellt hatten. Sie wollten „Schleswiger" heißen und nicht „Südjüten" genannt werden. Da aber die „Eiderdänen" entschlossen waren, mit unermüdlichem Eifer und mit Aufbietung aller möglichen Mittel, namentlich auch durch Verbreitung von Büchern und neuen Zeitschriften, ihre Wirksamkeit fortzusetzen, so stand zu erwarten, daß es ihnen gelingen werde, allmählich die Gemüter zu erregen und ihrem Heimatslande abwendig zu machen.

Als Antwort auf diese Herausforderungen der Dänen erschien am 25. Juli auf dem großen Sängerfeste in Schleswig als das Sinnbild eines selbständigen Schleswig-Holstein die neue blau-weiß-rote Fahne, welche die Schleswiger Damen ihrer Liedertafel geschenkt hatten, und geschart um diese Fahne, ertönte zum ersten Male mit aller Kraft der Begeisterung das Lied:

---

[1]) Nach seinem Gute am Eckernförder Meerbusen gewöhnlich Prinz von Noer genannt, — Großonkel unserer Kaiserin.

„Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!“

Dieses Lied, welches von allen Festgenossen mit dem lautesten Jubel begrüßt wurde, hat nicht wenig dazu beigetragen, das nationale Bewußtsein in unserem Volke zu heben und immer neu zu beleben. Die Fahne aber wurde sogleich als die richtige schleswig-holsteinische Fahne ausgerufen und durch das Sängerfest zur allgemeinen Landesfahne erhoben.[1])

Veranlaßt durch solche Einmütigkeit des Widerstandes in den Herzogtümern, trat jetzt in Dänemark die Erbfolgefrage in den Vordergrund, welche die Gemüter längst im Stillen beschäftigt hatte. — Im Oktober des Jahres 1844 stellte der Bürgermeister Algreen-Ussing aus Kopenhagen in der Ständeversammlung zu Roeskilde auf Seeland den Antrag: „Der König möge zum Schutze der Staatseinheit auf feierliche Weise zur Kunde seiner Unterthanen bringen, daß die dänische Monarchie, nämlich das Königreich, die Herzogtümer Schleswig-Holstein und das Herzogtum Lauenburg, ein unzertrennliches Reich bilde und nach den Bestimmungen des dänischen Königsgesetzes vererbe.“ In der weiteren Ausführung wurde zugleich darauf hingewiesen, daß es notwendig erscheine, jede nähere Erörterung und Beurteilung der königlichen Erklärung ernstlich zu verbieten. Die Äußerungen des königlichen Kommissars berechtigten zu dem Schlusse, daß der Antrag nicht nur mit den Wünschen des Königs übereinstimme, sondern auch einer königlichen Eingebung seine Entstehung verdanke.

Offenbar sah der Landesherr mit Besorgnis den Zeitpunkt herannahen, in welchem der Mannesstamm des regierenden Hauses, der nur aus drei Personen, dem Könige, dem Kronprinzen und dem Prinzen Ferdinand, bestand, erlöschen werde. In den Herzogtümern galt nämlich eine andere Erbfolge als im Königreich. Während die Krone in Schleswig-Holstein nur im Mannesstamm vererbte, war in Dänemark auch die weibliche Linie erbberechtigt. Nach dem Aussterben der älteren königlichen Linie hatte der Herzog von Augustenburg, als das Haupt der jüngeren königlichen Linie, das Recht der Thronfolge in Schleswig-Holstein, eine Prinzessin des Königshauses aber den nächsten Anspruch auf die Regierung in Dänemark. Auf ähnliche Weise war im Jahre 1837 wegen der verschiedenen Erbfolge Hannover von England getrennt worden, indem der König Ernst August den Thron von Hannover, die Königin Viktoria den Thron von England bestiegen hatte. Dem Könige Christian VIII. mußte es einleuchten, daß alle seine Vorkehrungen, dänisches Wesen in Schleswig-Holstein zu verbreiten, sich als fruchtlos erweisen würden, wenn es ihm nicht gelänge, der völligen und dauernden Trennung der Herzogtümer von Dänemark vorzubeugen. Beseelt von dem Wunsche, die Einheit der Monarchie erhalten zu sehen, war er daher schon im Jahre 1842 bemüht gewesen, den Herzog

[1]) Blau nach den blauen schleswigschen Löwen, weiß nach dem silbernen holsteinischen Nesselblatt, rot nach den roten Löwenzungen im schleswigschen und dem roten Grunde im holsteinischen Wappen.

Christian August von Augustenburg[1]) zu veranlassen, seine Erbansprüche gegen eine entsprechende Entschädigung aufzugeben. Da aber der Herzog erklärt hatte, daß die Pflichten gegen sein Haus und gegen sein Land ihm verböten, auf dieses Verlangen einzugehen, so wurde der König auf den Gedanken geführt, die Thronfolgeordnung für Schleswig-Holstein durch einen Machtspruch willkürlich abzuändern.

Wegen des Verhaltens der Roeskilder Stände, die mit großer Bereitwilligkeit auf den Antrag des Bürgermeisters Algreen-Ussing eingingen, gerieten beide Herzogtümer in eine gereizte Stimmung und erhoben lauten Widerspruch gegen solche Übergriffe in unsere Landesrechte. In der Ständeversammlung zu Itzehoe wurde auf Antrag des Grafen Friedrich von Reventlou, Prälaten des Klosters Preetz, am 21. Dezember mit Einstimmigkeit die berühmte Adresse beschlossen, welche die drei Grundsätze des schleswig-holsteinischen Staatsrechts enthielt: Die beiden Herzogtümer sind selbständige Staaten; sie sind fest mit einander verbundene Staaten; der Mannesstamm herrscht in den Herzogtümern.

Das Jahr 1845 verging unter wachsender Spannung zwischen Dänen und Schleswig-Holsteinern und unter innerer Vorbereitung auf neue Kämpfe.

Dem Wunsche der Roeskilder Stände entsprechend, hatte der König eine Kommission von hohen Staatsbeamten berufen, welche die Erbfolgeverhältnisse untersuchen sollte. Nachdem diese Behörde ihre Arbeit vollendet hatte, erschien am 8. Juli 1846 der „offene Brief," durch den das Resultat derselben zur allgemeinen Kunde gelangte.

Der König erklärte in seinem Briefe, daß er wegen der bei manchen seiner Unterthanen herrschenden unklaren und irrigen Vorstellungen über die Thronfolge in der Monarchie es für seine landesväterliche Pflicht erkannt habe, durch eine von ihm ernannte Kommission alle Urkunden, welche diesen Gegenstand betreffen, gründlich prüfen zu lassen. Er sei dadurch zu der Überzeugung gelangt, daß die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes auch für das Herzogtum Lauenburg und für das Herzogtum Schleswig in voller Kraft und Gültigkeit bestehe, während mit Rücksicht auf einige Teile des Herzogtums Holstein Verhältnisse obwalteten, welche ihn verhinderten, sich mit gleicher Bestimmtheit auszusprechen. Daran schließt sich dann die „allergnädigste Versicherung," daß seine unablässigen Bestrebungen auch fernerhin darauf gerichtet sein würden, alle Hindernisse zu beseitigen und die vollständige Integrität des dänischen Gesamtstaats zuwege zu bringen. Am Schlusse heißt es: „Wir wollen namentlich Unsern getreuen Unterthanen im Herzogtum Schleswig hierdurch eröffnet haben, daß es nicht von Uns beabsichtigt wird, durch diesen Unsern offenen Brief der Selbständigkeit dieses Herzogtums, wie dieselbe bisher von Uns anerkannt worden ist, in irgend einer Weise zu nahe zu treten, oder irgend eine Ver-

[1]) Der ältere Bruder der Gemahlin des Königs, Großvater unserer Kaiserin.

änderung in den sonstigen Verhältnissen vorzunehmen, welche gegenwärtig dasselbe mit dem Herzogtum Holstein verbinden.“

Der König wollte also die Verbindung Schleswigs mit Holstein „wie bisher“ aufrecht erhalten, aber beide Länder unter seiner Krone zu einer dänischen Provinz umgestalten.

Der allerhöchste Erlaß erhielt durch den Umstand, daß er von sämtlichen Mitgliedern des geheimen Staatsrats gegengezeichnet war, eine noch größere Bedeutung. Die Unterschrift des Ministers Grafen Reventlow-Criminil mußte den Schein erregen, als sei er mit dem Inhalt einverstanden und durch die Ergebnisse der Untersuchung überzeugt worden. Später ist jedoch bekannt geworden, daß der Minister entschieden widerraten hat, schon jetzt irgend eine Erklärung über das Erbfolgerecht in den Herzogtümern zu veröffentlichen, daß es ihm aber nicht möglich gewesen ist, den König in seinem Entschlusse wankend zu machen.

Der „offene Brief“ rief in unserem Lande eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Fast alle Städte und Dorfgemeinden gaben ihre Wünsche in zahlreichen Bittschriften an die holsteinischen Stände, welche um diese Zeit zusammentraten, zu erkennen. In einer großen Volksversammlung zu Neumünster, in welcher der Obergerichtsadvokat W. Beseler den Vorsitz führte, wurde ebenfalls eine Petition an die Stände beschlossen. Die Abgeordneten in Itzehoe hielten eine besondere Sitzung und entwarfen eine Adresse an den König, in welcher sie sich mit ganzem Ernst gegen den Inhalt des offenen Briefes aussprachen. Da der königliche Kommissar indes die Annahme der Adresse verweigerte, so übersandten die Stände eine Beschwerdeschrift an den deutschen Bund und lösten sich auf. — Der Herzog Christian August von Augustenburg, der Herzog Karl von Glücksburg und der Großherzog von Oldenburg ließen sowohl bei dem Könige, als auch bei dem Bundestage in Frankfurt eine Rechtsverwahrung einreichen. Der Prinz Friedrich von Augustenburg legte seine Stelle als Statthalter und kommandierender General der Herzogtümer nieder. Mehrere Mitglieder der Ritterschaft, welche als Gesandte an auswärtigen Höfen angestellt waren, nahmen ihre Entlassung. Eine von neun Kieler Professoren herausgegebene Druckschrift wies mit schlagenden Gründen nach, daß die vom Könige berufene Kommission in ihrem Gutachten die Wahrheit entstellt habe. Der Dichter E. Geibel sang in seinem „Protestlied für Schleswig-Holstein“:

Von unsern Lippen soll allein
Der Tod dies Wort vertreiben:
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Bald danach wurde der Graf Karl v. Moltke zum Präsidenten der deutschen Kanzlei und der Amtmann v. Scheel zum Präsidenten der schleswig-holsteinischen Regierung in Schleswig ernannt. Diese beiden Männer

suchten durch ein strenges Polizeiregiment die Bewegung in den Herzogtümern niederzuhalten.

Der König, der auf einer Reise durch unser Heimatsland die Kälte in der Gesinnung des Volkes, die ihm überall entgegentrat, schmerzlich empfand, erließ an seinem Geburtstage, nämlich am 18. September, auf seinem Schlosse zu Plön einen zweiten offenen Brief, in welchem er namentlich hervorhob, daß es nicht seine Absicht gewesen sei, die Rechte der Herzogtümer zu kränken rc. Ungeachtet der freundlichen Worte gelang es ihm aber nicht, das Vertrauen seiner deutschen Unterthanen wieder zu erwecken.

Die Bewegung in Schleswig-Holstein fand in ganz Deutschland, wo in den letzten Jahren ein regeres Leben erwacht war, jubelnden Anklang. In vielen Volksversammlungen, besonders auf den großen Sängerfesten, wurde unser Nationallied angestimmt und ein Hoch auf die „norddeutschen Brüder" ausgebracht. Jetzt erst trat die schleswig-holsteinische Angelegenheit in ihrer Bedeutung für die deutschen Verhältnisse hervor. Sogar der so langsame Bundestag zu Frankfurt konnte sich dem Eindruck der öffentlichen Stimmung nicht entziehen.

Mit gespannter Erwartung sah man jetzt den Verhandlungen der schleswigschen Ständeversammlung entgegen, die am 21. Oktober eröffnet wurde. Die Abgeordneten nahmen unter dem Vorsitz des Advokaten Beseler die Landessache wieder auf, endeten aber in entschiedenem Zerwürfnis mit der Regierung. Mit großer Stimmenmehrheit wurde hier eine Petition an den König wegen Gewährung einer schleswig-holsteinischen Verfassung und wegen Anschluß des Herzogtums Schleswig an den deutschen Bund beschlossen. Da diese Petition aber von dem königlichen Kommissar zurückgewiesen wurde, so erklärten fast alle Mitglieder der Versammlung ihren Austritt und verließen den Saal.

Am 19. Jan. 1847 trug die schleswig-holsteinische Ritterschaft unter Führung des Grafen Reventlou-Preetz bei dem Könige darauf an, daß auf verfassungsmäßigem Wege die Landesrechte der Herzogtümer festgestellt werden möchten. Die Eingabe wurde jedoch als „der Form und dem Inhalte nach unangemessen" zurückgesandt.

Am Schluß seiner irdischen Laufbahn machte der König noch den Versuch, ob er die Schleswig-Holsteiner nicht bewegen könne, um den Preis bedeutende Freiheiten, die er in Aussicht stellte, ihre staatliche Selbständigkeit aufzugeben. Er arbeitete an dem Entwurf einer Gesamtstaats-Verfassung, nach welchem neben den beratenden Provinzialständen ein gemeinschaftlicher Landtag mit beschließender Stimme für die ganze Monarchie angeordnet werden sollte. Der König schloß seine Augen am 20. Januar des verhängnisvollen Jahres 1848, ohne seinen sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehen.

Sein Sohn Friedrich VII., ein Mann ohne Einsicht und Willenskraft, machte acht Tage nach seiner Thronbesteigung den Entwurf der neuen Staatsverfassung bekannt, den sein Vater noch vollendet hatte. Diese Ankündigung wurde sowohl in Schleswig-Holstein, als auch in Dänemark mit entschiedenem

Abneigung vernommen. Die Schleswig-Holsteiner hatten nach so vielen bitteren Erfahrungen keine Ursache, einen engeren Anschluß an Dänemark zu wünschen. Den Dänen aber gereichte die Bestimmung, daß in der bestehenden Verbindung zwischen Schleswig und Holstein nichts geändert werden solle, zu großem Anstoß.

Es ist bekannt, daß jetzt durch die Partei der „Eiderdänen" in raschen Schritten die Entscheidung herbeigeführt wurde. Den Führern derselben, die mit unerhörter Frechheit ihr Ziel verfolgten, durch feurige Reden die Gemüter aufreizten und sich nicht scheuten, die alten Minister als „Landesverräter" zu bezeichnen, gelang es recht bald, das Volk für sich in Bewegung zu setzen. Am 21. März drangen 15 000 Menschen, die mit der „Selbsthülfe der Verzweiflung" drohten, vor das königliche Schloß und zwangen den schwachen Monarchen, in den Ruf einzustimmen: Dänemark bis an die Eider!

Drei Tage später erhob sich ganz Schleswig-Holstein in nie gesehener Begeisterung, um die Rechte des Landes mit dem Schwerte zu verteidigen.

Fünfter Jahresbericht
über die Thätigkeit des Botanischen Vereins zu Hamburg.

In der am 22. April d. J. tagenden Hauptversammlung des Botanischen Vereins zu Hamburg wurde von dem Unterzeichneten der Jahresbericht verlesen, aus dem wir einiges hier mitteilen, von dem wir annehmen, daß solches die Leser der „Heimat" interessieren dürfte.

Von den Vereinsmitgliedern ist im Laufe des verflossenen Sommers eine größere Anzahl von Exkursionen zur Durchforschung der Pflanzenwelt der heimatlichen Provinz gemacht worden. Die Ausflüge wurden ausgedehnt bis in das nördliche Schleswig nach Norden, bis zur mecklenburgischen Grenze nach Osten, während nach Süden hin nur kleinere Touren in die Umgegend Hamburgs unternommen wurden.

Was nun die Resultate unserer Arbeit betrifft, so konnte in erster Linie das Vorkommen einer neuen Pflanze im Kreise Stormarn festgestellt werden. Es ist dies Corydalis claviculata DC., die bislang aus Holstein noch nicht bekannt war, dagegen im nördlichen Schleswig an verschiedenen Stellen vorkommt; auch kommt sie südlich der Elbe in der Umgegend Harburgs vor. Der neu entdeckte Standort der Pflanze ist ein Gebüsch bei Barsbüttel unweit Wandsbeks, wo dieselbe zahlreich gedeiht. Von einer zufälligen Einschleppung der Pflanze kann keine Rede sein, sondern muß dieselbe bis dahin übersehen worden sein.

Nicht minder wichtig ist die Entdeckung von Luzula nemorosa E. Mey., die auf einer Wiese bei Ahrensburg im Kreise Stormarn gefunden ist, und zwar auch unter Verhältnissen, die eine zufällige Einschleppung der Pflanze ausschließen. Nach Prahls Flora ist Luzula nemorosa von diversen Orten der Provinz bekannt, aber meistens hat man es mit zufällig eingewanderten oder verschleppten Exemplaren zu thun gehabt.

Eine bislang für unser Gebiet noch unbekannte Carex-Form ist Carex Goodenoughii Gay f. basigyna Rchb., welche im Hammoor bei Pinneberg entdeckt worden ist, wo sie nur an einer Stelle, aber in ziemlich großen Mengen, vorkommt. In demselben Moore wurde auch ein Bastard zwischen Orchis incarnata und O. latifolia gefunden.

Für verschiedene seltenere Pflanzen unseres Gebietes konnten neue Fundorte nachgewiesen werden, von denen ich auf die wichtigsten aufmerksam machen möchte.

Melica nutans L. gehört zu den seltensten Gräsern im südlichen Holstein, kommt aber in einem Gehölz zwischen Hasloh und Garstedt im Kreise Pinneberg in großen Mengen vor.

Asplenium Trichomanes L., der braune Streifenfarn, ist an einer Steinmauer im Dorfe Bünningstedt im Kreise Stormarn reichlich zu sammeln.

Juniperus communis L., Wachholder, ist ziemlich häufig in großen, kräftigen Exemplaren im nördlichen Teile des Duvenstedter Brooks (Kr. Stormarn).

Pirola rotundifolia L. ist selten am Soller See bei Jerpstedt im Kreise Tondern, dagegen häufig in einem sumpfigen Gebüsche im Stecknitzthal zwischen Siebeneichen und Göttin im Kreise Lauenburg.

Utricularia intermedia Hayne ist in Moorsümpfen bei Burg in Dithmarschen sehr selten. Die Pflanze war bislang aus dem westlichen Holstein noch nicht bekannt.

Rudbeckia laciniata L., eine aus Nordamerika stammende ansehnliche Komposite mit großen gelben Blütenköpfen, ist in großen Mengen in und an Gräben im Dorfe Gribbohm im Kreise Rendsburg verwildert.

Impatiens parviflora DC. ist ebenfalls ein Fremdling unserer Flora, der sich aber immer mehr verbreitet. In schönen, kräftigen Exemplaren fanden wir dieselbe auf einer Exkursion nach dem Flemhuder See bei Achterwehr (Kreis Kiel).

Sweertia perennis L. ist von dem verstorbenen Prof. Nolte schon vor ca. 60 Jahren im Stecknitzthal bei Siebeneichen aufgefunden worden. Zu unserer großen Freude gelang es uns, auf einer dahin unternommenen Exkursion diese seltene Pflanze unserer Flora wieder aufzufinden; leider ist zu befürchten, daß dieselbe durch den Bau des neuen Elbe-Travekanals dort ausgerottet werden wird.

Zum Schlusse dieses Teils möchte ich eine Pflanze hier erwähnen, welche vielleicht schon Jahrzehnte lang bei uns vorhanden gewesen, aber immer übersehen worden ist. Es ist dies Bidens connatus Mühlenbg., ein aus Südamerika stammender Zweizahn. Diese Pflanze wurde von Herrn Warnstorf bei Neu-Ruppin in Brandenburg aufgefunden und als Bidens decipiens in der „Österr. Botan. Zeitschrift" beschrieben, doch ergaben die Untersuchungen, welche Professor Ascherson mit eingesandtem Material anstellte, daß die Neu-Ruppiner Pflanze identisch sei mit Bidens connatus Mühlenbg. Auf Anregung von Professor Ascherson ist dann in verschiedenen Gegenden Deutschlands nach dieser Pflanze Umschau gehalten worden, und so gelang es denn auch einem Mitgliede unseres Vereins, die fragliche Pflanze in der Dove-Elbe auf Floßholz aufzufinden. Außerdem ist diese Bidens-Art 1855 schon bei Berlin, 189

am Wannsee, bei Rathenow und bei Bromberg aufgefunden. Da nun die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß die Einwanderung derselben über Hamburg geschehen, so ist anzunehmen, daß die Pflanze bei uns schon eine weitere Verbreitung gefunden hat. Um solches feststellen zu können, erlaube ich mir an die geehrten Leser der „Heimat" die Bitte zu richten, gütigst auf die Bidens-Arten ihrer Umgebung achten zu wollen. Sollte es hier oder dort gelingen, die fragliche Pflanze nachzuweisen, so würde der Unterzeichnete für jede Mitteilung darüber dem Betreffenden dankbar sein. Die Hauptkennzeichen der Pflanze sind: „die Blätter sind lebhaft grün, breit-lanzettlich, fast immer einfach, sehr selten am Grunde fiederschnittig, am Rande eingeschnitten gezähnt und in einen kürzeren oder längeren Stiel verschmälert. Die Blüten und Fruchtköpfchen sind aufrecht und gleichen in Form und Größe denen von Bidens tripartitus, aber die äußeren Hüllblätter sind viel länger, lanzettlich, am Rande nicht borstig gewimpert und ihre Zahl beträgt in der Regel nur 4, seltener 5. Am charakteristischsten sind die Früchte, welche in ihrer Form den Früchten von Bidens cernuus L. gleichen. Auf der Rücken- und Bauchseite erheben sich zwei dicke Leisten, welche oben ebenso wie die Seitenränder in lange, mit rückwärts gerichteten Borsten besetzte Grannen auslaufen. Die Oberfläche zeigt zahlreiche Höcker, welche aufrecht stehende, angedrückte zarte Borsten tragen; ein Querschnitt durch den oberen oder mittleren Teil der Frucht zeigt die Form eines Rhombus. In ihrem Gesamthabitus erinnert die Pflanze an Bidens tripartitus L." Vorstehende Beschreibung giebt **Warnstorf** von der bezüglichen Pflanze in der „Österr. Botan. Zeitschrift" S. 391 ff., 1895.

Die Durchforschung der Adventivflora Hamburgs ergab ein weniger reichhaltiges Resultat als in früheren Jahren. Trotzdem sind wir in der Lage, eine große Zahl von Pflanzen zum erstenmal als **neu eingeschleppte** angeben zu können, weil durch die Güte der Herren Professor **Haußknecht** und Dr. **Prahl** eine ganze Reihe von bis dahin unbestimmten Fremdlingen, die in früheren Jahren aufgefunden waren, nun bestimmt worden ist. Den genannten Herren sagen wir an dieser Stelle öffentlich für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen unsern herzlichsten Dank.

Adventivpflanzen sind in den letzten Jahren in der Umgegend Hamburgs besonders an drei Stellen aufgefunden, nämlich bei Blankenese, wo Kaffeehülsen in großen Massen abgelagert waren, bei der Dampfmühle zu Wandsbeck und bei der Wollkämmerei am Reiherstieg. An der ersteren Lokalität sind aufgefunden: Amarantus tristis L. (Ostindien),[1] Amblogyna polygonoides Rafin (Jamaica, Ceylon), Eragrostis suaveolens Becker (Rußland), Galinsogea hispida Benth (Mexico), Physalis angulata L. (West- und Ostindien), Physalis pubescens L. (Ostindien), Sida rhombifolia L. (Südamerika). Hierzu gesellen sich noch 10 schon in früheren Berichten erwähnte Pflanzen, so daß im ganzen 17 Pflanzen dort gesammelt worden sind, die überwiegend den tropischen Regionen entstammen. Viele derselben waren auch in tropischer Üppigkeit ent-

[1]) Der eingeklammerte Name giebt das Vaterland der betreffenden Pflanze an.

wickelt, trotz unserer ungünstigen klimatischen Witterungsverhältnisse. Eingebürgert hat sich von den Fremdlingen kein einziger.

Bei der Dampfmühle zu Wandsbek, die jedenfalls ungarisches und russisches Getreide verarbeitet, sind gesammelt: Achillea crithmifolia W. K. (Ungarn), Achillea micrantha W. (Südosteuropa), Anchusa italica Retz. (Südeuropa), Carduus acanthoides × nutans (Süddeutschland, Ungarn), Brachypodium distachyon R. Sch. (Südeuropa), Ceratocephalus falcatus Pers. (Ungarn), Crepis glandulosa Guss. (Südeuropa), Dianthus atrorubeus All. (Südosteuropa), Dracocephalum nutans L. (Asien), Dracocephalum thymiflorum L. (Südeuropa), Erysimum angustifolium Ehrh. (Mitteleuropa), Galium parisiense L. (Süddeutschland), Gilia achilleaefolia Benth. (Californien), Lagoseris nemausensis M. B. (Orient), Lathyrus Cicera L. (Südeuropa), Lathyrus annuus L. f. aurantiacus (Südeuropa), Medicago rugosa Desr. (Südeuropa), Moenchia erecta Fl. Wett. (Deutschland), Plantago Psyllium L. (Südeuropa), Polygonum Bellardi All. (Südrußland), Silene cretica L. (Südosteuropa), Silene subconica Friw (Ungarn), Tragus racemosus Desf. (Südeuropa), Trifolium dalmaticum Vis. (Südeuropa), Trifolium multistriatum K. (Süostdeuropa), Trifolium scabrum L. (Südeuropa), Trifolium vesiculosum Savi (Südeuropa), Trigonella corniculata L. (Südeuropa), Trigonella monantha C. A. Mey. (Südrußland).

Bei der Wollkämmerei am Reiherstieg sind beobachtet und gesammelt: Amarantus emarginatus? (trop. Regionen), Ammi Visnaga L. (Spanien), Chenopodium incisum Poir. (Mittelamerika), Chloris pallida W. (Südamerika), Chloris truncata R. B. (Australien), Cotula anthemoides L. (Spanien), Diplachne fusca (L.) Kth. (Afrika, Australien), Eleusine Corecana Grtn. (Südamerika), Eragrostis abyssinica Lk. (Afrika), Erigeron linifolium W. (Spanien), Erodium Botrys Pers. (Spanien), Hordeum compressum Grs. (Argentinien), Koeleria phleoides Pers. (Südeuropa), Malva parviflora L. (Südfrankreich), Martynia sp.? (Brasilien), Medicago rigidula Lam. (Südfrankreich), Polypogon affinis Brongn. (Chile), Psilurus nardoides Trin. (Südeuropa), Stipa Hyalina Nees (Uruguay).

An anderen Örtlichkeiten des Gebiets sind aufgefunden: Chenopodium Quinoa W. (Südamerika), Cynodon Dactylon Pers. (Mitteldeutschland), Helianthus multiflorus L. (Nordamerika), Koeleria phleoides Poir. v. condensata (Südeuropa), Linum humile Mill. (Südeuropa), Lolium rigidum Gaud. (Südeuropa), Rumex pulcher L. (Deutschland), Schismus arabicus Nees (Afrika, Australien), Soja hispida Moench (Ostindien) und Nicotiana persica Lindl (Persien).

Eine bei der Wandsbeker Mühle aufgefundene Kleeart läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen; wahrscheinlich ist es Trifolium Meneghinianum Cham., der aus dem Orient stammt.

Einige in früheren Berichten veröffentlichte Bestimmungen haben sich bei Nachuntersuchungen als falsch herausgestellt, worauf ich hier aufmerksam machen möchte:

Sisymbrium junceum M. B. = Sisymbrium wolgense M. B.
Crepis rhoeadifolia M. B. = Crepis setosa Hall. fil.
Chloris barbata Swtz. = Chloristruncata R. B.
Polypogon maritimus W. = Polypogon affinis Brongn.
Lathyrus setifolius L. = Lathyrus Cicera L.
Trifolium Cherleri L. war ein verkümmertes Tr. diffusum Ehrh.

Hamburg, im Mai 1896. Justus Schmidt,
z. Z. 1. Vorsitzender.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 8. August 1896.

Zeugen vergangener Zeiten aus dem Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen.

Von Carl Fr. Johnsen, Kantor in Weddingstedt.
Für den Druck bearbeitet von C. Rolfs, Pastor in Hoyer.

Einleitung.

Nachdem der norderdithmarsische Kreistag für den Druck der Aufzeichnungen des Kantors Johnsen die Summe von 300 *M.* bewilligt hatte, wofür demselben auch an dieser Stelle der Dank ausgesprochen werden soll, wurde vom Vorstande dieser Monatsschrift dem unterzeichneten Herausgeber der Auftrag, die Aufzeichnungen des Kantors Johnsen über die Gemeinde Weddingstedt für den Druck zu bearbeiten.

Ich habe diese Arbeit gerne übernommen, einerseits, weil Weddingstedt meine Heimatsgemeinde ist, andererseits, weil ich solche geschichtlichen Arbeiten aus mehreren Gründen für wertvoll halte. In Dithmarschen haben bisher nur einzelne Gemeinden eine eigene Kirchspielschronik (Büsum von Landvogt Boysen, Lunden von Bürgermeister Kinder, Delve von Pastor Lorenzen, St. Annen von Pastor Kähler 1871 und vom Herausgeber 1891); der Gemeinde Weddingstedt, welche neben Meldorf und Burg in Süderdithmarschen gewiß zu den ältesten Gemeinden Dithmarschens gehört, fehlte bis jetzt noch eine solche; Kantor Johnsen hat diesem Mangel abgeholfen. Freilich kann seine Arbeit nicht als eine Kirchspielschronik bezeichnet werden, er nennt sie auch selbst nur „Zeugen vergangener Zeiten aus dem Kirchspiel Weddingstedt," welches bei der Beurteilung dieser Arbeit in Erwägung zu ziehen ist.

Abgesehen von mehreren notwendig erscheinenden Kürzungen, und abgesehen von einzelnen Änderungen und Umstellungen sind die hinterlassenen Aufzeichnungen unverändert geblieben. Die Anmerkungen sind zum größten Teil vom Herausgeber.

Zum Schluß mögen noch einige Notizen über den Verfasser folgen: Karl Friedrich Johnsen war geboren am 22. Dezember 1817; er war ein Sohn des Lehrers Ketel Johnsen in Borsthusen, Kirchspiel Garding. Er besuchte das Seminar in Tondern von 1838—1841. Von Ostern 1841 bis Ostern 1842

war er Hauslehrer auf dem Hofe Ravnsbjerg in der Nähe von Christiansfeld. Von 1842—1845 war er Substitut des brustschwachen Kantors Claußen in Weddingstedt. Nachdem der letztere am 22. Juni 1845 gestorben war, wurde Johnsen sein Nachfolger. Von da an bis zu seiner Emeritierung am 31. Dezember 1884 hat er das Amt eines Kantors und 1. Lehrers in Weddingstedt verwaltet. Auch nach seiner Emeritierung hat er mit kurzer Unterbrechung bis an seinen Tod in Weddingstedt gewohnt und hat sonntäglich trotz seiner Schwerhörigkeit seine Erbauung gesucht in der Kirche, für deren Geschichte, deren innere Einrichtung und Kunstdenkmäler er stets ein so hohes Interesse gehabt.

Hoyer, im Juli 1896.

Rolfs.

---

1. Vorgeschichtliches über die Gemeinde Weddingstedt.

Für eine starke Besiedelung der hiesigen Gegend in vorgeschichtlicher Zeit zeugen nicht nur die vielen, vereinzelt liegenden Urnengräber, welche hier in einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß auf den Feldern verstreut aufgefunden sind, sondern dafür spricht außerdem noch ein erst in jüngster Zeit zerstörtes, unmittelbar bei Weddinghusen belegen gewesenes Urnenfeld.

Jene Einzelgräber kommen in 2 verschiedenen Formen vor. Einige bestehen nämlich aus einer einfachen, walzenförmigen Hülle aus Lehm, nur inwendig, nicht auswendig, mittels Feuer gehärtet, welche Asche, zuweilen auch Reste angebrannter Knochen enthält. Wahrscheinlich trocknete man diese Lehmhülle zunächst an der Luft und der Sonne, setzte sie dann in die Erde und machte ein Feuer darin an, bis sie inwendig gehärtet war. Nun schüttete man die Asche und die Knochenreste der verbrannten Leiche hinein, legte einen flachen Stein darauf und deckte das Grab mit Erde zu. Daß in solchen Gräbern jemals Beigaben für die bestattete Person, z. B. Nadeln, Messer rc. aus Knochen, Stein oder Bronze gefunden worden sind, ist nicht zu meiner Kunde gelangt. Sie sind namentlich gelegentlich des Baus der westholsteinischen Eisenbahn auf den Gemarkungen der Dörfer Stelle und Weddinghusen aufgefunden, aber leider durch das rücksichtslose Verfahren der Arbeiter sämtlich bis zur völligen Vernichtung zertrümmert worden. Nur bei einigen konnte ich noch die beschriebene Beschaffenheit dieser Geräte durch mühsames Zusammensuchen der Trümmerstücke konstatieren.

Andere Einzelgräber bestehen aus einem Gehäuse von faustgroßen Grausteinen, wie sie auf den Feldern gefunden werden, ohne irgend ein Bindemittel aufgeführt, worin eine Urne mit der Leichenasche und Knochenresten, die deutliche Spuren des Leichenbrandes tragen, steht.

Über das vorerwähnte Urnenfeld hat mir ein alter, vor einigen Jahren verstorbener, in Weddinghusen ansässiger Hofbesitzer Johann Thiedemann eine Mitteilung gemacht. Als am Schluß des vorigen Jahrhunderts die Aufteilung der Gemeindeweide stattgefunden, hatte der genannte, damals ein der Schule eben entwachsener Bursche, das seinem Vater zugewiesene Stück aus der Urweide

umzupflügen. Der Pflug traf dabei auf eine große Menge von Steingehäusen, aus faustgroßen Feldsteinen aufgeführt. In jedem dieser Gehäuse stand ein „schwarzer Topf,“ d. h. natürlich eine Urne. Es ist nicht zu bezweifeln, daß hier ein Urnenfeld zerstört ist.

Wir kehren nach Weddingstedt zurück und folgen von hier aus dem Wege, welcher nach dem im Südosten der Gemeinde belegenen Dorf Ostrohe führt. Auf der Grenzscheide zwischen den Feldmarken Weddingstedt und Ostrohe finden wir westlich in geringer Entfernung vom Wege einen zyklopischen Steinbau aus großen, erratischen Blöcken. Im Volksmund führt er den Namen: „Steen-abend“ und soll nach der Meinung einiger eine alte Gerichtsstätte sein. Der Bau bildet ein Oblongum in der Richtung von Westen nach Osten. Die Seitenwände bestehen aus großen, neben einander stehenden Granitblöcken; als Deckstein dient ein abgerundeter, in der Mitte gespaltener Granitblock, groß genug, um auf den Seitenwänden aufzuliegen. Schon die Form dieses Decksteins erhebt Protest gegen die Behauptung, der Bau sei eine Gerichtsstätte oder eine Opferstätte; denn wäre diese Behauptung zutreffend, dann müßte der Deckstein oben abgeplattet sein

Wir haben es hier einfach mit einem aufgedeckten, sog. Hünengrab oder Riesenbett zu thun. Ein Zeugnis dafür ist die wallförmige Bodenerhöhung, welche den Bau unmittelbar umgiebt. Diese ist offenbar durch die Zurückwerfung der Erde entstanden, welche einst den Hügel über dem Grabe bildete. Das Fehlen des Steinkranzes, welcher die Grabkammer eines Riesenbettes umgiebt, erklärt sich leicht. Die Steine sind entfernt und zu baulichen Zwecken verwendet worden, wie denn namentlich die Chausseebauten die Zerstörung vieler Gräber aus vorhistorischer Zeit zur Folge gehabt haben. Der dithmarsische Chronist Neocorus berichtet, daß zu seiner Zeit noch eine große Anzahl solcher Gräber auf der dithmarsischen Geest vorhanden war,[1]) und die einstige Existenz von mindestens 6 derselben in der Nähe des vorhinbeschriebenen Grabes läßt sich noch gegenwärtig, teils durch Untersuchungen, teils durch das Zeugnis alter Leute der Gegend, welche die Zerstörung mitangesehen haben, nachweisen.

In südlicher Richtung vom Kirchort Weddingstedt, etwa 10 Minuten Gehens von diesem Ort, wurde im Sommer 1884 an der Stätte eines längst zerstörten Hünengrabes eine Urne von der Größe eines Theetopfes gefunden. Sie stand

---

[1]) Vgl. Neocorus I, 262 u. 253. An der letzteren Stelle heißt es: Twischen Hemmingstede und besüden der Süderstrücke liggen Berge, sonderlich ein der högeste, dar nedden umme grote gewaldige Steene bi enander umbher, dichte an einander gesettet, aver Twiffels ahne in der olden Heydenschop sonderliche Cerimonien und Gottesdenste in dem Spatio gebruket worden. Ok wol der Hunen edder Resen Begreffniß gewesen. Werden averst nunmehr verföhret, geklovet und vorbouwet. Noch is dersulvest up de Hoye de höchste Berg, dar ein Keller upgegraven, worin befunden ein Stück edder Ende van koppern Schwerde und ein Pott mit kleinen Knaken, welchen Pott einer in Stücken geschlagen, daraver ganz unsinnig geworden und alße deßhalven andern Lüde Rathß fraget worden, hebben desulven gesecht: Were de Pott gantz gebleven, so were Rath, nu averst nicht. Man meinet, se weren up ein ander Velt getagen. R.

in einem Steingehäuse, mit einem platten Stein zugedeckt, und ist augenscheinlich aus freier Hand geformt, denn an den Wandungen waren die Eindrücke der formenden Finger deutlich erkennbar. Sie enthielt lediglich Erde. Als aber der Sand, der sich zwischen der Urne und dem Steingehäuse befand, sorgfältig in einem Siebe durchgesiebt wurde, fand man eine kleine Nadel und ein kleines Messer aus Bronze. Das Heft des letzteren krümmt sich nach oben und endigt in einen Schlangenkopf. Ein tiefer gehendes Nachgraben an der Fundstätte förderte Knochen zu Tage, so mürbe, daß sie das Anfassen nicht ertrugen, sich jedoch in der freien Luft sofort härteten. Sie zeigten nicht die geringste Spur von Verbrennung. Auf den Feldern des Kirchspiels Weddingstedt sind ferner Pfeilspitzen, ganze Pfeile, Lanzen, Keile, Messer ꝛc., aus Flintstein und Sandstein mehr oder minder sorgfältig gearbeitet, in bedeutender Anzahl gefunden worden; sie sind neben den vielen Einzelgräbern lautredende Zeugen, daß in vorgeschichtlicher Zeit diese Gegend stark besiedelt gewesen sein muß.

Der Höhenzug, an dessen nördlicher Halde das Kirchdorf Weddingstedt liegt, zeigt, wie jede Dünengegend, ein Gewirr von flachen Thälern und Thalmulden in den verschiedensten Richtungen. Er flacht sich sehr allmählich im Westen gegen die Marsch, im Osten gegen das Broklandsauthal ab, welches letztere mit größeren und kleineren Buchten und Busen in die erwähnte Abdachung hineinschneidet, die sämtlich mit Moor gefüllt sind und die bei anhaltendem Regen großenteils unter Wasser stehen, daher vielfach mit Schilf und Sumpfbinsen besetzt sind und deshalb ein Lieblingsaufenthalt der wilden Ente, namentlich der Stockente, sind. Vor einigen Jahren besuchte der Landwirt Claus Claußen aus Borgholt abends diese Gegend gleich nach einem anhaltenden Regen, um hier Enten zu jagen. Bei seiner Rückkehr glitzert ihm im Mondschein ein Haufen Flintsteinspäne entgegen. Als er näher hinzutritt, erblickt er einen großen rundgeformten Haufen derselben, alle von einem Aussehen, als ob sie mit einem Beil von einem Kernstein regelmäßig abgespalten worden wären, von der Länge eines Fußes bis zu kleinen Splittern. Er erkennt sofort, daß er hier die Werkstatt eines Handwerkers aus der sog. Steinzeit vor sich habe. Im Laufe der Zeit war der Hügel mit Moormoos überwuchert und mit einer Schicht Haidetorf bedeckt worden. Letzteren hatte man kurz vorher gelegentlich des Heidetorfstechens entfernt, und der Regen hatte darauf die Steinspäne reingespült. Auf solche Weise wurde deren Auffindung herbeigeführt. C. Claußen ging sofort nach Heide und teilte dem Justizrat Claußen seine Entdeckung mit. Beide machten sich darauf zu Wagen nach der Fundstätte auf und füllten mehrere Kisten mit den Spänen und Splittern, die der Justizrat mit nach Heide nahm.

Am folgenden Tage besuchte Verfasser die Fundstätte. Sie war kreisrund mit einem Radius von ungefähr 1 Meter. Nach C. Claußens Beschreibung bildete die Form des Haufens einen Kugelabschnitt von ziemlich gleicher Höhe mit dem Radius. Verfasser traf noch eine Menge von Steinspänen an, von welchen er einige der größten und schönsten sofort an Dr. Meyn in Ütersen

sandte. In einem in den „Itzehoer Nachrichten“ von diesem Herrn veröffentlichten Antwortschreiben auf des Verfassers Begleitbrief erklärte er die fragliche Stelle für die Werkstatt eines Handwerkers aus einer Jahrtausende in die Vergangenheit hinabreichenden Zeit, meinte aber, die übersandten Späne seien zu groß und zu schön, um für bloße Abfallstücke gehalten zu werden. Man habe sie vielmehr als vorläufig von Kernsteinen abgespaltenes Material anzusehen, welches zu weiterer Bearbeitung bestimmt gewesen sei.

In welcher Weise unser Steinmetz seine Kunstschätze verwahrte, darüber hat die Heide uns einen Wink gegeben. In der Nähe der beschriebenen Werkstatt, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß tief im Sande unter dem Heidetorf, wurden, sorgfältig zusammengelegt, 8 große Keile aus Flintstein gefunden, so fein und scharf geschliffen, daß man Papier, welches auf einem Tisch lag, so glatt damit durchschnitt, als wäre es mit einer scharf geschliffenen Scheere geschehen. Ferner wurden im angrenzenden Moor 3 eben so schön geschliffene Meißel und am Wege, gleichfalls in der Nähe der Werkstatt, wurde ein großer, vollständiger Speer gefunden; alle diese Sachen sind aus Flintstein gefertigt.[1])

2. Spuren des Aberglaubens: Zwerge, Riesen, Nachthund, Hexen, Zauberer ꝛc.

Vor 30—40 Jahren kürzte noch manche Erzählung von den „Ünnererdschen,“ den Zwergen der Vorzeit, dem Volk die langen Winterabende.[2]) Sie haben menschliche Gestalt, sind aber von zwerghaftem Wuchs, von der Länge eines Fingers bis zur Größe eines einjährigen Kindes. Sie wohnen unter der Erde an entlegenen, verborgenen Orten, z. B. in Hügeln, in der Marsch in verlassenen Wurthen. Sie erscheinen dem Menschen, entweder um ihn wegen begangener Übelthaten zu quälen, oder, falls sie seiner Dienste bedürfen, in freundlicher Weise. Leistet er ihnen diese Dienste, so sind sie dankbar und machen ihn wohlhabend oder gar reich. Sie gebieten über große Schätze und sind Leidenden und Unterdrückten gegenüber wohlthätig und mitleidig.

In vorstehender Weise sind sie dem Verfasser von alten Leuten beschrieben worden. Heutigen Tages scheinen sie in der Volksphantasie nicht mehr vorhanden zu sein. Nur eine einzige Sage, worin diese einstigen Gestalten der Volkseinbildung vorkommen, habe ich, aber nicht in der Gemeinde Weddingstedt, sondern an der Hohner Fähre vorgefunden: Einst, vor sehr langer Zeit, erschien eine Schar Unterirdischer auf dem Deich an der Hohner Fähre am linksseitigen Eiderufer und zog die Glocke, um den Fährmann zum Übersetzen herbeizurufen.

---

[1]) Justizrat Claußen hat in den „Itzehoer Nachrichten“ (Nr. 118, Jahrgang 1871) unter der Überschrift: „Die Steinabfälle bei Weddingstedt“ über die oben besprochene Fundstätte berichtet; er erklärt sie ebenfalls für eine „Werkstätte“ und fügt hinzu: „In den nicht weit von der Fundstätte belegenen Borgholzer und Weddinghusener Feldmarken findet man überaus häufig zerstreut Steinspäne, welche Spuren weiterer Bearbeitungen an sich tragen.“ R.

[2]) Die in Müllenhoffs Sagen und Märchen enthaltene Sage von Unterirdischen in der Steller Burg hat Verfasser nicht mehr vorgefunden.

Wegen der großen Anzahl mußte der Prahm zur Überfahrt verwendet werden. Zuerst wurde der König mit seinem Hofstaat übergesetzt. Auf dessen Anordnung setzte der Fährmann seinen Hut am rechtsseitigen Eiderufer nieder, und der König ließ sein Volk sowie es den Prahm verließ, am Hut vorübergehen. Jeder mußte in denselben eine Geldmünze als Fährgeld werfen. Als alle übergesetzt waren, war der Hut so schwer, daß der Fährmann ihn kaum tragen konnte. Jedenfalls deutet die Sage auf eine Wanderung der Unterirdischen vom Süden nach dem Norden hin.[1])

Daß in der Volksphantasie die Vorstellung von Riesen, wenigstens in der untersten Bevölkerungsschicht noch fortlebt, beweisen der vorhererwähnte „Steenabnd" am Wege von Weddingstedt nach Ostrohe und das weiße Moor an der Grenze gegen Neuenkirchen. Beide haben ihren riesenhaften Bewohner. Diese führen im Volksmund die Namen „Steenabndkerl" und „Moorkerl." Sie äffen und ängstigen, namentlich in dunklen, stürmischen Nächten die Passanten, werfen sie auch wohl nieder und besudeln sie mit Schmutz. Von ihrem Dasein zeugen folgende Erzählungen, wovon der Verfasser die letzte von dem dabei Beteiligten selbst vernommen hat.

Zwei Männer gingen Abends von der Aubrücke nach Weddingstedt am „Steenabnd" vorüber. Es war so dunkel, daß sie Weg und Fußsteig kaum erkennen konnten. Vor ihnen her schritt ein riesig großer Mann, von dem sie annahmen, daß er gleichfalls das Dorf Weddingstedt zum Ziel seiner Wanderung habe, weswegen sie strebten, ihn einzuholen. Plötzlich verschwand die Erscheinung, und nun erst merkten sie, daß sie nicht mehr sich zwischen den Wallfriedigungen des richtigen Weges, sondern zwischen Gräben befanden. Sie wanderten die ganze Nacht umher, ohne sich zurechtfinden zu können; als der Morgen graute, erkannten sie die Weddingstedter Wiesen und erreichten bald das Dorf. Wer anders konnte sie, die hier doch fast jeden Stein und jeden Busch am Wege kannten, geäfft haben, als der „Steenabndkerl!"

Ein Schneider, ein kleines, aber mutiges Männchen, passierte abends spät das weiße Moor, um nach Neuenkirchen zu gehen, kam aber am nächsten Morgen, nachdem er die ganze Nacht umhergeirrt, über Stelle in Weddingstedt wieder an, gänzlich durchnäßt und mit Moorschlamm besudelt. Er erzählte, der „Moorkerl" habe ihn vom hohen Rand des Moors in die unten befindlichen Moorkuhlen gestoßen. Mehrmals wäre er wieder hinaufgeklettert, aber, kaum oben angelangt, immer wieder hinuntergestoßen worden. Hierauf habe er unten nach einem der Wege gesucht, die vom weißen Moor nach den umliegenden Dorfschaften führen, und so sei er nach Stelle gelangt. Wer hätte nach solcher Erfahrung noch das Dasein des „Moorkerls" bezweifeln können!

Die soeben vorgeführten beiden Spuckgestalten mögen allerdings ihrem Ursprunge nach schwer nachzuweisen sein. Dasselbe mag vom „Nachthund"

[1]) Vgl. das vorhin angeführte Wort des H. Detlefs (Neoc. I, 253): „Men meinet, se weren up ein ander Velt getagen." Im übrigen ist es von Interesse, die betreffenden Abschnitte in Müllenhoffs Sagen und Märchen zu vergleichen. R.

gelten, welcher, jetzt verschwunden, noch vor 30—40 Jahren im Dorf Weddingstedt nächtlichen Spuck trieb. Er wurde dem Verfasser als ein kohlenschwarzer Hund von der Größe eines halbjährigen Kalbes beschrieben, mit heraushängender, blutroter Zunge. Um die Mitternachtsstunde durchstreifte er das Dorf, verfolgte verspätete Dörfler bis an ihre Wohnungen und trieb auswärts beheimatete Wanderer zum Dorfe hinaus.

Vor mehr als 40 Jahren begann das Volk bereits, diesen Aberglauben zu verhöhnen, wie aus folgender Erzählung hervorgeht.

Einige Bauern kehren spät vom Sonnabendmarkt aus Heide heim und sprechen zum Schluß noch in einer Dorfschenke vor. Hier leihen sie vom Wirt ein Pferdeleitseil, woran sie ein von ihnen gekauftes schwarzes Kalb befestigen. Mit diesem begeben sie sich vor das Haus eines Mannes, der nicht im Rufe bedeutender Intelligenz steht. Die Hausbewohner liegen bereits in tiefem Schlaf. Unsere Bauern lagern sich unter dem Stubenfenster und lassen das Kalb im hellen Mondschein am Leitseil auf der Straße umherspringen. Sie klopfen ans Fenster. Der Mann erwacht und sieht das schwarze Kalb. Er ruft seiner Frau zu: „Fru! Kiek mal! De Nachhund!" Der gescheuten Frau ist indes die Situation sofort klar. Rasch steht sie auf, ergreift ein Gefäß und entleert es aus dem Fenster auf die darunter Liegenden, die an dieser Lektion genug haben und schnell sich davon machen.

Ein jetzt gleichfalls verschwundener Spuk an der Kirchspielsgrenze gegen Heide hat in der Teilungs- und Leidensgeschichte des Landes seinen Ursprung. In stürmischen Herbst- und Frühlingsnächten gingen dort, wie man noch vor 30 Jahren erzählen hören konnte, „spukende Landmesser" um, die mit einander streitend riefen: „Hier is de Schähl!" — „Nä! hier is de Schähl!"[1])

Es ist ebenfalls nicht sehr lange her, daß „Niß Puk" hier noch sein Wesen trieb. Man betrat in der Nacht nicht gerne gewisse Räume des Hauses, zum Beispiel den Hausboden, den Stall, weil er hier nächtlichen Umgang hielt und nicht gerne gestört sein wollte. Bei Schmausereien im Hause, überhaupt bei festlichen Gelegenheiten wurde ihm sein Anteil von der Festmahlzeit auf den Hausboden gesetzt, wo dann Katzen, Ratten und Mäuse nicht ermangelten, das dargebotene Opfer zu verzehren. Er war zwar launenhaft und leicht erzürnt, in welchem Fall er sich durch allerlei Schabernack rächte, aber doch auch gutmütig und brachte, wenn er seiner Würde gemäß behandelt wurde, dem Hause Segen und Wohlstand.

Ganz entschieden bösartig ist die „Nachtmähre," ein weibliches Wesen. Sie hat die Gestalt eines rauh behaarten Tiers, treibt nur in der Nacht ihr

---

[1]) Klaus Groth, Quickborn S. 205:

De Landvermeter mit de Eel
Röppt Nacht för Nacht: „Hier is de Scheel!"
He hett Ditmarschen do vermeten,
As Land und Friheit wärn toreten,
Und alle Jahr vun Ort to Ort
Geiht he en lütten Hahntritt fort.

Wesen und quält Menschen und Tiere. Es öffnen sich ihr geräuschlos alle Thüren, auch wenn sie verschlossen sind, und schließen sich wieder hinter ihr. Nicht alle, nur bestimmte Personen und Tiere sind ihren Anfällen ausgesetzt. Sie kommt zur Thür herein, steigt zu den schlafenden Menschen ins Bett, geht zu den Rindern und Pferden auf den Stall und wälzt sich auf ihr Opfer als schwere Last, daß es ächzt und jammert. Ruft man den also gequälten Menschen mit seinem Namen, so entweicht die Nachtmähre, steigt auf den Hausboden und verläßt das Haus durch den Eulengiebel. Rinder, deren Schwanzhaare, Pferde, deren Mähne verwirrt und verfilzt erscheinen, sind von der Nachtmähre gequält. Menschen können sie dadurch von sich abhalten, daß sie, nachdem sie zu Bett gegangen sind, die Pantoffeln mit den Hacken gegen das Bett gewandt hinstellen.

Als Verfasser vor reichlich 40 Jahren sich in Weddingstedt niederließ, fand er daselbst an 2 oder 3 Stellen noch Kalbsköpfe im Eulengiebel, natürlich ganz vertrocknet und verräuchert. Das Resultat seiner Erkundigungen war folgendes: Es kommt vor, daß eine bäuerliche Wirtschaft das Unglück hat, keine Kälber aufziehen zu können; sie sterben bald nach der Geburt. Um aus dieser Not herauszukommen, hieb man einem lebendigen gesunden Kalb den Kopf ab und steckte diesen in den Eulengiebel. Fortan, so sagten die Alten, sei das Übel gehoben und man könne wieder Kälber aufziehen.

Sicherlich ist dieser Gebrauch lange, vielleicht Jahrhunderte hindurch, vollzogen worden. Verfasser hält ihn für ein Sühnopfer, den Hausgeistern, wozu auch der vorher erwähnte „Niß Puk“ gehört haben mag, dargebracht, deren Einwirkung man das erwähnte Unglück zuschrieb.

Erst in jüngster Zeit erfuhr ich, daß man vor mehreren Jahren auf einem Hofe in einem in der Nähe von Weddingstedt belegenen Dorfe ein neugebornes, gesundes Kalb lebendig begraben habe, um aus der beschriebenen Not herauszukommen. Weil damals, als dieses geschah, ein Mecklenburger diesen Hof bewohnte, so schöpfte ich anfänglich den Verdacht, das beschriebene Verfahren stamme aus Mecklenburg und erkläre sich daraus die Verschiedenheit der Form der Opferung. Nähere Erkundigung ergab indessen, daß der betreffende Rat von einem alten Weibe des Dorfs gegeben worden, der Gebrauch mithin auch hier einheimisch sei. In beiden Fällen ist aber das Objekt des Opfers dasselbe, nur die Form der Darbringung ist verschieden.

Jetzt kommt dieser barbarische Gebrauch nicht mehr vor, dagegen trifft man noch gegenwärtig auf Tagewählerei und Glauben an gute und böse Zeichen. Man soll keinen Dienst am Montag antreten, kein wichtiges, neues Geschäft an diesem Tage beginnen. Nägel und Haare muß man Freitags schneiden. Begegnet einem beim Ausgehen zuerst ein altes Weib, oder muß man, wenn man etwas vergessen hat, umkehren, so ist es besser, man verschiebt den Ausgang, denn der Zweck desselben wird vereitelt werden. Ist dagegen die erste Begegnung beim Ausgang ein junges Mädchen, so bedeutet solches Glück. Nächtliches Hundegeheul bedeutet einen Todesfall im Dorf. Das Gepfeif eines gewissen

kleinen Vogels vor einem Hause kündigt den baldigen Tod eines Hausbewohners an. Der Vogel wird deshalb „Totenvogel" genannt.

Es gab hier noch vor einigen Jahren Leute, die „alles sehen" konnten. Einen künftigen Leichenzug oder Hochzeitszug sahen sie nächtlicherweile vorher und konnten ihn genau beschreiben. Eine geheime, unwiderstehliche Gewalt trieb sie in der Nacht hinaus, um solche Züge zu suchen, und sie mußten zu diesem Zwecke oft weite Wanderungen unternehmen, das Wetter mochte noch so rauh und unfreundlich sein. Dieses Vorhersehen ist indessen eine Eigenschaft, die nur sehr wenig Leute haben. Andere, die sie begleiten, können nichts sehen. Zwei Leute, so wurde erzählt, gingen in der Nacht längs einem Wege. Einer von ihnen, der „alles sehen" konnte, sah im Vorspuk einen Leichenzug den Wanderern entgegenkommen und ging zur Seite, rief auch seinem Begleiter zu, er möge zur Seite gehen. Dieser folgte dem guten Ratgeber nicht. Er meinte vielmehr, auf der Mitte des Weges gehe man bequemer. Da sah denn der andere, wie sein Begleiter unter den spukhaften Zug geriet, von Pferden und Menschen hierhin und dorthin gestoßen und geschoben wurde, mehrmals zur Erde fiel und endlich zur Seite des Wegs gelangte, wo er ruhig fortgehen konnte. Sein Begleiter wurde vergeblich von ihm gefragt, ob er nicht die Ursache des Umherstolperns bemerkt habe. Erst am folgenden Tage klärte er ihn darüber auf, denn ein solcher „alles Sehender" darf im Moment des Sehens bei Vermeidung schweren Nachteils nichts verraten.

Diese Gabe des Vorgesichts kann angeboren, aber auch überkommen sein. Tritt ein Nichtsehender einem Sehenden im Moment der Erscheinung des Vorgesichts auf die Hacken und schaut ihm über die linke Schulter, so sieht er zum ersten Male den Vorspuk und fortan haftet diese Eigenschaft des „Sehens" auf ihm, der andere aber ist von da an von demselben frei.

Auch gewisse „Handstöcke," die unvernichtbar und unverlierbar sind und in der Familie auf den Erstgeborenen durch Erbschaft übergehen, verleihen diese Eigenschaft. Man mag sie wegwerfen, verschenken, verbrennen, zerhauen, immer stehen sie unversehrt am Abend wieder im Hause ihres Eigentümers, dem sie angeerbt sind, an einer bestimmten Stelle, und wenn nächtlicher Weile denselben die vorhin erwähnte, unwiderstehliche Gewalt zum Schauen eines Vorspuks forttreibt, so muß er den Zauberstab ergreifen und seine Wanderung antreten. [1])

Wie der Erbstock, so hatte auch das Erbsilber eine Bedeutung; wenn Hexen sich in Katzen verwandelt hatten, dann waren solche Katzen für gewöhnliche Waffen unverwundbar, nur mittels Silber, welches man geerbt hat — „Arvsülwer"

---

[1]) Groth, Quickborn S. 145 f.:

In't Uhrgehüs' dar stunn de Stock mank Eck und spansche Rohr,
Un wenn he mell, so muß he fort, wull öwer Haid un Moor.
He steek em in en depen Grof, he smet em in en Bek,
He kem to Hus — do wehr he doch in't Uhrgehüs' in Eck.
He brok em twei, he hau em kleen in lutter Grus un Mus,
Doch jümmer wehr he wedder dar in Eck in't Klockenhus u. s. w.

— können sie, wenn man solches als Geschoß verwendet, verwundet oder getötet werden, und in einem solchen Fall wird die betreffende Hexe gleich nachher in ihrem Bette verwundet oder tot vorgefunden. Von den mancherlei Hexen- und Zaubergeschichten, die dem Verfasser erzählt worden sind, mag als Beispiel eine hier ihren Platz finden. Mein Amtsvorweser war ein gutmütiger, jovialer Mann, der gerne die Nachbarn auf ein Plauderstündchen besuchte. Sein Nachbar gegenüber hatte im Sommer vorher wegen anhaltenden Regens nasses Heu eingeborgen. Nun wollte sein Stallvieh nicht gedeihen und manches Stück starb. Indessen nasses Heu hatte er manchmal auch früher verfüttert, ohne daß ihm dadurch Vieh umgekommen war. Er suchte daher den Grund dafür auch nicht im nassen Heu, sondern in der Einwirkung ihm feindlicher Hexen oder Zauberer. Eine kluge Frau gab ihm auch bereitwillig das Mittel an, welches unfehlbar zur Entdeckung der Hexe oder des Zauberes führen werde. Abends spät wurden alle Fenster mit leinenen Tüchern verhängt, und das ganze Haus ward sorgfältig verschlossen. Jede verhängte und verschlossene Öffnung wurde mit einem hölzernen Kreuz versehen, selbst der Eulengiebel. Schornstein hatte das Haus nicht. Das Kreuz hält nämlich unfehlbar Hexen und Zauberer vom Eindringen ab. So gerüstet erwartet man den Morgen, denn ganz sicher wird die Hexe oder der Zauberer, von welchem das Unglück herrührt, anklopfen und Einlaß begehren.

Als mein Amtsvorweser am Morgen aus seiner Hausthür heraustritt, sieht er zu seinem Erstaunen beim Nachbar alle Fenster verhängt. Er fragt sich besorgt: „Ist in der Familie jemand in der Nacht gestorben?" — denn in solchem Fall schreibt die Sitte vor, daß sofort die Fenster verhängt werden. Er eilt hinüber, findet die Thür verschlossen, klopft an und — ist in den Augen des Nachbars fortan ein gefährlicher Zauberer, der ängstlich gemieden wird.

Der Glaube an Hexen und Zauberer findet sich überall auf Erden, wo Menschen wohnen, und es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß ein bestimmter Grad von Bildung ihn ganz zu tilgen oder vor ihm zu schützen vermöge. Dieser kann ihn höchstens bezüglich seiner Äußerungen modifizieren, aber nicht ausrotten. Finden wir doch in allen Kulturperioden Männer, von denen sich nicht leugnen läßt, daß sie hinsichtlich der Bildung sehr hoch standen und dennoch nicht frei von Aberglauben waren. Denken wir nur an Voltaire oder an Napoleon Bonaparte. Wie wollen wir denn erwarten oder gar fordern, daß die große Masse frei sein soll von solchem Aberglauben? Jedenfalls aber hat hier der Ausspruch seine volle Berechtigung: „Nur wer den wahren, lebendigen Gott fürchtet, sich ihm mit seinem ganzen Wesen und Dasein zu eigen giebt, hat nichts Anderes zu fürchten."

Alte Sitten und Gebräuche.

Zu den Zeugen einer längstverflossenen Zeit gehören auch die alten Sitten und Gebräuche, welche sich zum Teil noch bis in unsere Tage hinein erhalten haben.

Zunächst tritt uns hier das noch immer in Übung befindliche „Fastnachts-Umschwieren" [1]) entgegen, welches auf der ganzen dithmarsischen Geest verbreitet ist. Schon am Freitag beginnt die Zurüstung dazu; die Bäcker im Dorf backen Heißwecken von verschiedener Größe und Beschaffenheit und hausieren damit im Dorf; außerdem werden bedeutende Mengen von diesem Gebäck aus Heide importiert. Am Sonnabend vor Fastnacht versieht sich jeder Hausvater mit einem Gebinde, welches mindestens 5 Kannen — „en Fiefkannsholt" —, also über 10 Liter Branntwein enthält. Am Abend desselben Tages versammeln sich die Männer und die Kinder in den Häusern derjenigen, welche mit „Heißwecken" vorher hausiert und dabei zum Spiel um dieselben eingeladen haben, um hierin ihr Glück zu versuchen. Die Männer spielen mit Karten, die Kinder mit einer Drehscheibe.

Indessen rüstet die Hausfrau daheim den Kaffeetisch. Gegen Mitternacht kehrt alles heim, und nun werden die mitgebrachten Heißwecken zum Kaffee verzehrt. Hierauf zieht man wieder aus auf neuen Gewinn. Die Hausfrau, welche daheim bleibt, hat die Hauskatze auf dem Arm und wirft sie den Abziehenden nach: das bringt Glück im Spiel.

Vor der Einverleibung der Elbherzogtümer in Preußen hatten noch außer den ständigen Wirten manche andere Dorfbewohner eine provisorische Wirtschaft etabliert, die nur während dieser Nacht dauerte. In allen diesen Wirtschaften wurde um Heißwecken gespielt, und es galt als Ehrensache, sie nach und nach alle zu besuchen. Gegenwärtig beschränkt sich das gedachte Spiel lediglich auf die ständigen Wirtschaften.

Am folgenden Sonntag feiern die jungen Leute des Dorfs ein Tanzfest, welches am Nachmittag beginnt und meistens bis zum nächsten Morgen dauert; das Lokal ist nicht immer ein Wirtshaus. In einigen Dörfern, z. B. in Wiemerstedt, ist es ein Bauernhaus, und es ist Sitte, daß die Bauern in einer bestimmten Reihenfolge ihr Haus zu dieser Lustbarkeit hergeben. Der Montagvormittag wird von der Tanzgesellschaft verschlafen. Am Nachmittag zieht sie von Haus zu Haus. In jedem Hause wird getanzt und Branntwein getrunken. Das dauert bis zum nächsten Morgen. Am Dienstagnachmittag zieht die verheiratete Dorfbewohnerschaft in gleicher Weise durch's Dorf, und in früherer Zeit schloß am Mittwoch die Fastnachtslustbarkeit mit einem Schmaus, bestehend aus Wurst, Schinken, Schweinskopf und Weißbrod, natürlich auch Branntwein, womit sämtliche Verheiratete zu bewirten der zur Reihe stehende Bauer verpflichtet war, denn diese Bewirtung hatte auch ihren Reihengang im Dorf, und der für das laufende Jahr dazu verpflichtete Bauer rüstete sich schon beim Einschlachten darauf. Die beschriebene Schmauserei ist indessen in den meisten Dörfern in Abgang gekommen. Das „Umschwieren" jedoch, wie der Volksmund das beschriebene Umherziehen im Dorf nennt, beschränkt sich selten mehr auf Montag und Dienstag der ersten Fastenwoche. Es wird meistens bis zum

---

[1]) Über Fastnachtsbräuche zu vergl. Jahrb. V, 187. VI, 396.

Schluß derselben ununterbrochen fortgesetzt. Erst der Sonnabendmarkt in Heide führt das Ende des Trubels herbei.

Gegen das Spielen um Heißwecken und die hie und da noch vorkommende Schmauserei wird wohl kaum von irgend einer Seite her in ernster Weise etwas einzuwenden sein, aber das tagelang dauernde „Umschwieren" und Branntweintrinken ist ohne Zweifel als eine Unsitte zu bezeichnen.

Der Volksbrauch, welcher hiernächst der Gegenstand unserer Betrachtung sein wird, entstammt wohl noch dem alten Asenglauben, wenn er gleich nur noch einem Schatten gleicht, den das religiöse Leben unserer Vorfahren durch Jahrtausende hindurch noch jetzt auf das Leben und Treiben unserer Landbevölkerung wirft. Wir finden ihn nicht nur in den einstigen Stammsitzen der Sachsen, sondern gleichfalls unter Friesen und Jüten, wenn auch die Form nicht überall die gleiche und der Zeitpunkt seiner Ausübung an verschiedenen Orten ein verschiedener ist. Es ist das „Bekenbrennen." Am Abend des letzten Apriltages, „Maiabend" genannt, suchen Kinder und unverheiratete junge Leute von den Hausvätern möglichst viel Stroh zu erhalten. Dieses wird an verschiedenen Orten im freien Felde in Haufen aufgeschichtet und in Brand gesteckt. Man steckt auch wohl ein Bund Stroh auf eine Heugabel, zündet es an und läuft damit umher, bis es verbrannt ist. Früher verübten die jungen Leute bei dieser Gelegenheit allerlei Unfug. Fand man z. B. draußen bei einem Hause einen Strohdiemen, so wurde die Zeit abgewartet, bis der Eigentümer zu Bett gegangen und alles ruhig war. Nun zog man einen Wagen herbei, lud ihn voll Stroh und begab sich mit ihm ins Feld, wo dann das Stroh verbrannt wurde. Den Wagen ließ man im Felde stehen und vergnügte sich nächsten Tages daran, wenn der Besitzer seinen Wagen suchte und heimholte.

In Herzhorn, dem Aufenthaltsort des Verfassers vom Neujahr 1885 bis Ende April 1886, wo die Bauart vieler Häuser, namentlich der alten, dafür zeugt, daß der Grundstock der Bewohnerschaft sächsischen Ursprungs ist, wird das Bekenbrennen am Abend vor Ostern ausgeführt. Man verwendet dazu vorzugsweise Torf und trockene Baumzweige.

Aus der Festgabe für die Mitglieder der 11. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte vom Grafen Reventlow-Farve und Warnstedt erlaubt Verfasser sich, das S. 57 f. über das Bekenbrennen auf Sylt Gesagte zu zitieren: „Auch werden am Abend vor dem Petri-Tage auf Hügeln Feuer, welche „Biken" genannt werden, angezündet. Die unverheirateten jungen Leute und die Kinder sammeln sich um das Feuer und machen viel Halloh dabei. Früher soll man um das Feuer herumgetanzt oder gesprungen und dabei gerufen haben: „Wod'nke, tjere." Wod'nke ist Diminutiv von Wodan, tjere entspricht dem hochdeutschen Wort „zehre."

Hier haben wir also ein Zeugnis dafür, daß das „Bekenbrennen" unserer Tage ein Schatten ist, den der Wodansdienst uralter Zeit noch in unser heutiges Volksleben hineinwirft.

Von Ostern 1841 bis Ostern 1842 war Verfasser Hauslehrer auf Ravns-

bjerg, einem Bauerhof, 1/2 Stunde westlich von Christiansfeld belegen. Vom hochgelegenen Wohngebäude reichte die Aussicht gegen Osten bis über den kleinen Belt nach Fühnen hinüber. In der Johannisnacht sahen wir von hier aus rings umher, auch auf Fühnen, Feuer aufflammen, also auch hier das Bekenbrennen.

Gleichfalls weit verbreitet ist ein Unfug, den junge Leute in der Johannisnacht noch vor einigen Jahren auch in Weddingstedt auszuüben pflegten, wenngleich der Zeitdunkt wiederum nicht überall als der gleiche erscheint. Man schleppte allerlei Sachen und Geräte, welche man heimlich aus den Häusern und von den Hofstellen entwendete: Thüren, Wagen, Schaufeln, Spaten, Bretter, Buschholz, Latten ꝛc., zusammen und türmte sie im Haufen wirr durcheinander. Am folgenden Tage ergötzten sich die Thäter daran, wenn sich die Eigentümer der Sachen im Suchen und Heimtragen derselben abmühten. Das war aber nur die gewöhnliche Weise der Ausübung dieses Unfugs. Daß erfinderische Köpfe ihn zu einer für die Betreffenden empfindlichen Höhe zu steigern verstanden, zeigen folgende Beispiele: Dem Nachbarn des Verfassers hatte man eine ziemlich starke Esche, die abgehauen auf der Hofstelle noch mit ganzer Krone lag, von oben her in den Schornstein gesteckt. Um sie wieder herauszuschaffen, mußte der Schornstein, soweit er das Dach überragte, abgetragen werden. Einem anderen Mann hatte man einen Ackerwagen stückweise auf die First des Hauses geschafft, hier ordnungsmäßig zusammengesetzt und regelrecht mit Dünger, der wahrscheinlich in Säcken hinaufgetragen war, beladen.

Einen besonderen Namen, wie z. B. auf Föhr, führte dieser Unfug hier nicht. In der vorher erwähnten „Festgabe ꝛc." liest man S. 61 folgendes: „Das „Thamsen," ein privilegierter Unfug in der St. Thomas-Nacht,[1]) wo die jungen Leute allerlei Gegenstände fortschleppen und zu einem Haufen auftürmen, fällt jetzt nur noch selten vor."

L u s t i g e H o c h z e i t: Würdiger in ihrer Erscheinung, aber schwer nachweisbar rücksichtlich der Zeit ihrer Entstehung, tritt die nunmehr zu beschreibende „lustige Hochzeit" auf, die, einst häufiger vorkommend, jetzt immer seltener wird, was schon daraus hervorgeht, daß Verfasser in den 44 Jahren seines Aufenthalts in Weddingstedt nur 3 „lustige Hochzeiten" erlebt hat.

Die Zurüstungen dazu beginnen lange vorher. Mindestens 1 Rind und 2 Schweine werden dazu gemästet, denn die Anzahl der dazu geladenen Gäste beläuft sich auf 300 bis 400. Nachdem der Termin zur Feier im Familienrat festgesetzt ist, werden von einem Schreibkundigen, meistens vom Lehrer des Orts, die schriftlichen Einladungen dazu angefertigt und abgesendet, jedoch nur an Auswärtige, worin die Betreffenden nebenbei auch ersucht werden, mit „Eßlöffel und Besteck" gefälligst selbst sich zu versehen.

Acht bis vierzehn Tage vor der Hochzeit werden durch einen reitenden Boten, der samt seinem Pferde von den Dorfmädchen mit buntem Papier und grellfarbigen Bändern geschmückt worden ist, nicht nur die Bewohner des Orts,

[1]) Vom 20. auf den 21. Dezember.

sondern auch die in den zunächst liegenden Dörfern, in zierlichen plattdeutschen Reimen, welche dazu vom Ortslehrer meistens eigens verfaßt wurden, feierlich zur Hochzeit eingeladen.[1])

Der Bote steigt dabei nicht vom Pferde. Im gestreckten Galopp reitet er zur „großen Thür,“ welche unmittelbar auf die Dreschtenne führt, und welche er in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, überall offen findet, hinein, bis vor die Thür des „Pesels,“ wo er von der gesamten Hausbewohnerschaft empfangen wird. Hat er seinen Reim gesprochen, so empfängt er einen Trunk nebst Kuchen, wendet sein Roß und galoppiert weiter.

Indessen sind die vom Brautpaar geladenen „Schaffer“ und „Schafferinnen“ unter Leitung eines „Oberschaffers,“ welcher immer ein gesetzter und erfahrener, älterer Mann sein muß, mindestens 6, oft 8 bis 12 an der Zahl, beschäftigt, das Hochzeitshaus zum bevorstehenden Fest würdig und stattlich herzurichten. Die Dreschtenne wird zum Saal umgewandelt; an dessen Wänden werden große leinene Laken oder, je nach der Jahreszeit, belaubte Baumzweige, Kränze und bunte Bänder angebracht. Der „Oberschaffer“ ist Zeremonienmeister und leitet das ganze Fest. Unter seiner Aufsicht wird von den „Schafferinnen“ gebacken, gekocht und gebraten. Zuweilen besorgt dieses indessen eine eigens dazu berufene Köchin, „de Kößkäksch,“[2]) welche denn auch die Braut zu schmücken hat. Der Hauptschmuck der Braut besteht aus einer hut- oder vielmehr turbanförmigen „Krone“ und einem Kranze.

Kommt die Braut von auswärts, so ist am Tage vor der Hochzeit „Inschuw.“[3]) Eine Reihe von Wagen fährt am frühen Morgen zum Dorf hinaus.

---

[1]) Im „Urdsbrunnen“ Band VI, S. 83 f. ist eine Bauernhochzeit auf der norderdithmarscher Geest beschrieben und unter anderm der Wortlaut einer solcher gereimten Einladung mitgeteilt:

Heinke Hinners un ehr Brüdigam, de schickt na ole Wies' mi an,
Ehr guden Frün'n von Neeg un Feern to ehre Köst to inviteer'n.
Un wiel Se to de Frün'n mit hört, so bin ick ock bi Se inkehrt,
Vun Brut un Brüdigam to gröten, ock ehre Hochtied to besöken.
Noch ehr wi ut den Winter kamt, den söften in de ander Mand,
Den is dat leeve Hochtiedsfest, dat ward en Leb'n, as nümmer west.
Denn dat is just de beste Tied för junge un för ole Lüd:
För de Jung'n, dar is dat ni to hitt, dat de bi'n Dans so sweten mütt;
För de Ol'n, dat de dat Dansen lehrt un ock ni kriegt son kole Föt.
Darto is de Winterarbeit dahn, darum lat uns all to Hochtied gahn.
Denn dat ward ja en Doppelfest, as kum noch jemals fröher west.
Doch bald har ick noch wat vergäten: de op de Hochtied will wat ät'n,
De sorg för'n guden Läpel sülm, un lat sick ock op Kart vertell'n,
Dat to dat Fleesch en Gawel hört un ock en Meß, dat gut transcheert.

R.

[2]) „Köß,“ das ö kurz gesprochen, gleich Gastmahl. Wir finden es wieder in „Brakköß,“ ein Mahl für die beim Flachsbrechen Beschäftigten, „Swinsköß,“ ein Mahl beim Schweineschlachten, „Saatköß“ u. s. w.

[3]) „Inschuw“ gleich „Einschub,“ nämlich der bräutlichen Aussteuer in die Wohnung des Bräutigams. Neocorus beschreibt es ausführlicher I, 110; er nennt es aber „Uhtschuve.“

Reiseziel ist die Wohnung der Braut. Sie kehren am Abend mit der Braut und deren Aussteuer zurück; die Braut mit 2 Beisitzerinnen, verheirateten Frauen aus der Verwandtschaft der Braut und des Bräutigams, fährt auf dem ersten Wagen im vollen, tollen Jagen ins Dorf und durch die „große Thür" ins Hochzeitshaus hinein, während ringsum von den Dorfsleuten Flintenschüsse abgefeuert werden. Einige starke Männer fallen sofort den heranstürmenden Pferden in die Zügel und bringen sie zum Stehen. Fuhrmann ist der Bruder oder sonst ein naher Verwandter der Braut. Nicht immer hat diese tolle Fahrt einen glücklichen Verlauf. Umwerfen des Wagens und mehr oder minder erhebliche Verletzung der Insassen desselben ist oft genug vorgekommen.

Die Braut wird von den anwesenden, eigens dazu geladenen Frauen in Empfang genommen und in die Stube geführt, wo sie in einer Ecke neben einem Schrank, „de Hörn," Platz nimmt.

Der nächste Wagen bringt das Brautbett, dessen sich der Bräutigam sofort bemächtigt und es in die Stube trägt, während die anwesenden Frauen es ihm zu entreißen suchen. Gelänge ihnen dies, so wäre das für die Ehe des Brautpaars ein Unglück bedeutendes Zeichen. Es wird daher dafür gesorgt, daß der Bräutigam in diesem Scheinkampf Sieger bleibt.[1]) Nach und nach langen die übrigen Wagen mit der Aussteuer an. Die „Schaffer" nehmen die Sachen in Empfang und bringen sie an die im voraus dafür bestimmten Plätze.

Nun geht's zu Tisch, der mittlerweile zur Mahlzeit gerüstet ist. Gewöhnlich besteht diese aus frischer Rindersuppe mit bunten, d. h. mit Korinthen vermengten Klößen aus Weizenmehl und aus Kartoffeln mit Fleisch. Nach aufgehobener Tafel wird Kaffee getrunken. Damit ist der „Inschuw" beendigt.

Am folgenden Morgen ziehen 3 bis 400 Hochzeitsgäste ins Dorf. Sie quartieren sich bei irgend einem Bekannten im Dorfe ein, der auf diese Weise in die Lage kommen kann, gegen 50 Gäste zu bekommen. Hier werden die Angekommenen zunächst mit Kaffee und Backwerk bewirtet und gehen gegen 11 Uhr vormittags in die Kirche. Gleich darauf naht auch der unterwegs überall mit Flintenschüssen begrüßte Brautzug. Voran zieht ein Musikkorps. Diesem folgt Hand in Hand das Brautpaar. Die Braut geht rechts, der Bräutigam links. Es folgen die beiderseitigen Väter, in Ermangelung derselben die nächsten Verwandten. Dann folgen die Brautjungfern und die Beisitzerinnen, gleichfalls

---

[1]) Wie der Bräutigam in Dithmarschen um das Brautbett, so mußte er in Nordfriesland um die Braut erst einen Kampf bestehen: War man bei dem Hause der Braut angekommen, wurde zunächst der Einlaß verweigert. Nach längerem Harren wurde endlich die Thür geöffnet, aber nicht von der Braut, sondern von einer alten schmutzigen Köchin, die mit verstellter Verwunderung fragte: „Was wollt ihr vielen Leute hier?" Der Vormann antwortet: „Wir haben hier eine Braut abzuholen!" Die Alte erwiedert: „Was? Ihr seid gewiß zum besten gehalten worden; hier ist keine Braut für euch!" Damit schlägt sie ihnen die Thür vor der Nase zu. Nach weiteren vergeblichen Versuchen, ins Haus zu gelangen, bequemt sich endlich der Hauswirt dazu, die ganze Gesellschaft hereinzulassen. Chr. Jensen. — Eine ähnliche Sitte besteht bei den Weißrussen (Urdsbrunnen II, 116.) R.

nächste Verwandte des Brautpaars. Nachdem die Trauung vollzogen, verlassen Braut und Bräutigam zuerst die Kirche, an der Thür mit Musik empfangen. Nunmehr geht aber die junge Frau links, der junge Ehemann rechts. Die übrigen Mitglieder des eigentlichen Brautzugs folgen in der Ordnung, wie sie gekommen sind, und ihnen schließen sich die übrigen Hochzeitsgäste an. Den an der Kirchthür harrenden Armen wird, namentlich von der Braut, ein reichliches Almosen gespendet. Der ganze Zug, wiederum auf dem ganzen Wege mit Flintenschüssen begrüßt, begiebt sich ins Hochzeitshaus. Sofort nimmt man Platz am Tisch. Oben, vor dem Ende, sitzt das junge Paar, rechts der junge Ehemann, links die junge Frau, ihr zur Linken der Pastor. Zunächst folgen nun die Verwandten, sowohl rechts vom jungen Ehemann, als links vom Pastor, hierauf die übrigen Gäste nach eigener Wahl. Sobald einige Ruhe eingetreten ist, spricht der Pastor das Tischgebet und die Mahlzeit beginnt.

„Schaffer" und „Schafferinnen," angethan mit blendend weißen Schürzen, tragen auf, zunächst Weinsuppe, die draußen im Freien in großen kupfernen Kesseln gekocht worden. Sobald ein solcher Kessel geleert ist, legt man ihn draußen auf die Seite, und die Dorfjugend kriecht hinein, um ihn auszulecken, wobei die sich drängenden Kinder regelmäßig mit der breiigen Masse über und über besudelt werden. Das gehört mit zu den Hochzeitsfreuden. Die Ortsarmen haben sich mit Töpfen eingefunden und empfangen ihren Teil von der Weinsuppe.

Nun folgen Braten, Rinder- und Schweinebraten, in den Backöfen des Dorfs bereitet; Weißbrot, das die Gäste sich selber abschneiden, mit der überall auf Tellern umherstehenden Butter bestrichen, bildet die Zukost. Kartoffeln werden nicht gereicht. Während des Essens wird musiziert. Gegen das Ende der Mahlzeit werden verschiedene Teller herumgereicht, und jeder Gast opfert auf jedem derselben eine klingende Münze für die Musici, die Köchin, die Hebamme, die Schüsselwäscherin. Sobald die junge Frau sieht, daß die Gäste gesättigt sind, nimmt sie den „Brutstuten,"[1] ein Brot von riesigen Dimensionen, aus Weizenmehl, Butter und Korinthen gebacken, das bis dahin neben ihr als Schaugericht geprangt hat, zur Hand. Zunächst schneidet sie für ihren Neuvermählten ein mächtiges Stück ab und legt es ihm vor. Das Übrige zerschneidet sie gleichfalls, und es wird, soweit der Vorrat reicht, unter den Gästen verteilt, die es mit nach Hause nehmen. Jeder Gast überreicht gelegentlich während des Hochzeitsfestes entweder der Braut oder dem nächsten Verwandten derselben eine Hochzeitsgabe. Diese besteht entweder in Geld oder in Silbergeschirr. Meistens ist es ein silberner Eßlöffel. In früherer Zeit hing in der Nähe der Braut eine künstlich gestickte, große Tasche. Jeder Gast verfügte sich, bevor er

---

[1]) Neoc. I, S. 111: „De mit affgesandte Fruwen (wenn die Braut geholt wird) dregen de Beddekleder tho Wagen und leggen dat Brudtbrodt, welcheß fast eineß Manneß Lenge gebacken, unde mit Rosen, Herten, Händen, Kinderlin, Wegen, Kringelen gezīret unnd ingebacken, ock den Brudekese, einer herlichen Gröte, in de Beddekleider, up datt itt nicht geschampferet edder thobraken werde." R.

sich zu Tische setzte, zum Sitze der Braut, grüßte sie und den Bräutigam mittels Handgebens und steckte seine Hochzeitsgabe in die erwähnte Tasche. Eine solche befindet sich im Museum in Meldorf. Sie ist ein Geschenk des Bahnhofsinspektors Peters in Heide, welcher in Stelle, Kirchspiels Weddingstedt, beheimatet ist.

Die eben beschriebene Zeremonie muß bei der Menge der Gäste eine bedeutende Zeit in Anspruch genommen haben, weßhalb hierin wohl später eine Änderung eingetreten ist.

Nach der Mahlzeit zerstreuen sich die Gäste im Dorf und nehmen bei ihren Gastfreunden den Kaffee ein. Indessen wird von den „Schaffern“ und „Schafferinnen“ im Hochzeitshause aufgeräumt, und die Dreschtenne in einen Tanzsaal verwandelt. Sowie die Gäste zurückkehren, beginnt der Tanz, wozwischen fleißig Bier und Branntwein geschänkt und jedem Anwesenden angeboten wird. Große zinnerne Biergefäße und Branntweingläser gehen dabei unter den Gästen in die Runde; das Auszapfen besorgt ein eigens dazu bestellter Mann, „de Tapper.“

Gegen Abend findet sich natürlich auch allerlei ungeladenes Volk ein. Es wird, soweit der Raum es gestattet, zum Tanze zugelassen und erhält Bier und Branntwein, soviel es trinken mag, wird aber vom „Oberschaffer“ und seinem Korps streng überwacht und letzteres schreitet gegen jede Ungehörigkeit sofort energisch ein. [1])

Oftmals geschieht das in drastisch-humoristischer Weise. Ein ungeladener Gast hatte sich gelegentlich einer lustigen Hochzeit gänzlich betrunken und war von den Schaffern hinausgebracht worden. Später fanden ihn diese auf der Hofstelle liegen. Der Oberschaffer ließ nun einen leeren Schweinestall mit Stroh ausstreuen und den Betrunkenen hineinschaffen. Als dieser gegen Morgen erwacht, öffnet der Oberschaffer, in der Hand eine Branntweinsflasche, die Klappe zum Futtertrog und ruft: „Busch, Busch! komm, Busch!“ — Unter homerischem Gelächter verläßt der also Gehöhnte den Schweinestall und tritt eiligst den Heimweg an.

Während der Nacht tönt ab und zu Hörnermusik längs der Dorfstraße. Die Neuvermählten ziehen aus zum Kaffeetrinken. Freunde und Nachbarn, namentlich auch Verwandte fühlen sich verpflichtet, die jungen Eheleute zum Kaffee einzuladen. Der Oberschaffer bestimmt die Reihenfolge.

Tanz und Gelage gehen in solcher Weise fort bis zum folgenden Mittag um 12 Uhr. Jeder Hochzeitsgast bekommt bei seinem Gastfreund das Mittagessen, meistens „bunten Mehlbeutel“ [2]) und Schinken. Darnach pflegen die am weitesten entfernt wohnenden Gäste die Heimreise anzutreten.

Jeder des Tanzens kundige Gast hat sich während der Nacht bestrebt,

---

[1]) In der fürstlichen Verordnung vom Jahre 1600 wird gesagt, daß der Hochzeitgeber zur Abwehr der Bettler 2 starke mit Spießen bewaffnete Leute annehmen und diesen außer Essen und Trinken einen Lohn von 4 Schillingen geben sollte. R.

[2]) Der bunte Mehlbeutel ist das Nationalessen der Dithmarscher.

einmal mit der Braut zu tanzen. Gleicherweise hat es der Bräutigam zu ermöglichen gesucht, mit jedem ihm einigermaßen bekannten weiblichen Gast einmal zu tanzen. Genau am Mittag um 12 Uhr, natürlich an dem auf den Hochzeitstag folgenden Tage, erfolgt der Brauttanz und am 2. Hochzeitstage der Schaffertanz. Sie sind Reihentänze. Der erstere wird ausgeführt von den Neuvermählten, den Beisitzern, den Beisitzerinnen und den nächsten Verwandten des jungen Ehepaares. Voran tanzt dieses, dann folgen die Beisitzer und Beisitzerinnen, demnächst die Verwandten. Die Tänzer, mit Ausnahme des jungen Ehemannes, tragen dabei in der rechten Hand zwischen je zwei Fingern ein brennendes Licht ohne Leuchter, also im ganzen 4 Lichte.[1])

In ähnlicher Weise wird der Schaffertanz von den Schaffern und Schafferinnen ausgeführt. Kurz vor Eröffnung des Brauttanzes ist der jungen Frau die Krone von den dazu bestimmten anwesenden Frauen aus der Verwandtschaft abgenommen und ihr dafür eine Haube aufgesetzt. Mit dem Brauttanz ist die eigentliche Hochzeit abgeschlossen, und die noch anwesenden Gäste kehren heim. Es folgt nun ein Ruhetag und darauf die Nachhochzeit, „de Nahköß."

Herkömmlich soll eine solche Hochzeit an einem Donnerstage gefeiert werden. Des Sonnabendsmarktes wegen aber, der in Heide abgehalten wird, ist der Freitag jetzt meistens der Hochzeitstag, der Sonnabend Ruhetag und am Sonntag halten die Neuvermählten ihren Kirchgang.

Nach Beendigung des Gottesdienstes beginnt die Nachhochzeit in derselben Weise, wie der Haupthochzeitstag gefeiert worden ist. Die Nachhochzeit schließt mit dem vorhin erwähnten Schaffertanz, wie die Haupthochzeit mit dem Brauttanz schloß. Sie ist gewissermaßen eine Entschädigung für die Dorfbewohner, welche durch die vielen Gäste, die ihr Absteigequartier bei ihnen hatten, an dem rechten Mitgenuß der Haupthochzeit verhindert waren.

Am nächstfolgenden Tage setzen die Schaffer und Schafferinnen das Hochzeitshaus wieder in den früheren Stand und liefern die geliehenen Sachen an die Eigentümer wieder ab.

„Keesfod": Sofort nach der Entbindung versammelten sich auf geschehene Einladung die benachbarten, sowie die im Dorf wohnenden verwandten Frauen in der Wohnstube. Eine Deputation dieser Frauen holte die sich im Dorfe vorfindenden, neuvermählten Frauen herbei. Nachdem Kaffee getrunken war, erschien die Branntweinflasche. Das nun beginnende Trinkgelage dauerte meistens bis in die Nacht hinein, häufig mit wildem Lärm und Tanz verbunden. Endlich zogen die Frauen unter Gejohle und Gekreisch heim. Über die Schädlichkeit dieser Unsitte, namentlich mit Rücksicht auf die Wöchnerin, braucht hier

---

[1]) Ein älterer, aus Weddingstedt stammender Landmann, welcher solchen „Lichtertanz" (Fackeltanz) selbst mitgetanzt, erzählte mir von demselben und sagte zum Schluß: „Im Awrigen weer dat en ol'n Smerkram." Diese Sitte hat sich in alter Zeit auch an anderen Stellen gefunden, z. B. in Plön. In Plön wurde der Lichtertanz 1727 verboten (vergl. Kinder, Urkundenbuch der Stadt Plön, S. 393). R.

kein Wort verloren zu werden. Jeder Menschenfreund wird sich freuen, daß sie jetzt verschwunden ist.[1])

Das „Salzteilen.“ Die Erwähnung des unter dem Namen „Salzteilen“ bekannten Gebrauchs findet hier lediglich aus dem Grunde seinen Platz, weil demselben aus einem alten Familienpapier ein Alter von gegen 200 Jahren in 2 Familien nachgewiesen ist. Erst infolge der Einführung der preußischen Salzsteuer ums Jahr 1867 ist derselbe erloschen. Bis dahin bestanden Verbindungen zwischen je 2 und 2 Haushaltungen zum Zweck des Salzteilens. In den Familien Martens in Weddingstedt und Claußen in Borgholz ist das vorhin angegebene Alter dieses Gebrauchs nachgewiesen. Das Salzteilen fand, Jahr um Jahr, in den beteiligten Familien wechselnd, kurz vor der Schlachtzeit statt und war mit einer Bewirtung verbunden, wobei Kaffee und Butterbrod verabreicht wurden. Der betr. Hauswirt kaufte einen Sack Salz, und dieser wurde mittels Kannenmaß zwischen den beiden Haushaltungen verteilt.

„Swinsköst.“ Jeder Bauer hält in der Regel wenigstens eine Ferkelsau. Sie wird im Winter gemästet und gegen Fastnacht geschlachtet. Damit war noch in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts allgemein ein häusliches Fest verbunden, das allerdings gegenwärtig stark in Abgang gekommen zu sein scheint. Es wurde „Swinsköst“ genannt. Auf den Abend des Schlachttages wurden Verwandte, Nachbarn und Freunde „op en sweddigen Mehlbüttel“ (Blutmehlbeutel) geladen. Bald nachdem sich die Gäste am Abend versammelt haben, beginnt das Mahl. Zum Mehlbeutel wird gekochter frischer Speck gegessen. Daneben werden auch wohl gekochte Kartoffeln aufgetragen. Nach beendeter Mahlzeit trinkt jeder Tischgenosse einen, aber nur einen Schnaps Branntwein. Nachdem abgeräumt ist, wird Kaffee getrunken, und unter Gespräch und Kaffeetrinken bleibt man bis 10, höchstens 11 Uhr beisammen und geht dann heim.

„Brakköst.“ Ehe ich diese schildere, gestatte ich mir eine Abschweifung. Das Spinnen an Winterabenden seitens der Frauen und Mädchen war bis in die 70er Jahre in Weddingstedt allgemein, wie denn auch die Alltagskleidung bis dahin ein Produkt der Hausindustrie war; der Flachsbau hat hier seitdem leider gänzlich, das Spinnen in manchen Haushaltungen aufgehört. Das bleibt nicht ohne schädlichen Einfluß auf das Volksleben. Die jungen Mädchen sind nun an den langen Winterabenden häufig ohne Beschäftigung. Die Langeweile treibt sie aus dem Hause. Es entstehen Zusammenkünfte der jungen Leute, wo

[1]) In der fürstlichen Verordnung vom Jahre 1600 heißt es: „Für's Vierte, dieweil in den Frauenversammlungen oder Resevothen fürnemlich Gottes Name angerufen und von allen Menschen Fürsichtigkeit und nüchternes Leben gebraucht werden sollen, als wird alles übermäßige und dem fraulichen Geschlecht ohne das ungebührliche Fressen und Saufen dabei abgestellt, setzen, ordnen und wollen demnach, daß in den Frauenversammlungen nicht mehr denn 2 Essen mit Butter und Käse gespeiset werden sollen.“ — In Pommern heißt das Zuckerwerk, welches den bei Entbindungen eingeladenen Frauen vorgesetzt wird, „Kindsfoot.“ Die Frauen pflegen ihren Kindern davon mitzunehmen und diesen einzureden, das habe das neugeborne Kind an den Zehen mitgebracht. (Dr. Haas im Urquell V, S. 253.) R.

kein ernstes Auge sie überwacht, und aus der Saat, die hier gesät wird, entsprießt häufig maßloßes Unglück für ganze Familien.

Früher verdiente ein Dienstmädchen, nachdem sie Hausfrau geworden, manchen Groschen mit Spinnen. Jetzt gehört diese Kunst für die meisten Mädchen zu den unbekannten Dingen.

Wird gesagt, die Produkte der Hausindustrie würden zu teuer, man könne die Kaufmannsware billiger haben, so wird dabei nicht in Berechnung gezogen, wie viel dauerhafter das Produkt des Hausfleißes im Vergleich mit der Kaufmannsware ist. In der Familie des Verfassers ist auch gesponnen und „gereht" worden, und er weiß aus Erfahrung, daß ein Produkt der Hausindustrie mindestens dreimal so lange hält, als eine Kaufmannsware gleicher Kategorie.

Verfasser, im Jahre 1817 geboren, kann sich nicht enthalten, hier ein Familienbild aus seinen Knabenjahren einzufügen, welches zeigt, wie gemütlich sich einst das Familienleben eben durch regelmäßige Beschäftigung der Hausgenossen an Winterabenden in bäuerlichen Wirtschaften gestaltete. Uns Knaben wurde zuweilen erlaubt, an einem Winterabend einen reichlich 1/4 Stunde von unserer Wohnung entfernten Bauerhof zu besuchen. Hinterm Ofen links saß der alte Hausherr und wickelte Garn, rechts die Hausfrau. Neben ihr saßen die erwachsenen Töchter und die beiden Mägde, sämtlich mit Spinnen beschäftigt. Die Reihe schloß ein alter Mann aus Lippe-Detmold, dessen Lebensschiff hier nach vielen Stürmen gestrandet war. Vor sich hatte er ein Spinnrad von riesigen Dimensionen mit 2 Spulen. Er spann mit beiden Händen zugleich. Im Sommer versah er auf dem Hofe das Amt eines Gärtners. Unter den Fenstern der Stube entlang zog sich ein langer Tisch. Er war ganz mit Getreide beschüttet. Um ihn her saßen die erwachsenen und noch im Knabenalter stehenden Söhne der Familie, die Knechte und die Drescher. Sie beschäftigten sich damit, den Unkrautsamen aus dem Getreide zu lesen. Letzteres war für die Aussaat bestimmt.

Kaum waren wir eingetreten, so wurde uns Platz und Beschäftigung am großen Tisch angewiesen. Jeder in der Gesellschaft war verpflichtet, eine Erzählung zur Unterhaltung beizusteuern, und jedem war sein Platz am Tisch so lieb, daß er ihn nicht gern mied, und mußte er am Abend einen Ausgang machen, so eilte er sicher, wieder heim zu kommen.

Saß hier nicht Saga neben Bragi und Iduna? Gewiß! Hier spann und wob die Volksmuse ihre lieblichen Sagen und Märchen. Eine falsche Aufklärung hat das Gesinde von der Familie geschieden. Der Materialismus hat unser Volk poesielos gemacht. Die Beschäftigungslosigkeit an den Winterabenden hat die Langeweile geboren. Sie reißt Gesinde und Familie auseinander. Jeder geht, um ihr zu entrinnen, seinen eigenen Weg; und dieser Weg führt nur zu oft in sittliche Verirrung und daraus hervorgehendes Verderben.

Wir nehmen nach dieser Abschweifung den Faden unseres Berichts wieder auf. Wenn die Flachsernte beendet war, folgte regelmäßig in jeder Familie „de Brakköst." Nachdem der Flachs auf dem Feld eine Zeit lang ausgebreitet

gelegen hatte und zum „Braken" geeignet befunden war, wurden Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen zum „Braken," d. h. zum Brechen des Flachses eingeladen. Ein etwa 7 Fuß tiefer Graben, „de Brakkuhl" wurde gemacht und zwar auf freiem Felde und mit eisernen Stangen belegt, auf welche der Flachs gebreitet und durch ein unten angelegtes Feuer geröstet wurde. Von hier aus gelangte er in die Hände der „Brakenden," die ihn handvollweise auf eigens dazu eingerichteten, hölzernen Geräten so zerbrachen, daß die Holzfasern sich vom Bast trennten. Während der Arbeit wurde Branntwein, doch nicht im Übermaß, getrunken, und die Brakenden hielten sich für berechtigt, jeden Vorübergehenden zu verhöhnen und auszuschimpfen, was der Betreffende durchaus nicht übelnehmen durfte. War die Arbeit beendet, so wurde die Gesellschaft mit Butterbrot und Kaffee bewirtet und ging darauf ruhig heim. Zu bemerken ist noch, daß die eben beschriebene Arbeit eine auf Gegenseitigkeit beruhende Hülfsleistung war, für welche eine Bezahlung weder gefordert noch angeboten wurde.

„Richtbeer." Baut jemand ein neues Haus, so verpflichtet die Sitte den Hausherrn, der erwachsenen Dorfjugend ein Fest zu veranstalten. Die Mädchen verfertigen einen Kranz und wählen aus ihrer Mitte eine Rednerin. Nachdem das „Richten" vollbracht ist, begeben sie sich in Prozession nach dem neuen Hause und überreichen unter feierlicher Anrede dem ältesten Zimmergesellen den Kranz mit der Aufforderung, diesen hoch oben am Hause zu befestigen. Nachdem dieses geschehen, hält der Geselle von oben herab eine Erwiderungsrede,[1]) wobei er verschiedene „Gesundheiten" ausbringt; jedesmal wirft er das geleerte Glas rückwärts hinunter, so daß es zerschmettert wird; bleibt es ganz, so ist das von übler Vorbedeutung.

„Isboßeln und Boßelbeer." Dieses Volksspiel wird wohl in allen Marschen Schleswig-Holsteins und den daran grenzenden Geestdörfern gefunden. Verfasser beschreibt es hier lediglich nach eigener Beobachtung am Ort seines langjährigen Aufenthalts. Es beschränkt sich entweder auf ein einzelnes Dorf, oder es nehmen größere Distrikte daran teil. Die „Boßel" bestehen aus zähem

[1]) Konsistorialrat Dr. Arndt teilt in einem Vortrag über Erhaltung christlich-deutscher Volkssitten S. 16 einen schönen Zimmermannsspruch mit, welcher schließt mit den Worten: „Hiermit übergeben wir dem Bauherrn dieses Haus mit der christlichen Bitte, daß er dasselbe 1. mache zu einem Bethause, daß er die Seinigen darinnen fleißig anhalte zu einer wahren und ungeheuchelten Gottesfurcht; 2. daß er es mache zu einem Spital, den Armen aus seinem ihm von Gott verliehenen Segen mitzuteilen; 3) daß er es mache zu einem Arbeitshause, wo jeder seinen Stand und Beruf nach Gottes Vorschrift treu und ordentlich abwarte; 4) daß er es mache zu einer Schatzkammer, daß er den Seinigen einen Zehr- und Nährpfennig nach Gott gefälliger Weise darin sammle, dabei aber nicht vergesse, geistliche Schätze für den Himmel zu sammeln, die weder Motten noch Rost fressen, und denen die Diebe nicht nachgraben. Endlich aber übergeben wir dieses Haus dem großen und ewigen Baumeister Himmels und der Erden mit der vertrauensvollen Bitte, daß er dasselbe nicht nur vor Brand, Ungewitter und allerhand Unfällen väterlich bewahren, sondern auch alle, die darin wohnen, mit seinem göttlichen Segen, mit langem Leben, Gesundheit, geistlicher und ewiger Wohlfahrt an Seel' und Leib beglücken und erfreuen wolle." R.

Holz, von Pol zu Pol und zugleich im äquatorialen Durchmesser durchbohrt. Die Bohrlöcher werden mit Blei gefüllt. Das Gewicht beträgt, je nach Übereinkunft der Teilnehmer, 1 oder 2 Pfund.

Eine „Egge"[1]) des Dorfs schickt nun einer anderen „Egge" den „Boßel" als Herausforderung. Wird letztere angenommen, so kehrt der „Boßel" nicht zurück. Im entgegengesetzten Fall wird er sofort nach stattgehabter Beratung zurückgeschickt.

Im Fall der Annahme der Herausforderung wirbt jede Partie in der dritten „Egge" um Teilnehmer und wählt einen Führer und einen „Kretler."[2]) Die Führer beider Parteien haben sich über den Ausgangs- und Endpunkt des Wettkampfes zu vereinigen. Der „Kretler" hat darüber zu wachen, daß seiner Partei kein Unrecht geschieht.

Nunmehr wird eine Generalversammlung abgehalten, bei welcher beide Parteien erscheinen. Man einigt sich über den Siegespreis, welcher meistens in freier Zeche der Sieger, zuweilen auch in einer Geldsumme besteht, welche jeder in der unterliegenden Partei an die Sieger zu bezahlen hat, ferner über die Zahl der Werfer, die jede Partei zu stellen hat, und über den Tag, an welchem der Kampf stattfinden soll. Ist dieser herbeigekommen, so versammeln sich die Festteilnehmer an der verabredeten Stelle; die „Boßeln" werden gewogen, damit sie gleich schwer sind. Zwei Knaben, bei jeder Partei einer, tragen jeder eine Meßstange, „Mahtstock." Jeder Führer trägt eine Fahne und ein Verzeichnis derjenigen seiner Partei, welche werfen sollen.[3])

Aus der Partei, von welcher die Herausforderung ausgegangen, tritt der erste Werfer vor. Wo sein „Boßel" zur Ruhe kommt, wird die Fahne seiner Partei aufgepflanzt. Nun wirft der Gegner; die folgenden Werfer müssen sich nun immer da aufstellen, wo die Fahne ihrer Partei steht. So geht es fort, bis eine Partei um etwa eines Wurfs Länge zurückgeblieben ist. Die Differenz wird gemessen und dem Konto der am weitesten vorgerückten Partei gutgeschrieben. Hierauf stellen sich beide Parteien wieder neben einander. So geht es fort, bis das Endziel erreicht ist. Jetzt werden die Kontis verglichen, woraus sich ergiebt, wer Sieger ist. Hierauf zieht man gewöhnlich unter Hornmusik und Trommelschlag nach Hause, und häufig, doch nicht immer, beschließt ein Tanz das Fest.

Es ist dieses Kampfspiel keineswegs lediglich ein Spiel für die männliche Bevölkerung, sondern auch für Frauen und Mädchen. Oft senden die Frauen den Männern, die Mädchen den Jünglingen den herausfordernden „Boßel." Führer und „Kretler" sind aber in jedem Fall ältere, erfahrene Männer, die

---

[1]) Wie andere Orte, so war auch Weddingstedt in 3 „Eggen" eingeteilt: „Noregg," „Süderegg," „Osteregg." Eine „Westeregge" gab es nicht.

[2]) Die „Kretler" heißen in Eiderstedt „Legger," in Ostfriesland „Räkeler."

[3]) Was das Alter dieses Volksspiels betrifft, so dürfte zu beachten sein, das dasselbe, soviel ich weiß, erst im 18. Jahrhundert erwähnt wird („Urquell" III, S. 102 f. Jahrb. 5, 155). Über das Boßeln in der Wilstermarsch Prov.-Ber. 1787, H. 3 u. Prov.-Ber. 1796, H. 4. R.

zugleich bei etwa nachfolgendem Tanz und Gelage eine Art Festpolizei ausüben. Zwei Würfe von weiblicher gelten für einen Wurf von männlicher Hand, woher es kommt, daß sehr häufig die weibliche Partei siegt.

Vorhin ist gesagt, daß es noch eine zweite Art dieses Kampfspiels giebt, wobei ganze Dörfer und Kirchspiele einander zum Kampf herausfordern. Da in solchem Fall die Zahl der Werfer oft eine bedeutende ist, die Tage aber kurz sind — denn ein solches Fest kann nur im Winter bei Frostwetter stattfinden — so kann es vorkommen, daß an einem Tage der Sieg nicht entschieden werden kann, indem das verabredete Endziel nicht erreicht wird. Man quartiert sich in diesem Fall wohl in den zunächstliegenden Dörfern ein und rückt am folgenden Morgen wieder aus. Man versäumt auch nicht, sich für solchen Kampf mit Lebensmitteln: Wurst, Schinken, Brot, Butter, Branntwein, zu versehen.

Verfasser, einem Eiderstedter, ist aus seiner Knabenzeit in Erinnerung geblieben, daß einmal der Osterteil Eiderstedts gegen den Westerteil ausrückte. Jeder Teil hatte 200 Werfer gestellt. Koldenbüttel war der Ausgangs-, Garding der Endpunkt.

Das „Isboßeln“ [1]) fängt an, in Abnahme zu geraten. Wie beliebt es aber früher war, geht daraus hervor, daß es Bauern gegeben haben soll, die keinen Knecht mieteten, der sich nicht als tüchtiger Boßelwerfer ausgewiesen hatte.

„Loperbeer.“ Dasselbe wurde noch vor 12—14 Jahren in Weddingstedt gefeiert, und zwar immer zur Sommerzeit, sowohl von der erwachsenen, als der Schuljugend. Nach mehrfach abgehaltenen Beratungen und Verhandlungen wird zunächst eine Liste derjenigen Personen aufgesetzt, welche an der Belustigung teilnehmen wollen. Demnächst wählt man einen Führer, einen Fahnenträger und 2—4 Kranzträgerinnen. Der Führer muß „en Wort maken,“ die beteiligten Mädchen verfertigen die Kränze und haben den Führer, der zugleich Wettläufer ist, mit hellfarbigen Bändern zu schmücken. Ferner wählen sie aus ihrer Mitte 10 Wettläuferinnen. Nun werden Ehrenpforten errichtet, namentlich vor dem Festlokal und am Ort des Wettlaufs.

Nachdem die Festteilnehmer sich im Festlokal versammelt haben, ordnen sie sich paarweise zum Auszug, voran die Musik, dann folgt der Führer mit der Fahne, demnächst folgen die Kranzträgerinnen, endlich die übrigen Festteilnehmer. Nachdem der Führer seine Rede gehalten, zieht man unter Musikbegleitung durch das ganze Dorf zum Ort des Wettlaufs.

[1]) Über das „Boßeln“ zu vergleichen: „Urquell“ III, S. 102 f.; Handelmann, Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein. 1864. S. 14; Hansen, Charakterbilder aus Schleswig-Holstein. Kiel 1864. S. 14. u. a. Vollmacht Suhl aus Brunsbüttel erzählt in einer im Meldorfer Museum aufbewahrten Beschreibung des Boßelns: „Mein Vater und ein alter Landmann daselbst waren ihrerzeit die ersten, nicht bloß im Kirchspiel, sondern weit und breit als Werfer bekannt und berühmt. Wenn an sie die Reihe kam, zu werfen, traten die Zuschauer ehrerbietig zur Seite, und sie warfen ihre Kugeln zwischen zwei Reihen Zuschauer hindurch. Mein Vater warf in den besten Jahren 13 Ruten und sein Kollege 14 Ruten, d. h. das etwaige Rollen des Boßels war noch obendrein. Später habe ich noch einen Werfer gekannt, welcher die ungewöhnliche Strecke von 15 Ruten warf.“ R.

In bestimmt abgemessenen Entfernungen von je 10 Schritten stellen sich nun die 10 zum Wettlauf ausgewählten Mädchen in einer Reihe auf. Die übrigen Festteilnehmer stellen sich ihnen gegenüber so auf, daß eine Gasse gebildet wird, an deren Eingang der Führer steht. Die ihm zunächst stehende Wettläuferin trägt einen kurzen Stock und tritt ihm zur Seite. Auf ein von der Musik gegebenes Zeichen beginnt der Wettlauf. Sobald das laufende Mädchen die nächste Wettläuferin erreicht hat, giebt sie dieser den Stock, welche darauf den Wettlauf fortsetzt. So geht es fort, bis die ganze Reihe der Mädchen am Wettlauf teil genommen hat. Am Ende der Laufbahn stehen die Kranzträgerinnen; wer zuerst einen Kranz erfaßt, hat gesiegt. Natürlich siegt der Läufer, denn einesteils eignet sich die weibliche Kleidung nicht für den Wettlauf, andernteils werden die Mädchen durch die Überreichung des Stocks aufgehalten.

Nach entschiedenem Siege wird vom Führer wieder geredet; er ermangelt nicht, zu erwähnen, daß ihm die Mädchen den Sieg schwer gemacht haben. Nunmehr zieht man wieder in vorhinbeschriebener Ordnung durch's ganze Dorf unter Musikbegleitung zurück zum Festlokal, wo ein Tanz die Lustbarkeit beschließt.

„Hahnbeer“ oder „Hahn ut de Tünn smietn.“[1]) Ein lebendiger Hahn wurde in einer leeren Tonne eingeschlossen. Die versammelten Männer und Jünglinge des Dorfs vereinigten sich über einen Einsatz an Geld, der sofort deponiert wurde und dem Sieger zu teil werden sollte. Sodann wurden Wurfknittel an die Teilnehmer verteilt. Es wurde die Reihenfolge durch's Los, die Wurfentfernung durch Vereinbarung festgestellt und in dieser Entfernung die Tonne mit dem unglücklichen Hahn an einem Pfahl befestigt. Jetzt begann das Werfen mit den Wurfknitteln nach der Tonne und wurde so lange fortgesetzt, bis diese soweit zertrümmert war, daß das geängstete Tier entweder entfliehen konnte oder durch einen Wurf getötet wurde. Derjenige Wurf, wodurch das eine oder das andere Resultat herbeigeführt wurde, war der entscheidende, und dem Werfer fiel der ganze Einsatz als Gewinn zu. Mit Recht schritt später die Polizei gegen die Verwendung eines lebendigen Hahnes ein und derselbe wurde durch ein hölzernes Kreuz ersetzt. Verfasser hat diese Volksbelustigung nur aus der Tradition kennen gelernt. Sie scheint schon vor etwa 50 Jahren in Abgang gekommen zu sein.[2])

Kraftproben. Hierher gehört das Werfen mit Gewichten von 25 bis 100 Pfund nach einem in abgemessener Entfernung aufgestellten Holzklotz, ferner, daß jemand ein solches Gewicht lediglich mit dem kleinen Finger der

---

[1]) Generalsuperintendent Kolbe erzählt (Hessische Volkssitten S. 68), daß eine ähnliche Sitte (der sog. Hahnenschlag) bei den Hessen vorkam, sowie auch bei den Sachsen in Siebenbürgen; er fügt hinzu: In dem „Hahnenschlag“ haben wir höchst wahrscheinlich den Rest eines ursprünglichen Opfers zu erblicken. Der Hahn, wie das Huhn und Rind, waren dem Donar geheiligt. Die heidnischen Opfer wurden aber vielfach als Volksspiele beibehalten. Vgl. Jahrb. III, S. 171. Bericht der antiq. Gesellschaft XVIII, S. 10.

[2]) „Hahnbeer“ wurde noch vor ca. 30 Jahren in Ostrohe gefeiert. Die „Osteregge“ in Heide besitzt noch gegenwärtig eine Fahne mit daraufgesticktem Hahn und der gleichfalls gestickten Unterschrift: „De Ostereggers ehr Fasselabndshahn.“ R.

rechten Hand faßt und dann mit dieser Hand seinen Namen auf die Seitenfläche eines Deckenbalkens der Stube mittels Kreide schreibt, allenfalls auf einem Stuhl oder Tisch stehend, wenn nämlich der Balken vom Fußboden aus nicht erreichbar ist.

Neocorus berichtet, soweit Verfasser erinnert, daß es zu seiner Zeit Kraftprobe starker Männer gewesen sei, einen gefüllten Halbtonnen-Kornsack von der Dreschtenne aus auf den Kornboden zu werfen.[1])

Verfasser hat einen korpulenten starken Mann in Wittenwurth gekannt, von dem Folgendes erzählt wird: Ein Weddingstedter besuchte ihn, um ihm ein Rind abzukaufen. Er traf ihn auf der Dreschtenne an, einen Halbtonnensack voll Weizen unter jedem Arm, um selbigen auf den Kornboden zu tragen. Ohne seine Last abzulegen, ging er mit seinem Besucher in den Stall, um mit diesem sein Vieh zu besehen. Darnach lud er ihn ein, in die Wohnstube zu gehen, und nun erst trug er die Säcke auf den Kornboden.

Zu den Kraftproben gehört auch das sog. „Haken." Die Kämpfer setzen sich an einen Tisch einander gegenüber und biegen die kleinen Finger ihrer rechten Hände hakenförmig umeinander; die Füße unter dem Tisch werden gegeneinander gestemmt, und jeder bemüht sich nun, den andern über den Tisch zu ziehen. Die Zuschauer achten unparteiisch darauf, daß keine verbotenen Künste vorkommen, z. B. Festhalten mit der linken Hand. Diese muß geballt frei auf dem Tisch liegen. Es soll vorgekommen sein, daß hierbei einer dem andern die Schulter aus dem Gelenk gezogen hat.[2])

„Faten." Es findet auf der Dreschtenne oder auf einem Rasenplatz statt. Die Zuschauer bilden einen Kreis, der die Ringer umschließt. Die Oberkleider werden abgelegt, und die Ringer umfassen sich mit den Armen. Jeder bemüht sich, den andern niederzuwerfen. Die Zuschauer verhindern jeden Kniff, z. B. das Umhaken des Kniegelenks des Gegners mit dem Bein, „Schräkeln" genannt.

---

[1]) Der Verfasser denkt gewiß an das von Dammers Dirik Erzählte; aber dort ist nicht von halben, sondern von ganzen Tonnen die Rede: „Ungefehr ummet Jahr 1533 is Dammers Dirik up Busen gestorven, sines Olders 103 Jahr, tho siner Tidt de sterkeste in Ditmarschen, so stark, dat he 16 Tunnen Weten vor sik up den Henden nehmen unnd up den Böne scheten können, darmit he (thom Süderdik) de söfteinde Tunne vordenet." Neoc. II, 79. R.

[2]) Das „Faten" kann auch im Freien stattfinden; die Ringenden sind dann bemüht, ihre Gegner über eine kenntlich gemachte Grenzlinie zu ziehen. Diese Art des Kampfes ist alt. Von dem eben erwähnten, im Jahre 1533 gestorbenen Dammers Dirik erzählt Neocorus: Er hat einstmals dem Land großen Ruhm erworben: nachdem die Bevollmächtigten des Landes mit dem Fürsten von Holstein auf dem Kuckswall einen „Tag" abgehalten, hat er nach beendeter Verhandlung einen sehr starken Mann, welcher sich seiner Stärke sehr gerühmt und auf den die Holsten stolz waren, im Ringen überwunden. Er hat ihn mit zwei Fingern über den „Strich" gezogen. Als der Holste sagte: „Gieb mir die ganze Hand," hat er geantwortet: „Nein! Reißest du mir zwei Finger aus — denn du bist so gefährlich —, will ich noch zwei behalten, um damit Kohl essen zu können." „Thom Süderdik, as ehm einer den Dantz benehmen willen, hefft he ehn up de Daren (Darre zum Dörren des Malzes) geworpen unnd geseggt: „Dantze du dar!" woröwer manniglichen lachen möten." (Vergl. das über Rale Martens Johan Gesagte Neoc. II, 80.) R.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stimmung in Schleswig-Holstein vor 50 Jahren.

Ein Beitrag zur Landesgeschichte von **J. Butenschön** in Hahnenkamp bei Horst i. Holst.

Der Aufsatz des Herrn v. Osten: „Der offene Brief vom 8. Juli 1846“ ist gewiß, besonders von den älteren Schleswig-Holsteinern, mit regem Interesse gelesen worden, denn man wird durch die Erinnerung an die Ereignisse jener bewegten Zeit mit seinen Gedanken zurückversetzt in die heißen Kämpfe, in welche unser Volk vor 50 Jahren hineingezogen wurde. Wir möchten nun noch einige Erlebnisse mitteilen, welche uns die Stimmung der damaligen Schleswig-Holsteiner einmal wieder vergegenwärtigen.

Der Verfasser erwähnt in seinem Aufsatze die Reise des Königs durch die Herzogtümer im Sommer 1846 und bemerkt, daß derselbe durch die Kälte in der Gesinnung des Volks schmerzlich berührt werden mußte. Die allgemeine Mißstimmung des Landes erfuhr denn der König besonders auf dieser letzten Reise, die derselbe bald nach der Publikation des offenen Briefes antrat. Die Reise ging in Holstein von Rendsburg aus per Bahn über Neumünster nach Plön, wo Christian VIII. auf dem dortigen Schlosse am 18. September 1786 das Licht dieser Welt erblickte und dort jetzt, 60 Jahre alt, seinen Geburtstag zum letztenmal feiern sollte. In Neumünster hatte sich auf dem dortigen geräumigen Bahnhof eine große Schar aus allen Schichten der Bevölkerung eingefunden, die der Ankunft ihres Herrscherpaares erwartungsvoll harrte, denn auch unsere Königin Karoline Amalie begleitete ihren Gemahl auf dieser Reise. Als der König nach dem Halten des Zuges mit seinem Gefolge den Bahnhof betrat, sahen die Majestäten eine große Volksmasse um sich her; eine Absperrung fand damals bei solcher Gelegenheit nicht statt, jeder hatte freien Zutritt. Man vernahm aber beim Erscheinen des Landesherrn fast keinen Laut; es herrschte eine geradezu unheimliche Stille rings umher, als der König seine Schritte nach dem Bahnhofsgebäude lenkte, um hier mit seiner Umgebung eine kurze Zeit zu verweilen. Zum Empfange der allerhöchsten Herrschaften hatten sich, wie wir erinnern, die Vertreter des Fleckens Neumünster eingefunden, und hatte man, wie uns erzählt wurde, für die hohen Reisenden Erfrischungen herumgereicht, namentlich auch frische Kirschen, denn wir hatten einen heiteren, heißen Augusttag. Bei der Verteilung der schönen saftigen Früchte hatte der Fleckensvorsteher es so einzurichten verstanden, daß der Herr Regierungspräsident v. Scheel leer ausging, worüber man sich natürlich im Volke gehörig lustig machte, denn die Excellenz war die bestgehaßte Persönlichkeit in ganz Schleswig-Holstein. Der König selbst aber hatte von den dargebotenen Genüssen nichts angerührt. Nach kurzem Aufenthalt bestieg das Königspaar eine bereitstehende Kutsche, um die Reise nach Plön fortzusetzen. Am Eingange des Bahnhofes, dort wo der Weg nach der Kieler Straße abbiegt, stand ein Mann, eine prachtvolle Landesfahne aufpflanzend und dieselbe dem Landesherrn beim Vorüberfahren als Abschiedsgruß der Schleswig-Holsteiner entgegenhaltend. Still und stumm fuhren König und Königin von dannen, still und

stumm schauten die Anwesenden ihnen nach. So verhielten sich die Schleswig-Holsteiner im Jahre 1846 beim Empfange ihres Königs und Herzogs auf dem Bahnhofe in Neumünster, um die im Volke herrschende Mißstimmung ihrem Landesherrn gegenüber zum Ausdruck zu bringen! Auf solche Weise erfuhr denn deutlich unser damaliges Regiment die Stimmung des Landes, aber man entschloß sich dennoch nicht in Kopenhagen, den einmal gefaßten Plan, die Herzogtümer immer mehr ihrer Selbständigkeit zu berauben, aufzugeben, vielmehr fuhr man fort, allerlei Anordnungen zu treffen, die nur geeignet waren, die Erbitterung im Volke zu steigern. Am 20. Juli hatte bekanntlich eine große Volksversammlung auf dem Marktplatze in Neumünster unter Leitung des Obergerichts-Advokaten Wilhelm Beseler stattgefunden, und am 14. September sollte eine ähnliche Versammlung in Nortorf abgehalten werden. Als dieses Vorhaben der Regierung bekannt wurde, beeilte dieselbe sich, Vorkehrungen zu treffen, die beabsichtigte Kundgebung des Volkes gewaltsam zu verhindern. Am genannten Tage sandte man von Itzehoe aus eine Eskadron Dragoner, von Rendsburg aus eine Abteilung Infanterie mit scharf geladenen Gewehren nach Nortorf, um die dort zahlreich eingetroffenen Teilnehmer der Versammlung nötigenfalls durch Waffengewalt auseinander zu treiben. Die damaligen Schleswig-Holsteiner verhielten sich aber bei dieser Gelegenheit so vernünftig, daß es zum Blutvergießen nicht kam; die Angekommenen aus allen Ständen des Volks begaben sich in verschiedene Lokale des Orts, um in kleineren Zusammenkünften ihres Herzens Gedanken gegenseitig auszutauschen. Erwähnt mag noch werden, daß der Lokomotivführer, der damals gerade mit einem Zuge auf dem Bahnhof hielt, dort längere Zeit verweilt haben soll, um durch Hin- und Herfahren den Rittmeister an freier Bewegung der Kavallerie zu hindern, als ein Beweis, daß selbst die damaligen Angestellten im Eisenbahndienst auf Seite des Volkes standen.

Der König verlebte während dieser Vorgänge gewiß im Plöner Schlosse in einer sehr gedrückten Stimmung seinen 60. Geburtstag, da er auch dort bei jedem Schritt und Tritt es deutlich merken konnte, daß das Volk in großer Einmütigkeit und mit Entschiedenheit unerschütterlich festhielt an seinen Rechten, die man ihm vorenthalten wollte. Nachdem unser Königs-Herzog an seinem Geburtstage, dem 18. September, einen zweiten offenen Brief an „seine getreuen Unterthanen der Herzogtümer" erlassen, um durch die Zusicherung, daß in der Verbindung der Herzogtümer nichts geändert werden solle, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen, wurde von dort aus bald mit Gefolge die Reise nach der Lockstedter Heide angetreten, wo in jener Zeit ein Manöver unserer Truppen abgehalten wurde in Gegenwart des Königs und der Königin. Die Reise von Plön nach dem Manöverfelde führte über das große Kirchdorf Großenaspe, wo man genötigt war, eine Weile zu rasten, da hier die Pferde, welche zur Beförderung des großen Wagenmaterials dienten, gewechselt wurden. Was hier nun ausnahmsweise geschah, wollen wir als damalige Augen- und Ohrenzeugen wahrheitsgemäß berichten, und zwar in der sicheren Voraus-

setzung, daß die jetzigen geehrten Einwohner Großenaspes keinen Anstoß daran nehmen werden, denn was ihre Vorfahren vor 50 Jahren sich zu thun erlaubten, dafür sind die jetzt Lebenden nicht verantwortlich.

Der Pastor Albers in Großenaspe hatte sich fest entschlossen, seine Gemeinde im Kirchort zu veranlassen, dem Landesherrn einen feierlichen Empfang zu bereiten, ein Vorhaben, das zur Ausführung gelangte. Der dortige Friedhof in der Umgebung der Kirche ist hart belegen an der vorbeiführenden Landstraße, auf welcher der königliche Zug von Osten herannahte. Beim Eintreffen des Königs begann man mit der großen und kleinen Kirchenglocke zu läuten, und der königliche Wagen hielt still unter einer schönen, von Großenasper Damen geschmückten Ehrenpforte, oben mit dem Namenszuge des Königs prangend. Pastor Albers hielt an das Königspaar eine Anrede, die freilich von den Anwesenden nicht vernommen werden konnte, da der Redner dicht vor dem Wagenschlage stand; aber die gesprochenen Worte hatten gewiß einen wohlthuenden Eindruck auf den Monarchen gemacht, denn die Majestäten stiegen ab und ließen sich von dem Prediger in die nahe Kirche führen, wo sie sich eine kurze Zeit aufhielten. Dann bestieg das hohe Paar wieder seinen Wagen und fuhr bis zu dem in der Mitte des Dorfes belegenen Wirtshause, wo Pastor Albers, ein gefülltes Glas Wein emporhaltend, heraustrat und dem Könige wie der Königin ein dreifaches Hoch brachte, in welches die versammelte Menge begeistert einstimmte. Das war der ehrenvolle Empfang unseres Königs in Großenaspe, worüber die Veranstalter aber überall, wo dieser Auftritt bekannt wurde, die bittersten Vorwürfe hören mußten, denn man sagte, auf solche Weise würde Majestät völlig irregeführt über die Stimmung des Landes. Nachdem dann die Majestäten die Hurrahs der versammelten Menge huldvoll entgegengenommen, setzte der Zug sich bald wieder in Bewegung, um die Reise nach der Lockstedter Heide fortzusetzen. Wir wollen aber nicht verschweigen, daß man an demselben Tage von der wahren Stimmung vieler Leute, welche Augen- und Ohrenzeugen des feierlichen Empfanges gewesen waren, sich überzeugen konnte, als man wahrnahm, daß Bauernsöhne, die Vorspann geleistet hatten, bei ihrer Rückkehr beim Anblick der Ehrenpforte abfällige Urteile über das Geschehene laut werden ließen und sogar mit ihren Peitschenstöcken den angebrachten Namenszug ihres Königs herunterzureißen suchten!

Auch auf dem Manöverfelde muß die allgemeine Mißstimmung sich bemerkbar gemacht haben, denn es wurde uns berichtet, daß es den Offizieren recht schwer geworden sei, die Soldaten zu veranlassen, ihren König mit Hurrah zu begrüßen. So wurde uns erzählt, daß ein höherer Offizier die Soldaten zu dieser Ehrenbezeugung direkt aufgefordert hatte mit den Worten: „Nun lasset euren König einmal hoch leben“ — alle schweigen — „und das Vaterland!“, worauf alle mit donnerndem Hurrah antworten! Das Hurrah galt also dem Vaterlande! Schleswig-Holsteins Söhne trugen dänische Uniform, aber in der Brust schlug das Herz für Schleswig-Holstein. Denn als die Königin, bekanntlich Schwester des Herzogs von Augustenburg, mithin Schles-

wig-Holsteinerin, auf dem Felde erscheint, wird dieselbe nicht bloß von dem zahlreichen Publikum, sondern auch von allen Soldaten ohne Kommando mit stürmischen Hurrahs begrüßt! — Durch solche Vorgänge konnte Christian VIII. sich hinreichend überzeugen von der Stimmung seiner getreuen Schleswig-Holsteiner.

In dieser bewegten Zeit erlebte unser Känigshaus außer den politischen Zerwürfnissen noch ein besonders unangenehmes Familienereignis. Am 30. September 1846 wurde die zweite Ehe des Kronprinzen vom Könige aufgelöst, nachdem dessen Gemahlin, die Prinzessin Karoline Charlotte Marianne, vor längerer Zeit Kopenhagen verlassen und zu ihren Eltern nach Mecklenburg-Strelitz zurückgekehrt war. An seinem einzigen Sohne Friedrich erlebte der Vater überhaupt keine Familienfreude, denn auch die erste Ehe, in welcher derselbe mit der jüngsten Tochter Friedrichs VI. seit 1828 gelebt hatte, mußte 1834 aufgelöst werden. Also zweimal geschieden und eine entschiedene Abneigung, zum dritten Mal eine standesgemäße Ehe einzugehen, das war für das Königshaus ein trauriges Schicksal. Die Prinzessin Wilhelmine Marie wurde 1838 wieder vermählt mit dem Herzog Karl von Glücksburg, ältestem Bruder des jetzigen Königs von Dänemark, und ist nach dem Tode ihres Gemahls, 84 Jahre alt, allgemein geachtet und geliebt gestorben. Kronprinz Friedrich hatte während der Regierung Friedrichs VI., fern vom königlichen Hofe, seinen Aufenthalt in Fridericia und war meistens nur den Soldaten bekannt, die ihn gern mochten, da er — seinem Charakter entsprechend — kein strenger Vorgesetzter im Dienst war.

In den Herzogtümern sprach man im Volk von dem künftigen Thronerben mit großer Geringschätzung und man erzählte sich viel von seinem wüsten Leben und von seiner geringen Bildung. In der Zeit der Aufregung (1846—48) sah man mit Besorgnis dem Zeitpunkt entgegen, wo er als König die Zügel der Regierung ergreifen würde, denn man konnte mit Sicherheit voraussehen, daß er bei seiner Unfähigkeit ein willenloses Werkzeug der Partei der Eider-dänen werden würde. Wir Schleswig-Holsteiner konnten nicht viel hoffen von einem Manne von so geringen Fähigkeiten, ohne Einsicht und Willenskraft, fremd den Herzogtümern, in welchen er sich niemals längere Zeit aufgehalten hatte, dänischer Sitte und Weise gänzlich zugethan. Sein Vater dagegen war ein Fürst von scharfem Verstande, hervorragender Einsicht und Bildung, dabei festhaltend an den gewonnenen Ansichten und den einmal gefaßten Plänen. Während seiner achtjährigen Regierung wurde ernstlich Bedacht genommen auf die Verminderung der Staatsschulden. Das unter Friedrich VI. zerrüttete und verwirrte Finanzwesen wurde durch eine umsichtige, geschickte Verwaltung in eine bessere Ordnung gebracht, so daß im Laufe seiner kurzen Regierungszeit die Staatsschuld um 18 Millionen Reichsbankthaler herabgemindert wurde. Auch wurde unter seiner Regierung eine neue Wegeordnung erlassen, und die Verbesserung der Landstraßen machte erfreuliche Fortschritte. So war Christian VIII. ein Fürst, der als Regent das Staatsruder zum Wohle seiner Unterthanen mit

sicherer Hand zu führen verstand; aber leider war er zum großen Nachteil seiner deutschen Unterthanen im vollen Sinne des Worts ein Däne und nicht fähig, bei den Zerwürfnissen zwischen Dänen und Schleswig-Holsteinern einen freien, unbefangenen Standpunkt einzunehmen. — Was die Beamten im Jahre 1846 zu gewärtigen hatten, wenn dieselben sich nicht zu jeder Zeit als gefügige Werkzeuge der Regierung bethätigten, wenn es galt, die Kundgebungen des Volkes zu unterdrücken, erfuhr der Amtmann H. v. Brockdorf in Neumünster, der in Ungnade fiel, weil er sich nicht dazu hergegeben hatte, die am 20. Juli abgehaltene Volksversammlung gewaltsam zu verhindern, für diese Unterlassungssünde aber büßen mußte, indem er ohne Pension seines Amts entlassen wurde.

Wahrscheinlich geschah die Absetzung des Amtmanns auf Veranlassung des Regierungspräsidenten v. Scheel, denn dieser Mann besaß damals schon einen bedeutenden Einfluß zum großen Nachteil der Herzogtümer. Die Herausgeber der Zeitungen hatten alle Ursache, auf ihrer Hut zu sein, denn wer etwas veröffentlichte, was geeignet war, die Person des hochgestellten Mannes im geringsten zu verletzen, dem wurde von der Excellenz sofort auf die Finger geklopft. Hierzu ein Beispiel als Beweis: Im Sommer 1846 hatte Herr v. Scheel eine Reise nach Kiel gemacht und dort irgendwo sein Absteigequartier genommen. Sobald man seine Ankunft in der Stadt erfährt, versammelt sich eine Menge Volk um das Haus, in welchem Scheel als Gast weilt, macht großen Lärm, wirft Fenster ein u. dgl. m. Daß dem Herrn solches widerfahren, wird von einem Kieler Korrespondenten in dem „Itzehoer Wochenblatt" ohne weitere Bemerkungen veröffentlicht. Diese Mitteilung muß aber die Excellenz aufs tiefste gekränkt haben, denn bald darauf wurde von Schleswig aus ein Regierungsreskript nach Itzehoe gesandt, die scharfe Weisung enthaltend, daß der Herausgeber Peter Samuel Schönfeldt sich in Zukunft niemals unterstehen dürfe, Politisches in seinem Blatt zu veröffentlichen, widrigenfalls ihm das im Jahre 1816 verliehene Privilegium sofort entzogen werde. In dem Reskript wurde eine Reihe Nummern verschiedener Jahrgänge citiert und dem Herausgeber als ein Sündenregister vorgehalten; namentlich wurde derselbe beschuldigt, öfters Angriffe auf Staat und Kirche gemacht zu haben. Schönfeldt durfte also von da an keine politischen Nachrichten verbreiten, er mußte sich der Gewalt fügen und sich ruhig verhalten. Als aber der 24. März 1848 ins Land gekommen war und ein Extrablatt des „Itzehoer Wochenblatts" die wichtigen in Kiel geschehenen Ereignisse meldete, schloß der Herausgeber mit dem Ruf: Hoch Schleswig-Holstein! Hoch das deutsche Vaterland!

Als aber Scheel in den Jahren 1853 und 1854 als Minister fungierte, wurde das von ihm gehaßte „Itzehoer Wochenblatt" gänzlich unterdrückt, denn im dänischen Reichstage hatte er behauptet, dasselbe sei ein Blatt von staatsverbrecherischer Tendenz.

So haben wir denn im Vorstehenden nachgewiesen und klar erkannt, daß die Männer, welche in den heißen Kämpfen um die Rechte der Herzogtümer als

Führer an unserer Spitze standen, das Volk Schleswig-Holsteins auf ihrer Seite hatten. Daß die Sache sich so verhielt, davon war selbst der Dänenkönig trotz seiner Beschränktheit überzeugt, und sei es uns gestattet, diese Behauptung durch eine Erzählung aus unserm Volksleben zur Zeit Friedrichs VII. zu beweisen.

Als in dem alten Kirchdorf Schenefeld der dortige Kirchspielvogt mit Tode abgegangen war (zu Anfang der fünfziger Jahre), war es der allgemeine Wunsch der Kirchspielsinteressenten, den bisherigen, allgemein beliebten und seit neunzehn Jahren als tüchtig bewährten Kirchspielschreiber Kühl zum Kirchspielvogt zu bekommen. Die einträgliche Stelle war von der Regierung zu besetzen, und daher wurden vier Vertrauensmänner nach Kopenhagen gesandt mit dem Auftrage, beim Könige die Ernennung des Kirchspielschreibers Kühl zum Kirchspielvogt zu erwirken. Einer dieser Vertrauensmänner war der Gast- und Landwirt Andreas Behrens in Wacken, der uns als Augen- und Ohrenzeuge die interessante Geschichte mitteilte. In Kopenhagen angelangt, wird den vier Vertretern des Kirchspiels Schenefeld auf ihren Wunsch eine Audienz vom König erteilt. Friedrich ist im Empfangssaal und fängt die Unterhaltung, da er Leute, welche dem Bauernstande angehören, vor sich hat, gleich im holsteinischen Platt an. Seine Anrede lautet: „Nun, wat is denn Ju Anliegen?" Den vier Landleuten ist es ganz angenehm, daß der König plattdeutsch spricht, und einer derselben nimmt nun das Wort und trägt nach dem Beispiel Sr. Majestät die Wünsche des Kirchspiels in plattdeutscher Sprache vor. Der König hört ihn an und giebt die Zusicherung, daß er über die Sache mit seinem Ministerium sprechen und, wenn möglich, den Wunsch der Schenefelder erfüllen werde. Dann nimmt aber die Unterhaltung auf einmal eine andere Wendung, indem Friedrich plötzlich also anhebt: „Ji Holsteener, Ji harr'n dat god hemm kunt, denn man harr dat god mit Ju in Sinn; awer Ji weern hier (Friedrich den Zeigefinger an die Stirn legend) verrückt!"

So hatte König Friedrich seine Ansicht über unsere Geschichte mit deutlichen Worten in holsteinischem Platt ausgesprochen, aber die vier Holsteiner, denen er so etwas ins Angesicht sagt, wollen es doch nicht so hinnehmen, daß auch sie die Verrückten mitgespielt haben, und ihr Wortführer wagt es, dem König gegenüber Einwendungen zu machen, indem derselbe entgegnet: „Ja, Ew. Majestät, dat kem ja von baben (oben), da kunn' wi ja nicks bi dohn, da sünd wi ja keen schuld an!" Aber Friedrich läßt diese Art Rechtfertigung seiner holsteinischen Bauern, die sich augenscheinlich vor ihrem König rein waschen wollen, nicht gelten, sondern erwidert in einem ganz ernsthaften Ton: „Nä, nä, dat keem ni blos von baben, dat keem ok von ünnern op!" — So urteilte ein Mann über unsere Sache, der „vom Kopf bis zur Zehe" ein Däne war und trotzdem in seiner Beschränktheit soviel erkannt hatte, daß nicht bloß die obere, sondern auch die untere Schicht, mithin das ganze Volk dafür eingetreten war, und so hatte er in seinem Urteil über uns das Rechte getroffen. Wir sehen aber schon aus dieser einen Geschichte, was man sich damals

in Kopenhagen alles erlauben durfte, über uns zu sagen. Vom dänischen Standpunkt aus waren wir — die verrückten Insurgenten; als solche wurden wir von den Dänen angesehen, und als solche wurden wir von den damaligen Machthabern behandelt. Als die deutschen Großmächte im Jahre 1852 Holstein der Herrschaft des Königs wieder übergaben, haben sie gewiß geglaubt, daß sie das Schicksal des Landes dem Landesherrn anvertrauten, aber man hatte uns in Wirklichkeit der Eiderpartei, die damals das Regiment hatte, überliefert; in Kopenhagen war das Volk zur Herrschaft gelangt, Friedrich war eine bloße Null, ein willenloses Werkzeug der jedesmaligen Machthaber. Daß man auf das Wort des Königs nicht bauen konnte, erfuhren auch die guten Schenefelder, obgleich er beim Abschiede, als sie ihn baten, ihnen einige Hoffnung mitzugeben, sagte: „Wat irgend möglich is, will ick dohn." Die Möglichkeit, den Wunsch der Bittenden zu erfüllen, war aber nicht vorhanden, denn nach den Kopenhagener Anschauungen war eine Stelle mit tausend Thaler Kur. Einnahme doch zu „fett" für einen Kirchspielschreiber, mochte derselbe auch noch so tüchtig sein in seinem Beruf. Ernannt zum Kirchspielvogt wurde nicht der Gewünschte, sondern der Kammerrat v. Wettering aus Krempe.

Kurzer Rückblick.

Von allen Volksstämmen unseres großen deutschen Vaterlandes haben die Schleswig-Holsteiner in jener bewegten Zeit am beharrlichsten und entschlossensten gekämpft für Deutschlands Ruhm und Ehre. Im Jahre 1850 waren die Schleswig-Holsteiner als die letzten von allen Deutschen noch auf dem Kampfplatze als „deutscher Sitte hohe Wacht." Mußte denn auch damals unsere gerechte Sache, für die wir kämpften, einstweilen unterliegen, und hatten wir in der Drangsalsperiode (1852 bis 1863) unter dänischer Willkür viel zu leiden, unser Volk verzagte nicht.

In den fünfziger Jahren wurden unsere Vertreter öfters nach Itzehoe berufen, und es war damals für die Regierungskommissare keine beneidenswerte Aufgabe, in unserer Ständeversammlung bei den Verhandlungen, die unsere staatlichen Rechte betrafen, die Regierung zu vertreten, denn alle Mitglieder der Versammlung, einerlei ob adelig oder bürgerlich, standen der Regierung in fest geschlossener Front gegenüber, und es kam sogar vor, daß der Minister Raaslöff als Vertreter der Regierung einmal so in die Enge getrieben wurde, daß derselbe auf eine ganz bestimmte Frage eines Abgeordneten nichts zu antworten wußte, sondern der ganzen Versammlung gegenüber völlig verstummte. Dieser Kampf im Ständesaal dauerte bis in die ersten sechziger Jahre, aber eine Einigung der Schleswig-Holsteiner und der dänischen Regierung erfolgte nicht, so lange Friedrich VII. lebte. Als aber Friedrich am 15. November 1863 auf Schloß Glücksburg die Augen schloß und beim Antritt der Regierung seines Nachfolgers der Hochmut der Dänen seinen Höhepunkt erreicht hatte, schlug für uns die Stunde der Erlösung.

Das Erfreulichste für uns aber ist, daß viele der alten Schleswig-Holsteiner, welche damals, als sie 1851 die Waffen niederlegen mußten, Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung gesehen haben, es noch erleben durften, daß unser Vaterland aus einem ungeheuren, blutigen Kampfe geeinigt, verjüngt und neugekräftigt hervorging und daß für unser so lange zerrissenes und von den Fremden verachtetes Deutschland eine hoffnungsvolle Zeit begonnen hat.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 9. September 1896.

Zeugen vergangener Zeiten aus dem Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen.

(Fortsetzung.)

4. Die Stellerburg.

Unmittelbar zu Norden des Dorfes Weddingstedt zeigt sich ein Querthal von alluvialem Boden, dessen Breite die Entfernung zwischen Weddingstedt und Stelle ausmacht, und welches die im Westen sich ausdehnende Marsch mit dem Broklandsauthal vereinigt. Quer vor diesem Thal, scharf an der Grenze gegen die Marsch, liegt eine Insel diluvialen Bodens, einst wahrscheinlich eine Barre, als das ebenbeschriebene Thal noch Seegebiet war, und auf dieser erheben sich die Walltrümmer der „Steller Burg," welche eine Fläche von etwa 2½ bis 3 Hektar teils bedecken, teils einschließen. Sie liegen kaum eine halbe Stunde westlich vom Dorfe Weddingstedt. Im Westen, zum Teil auch im Süden, haben diese Trümmer die Höhe eines starken Seedeichs,[1]) und von hier aus genießt man eine Umschau, wie ein so ebenes Land sie nicht häufig darbietet. Gegen Südwesten, Westen und Norden breiten sich die üppigen Fluren der Marsch gleich einem Riesenteppich aus, überstreut mit Höfen und Gruppen von Gebäuden, aus denen hier und da sich ein Turm hervorhebt. Es sind die Türme von Heide, Wesselburen, Neuenkirchen und Hemme. Im Osten ziehen die niedrigen Höhenzüge der Geest im bläulichen Gewande am Auge vorüber. Nahe vor uns erhebt sich die Kirche Weddingstedts mit ihren weißen Wänden, links der Turm von Lunden, und zwischen beiden, fern am Horizont, hebt sich vom hellen Blau des östlichen Himmels Hennstedts Turmpyramide ab, als hätte sie noch immer den Wachtdienst zu versehen in der einstigen dithmarsischen Norderhamme.

---

[1]) „Von dieser Burg ist der Wall noch vollständig erhalten, er hat eine ovale Form, deren nördliches Ende etwas schmaler ist als das südliche, in der Mitte mißt sie ungefähr 60 m, die Länge beträgt c. 90 m, der Kamm des Walles c. 220 m. Die erst später durchstochene breite Einfahrt befindet sich am südöstlichsten Ende. Die Brustwehr behauptet auch jetzt noch eine ziemliche Herrschaft über das vorliegende flache Terrain, welches in nur geringem Maßstabe gegen Norden nach Stelle zu sich erhebt." Chalybäus S. 18.

Als hier die Burg noch stand, sah freilich diese Gegend anders aus. Im Westen, dicht an ihr vorüber floß in der Richtung des jetzigen Delweges ein Arm der Elbe (?), den der alte Chronist Neocorus noch gekannt, wenn er gleich zu dessen Zeiten schon stark im Verschwinden begriffen gewesen sein mag. Derselbe mochte hier vielleicht schon seine nordwestliche Abbiegung beginnen, denn er floß zwischen Hemme und Neuenkirchen hindurch in einen Eiderarm, der in der Gegend des jetzigen, zu Lunden gehörigen Dorfes Rehm die Düne durchbrach, an welcher Stelle noch jetzt ein Sumpf mit starkem Schilfwuchs den Durchbruch bezeugt, und sich beim jetzigen Schülper-Altensiehl in die Nordsee ergoß.[1])

Die Burg war hineingebaut in eine Lagune, deren letzten Tümpel, jetzt verschwunden, Verfasser noch gekannt hat. Im Osten, Süden und Norden deckte sie demnach die Lagune, die sich bis an die Höhen des jetzigen, zur Feldmark Borgholt gehörigen Nord- und Westerfeldes erstreckte. Noch jetzt nennt der Volksmund den Höhenrand dieser Gegend „umkrenk de See."

Gegen Süden, jenseits der Lagune, dehnte sich ein mächtiger Wald aus, der den ganzen Höhenzug bis über Meldorf hinaus bedeckte und sich an das Waldgebiet an der südöstlichen Grenze Dithmarschens in der Gegend des jetzigen Kirchspiels Burg anschloß.

Die Lage der Burg machte dieselbe mithin mit Rücksicht auf die damaligen Kriegsmittel nicht nur schwer angreifbar, sondern war auch ganz dazu geeignet, von hier aus einen bedeutenden Teil des Landes, der Marsch sowohl als der Geest, zu überwachen und im Zaum zu halten. Auch war sie vom Meer aus erreichbar, und man konnte von hier aus die Wasserrinnen, welche vom Elbarm (?) ins Meer flossen, beherrschen. Sie war mithin ein vortrefflicher Wachtposten gegen Seeräuber.

Dem Fremden, der die großartigen Burgruinen in den Gebirgsgegenden Deutschlands gesehen hat, wird die unsrige allerdings armselig genug vorkommen. Er wird zweifeln, ob diese Reste zeugen können von der einstigen Herrlichkeit einer stolzen Ritterburg, mächtig genug, einen großen Teil eines Landes im Zaum zu halten, dessen Bewohner für die Wiedererlangung der verlorenen Freiheit Zeit und Leben einzusetzen zu jeder Zeit bereit waren.

---

[1]) Die Annahme, daß bei der Stellerburg ehemals ein Arm der Elbe vorbeigeflossen, ist wahrscheinlich dadurch hervorgerufen worden, daß man sich durch den naheliegenden „Delweg" an die Elbe erinnern ließ; aber der Name Delweg oder „Delffweg," wie früher geschrieben wurde, hat nichts mit der Elbe zu thun, sondern hängt zusammen mit einem kleinen Wasserstrom, „Delff" genannt, welcher dort vorüberfloß, und von welchem es heißt in dem „Verteknisse der Scheede im Lande Dithmarsken twischen der Königl. Mayst. tho Dennemarken Eineß": und Hertzog Adolff tho Schleßwig-Holstein, andern Teihls Anno 1581 d. 2. u. 3. Oct.: bet an dem Water **Delff,** dar wedder ein steen steiht in Johann Detleffs erem Kroge, up den Südwestersten Ohrt, van dar wedder upt Oisten den Water Delff int midden entlangk, bet an den Delffwege." S. 57 des alten Lundener Kirchspielsprotokolls. Im übrigen mündete der dicht an der Stellerburg vorbeifließende Strom schon im 15. Jahrhundert in die Eider, durch die Schleuse beim alten Dorf Lammersbole. Vgl. Michelsen, Altdithm. Rechtsquellen, S. 365 u. a. R.

Sehen wir uns diese Ruinen denn etwas näher an. Da ist weiter nichts, als ein allerdings ziemlich hoher Erdwall, der eine Fläche von ca. 2 Hektar fast kreisförmig umschließt und im Osten deutliche Spuren eines dereinstigen Eingangs zeigt. Von einem Burggraben und von Mauerresten fehlt auch die leiseste Spur. Indessen ein Burggraben war schlechterdings unnötig, denn die Burg lag in einer Lagune, von 3 Seiten von einer breiten Wasserfläche derselben, gegen Westen durch einen schiffbaren Elbarm gedeckt. Die Steine etwaigen Mauerwerks können sehr wohl nach und nach entfernt und zu Bauzwecken benutzt worden sein. Im übrigen wird es sich empfehlen, über die einstige Existenz und das Schicksal dieser Burg die Geschichte zu befragen.

Dahlmann spricht sich in seinen Vorlesungen über die Geschichte Dithmarschens [1]) über die Erbauungs- und Zerstörungszeit unserer Burg aus wie folgt:

„1158, nachdem Adalbert gestorben und der bisherige Dompropst von Hamburg, Hartwig, Bruder des erschlagenen Grafen Rudolph, [2]) sein Nachfolger im Erzbistum Bremen geworden ist, nimmt Heinrich der Löwe diesem mit Gewalt die Grafschaft Stade samt Dithmarschen ab und setzt einen seiner Vasallen, den Grafen Reinhold von Ertelenburg, zum Grafen von Dithmarschen ein. Dieser Reinhold fällt 1164 in der für Heinrich den Löwen unglücklichen Schlacht bei Demnin gegen die Wenden."

Nun folgt Dahlmann dem alten dithmarsischen Chronisten Hans Dethlefs aus Windbergen, welcher berichtet, daß Heinrich der Löwe erst jetzt, also nach des Grafen Reinholds Tode, als Ersatz für die zerstörte Bökelnburg die Steller Burg erbaute, die aber nicht lange Bestand hatte, da die Dithmarscher nicht lange darnach die Zeit des Pfingstfestes benutzten, wo der größte Teil der Burgbesatzung im nahen Walde sich belustigte, die Burg überrumpelten und gänzlich zerstörten.

Nach anderen Chronisten hat indessen Graf Reinhold die Burg bewohnt, und deren Zerstörung ist erfolgt, und zwar unter den vorhin erwähnten Umständen, nachdem die Kunde von Reinholds Tod zu den Dithmarschern gelangt war; dann wäre die Steller Burg um die Zeit erbaut, als Heinrich der Löwe den Grafen Reinhold von Ertelenburg zum Grafen von Dithmarschen einsetzte, also 1158, und um das Jahr 1164 zerstört. Nach Hans Dethlefs und, ihm folgend, nach Dahlmann wäre sie erst nach des Grafen Reinholds Tode, also nach 1164, erbaut, und das Jahr ihrer Zerstörung ungewiß.

Der dithmarsische Geschichtsschreiber Bolten läßt hier bereits zu Karls des Großen Zeit eine Burg vorhanden sein, indem er die Stellerburg für identisch erklärt mit dem alten Delbende. [3]) Dahlmann weist dies allerdings kurzer Hand ab. [4]) Bedenkt man indessen, daß damals die Marsch ein Archipel war, in

[1]) Vgl. Kolster, Gesch. Dithm. S. 47 u. 54.
[2]) Den 14. März 1145 auf der Bökelnburg.
[3]) Bolten I, S. 390 u. 448.
[4]) Neoc. I, S. 565: „Das zur Zeit Ludwigs des Frommen 822 genannte Castell Delbende läßt sich nicht an die Dithmarscher Elwe und den Delfweg verpflanzen, so daß es die Stellerburg wäre (Bolten I, 370, soll heißen 390); auch dieses ist wahrscheinlich im Lauenburgischen zu suchen."

dessen Wasserrinnen sich das in jener Zeit in Blüte stehende Wikingertum so recht einnisten konnte, so möchte es doch nicht so ganz ungereimt erscheinen, daß damals schon an der in Rede stehenden Stelle eine Strandbefestigung solle vorhanden gewesen sein; diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit dadurch, daß südlich vom Wildpfahl an demselben Elbarm (?) wahrscheinlich einst eine ähnliche Küstenbefestigung bestand. Verfasser forschte auf Anregung des Herrn Generalmajors Geerz in Berlin im Sommer 1884, freilich vergeblich, nach der einstigen Ortslage eines verschollenen, von Neocorus als nordwestlich von Heide belegen bezeichneten Dorfs „Beckenburg." Herr Hofbesitzer Heinrich Hansen sen. auf dem Wildpfahl nahm die Untersuchungen des Verfassers wieder auf und fand in der oben bezeichneten Gegend ein paar Marschkrüge, welche den Namen „Bekenborgs Krög" führen und somit wahrscheinlich zur Feldmark des untergegangenen Dorfs Beckenburg[1]) gehörten. Der Name „Burg" möchte hier aber ebensowohl auf das Vorhandensein einer Strandbefestigung deuten, wie bei dem Namen Stellerburg. Daß der alte Chronist den Namen Beckenborg einem untergegangenen Dorf beilegt, kann die Vermutung, hier habe einst eine Strandbefestigung gelegen, nicht stören, liegt doch auch in der Nähe der Wallruinen der Steller Burg noch heute das Dorf Borgholt, dessen Name unzweifelhaft sowohl auf das dereinstige Vorhandensein einer Burg, als auch eines Waldes in dessen Nähe hinweist.

Hiermit stimmt einigermaßen Professor Handelmanns Ansicht überein, der die Stellerburg lediglich für eine Bauernburg hielt. Trifft diese Behauptung zu, so hätte Graf Reinhold von Ertelenburg, der sie nach Unterwerfung des Landes militärisch besetzte, nur nötig gehabt, sie zu restaurieren, um sie für seinen Zweck, die Bevölkerung der Umgegend im Zaum zu halten, zu benutzen. Daß er sie selbst bewohnt haben soll, erscheint Verfasser unwahrscheinlich, denn in Meldorf bestand auch einst eine Burg.[2]) Dafür zeugt noch heute der Name einer Straße daselbst, Burgstraße genannt, und die Hauptstadt des Landes,

[1]) Die „Bekenborgs Krög" finden sich, wie ich von meinem am Dellweg wohnenden Vetter Reimer Rolfs erfahren, nicht in der Niederung zwischen der Geest und Dellweg — auf der Geerzschen Karte liegt Bekenborg nahe beim Dellweg —, sondern auf dem sog. Friedrichswerk, westlich von Heide, an der Chaussee, welche von Heide nach Wöhrden führt. Dort trägt eine Fläche, welche c. 3 Morgen groß ist, noch jetzt den Namen: Bekenborg. Die Vossche Eisengießerei ist das erste Gebäude gewesen, welches auf dem Grundstück erbaut ist. Jetzt stehen schon mehrere Häuser dort. Witwe Dyrsen in Heide, in deren Besitz dies Grundstück gewesen, hat ihre Großeltern erzählen hören, daß dasselbe den Namen „Bekenborg" schon seit alter Zeit gehabt habe. Der Name Bekenborg deutet darauf hin, daß es einst eine Bauernburg gewesen. Die Bauernburgen lagen gerne an Hauptwegen; die Feddringer Burg liegt nicht weit vom Ulerdamm, die Stellerburg an der von Stelle kommenden Straße, die Bekenborg an dem Weg von Heide nach Wöhrden und die „Löwenburg" an der Straße von Heide nach der Süderhamme. In dem „Armenbok thor Heide" (um 1620) heißt es S. 15: „folgen dejenigen, denen Wuhrde up der „Löwenburgk" beoßen der Heyde benorden dem Landwege verköfft worden." Da wir in dieser Löwenburg wahrscheinlich eine alte Bauernburg haben, so wäre diese die dritte im Gebiet der alten Weddingstedter Gemeinde, denn auch Heide gehörte in alter Zeit zu Weddingstedt. R.

[2]) Vgl. Kolster, Gesch. Dithm. Exkurs IV, S. 202.

was damals Meldorf war, erscheint jedenfalls geeigneter zum Wohnsitz des Landesbeherrschers, als eine einsam belegene Burg am Strande.

Soviel möchte aber doch aus dem Vorstehenden resultieren, daß es, den wirklich historischen Zeugnissen gegenüber, kaum gestattet sein dürfte, die einstige Existenz und Zerstörung dieser Burg ernsthaft zu bezweifeln.

Werden aber die Berichte der alten Chronisten nicht widerlegt durch die Resultate, welche die an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen (Bohrungen, Grabungen ꝛc.) gehabt haben?

Im Sommer 1880 sind, in Gegenwart des Justizrats Claussen in Heide, vom Verfasser und dessen Stiefsohn, dem Hofbesitzer Claus Claussen in Borgholz, Grabungen und Bohrungen innerhalb der Wallreste der Stellerburg ausgeführt worden. Das Ergebnis war folgendes: Auf dem nördlichen Teil, welcher ziemlich viel höher liegt, als der größere, südliche Teil, trafen wir beim Graben und Bohren an verschiedenen Stellen auf eine Schicht Holzkohlen. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß diese Schicht sich ununterbrochen längs dem nördlichen Wall hinzieht, und daß die Kohlen in einer und derselben Ebene liegen. Je näher dem Wall, um so dicker muß natürlich die infolge der Zerstörung entstandene, über den Kohlen lagernde Erdschuttschicht sein, und um so tiefer liegen auch wirklich die Kohlen. In einiger Entfernung vom Wall fanden wir sie bereits in einer Tiefe von 50 cm, weiter nach dem Walle hin in einer Tiefe von 1 und noch näher nach dem Wall von 2 m. Die Mächtigkeit der Kohlenschicht wechselt zwischen einer Dicke, die wir mit unserem Mergelbohrer nicht ganz durchdringen konnten, bis zu einer Handbreite. Wir fanden sie überall da, wo sie eine Dicke von 50 cm und darüber erreicht, von einer grauweißlichen, fettigen Masse durchschichtet, welche kleine Knochenreste enthält. Proben dieser Masse sind von Herrn Justizrat Claussen dem Herrn Prof. Handelmann in Kiel übersandt und daselbst untersucht worden. Die Kohlen sind als Holzkohlen erkannt. Die grauweiße Masse enthält phosphorsauren Kalk und ist animalischen Ursprungs. Die Knochenreste waren zu klein, um mit Sicherheit näher bestimmt werden zu können, jedoch glaubte Herr Prof. Flemming in dem größten Knochenstück einen Teil des Fingerknochens eines Schweins erkennen zu können. [1])

Die beschriebene Untersuchung ist mit unzulänglichen Mitteln vorgenommen. Wir verfügten nur über Spaten und Mergelbohrer, sowie außer der eigenen Arbeitskraft über die zweier Knechte. Ein völlig entscheidendes Resultat hat daher nicht herbeigeführt werden können. Um dieses zu gewinnen, müßte die Erdschuttmasse längs dem ganzen nördlichen Wallteil in angemessener Breite bis auf die Kohlenschicht weggeräumt werden. Davon haben wir uns indessen überzeugt, daß in dem südlichen, tiefer gelegenen Teil der in Rede stehenden

[1]) Nach Mitteilung eines vom Justizrat Claussen eingesandten Berichtes sagt Prof. Handelmann in der „Zeitschr. d. Gesellsch. f. S.-H. Gesch. X, S. 43: „Offenbar ist man hier auf eine Herdstätte gestoßen, und damit stimmt auch die von Herrn Prof. Dr. Flemming in Kiel vorgenommene Untersuchung der eingesandten kalzinierten Knochenreste u. s. w."

R.

Fläche eine Kohlenschicht nicht vorhanden ist. Den Schluß glauben wir uns erlauben zu dürfen, daß hier Spuren eines großen Brandes vorliegen, der Gebäude zerstörte, die lediglich aus Holz erbaut waren. Standen hier vielleicht nur hölzerne Baracken, und waren steinerne Gebäude überhaupt vorhanden? Müßte diese Frage bejaht werden, so wäre allerdings ein Rittersitz hier niemals vorhanden gewesen, sondern lediglich ein befestigter Platz für einen Militärposten, und es ließe sich dann die Überrumpelung dieses Postens seitens der Bauerschaften Weddingstedt und Stelle, wie die Sage sie behauptet, um so leichter erklären.[1]) In jedem Fall bilden die beschriebenen Walltrümmer bis hierher noch immer ein großes Fragezeichen in der Geschichte Dithmarschens.[2])

[1]) Was die beiden neuesten Geschichtsschreiber Dithmarschens betrifft: Chalybäus, Geschichte Dithmarschens, 1888, und Nehlsen, Dithmarscher Geschichte, 1894, so glaubt der erstere (S. 42 f.), die Erzählungen des Hans Dethlefs über Erbauung und Zerstörung der Stellerburg in das Gebiet der Sage verweisen zu müssen, während der letztere sie als geschichtlich festhält und verteidigt (S. 47), ohne freilich die von Chalybäus, Handelmann u. a. dagegen geltend gemachten Einwendungen zu widerlegen. Über die Stellerburg ist, abgesehen von Bolten, Biethen, Hansen u. Wolf u. s. w., noch zu vergleichen: Zeitschrift Band IV, S. 6 u. Bd. V, S. 151; Verhandlungen der Berliner anthropol. Gesellsch., Sitzung vom 20. Jan. 1883, S. 31.

[2]) Ich möchte hier noch auf eine unweit der Stellerburg vorüberführende uralte Steinstraße hinweisen, welche meiner Meinung nach bisher zu wenig beachtet worden ist. Weder Danckwerth noch Geerz haben sie auf ihren Karten. Chalybäus erwähnt sie (S. 17), indem er sagt, „daß die Stellerburg konstatiertermaßen durch eine jetzt 6—7 Fuß (? dies ist wohl ein Irrtum, da die Straße nur c. 4 Fuß unter der Oberfläche liegt) unter der Oberfläche liegende Steinstraße mit dem nördlichen Teile der Landschaft verbunden sei." Durch Erkundigungen, welche ich von einem am Dellweg wohnenden Verwandten eingezogen, habe ich Folgendes feststellen können: Die Straße liegt c. 200 m westlich von der Stellerburg und auch der sogenannten Töse; sie hat eine Breite von 14 m. Hergestellt ist sie aus sehr großen Feldsteinen und liegt 4 Fuß tief unter der Erdoberfläche. Sie geht von Norden nach Süden, in der Richtung von Lunden nach Meldorf. Beim Bau der Eisenbahn hat man sie in der Gegend von Stelle gefunden. Selbst unterm „Weißen Moor" hat man in dem Marschgrund bei Ziehung von Gräben Spuren derselben entdeckt, und in den zwanziger Jahren fand man unter der Steinlage ein abgebrochenes Hirschgeweih. — Vollmacht Mohr hat, soweit ich gesehen, zuerst auf diese alte Straße hingewiesen. (Verfassung Dithmarschens. 1820. S. 118 f.) Einen besonderen Beweis von sehr altem dithmarsischem innerem Leben und Verkehr will er in dieser „zu Westen dem Dorf Stelle hart am Geestfuß in der Marsch sich gerade nordwärts hinerstreckenden alten, mit Feldsteinen sehr dauerhaft und fest gepflasterten Straße sehen. Sie liegt an 3 Fuß jetzt unter der Ackerfläche, ist fast 4 und 5 Ruten breit und läuft hinter Bargen wieder in die Geesthöhe aus." Er knüpft daran die Frage: „Wann ward die Straße hier gelegt? eine bereits so kunstvolle, feste! Und wozu ward sie gelegt und von wem? Alle Geschichte schweigt davon." Diese Fragen werden schwerlich jemals beantwortet werden können; die Straße muß aber wegen ihrer niedrigen Lage entstanden sein noch vor jener großen Senkung des Landes, von welcher sich auf unserer Westküste so manche Spuren (unterseeische Moore und Wälder u. s. w.) finden. Und wenn Prof. Forchhammer (Die Bodenbildung der Herzogtümer, S. 382) als Beweis dafür, daß diese große Senkung in eine Zeit falle, da die Herzogtümer schon bewohnt waren, darauf hinweist, daß man bei Husum unter dem untermeerischen Torf einen Grabhügel gefunden, welcher Messer aus Feuerstein enthielt, dann dürfte diese tief unter Marsch und Moor liegende Steinstraße dasselbe bezeugen. Vielleicht stand diese Straße in

5. Das zur Burg gehörige „Borgholt."

Wie in der Nähe der Feddringer Burg und der Bökelnburg, so lag auch in der Nähe der Stellerburg ein sogenanntes „Burgholz"; das bezeugt schon der Name des Dorfes „Borgholt," wie derselbe richtiger Weise noch immer im Volksmunde lautet, und welcher lediglich durch eine schlechte Verhochdeutschung in Borgholz verwandelt worden ist; die einstige Ausdehnung dieses „Burgholzes" hat Verfasser durch Beachtung der Flurnamen zu finden versucht. Die Untersuchung begann im Norden, da, wo das Hochland zu einem tiefer liegenden Alluvialboden abflacht, welcher das Bett eines hier einst vorhandenen Sees darstellt. Hier treffen wir den Feldnamen Nordfeld an; weiterhin treffen wir auf Westerfeld, Mittelfeld, Kamp; hier ist also auch nicht die leiseste Spur einer dereinstigen Waldung aufzufinden; diese Flächen müssen sehr früh zum Ackerbau verwendet worden sein. Unmittelbar zu Süden des eben beschriebenen Feldes treffen wir Feldmarksnamen, welche von einer dereinstigen Bewaldung zeugen, z. B. „Hochrade," „Stadebrok," „Brok." Dergleichen Namen treffen wir bis über Weddinghusen, Wesseln und Wildpfahl hinaus, indem wir vom Norden gegen Süden fortschreiten, sodaß wir die Überzeugung gewinnen, es habe sich einst ein Wald von „Hochrade" an bis nach Heide hin erstreckt. Von der einstigen Größe und Bedeutung dieses Waldes hat Verfasser vor vielen Jahren ein leider verloren gegangenes Zeugnis in der Bauernlade der Dorfschaft Weddinghusen gefunden. Es war dieses ein Namensverzeichnis von Leuten aus Eiderstedt und den an Eiderstedt grenzenden Teilen von Stapelholm, welche ihre Schweine hierher auf die Eichelmast schickten. Hinter jedem Namen war die Zahl der Schweine verzeichnet, und die Überschrift bekundet, daß diese Schweine der Bauerschaft Weddinghusen zur Eichelmast übergeben worden waren. Die Jahreszahl erinnere ich leider nicht mehr. Jetzt ist auch die letzte Spur dieses Waldes vertilgt. Im übrigen haben alte Leute in Borgholt, Weddinghusen und Wesseln mir gesagt, daß sie noch auf dem in Rede stehenden Terrain kleine, verstreute Eichenbestände gekannt haben, die erst zu ihrer Zeit ausgerodet worden sind.[1])

Verbindung mit der unterirdischen Steinstraße, welche in der Nähe des Kudensees entdeckt worden, und von welcher schon Neocorus (I, 266) spricht: „Besuden Kudem in der Dackwische, benorden dem Kudenseh, wen men ein weinich ingrefft, vindet man vele vorbuwedes Holtes, welches tho einer Grundveste gebruket wesen, also ock eine rechte Steenstrate, so van Norden in de Dackwische dorch int Suden gegaen, unnd meinen etliche, it si ein Junkern Hueß dar gelegen."   R.

[1]) Die Bauerschaft Weßling besaß noch im 18. Jahrhundert eine Hölzung. In der Bauerschaftsbeliebung heißt es sub 12: „Niemand soll sich unterstehen aus unser allgemeinen, dem Bauerschaft Weßling alleinig zustehenden Holtzung oder aus unserm sog. Brock, einig Holtz, Busch, Schecht, Wedden, Eckern oder Bork von denen Bäumen zu hauen, oder zu schneiden, nicht auszutragen oder zu fuhren, und soll ein jeder Eingesessener in unserm Bauerschaft, er sey Höfner oder Köthener, alle Jahre, wenn die Gevollmächtigen unsers Bauerschafts ihre Rechnung vorm Bauerschaft ablegen, in des Bauerschafts-Versammlung gegen denen beeden Gevollmächtigen einen Eyd schweren, daß er nicht aus vorgedachter

6. Die Kirche.

Zu den ältesten Zeugen vergangener Zeiten im Kirchspiel Weddingstedt gehört ohne Zweifel die Kirche. Wenn sie auch im Laufe der Zeit manchen Veränderungen unterworfen gewesen, so sind doch noch manche Spuren ihres sehr hohen Alters vorhanden. Solche Spuren finden sich in der Ringmauer des Hauptschiffes, welche aus granitnen Geröllsteinen besteht, wie die umliegenden Felder sie darbieten; der verwendete Mörtel, seinem Hauptbestandteil nach grobgestoßener Kalk, besitzt mit den Felsen, welche er umschließt, gleiche Härte und ist in sehr reichlichem Maße verwendet. An der südlichen Mauer sind die Felsen bis auf einzelne Stellen in späterer Zeit mit Ziegelsteinen bekleidet, wie denn auch die Strebepfeiler, welche ringsum an der Kirche aufgeführt sind, aus Ziegeln in den Dimensionen von 8 : 4 Zoll bestehen. Diese Restaurationen stammen wahrscheinlich her aus der Zeit der Wiederherstellung der Kirche, welche im Jahre 1559, in der sogenannten letzten Fehde, abbrannte bis auf das Mauerwerk. Die Strebepfeiler sind höchst wahrscheinlich in noch späterer Zeit errichtet, da ums Jahr 1600 die Ziegelsteine sicherlich noch die Dimensionen von 12 : 6 Zoll hatten. Die Dicke der Kirchenmauer beträgt durchschnittlich 1,30 m.



Weddingstedt, nach Jensen.

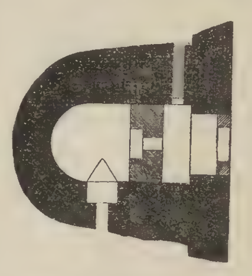


Kirche zu Weddingstedt.

Höltzung gehauen oder geschnitten, nichts darausgetragen oder gefuhret, noch gesehen, daß jemand von seinen Kindern oder Gesinde oder ein Frembder solches gethan, damit solche Höltzung geheget werde." R.

Über der Haupteingangsthür befindet sich ein Relief. Es stellt die Auferstehung des Herrn dar.[1])

Mit dem Westende der Kirche hängt ein ruinenartiger, bienenkorbförmiger Bau zusammen, aus demselben Material aufgeführt, woraus die Ringmauer besteht. Im Volksmunde führt er den Namen „Gefängnis." Vom Innern der Kirche aus ist derselbe nunmehr wieder zugänglich gemacht, nachdem der Eingang lange vermauert gewesen ist. Indem wir hineintreten, gelangen wir zunächst in einen Vorraum durch einen Rundbogen hindurch. Er wird gebildet durch die mächtige Dicke der westlichen Kirchenmauer. Vor uns erblicken wir eine enge, niedrige Öffnung (von oblonger Form), welche ein Hindurchschlüpfen nur in sehr gebückter Stellung gestattet. Sind wir hindurchgelangt, so stehen wir in einem Gewölbe von $1\frac{1}{2}$ m Höhe. Es ist hell genug darin, um den Raum betrachten zu können, denn er hat gegen Süden eine Öffnung, zu klein, um hindurchschlüpfen zu können, sicherlich einst durch ein vergittertes Fenster geschlossen. Alte Leute hier erinnern sich noch, in der Mitte dieses Raumes einen Pfahl gesehen zu haben mit starken eisernen Ketten daran. An den Enden derselben befanden sich Ringe für Hals- und Handschellen. Die Sage berichtet, dieses Gemach habe im Mittelalter als Gefängnis für Staatsgefangene gedient, sowie daß einst ein Herr von Ahlefeld hier eingesperrt gewesen sei, nachdem man in einer Fehde ihn zum Gefangenen gemacht habe. Er soll auf Hanerau gewohnt haben.[1])



Turm in Weddingstedt.

Die Chronisten erzählen, daß über diesem Bau sich einst ein Turm erhob, welcher den Schiffen als Seezeichen diente.

Als 1559 in der Schlacht bei Heide das mittelalterliche Dithmarschen die Todeswunde empfing, drang der Feind auch in Weddingstedt ein und verbrannte die Kirche bis auf die Ringmauern. Dabei wird denn auch wohl der Thurm zerstört sein; derselbe ist seitdem nicht wieder aufgebaut worden.[2])

[1]) Dasselbe hat Martin Scherer, welcher 1496 eine Reise nach dem heiligen Grabe gemacht, hier anbringen lassen, derselbe, welcher auch über der westlichen Thür der Kirche in Heide ein hochgearbeitetes Steinrelief, die Auferstehung darstellend, hat anbringen lassen. Diese beiden Steine sollten die Entfernung des Richthauses des Pilatus vom Berge Golgatha angeben. Neoc. I, 247 u. Viethen, S. 36 u. a. R.

[1]) Nach Bolten II, 431 wurden 1403 fünf Friesen im Weddingstedter Turm gefangen gehalten. Derselbe schildert ihn als einen finstern, schreckenvollen Keller, worin man von der Kirche durch einen vorhandenen kleinen Eingang kriechen muß und annoch einige in den Mauern feste Ketten erblicket. IV, 127. R.

[2]) Haupt, Baudenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein, S. 103: Der Turmrest, fast wie ein regelloser Feldsteinhaufen erscheinend, enthält einen niederen Raum, der tonnengewölbt im Westen apsidisch abschließt. Der wohlverwahrte Zugang geht aus der Kirche. Das Innere ist geputzt, in solcher Festigkeit, daß der Putz, teilweise ein dunkelgrauer Kalk, teils ein weißer Gipsmörtel, gleich dem des Dachfrieses, wie Haustein erscheint. Dieser Putz ist, gerade wie in den Vizelinskirchen, hinter eine Schalung gegossen, und die Fugen der Absätze, die jedesmal entstanden sind, indem das Brett hinaufgeschoben und ein neuer



Chorthür.

Am östlichen Ende der Kirche findet sich ein Anbau aus Backsteinen, welche 12 Zoll lang und 6 Zoll breit und dick sind. Hier herrscht der Spitzbogen an den Fenstern und der südlichen Eingangsthür vor; daß jetzt die Fenster im Rundbogenstil erscheinen, darf uns nicht stören; diese Veränderung ist erst in allerjüngster Zeit vorgenommen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß dieser Anbau einer späteren Zeit angehört, als der Bau des Hauptschiffes. Er ist von letzterem durch einen mächtigen Rundbogen aus Backsteinen von 12 : 6 Zoll getrennt, welcher zugleich das Fundament eines kleinen, achteckigen, mit Schindeln gedeckten Turms, eines sogenannten Dachreiters, ist. Die Länge des Hauptschiffes beträgt 70 Fuß, die Breite 45, die Länge des Chores 40 Fuß, die Breite desselben 33 Fuß.

Auch im Norden der Kirche befindet sich ein kleiner, niedriger Anbau. Er ist teils mit dem Hauptschiff, teils mit dem östlichen Anbau verbunden, und gegenwärtig nicht von der Kirche aus, sondern nur vom Norden her durch eine Außenthür zugänglich. Die Mauern sind von unverhältnismäßiger Dicke und bestehen aus demselben Baumaterial, woraus die Mauern des Hauptschiffes aufgeführt sind. Daher ist wohl dieser Anbau gleichen Alters mit dem Hauptschiff. Daß er in den östlichen Anbau hinüberreicht, erklärt sich daraus, daß, als man behufs Erbauung des letzteren die östliche Wand der Kirche abbrach, ein geringer Teil der Seitenmauern mit abgebrochen werden mußte; und auf diese Weise wurde der nördliche Anbau, den man stehen ließ, teilweise mit dem Neubau verbunden. Gegenwärtig dient er als Lagerraum für Baumaterial und Bautensilien. [1])

Wann ist nun die Kirche erbaut? Manche alte Chronisten behaupten, daß ihr Alter bis in die Zeiten Karls des Großen hinaufreiche. Diese Behauptung ist von Historikern, denen Beachtung geschenkt werden muß, kurzer Hand abgewiesen worden, weil unzweifelhafte, historische Zeugnisse aus jener Zeit nur für die Existenz von 4 Kirchen: in Meldorf, Schenefeld, Heiligenstedten und Hamburg vorliegen, soweit das Land nördlich von der Elbe in Betracht kommt.

Indessen ist zu bedenken, daß die Sachsen erst nach energischem Widerstand von Karl dem Großen unterworfen wurden und dann lediglich zwangsweise das Christentum annahmen. Die Dithmarscher werden aber bis zuletzt in den

Guß gemacht ward, sind deutlich sichtbar. In den Oberteil des Turmes führte vom Dachraum aus eine noch sichtbare Stichbogenthür. Daß er 1559 in Trümmern blieb, ist erklärlich. R.

[1]) Haupt, S. 102 f.: Der Chor, mit schlanker Spitzbogenthür, ist ein gotischer Ziegelbau in wendischem Verband. An ihn stößt nördlich, sich unschön mit niederem Pultdach anlehnend, vordem gewölbt, eine frühere Sakristei, aus Feldsteinen.

Reihen der für ihre Freiheit kämpfenden Sachsen ausgehalten haben. Waren doch unter den Sachsen, die Karl aus dem unterworfenen Lande wegführte und in die Gegenden am Rhein versetzte, auch dithmarsische Geschlechter, deren Rückkehr erst Karls Nachfolger, Ludwig der Fromme, bewirkte; das auch in der Kirche zu Weddingstedt vorhandene Wappen des dithmarsischen Geschlechts der Wrangen führt im Wappenfeld ein Gerüst, woran man im Rheinland die Reben des Weinstocks anzubinden pflegt. Die Wennemannen führen ebenfalls einen Weinstock im Wappen. Ist nun die Annahme eine verwerfliche, daß diese Geschlechter sich auch unter jenen Weggeführten befanden und daß sie zum Andenken an die Zeit ihres Exils das vorerwähnte Zeichen in ihr Wappen aufnahmen? [1])

Wie es für Karl den Großen notwendig war, dies Land militärisch zu besetzen, so lag die gleiche Notwendigkeit auch für die Kirche vor. Auch sie mußte das Land, deren Einwohner sich nur widerwillig der aufgedrungenen Religion fügten, mit ihren Geistlichen besetzen. Diese mußten aber, wo sie sich niederließen, Stätten haben, wo sie in ausreichender Weise ihres Amtes warten konnten. Demnach wird die Annahme schwer abzuweisen sein, daß schon damals, auch in Dithmarschen, Kirchen in angemessener Zahl erbaut worden sind, und unter diesen ist dann sicherlich die Kirche in Weddingstedt gewesen.

Ebenso gewiß muß aber auch angenommen werden, daß diese Kirchen lediglich Filialkirchen der oben genannten 4 Hauptkirchen gewesen sind und z. B. die Taufgerechtigkeit nicht besaßen. Dieser Umstand erklärt nach meiner Ansicht genügend, daß aus jener Zeit die Geschichte nur 4 Hauptkirchen erwähnt. [2])

Besehen wir nunmehr das Innere unserer Kirche, so finden wir das Hauptschiff dergestalt verändert und modernisirt, daß hier unser suchendes Auge für den uns vorliegenden Zweck fast nichts mehr findet. Nur auf zwei alte Ölgemälde fällt hier unser Blick, welche ein Ehepaar im Greisenalter darstellen, das nach Ausweis der Inschrift an Kirche und Schule die Summe von 1000 Reichsthalern geschenkt hat. Die Gemälde tragen die Jahreszahl 1664.

Das alte Ehepaar trägt die Festkleidung damaliger Zeit; der Mann ein weites, dunkles Oberkleid, ähnlich dem Summar unserer Pastoren, und den weißen Rundkragen, den gleichfalls unsere Pastoren an Festtagen tragen, weswegen Unkundige ihn für einen Pastor halten. Er ist aber ein wohlhabender Bauer in Weddingstedt gewesen. Sein Name lautet Reimers Claus; darnach hat sein Vater Reimer geheißen. Das dem Namen Reimer angehängte s be-

[1]) Kolster, Gesch. Dithm., S. 31.

[2]) Urkundlich finden wir die Kirche in Weddingstedt erst erwähnt 1140, in einer Urkunde des Erzbischofs Adalbero, in welcher derselbe dem von ihm wiederhergestellten Domkapitel zu Hamburg gewisse Höfe, Zehnten und andere Gerechtsame verleiht. (Lappenberg, Hamburg. Urkundenbuch I, 151.) Die irrtümliche Annahme, daß die Weddingstedter Kirche von Wittekind gegründet, und daß das Kirchspiel von ihm seinen Namen erhalten, ist die Veranlassung gewesen, daß man die Weddingstedter Kirche für die älteste der dithmarsischen Kirchen erklärt hat. So sagt Neoc. I, 243: „De Kerke tho Weddingstede schal de erste unde oldeste Kerke sin, so im Lande Ditmarschen erbuwet.“ Meldorf hat ohne Zweifel die älteste Kirche in Dithmarschen. R.

zeichnet ihn eben als den Sohn des Reimer. Einen Familiennamen führte man also damals noch nicht. Der nähere Ausweis einer Person geschah durch das Geschlechtswappen. Das auf dem Gemälde befindliche Wappen des Reimers bezeichnet diesen als dem Geschlecht der Holmen angehörig, denn rechts neben der Inschrift sehen wir in ungeteiltem Felde ein aufrechtstehendes Schwert mit einem Helm auf der Spitze desselben. Der Schild ist gleichfalls mit einem Helm gekrönt. Auch die Frau führt keinen Familiennamen. Sie ist einfach durch die Inschrift als „Reimers Claus Heinke“ bezeichnet. Das auf diesem Gemälde befindliche Wappen ist das des Geschlechts der Erpen, wovon Nachkommen noch heute in Stelle wohnen. Es ist ein zur Hälfte aus einem Wald herausgetretener Hirsch in ungeteiltem Felde, der von rechts nach links schreitet. Der Frauenkopfputz, „Kagel“ genannt, den z. B. Marcus Schwiens Ehefrau auf dem bekannten Bilde trägt, und den ich auch auf einem Bilde in der Kirche zu Kating in Eiderstedt angetroffen habe, muß um 1664 schon in Abgang gekommen sein, denn „Reimers Claus Heinke“ erscheint auf unserem Gemälde mit einem turbanähnlichen Kopftuch.

Nunmehr betreten wir den östlichen Anbau und betrachten hier zunächst den Kirchenstuhl an der südlichen Wand. Hier ziehen vor allem die zahlreichen Wappen, womit derselbe geziert ist, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie sind in den oberen Feldern in Holz geschnitzt, in den unteren gemalt.

Betrachten wir zunächst die geschnitzten Wappen, und zwar von der Linken zur Rechten fortschreitend. An der östlichen Wand zeigt sich das Wappen der Kirche; es enthält das Bild des St. Andreas mit dem Andreas-Kreuz; die Kirche ist, wie Neocorus sagt, „in de Ehre St. Andreas Apostoli gefunderet.“ Links liest man: »omnia ad gloriam Dei,« rechts die Übersetzung dieser Worte: „Alles tho Gades Ehre.“

Das nun folgende Wappen zeigt in seinem Schild ein senkrecht geteiltes Feld, links einen halben, der Länge nach geteilten Adler, rechts eine Schafschere.[1]) Die Unterschrift lautet: »D. Meinhardus Swarte, Pastor und Senior des Ministerii und disser Gemene christlik vorgestanden 44 Jar.“[2])

Das folgende Wappen selbst zeigt im ungeteilten Felde das bereits erwähnte dreifüßige Gerüst zum Anbinden der Reben eines im freien Felde stehenden Weinstocks. Die vorher erwähnte Wappentafel enthält auch dieses Wappen nicht. Unterschrift: »D. Jacobus Grote, Caplan und Prediger disser Kerken 49 Jhar.“[3])

[1]) Auf der Wappentafel in Westphalen, mon., findet sich dies Wappen nicht.

[2]) Meinhart Swarte, welcher um 1542 in Weslingburen geboren, wurde 1571 Pastor in Weddingstedt, 1592 Senior ministerii. 1607 hat er die Kalandsbeliebung, daß die ausbleibenden Prediger Brüche zahlen sollten, unterschrieben. „1616 idt mackede ock de Consistoriales dithmarsici, als Hr. Meinhard Senior, Constitution, hernacher keenen eene Vocation scholde togeschicket warden, ahne Värweten und Willigen des Superintendenten, de ehm, so he ehm unbekant, een wenig exploreren scholde, up dat man ehm nich hernа schimplich värnehmen, oder ock met schwerem Geweten tolaten dörfe.“ Sein Wahlspruch war: sile et spera: sei still und hoffe!“ Er starb am 24. Sept. 1617 im 75. Lebensjahre.

[3]) Sein Name steht 1583 unter den Predigern, welche den Bericht wegen der Verlöbnisse abgestattet.

Hierauf folgt ein Wappen, welches einen nach links schreitenden Bären im ungeteilten Felde zeigt, auf der Wappentafel unter Nr. 56, aber ohne Angabe des Geschlechts, aufgeführt (Bahren?). Die Unterschrift lautet: „Johannes Hinricks, Schuldener und Karspelschriever."

Dieser J. Hinricks hat die erneuerte Beliebung der „Dakenkönige" in Stelle in plattdeutscher Sprache abgefaßt. Eine wortgetreue Abschrift dieser Beliebung von mir befindet sich im Meldorfer Museum.

Das jetzt folgende Wappen zeigt in ungeteiltem Felde einen aufrechtstehenden Schlüssel mit dem Bart nach oben und der Unterschrift: »Marcus Vidt, Karspelvagt disses Karspels." Wappentafel Nr. 58, ohne Angabe des Geschlechts. Neocorus sagt I, 224, daß die Dickbolingmannen „vor Olderß einen Slötel im witen Felde geföret." Das Feld, welches jetzt folgt, enthält eine geschnitzte Inschrift; sie lautet: »Hina folgen des ganzen Karspels Weddingstede Geschlechtswapen.«

Diese Wappen füllen die nun folgenden Felder:

1. Im ungeteilten Felde ein aufrechtstehendes Schwert, die Spitze nach oben, mit daraufgesetztem Helm. Auch der Schild ist mit einem Helm gekrönt. Es ist das Wappen des Geschlechts der Holmen, von welchem noch jetzt Nachkommen in Süderheistedt, Tellingstedt, Delstedt und Brickeln wohnen; unter den alten Stühlen, welche vor der letzten Reparatur im Hauptschiff der Kirche vorhanden waren, befand sich eine Eingangsthür, welche dieses Wappen und unter demselben mehrere Namen mit der Unterschrift zeigt: »Alle tho der Holmen Geschlecht.« Wappentafel Nr. 51, wo das Geschlecht aber „Helmer" genannt wird.[1])

2. Gleichfalls im ungeteilten Felde ein von rechts nach links springender Hirsch. Es ist ebenfalls durch eine früher im Hauptschiff vorhandene, vom Verfasser noch gekannte Stuhlthür als das Wappen der Haalken nachgewiesen.[2]) Noch gegenwärtig leben in Weddingstedt, Stelle und St. Annen Leute, welche den Familiennamen Haalck führen.

3. Im ungeteilten Felde 2 gekreuzte Schwerter mit 4 Rosen dazwischen. Es ist das Wappen der Ebbingmannen.[3])

4. Im ungeteilten Felde 2 gekreuzte Anker. Es ist das Wappen der Woldersmannen.[4])

---

[1]) Neoc. I, 244 nennt dies Geschlecht auch „Helmergeschlecht." R.

[2]) Westphalen, mon. ined. S. 1476 bezeichnet dies Wappen als das Wappen der „Junghalcmannen"; auch Neoc. nennt (I, 244) unter den Weddingstedter Geschlechtern die Junghalckmen. R.

[3]) Während Neoc. die Ebbingmannen nicht nennt unter den Weddingstedter Geschlechtern, geschieht es im Westphalen S. 1476 (zu Nr. 52 der Wappentafel). R.

[4]) Die Woldersmannen waren einst das mächtigste Geschlecht im Lande, konnten 509 wehrhafte Männer stellen. Zu diesem Geschlechte gehörte auch Ludeke Johann in Wesseln, welcher nebst Peter Swin u. a. ein Haupturheber des schmählichen Todes H. v. Zütphens war. Wie Neocorus es gelegentlich hervorhebt, wie diese That sich an den Thätern oder deren Kindern gerächt (Ermordung Peter Swins, Neoc. II, 81, der

5. Ein Baum im ungeteilten Felde.[1])

6. Ein Löwe im ungeteilten Felde, von rechts nach links gewendet; die rechte Pranke ist zum Schlag gehoben, die linke faßt den Schild am innern Rand. Nr. 60 der Wappentafel zeigt unser Wappen ganz so, wie wir es hier haben. Es ist demnach das Geschlecht der Rienkröger.

7. Eine Palme im ungeteilten Felde, mir nicht bekannt; auf der Wappentafel findet sich dies Wappen nicht.

Die Stühle an der Norderwand des Chores, welche bei der letzten Reparatur unberührt geblieben sind, zeigen folgende Wappen:

1. Im Stuhl zunächst dem Bogen, welcher das Hauptschiff gegen Osten abschließt,

a) rechts ein Doppeladler im ungeteilten Felde mit den Buchstaben I. B. und der Unterschrift: »H. Johann Boje, Karspelvagt.“ Die Wappentafel zeigt den Doppeladler im ungeteilten Felde in 6 Wappen (Nr. 8. 42. 46. 49. 78. und 81), sodaß es also nicht leicht zu bestimmen ist, welchem dieser 6 Geschlechter der genannte Kirchspielsvogt angehört hat. Der Doppeladler kommt auch auf dem messingenen Kronenleuchter in hiesiger Kirche vor, ist hier aber auf beiden Köpfen gekrönt.

b) links. Drei wagerecht liegende gewellte Bänder im ungeteilten Felde. Von oben angerechnet liegt zwischen dem 1. und 2. Bande ein schräg nach links gewendetes Balkenstück. Unzweifelhaft ist dieses Wappen das Wappen der Ehefrau des Kirchspielsvogts J. Boje. Es fehlt auf der Wappentafel.

2. Im zunächstfolgenden Stuhl sind folgende 2 Wappen, eins an jeder Seite, eingeschnitten:

a) Im ungeteilten Felde ein dreibeiniger, senkrechtstehender Tragständer, an welchem oben nach rechts ein rechtwinkliges Dreieck so angeheftet ist, daß der oberste Ständerteil die eine Seite bildet.

b) Im ungeteilten Felde ein schräg liegendes Kreuz mit kurzen Armen. Über dem Stamm des Kreuzes liegen kreuzweise ein grader Stab und ein

---

plötzliche Tod des Boie Claus Boie und das Unglück seiner Kinder, Neoc. II, 82), so hebt er es auch bei Ludeke Johann hervor. Von dem Sohne desselben schreibt er nämlich (I, 244): Lutke Johanns Hans, thovoren ein Wobbe-Dreger (Biethen macht daraus einen Wollträger), hefft de Sülverware, so men in dem Torne vorwahret, gekofft vor 500 mark, der Kerken tho verrenten, sick darvan beriket etc. Alse he averst in der Deide (1559) geschlagen, hebben de Erven de 500 mark upbringen möten, und iß de Kerke (welche in der Fehde zerstört war) darmit gebuwet; de Erven awerst thom Bedelstave geraden.“ Wann die der Kirche in Weddingstedt gehörigen, beim katholischen Gottesdienst gebrauchten silbernen Kirchengeräte verkauft worden, ist leider nicht gesagt. In Büsum wurden sie schon gleich nach Einführung der Reformation verkauft, im Jahre 1533 (Neoc. II, 79), in Tellingstedt im Jahre 1539 (vgl. Auszüge aus den auf Pergament geschriebenen Kirchenbüchern von Michelsen). R.

[1]) Im Westphalen S. 1476 ist es unter den Weddingstedter Geschlechtern als das Geschlecht der „Beyenmannen“ (Wappentafel Nr. 53) bezeichnet, während Neoc. I, 244 sie „Beiersmen“ nennt. Der Beien-Baum ist nach Chalybäus S. 64 eine Eberesche. R.

rechter Winkel, letzterer mit dem langen Arm auf dem Stamm des Kreuzes. Der kurze Arm ist nach links gewendet.

Wir betrachten nunmehr die gemalten Wappen. Sie befinden sich sämtlich in den mittleren Feldern des zuerst von uns betrachteten Stuhls und gehören paarweise zusammen. Jedenfalls ist das eine Wappen das Geschlechtswappen des Ehemannes, das andere das der Ehefrau desselben.

1. Paar: a) Das Wappen links: Die linke Hälfte des Wappenschildes ist weiß und zeigt drei schwarze Nägel. Die rechte Hälfte des Wappenfeldes ist hellgelb und zeigt 3 parallele, gewellte, schwarze Querbänder in horizontaler Richtung. Es wird wohl das Wappen der Hudiemannen sein.

b) Das Wappen rechts: Es zeigt einen schwarzen Doppeladler im ungeteilten weißen Felde. Ein blauer Helm mit schwarzem Doppeladler krönt den Schild. Die Unterschrift lautet: „Zu Gottes Ehren und dieser Kirchen zum Zier hat der wohlehrenfester, großachtbahr und wohlweiser Herr Johann Boje, Gerichtsverordneter und Kirchspielvogt hiesiges Kirchspiels, neben seiner herzlieben Hausehr Telschen diesen Stuhl auf die Hälfte lassen staviren. Anno 1664 d. 12. July."

2. Paar: a) Das Wappen links: Es enthält im ungeteilten, blauen Felde eine Armbrust mit einem Pfeil und 2 Sternen. Die Armbrust ist schwarz, Pfeil und Sterne sind gelb; es fehlt auf der Wappentafel.

b) Das Wappen rechts zeigt im ungeteilten, gelben Felde eine weiße Doppellilie (vgl. Nr. 70 der Wappentafel).

Auf beiden Wappenschildern steht ein blauer Helm, gekrönt mit 2 Hörnern; Unterschrift: „Im Gleichen Gott zu Ehren und dieser Kirchen zum Zier hat Herr Peter Kielholdt, Kirchspielschreiber hiesiges Kirchspiels, neben seiner herzlieben Hausehr Magdalena, die andere Hälfte dieses Stuhls staviren lassen."

Wenden wir nun das Gesicht gegen Osten, so erblicken wir links vom Altar an der östlichen Wand eine Gedenktafel aus Sandstein in der Form und Größe eines Grabsteins. In Relief sind auf demselben verschiedene Figuren ausgehauen. In der Mitte sieht man das Bild des Gekreuzigten; rechts neben demselben kniet ein Mann mit einem Vollbart in betender Stellung. Er trägt weite Hosen, die bis ans Knie reichen, Strümpfe und Schuhe und über dem Wams einen kurzen Mantel ohne Ärmel. Sein runder Hut mit Federbusch liegt links unten. Ferner sieht man links 3 Wappen: 1. das Wappen der Holmen mit den Buchstaben W und K. 2. Das Wappen der Sulemannen, eine Säule im ungeteilten Felde, mit den Buchstaben C D. 3. Im ungeteilten Felde ein Kleeblatt mit den Buchstaben M und G. Die Inschrift oben und an den Seiten lautet: „Joh. XI. ICK bin de Upstanding und dat Leven. Wol an mi gelowet, de werd leven, efte he rede storve."

Unten steht — gleichfalls in gotischer Minuskelschrift: „Anno 1586 am Dage Felicia, was de 20. October, is Wiebers Karsten, erfgeseten to Stelle,

sines Olders 66 Jar, salig in Got entslapen, nadem he der Gerichtsverwalting im Lande Detmerscen 30 Jar bigewanet." [1])

Im ersten Wappen bedeuten die Buchstaben W K augenscheinlich Wiebers Karsten. Demnach gehörte er zum Geschlecht der Holmen. Er war wahrscheinlich zweimal verheiratet, denn die beiden anderen Wappen werden die Wappen seiner Ehefrauen sein.

Der vorhin beschriebene Kirchenstuhl, in welchem die meisten hier aufgeführten Wappen sich befinden, ist bereits 1616 erbaut, wie die Inschrift bezeugt: „Karsten Dressen de Meister disser Arbidt gemack," aber erst 1664 durch Bemalung verziert worden. Die geschnitzten Inschriften sind noch alle in plattdeutscher Sprache, die gemalten dagegen in hochdeutscher abgefaßt, ein Beweis, daß sich der Übergang von der plattdeutschen zur hochdeutschen Schriftsprache hier in dem Zeitraum zwischen 1616 und 1664 vollzogen hat; das ist ein historisches Ergebnis aus der Betrachtung dieses Kirchenstuhls, welches hier eine hervorhebende Verzeichnung gefordert hat.

Die im Sommer 1872 ausgeführte Renovierung des Innern der Kirche hat den östlichen Anbau nicht berührt. Dicht an der westlichen und nördlichen Wand ist eine neue Mauer als Verstärkung der alten aufgeführt. Längs diesen Wänden sind Emporen angebracht in einer Breite von 12 Fuß, von 9 aus Eichenholz gefertigten, hübschen Säulen getragen. Auf der westlichen Empore steht die neue Orgel, ein Werk mit 9 Stimmen, im Jahre 1872 von Färber in Tönning erbaut.

Das Holzwerk der alten Kirchenstühle ist zum größten Teil zur Anfertigung der Emporstühle verwendet, und dadurch ist manches Geschlechtswappen, welches an diesen Thüren angebracht war, vor dem Untergang bewahrt worden.

Früher gingen zwei Längssteige durch die Kirche und teilten die Kirchenstühle in drei Gruppen. Jede Familie hatte ihre Frauen- und ihre Mannskirchenstühle. Jetzt sind nur zwei Reihen Stühle da, eine Norder- und eine Süderreihe, und zwar sind in ersterer 18, in letzterer 17 Stühle, jeder Stuhl 12 Fuß lang.

Die Kirchenfenster hat Verf. noch als kleine, schießschartenartige Öffnungen mit sehr kleinen, in Blei gefaßten Scheiben gekannt, in dem Hauptgebäude oben im Rundbogen, in der Sakristei dagegen im Spitzbogen oben gewölbt. Später wurden sie erneut und erweitert und wurde allen die Rundbogenform gegeben. Jetzt haben sie eine Höhe von 9½ Fuß und eine Breite von 3¼ Fuß.

In der Norderwand des Hauptschiffes fand man bei dem Umbau 1872

---

[1]) Die Abschrift bei Fehse (Anhang S. 73) ist ungenau. Wiebers Karsten war der erste Kirchspielsvogt in Weddingstedt. In der vorher angeführten Inschrift werden Johann Boje und Marcus Bidt als Kirchspielsvögte im 17. Jahrhundert genannt. Außerdem habe ich noch die Namen folgender Kirchspielsvögte gefunden: Johann Clasen bis 1725, sein Nachfolger war Franz Groth und ihm folgte wahrscheinlich Claus Clasen, welcher um 1758 Kirchspielsvogt war. Der letzte Kirchspielsvogt war With. R.

die zugemauerte Nische einer Thür. Jetzt hat die Kirche nur zwei Thüren, beide zu Süden.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der Kanzel, der Taufe und des Altars:

a. Die Kanzel (Barockstil) stellt den Sündenfall, die Austreibung des ersten Menschenpaares aus Eden, die Geburt und die Auferstehung Christi in Relief auf vier von den Feldern des Sechsecks, worin die Kanzel erbaut ist, dar; das fünfte Feld ist der Wand zugekehrt und ohne Figuren, das sechste stellt den Eingang dar. Die entsprechenden fünf Felder des Kanzelhimmels sind mit Statuetten im Flachrelief ausgefüllt. Auf dem oberen Rand stehen fünf Statuetten in ganzen Figuren. An der Innenseite des Kanzelhimmels ist folgende Inschrift angebracht: „Herr Petrus Ludenius, Pastor und Propst,[1]) Herr Petrus Ambrosius, Caplan,[2]) Franz Claus und sine Fruw Grethe, Franz Hans und sine Fruw Wibeke Stiftern dieser Krone zu Gottes Ehren Anno 1655."

Am Fuß der Außenseite des Kanzelhimmels und in der Fortsetzung außen am Fuß der Kanzelseiten liest man in erhabener Schrift: „Der wohlehrenfester und wohlweiser Herr Johann Boje, wohlbestallter Kirchspielvogt und der wohlvornehmer Herr Reimer Clausse, Gevollmechtiger, zunebst dero beider vielgeliebte Ehefrauwens haben diesen Predigtstuhl . . ." Für die Fortsetzung hat offenbar der Raum gefehlt, und es bleibt dem Leser überlassen, die Inschrift zu ergänzen.

Zu jeder Seite der Kanzelthür stehen zwei runde Säulen auf vier nackten Postamenten. Auf jeder derselben sitzt ein singender Engel. Über der Thür steht eine hübsche Krone von durchbrochener Arbeit; jene Engel sind jetzt auf den Altar versetzt. Die nebenbeschriebene Krone steht jetzt auf dem neuen Prediger-Kirchenstuhl.

---

[1]) Petrus Ludenius wurde nach dem Tode Meinhard Swarte's zum Pastor in Weddingstedt berufen; seit 1630 war er auch Propst in Norderdithmarschen. Er starb am 17. Juni 1667 in einem Alter von 78 Jahren, sed orietur (wie auf seinem Grabstein steht) ut sol abiens. Er gehört unter die Zahl der dithmarsischen Jubelprediger. Fehse sagt von ihm: Sein Andenken verdient eine würdige Hochachtung unter den Gelehrten . . ., seine geistliche Beredsamkeit war immer gründlich, überzeugend und bewegend. Er mochte auf der Kanzel, am Altar oder beim Krankenbett sein, so war er immer derselbe." Von ihm ist gedruckt ein Carmen de incarnatione filii Dei und In gloriosam Domini nostri Jesu Christi, de peccato, morte, satana, et inferno, partam victoriam; nach einem wertvollen Manuskript: „tabulae Ludenianae, das ist, eine merkwürdige Samlung verschiedener zur Kirchen-, Civil- und Gelehrtenhistorie, sonderlich von Norderdithmarschen, gehörigen Sachen, zusammengetragen und größtenteils eigenhändig geschrieben von Peter Luden, Pastoren zu Weddingstedt und Propsten besagter Landschaft. II Volumina, 409 enggeschriebene Seiten" hat schon Fehse geforscht. Wo mag es geblieben sein? Im Handschriftenverzeichnis der Kieler Universitätsbibliothek findet es sich nicht. R.

[2]) Petrus Ambrosius starb am 2. Mai 1665. Vor seiner Berufung nach Weddingstedt war er mehrere Jahre Lehrer in Lunden, zuerst Kantor, dann Rektor. Fehse S. 418 f. R.

b. Bei der Taufe, die gleichfalls im Sechseck ausgeführt ist, erscheint als Grundgedanke die Becherform. Die Außenseiten der Seitenwände sind ohne Figuren. Der Taufhimmel, gleichfalls sechseckig, entsprechend der Sechseckform der Taufe, hat eine pyramidale Form. Drei Felder der unteren Platte enthalten das geschnitzte Wappen der Holmen, die übrigen Felder sind leer. Auf dieser Platte standen bis zur jüngsten Reparatur der Kirche fünf weibliche Statuetten in antiker Haltung und antiken Gewändern. Die Stelle der sechsten war bis dahin leer. Der Bildhauer Dierks in Heide hat sie durch eine weibliche Figur in antiker Haltung und antikem Gewande ausgefüllt. Sie trägt eine Leiter.

c. Der Altar ist in künstlerischer Beziehung bedeutungslos. Er ist ein Altarschrein mit zwei als Thüren sich darstellenden Flügeln, die gelegentlich der letzten Kirchenreparatur mit Apostelgestalten bemalt sind vom Maler Langmaack in Heide. Von den geschnitzten Figuren — oben eine Charitas, rechts davon etwas niedriger eine Spes und links in gleicher Höhe mit letzterer eine Fides, im Schrein selbst Christus am Kreuz, rechts der Apostel Johannes, links die Mutter des Heilandes, vom Beschauer aus gerechnet — möchte lediglich die Christusfigur beachtenswert sein.

Am Fuß des Altarschreines erblicken wir noch ein Ölgemälde, die Einsetzung des heiligen Abendmahls darstellend. Es mag ursprünglich ein Kunstwerk gewesen sein, ist aber später renoviert worden und dabei entschieden verklext.[1])

In der Sakristei an der Norderwand hängt das 2½ Fuß hohe, reichlich 1 Fuß breite Bild eines Pastoren mit der Inschrift: „Herr Laurentius Mummsen, als Prediger hier in Weddingstedt erwählet Dom. Cantate 1727, als Pastor zu Bartheid gnädigst berufen Dom. Trinitatis 1735."

Ein ebenfalls an der Norderwand hängendes Bild hat stark gelitten. Es stellt die Auferstehung dar, darunter die Familie des Stifters. In der Ecke unten liest man: „SO SLAPEN WI IN DEM NAMEN DIN, DER WILE DE ENGEL GADES BI VNS SIN." Unter dem Bilde steht: „Up disser Stede wille wy Gade lawen. Up den Kerkhoff Weddingstedt hefft Dilfes Carsten tho Stelle 5 Kinder begraven: 2 Sohns, 3 Dochtern mit Namen genanndt, der Ehre Seele rouwet In Gades handt. Anno 1613." Unten auf dem Rahmen liest man: „Anno 1682 hat Johann Egge in Stelle dieses repariren lassen."

Metallarbeiten:

a) Der messingene Kronleuchter:

Der Hauptteil desselben ist eine Kugel von ca. ½ Fuß Durchmesser und

[1]) Haupt S. 103: „Im Felde ein gutes Ölbild auf Holz im älteren holländischen Stil: Abendmahl, von prächtiger Bewegung der Einzelnen bei großer Natürlichkeit und Freiheit der Haltung. Blaue Landschaft blickt durch beide Fenster. Das Bild ist leider etwas verdorben, sowie durch Farben der ganze Altar, um 1872; jämmerliche gelbe Kleckfereien auf den Flügeln stellen nach den Unterschriften Apostel dar."

mit folgender Inschrift: „Zu Gottes Ehre und der Kirche zu Zierde hat seelige Frau Elsche Hinrichs, Johann Hinrichs in Stelle gewesenen liebe Ehefrau, diese Messingkrohne an die Kirche zu Weddingstedt verehrt Anno 1774 d. 4. May.“ Unter der Kugel ist eine Eichel angebracht, über derselben eine runde Scheibe, nicht völlig den Durchmesser der Kugel haltend, welche 8 verzierte Leuchterarme trägt, mit Tellern und Lichtgefäßen versehen. Nun folgt ein stilförmiger, verzierter Aufsatz, daran 8 schlank gebogene Henkel, dann wieder eine kleine, runde Scheibe mit 8 Leuchtarmen nebst Tellern und Lichtgefäßen; weiter nach oben findet sich noch eine dritte Scheibe mit 8 Leuchterarmen, so daß im ganzen 24 Lichter angebracht werden können. Sicherlich lobt dieses Werk seinen Meister. Dieser hat sich aber nicht genannt.

Kaum der Erwähnung wert sind 2 gußeiserne Altarleuchter, betende Engel darstellend, aus der Karlshütte bei Rendsburg; früher sind hübsche, metallene Leuchter vorhanden gewesen, aber vor reichlich 30 Jahren gestohlen worden!

In dem Turme (Dachreiter) hängt die kleine Klingelglocke, 1606, M. Melchior Lucas, sowie die Kirchenuhr. Die letztere ist im Jahre 1867 von M. Lembke in Friedrichstadt angefertigt. Sie geht 24 Stunden und ist ein gutes, dauerhaftes Werk.

Südöstlich von der Kirche in einer Entfernung von ca. 20 Schritten steht der hölzerne Glockenturm mit achteckigem, mit Schindeln gedecktem Dach, welcher außer den beiden Glocken, die wegen ihres Klanges in der Umgegend berühmt sind,[1]) nichts merkwürdiges darbietet. Die östlich hängende ist im Jahre 1803 von Beseler in Rendsburg umgegossen und trägt als Inschrift auf der einen Seite die Namen der Mitglieder des damaligen Kirchenkollegiums, auf der anderen Seite stehen die Worte:

Wenn du mich läuten hörst, bedenk', o Mensch, das Ende!
und bitte Gott, daß er sich gnädig zu dir wende!
Auch wenn mein Klang dich ruft, ins Gotteshaus zu gehn,
So mache dich bereit, daselbst vor Gott zu stehn!“[2])

Die andere Glocke, von edlerer Form als die eben beschriebene, steht im

[1]) Als Knabe hörte ich von der Weddingstedter Kirchenglocke eine ganz ähnliche Sage, wie sie auch an anderen Stellen vorkommt, z. B. in Krempe (Müllenhoff, S. 119): Als die Weddingstedter Glocke gegossen ward und die Speise schon fertig zum Gusse war, ging der Meister einen Augenblick fort; als er zurückkam und sah, daß der Lehrjunge etwas vergessen, was er nicht sollte, wurde er zornig und schlug so heftig auf den Jungen los, daß der letztere tot niederfiel. Da man nun die Glocke in den Turm gebracht und anfing zu läuten, gab es einen wunderschönen Klang; aber so oft sie ihre schönen Klänge ertönen ließ, war es doch stets, als hörte man sie klagen: „Schad' um den Jung'n! Schad' um den Jung'n!“ Ebenso hörte ich die Sage von einem Riesen, welcher nach der Weddingstedter Kirche warf; da die Schleuder aber zerriß, flog der Stein nur bis zum sog. „Steenavent“ zwischen Weddingstedt und Ostrohe, wo man ihn noch heute zeigt. R.

[2]) Die Inschrift auf der alten Glocke, welche in Rendsburg umgegossen wurde, lautete: „A. MDVI het Mester Peter Wulf dese Glocken to Ehre Gades, St. Andres und der hilligen Marie gaten.“ R.

Klang 2 Töne höher als diese. Ihr Alter läßt sich nicht angeben, da sie eine Jahreszahl nicht zeigt. [1])

Die Kirche ist noch bis auf den heutigen Tag umgeben vom Kirchhof. Derselbe ist früher mit einer Mauer eingefriedigt gewesen, [2]) die aber etwa ums Jahr 1840 gelegentlich der Vergrößerung des Kirchhofs entfernt worden ist. Inschriftlich merkwürdige Denkmale, wie der Kirchhof zu Lunden solche zeigt, sind hier nicht vorhanden. [3])

---

[1]) Prof. Haupt meint S. 105, daß sie aus dem Ende des 13. oder dem Anfang des 14. Jahrhunderts stamme; derselbe hat auch die Inschrift entziffert: „Dum reddo sonitum, fugiat omne malignum. M. L. Bertus me fecit."

+ DVM: REDDO · SONITVM: FUGIAT : PROCVL: OMNE : MALIGNUM + M L BERTUS ME FECIT +

[2]) Prof. Haupt nennt S. 57 bei der Besprechung der dithmarsischen Landesbefestigung auch „den festen Kirchhof von Weddingstedt." R.

[3]) Die Namen der Prediger, welche in Weddingstedt nach der Reformation angestellt gewesen, sind:

1. Johann Groth. Er hat seit 1544 die Artikeln in Johann Rogers Haus unterschrieben als Johannes Groth, Widdenstadanus. — 2. Theodorus Canthen bis 1561. Nach der Eroberung des Landes 1559 ward er zum ersten Superintendenten ernannt. In dem Verzeichnis der Superintendenten von Propst Carstens (Zeitschr. XIX. Band) fehlt sein Name. Vgl. Michelsen, Urkundenbuch, S. 227. — 3. Meinhart Schwarte von 1571 bis 1617. — 4. Petrus Ludenius 1617—1667. — 5. Johann Ludenius 1667—1702. Im Jahre 1684 ward er Senior ministerii. — 6. Christianus Zwergius 1703, starb im selbigen Jahre. — 7. Melchior Ludenius 1703—1726. — 8. Anton Arnold Neumann 1726—1752. Seit 1750 war er Senior ministerii. — 9. Johann Ludewig Schmidt 1753—1808. — 10. Friedrich Christian Kelter 1808—1818. — 11. Albert Jürgens 1818—1841, seit 1827 Propst. — 12. Otto Ludwig Kelter 1841—1891. — 13. Karl M. L. Lau 1892—1895. — 14. Emil Heesch, seit dem 8. September 1895.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 10. Oktober 1896.

Zeugen vergangener Zeiten aus dem Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen.

(Fortsetzung.)

7. Die alte Kirchspiels- und Bauerschafts-Verfassung.

Es liegt außerhalb des Darstellungskreises dieser Blätter, ein Bild zu entwerfen von den gewaltigen Stürmen, welche im Laufe der Zeiten über das Volk der Dithmarscher dahinbrausten, bis es zuletzt erlag, die alten Ordnungen untergingen und das Volksleben gezwungen wurde, in neue Bahnen einzulenken. Das alles muß in der Geschichte dieses Volks nachgelesen werden. Was aber in gegebener Rücksicht noch herübergerettet ist in die heutigen Tage und dem jetzt lebenden Geschlecht größtenteils als unverstandene Erscheinung, als fremdartige Ruine entgegentritt, das ist berechtigt, hier nicht nur Erwähnung, sondern, soweit Vermögen und Einsicht es gestatten, historische Erklärung zu fordern.

Suchen wir denn zunächst einen territorialen Überblick über das Kirchspiel Weddingstedt zu gewinnen, wie dasselbe gegenwärtig sich darstellt.

Zum Kirchspiel Weddingstedt gehören außer dem Kirchort folgende Dörfer und Ortschaften. Zur Bestimmung der Reihenfolge wählen wir als Ausgangspunkt den Kirchort.

Nördlich an der Chaussee von Heide nach Lunden liegen die Dörfer Stelle und Wittenwurth. Südwestlich, unmittelbar am Rande der Geest gegen die Marsch treffen wir auf die Dörfer Borgholz und Wesseln, zu welchem der westlich davon belegene Häuserkomplex Wildpfahl gehört. Jenseits, d. h. südlich, von Heide, liegt das jetzt heruntergekommene, im mittelalterlichen Dithmarschen aber bedeutende Dorf Rüsdorf. Die Zugehörigkeit dieses Dorfs zu Weddingstedt giebt dem Fremden ein Rätsel auf, dessen Lösung, so einfach dieselbe auch ist, nur die Geschichte des Landes zu geben vermag. Das Territorium, worauf die Stadt Heide jetzt liegt, gehörte einst zum Kirchspiel Weddingstedt, weshalb auch in der letzten Periode der Freiheit Dithmarschens, als das Landesvorsteherkollegium der Achtundvierziger sich allsonnabendlich in Heide versammelte, nach

1447, der Schlüter aus Weddingstedt in diesen Versammlungen den Vorsitz hatte.[1]) Weil den zu Weddingstedt gehörenden Bauerschaften Rüsdorf und Wesseln der Weg nach Weddingstedt und den zu Hemmingstedt eingepfarrten Dörfern Lohe und Lieth der Weg nach Hemmingstedt zu weit und zu beschwerlich war, vereinigten sie sich und erbauten auf der Heide im damals unansehnlichen Dörfchen „op der Haide“ eine Kirche,[2]) schieden aber aus ihrem bisherigen, kirchlichen Verbande nicht gänzlich aus, woher es kommt, daß diese Dorfschaften sowohl zur Kirchengemeinde Heide einerseits, als auch zur Gemeinde Weddingstedt, resp. Hemmingstedt, andererseits gehören. In politischer Beziehung änderte diese Vorkommenheit nicht das Mindeste. Daher also kommt es, daß Rüsdorf noch immer zum Kirchspiel Weddingstedt gehört, Lohe und Lieth noch immer dem Kirchspiel Hemmingstedt eingegliedert sind in politischer Hinsicht. Ferner gehört noch zum Kirchspiele Weddingstedt das im südöstlichen Winkel desselben am Rande des Hochlandes gegen das Thal der Broklandsau gelegene Dorf Ostrohe[3]) und der südliche Teil des nördlich von Wittenwurth belegenen Dorfes Bargen. Der nördliche Teil des letztgenannten Dorfs dagegen gehört zu Lunden.

---

[1]) Vgl. Kolster, Geschichte Dithmarschens, S. 30, die Fußnote.

[2]) Die Kirche zu Heide ist übrigens nicht von 4 Bauerschaften, wie Neocorus und nach ihm viele Andere behauptet, erbaut, sondern von 5 Bauerschaften (de viffburn): Weßling, Rüstorf, Lohe, Rickelshof und Heide, wie es hervorgeht aus dem Kapitalien- und Rentenbuch der Heider Kirche vom Jahre 1538 (mitgeteilt vom Bürgermeister Kinder im XIX. Bande der Zeitschr. f. Schl.-Holst.-Lauenb. Gesch.); darin heißt es z. B.: „Item dussen Acker hebbe de Viffburn vorkoft Nicolao Bremer na Lude sines Breves.“ Ferner ist es ein Irrtum, wenn Chalybäus (S. 99) behauptet, daß die Kirche in Heide „jedenfalls nicht vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut sei,“ und wenn Nehlsen (Geschichte Dithmarschens S. 167) sagt, daß die Kirche in Heide erst nach 1496 erbaut sei, denn schon im Jahre 1464 vermachte Hans Veld der „kerken to sunte Jurge uppe der heyde“ 10 ℔ und der Brüderschaft des Heil. Leichnams ebendaselbst 5 ℔ Wachs (Zeitschr. XII. Bd. in den Lübschen Testamenten). Die Kirche wird wahrscheinlich erbaut sein zwischen 1450—1460; daß sie 1447 noch nicht erbaut war, schließe ich daraus, daß die seit dem genannten Jahr in Heide stattfindenden Versammlungen noch durch den Schlüter in Weddingstedt eröffnet wurden. Der Ort Heide existierte übrigens bereits 1404, denn für den in dem genannten Jahr erlittenen Schaden forderten „de vromen Lüde in dem Dorpe to der Heide“ 1000 ℔ (Michelsen, Urkundenbuch S. 46). R.

[3]) Professor Haupt sagt (Bau- und Kunstdenkmäler S. 64): „Als ein Überrest alter Schutz- und Polizeimaßregeln verdient erwähnt zu werden, daß das Dorf Bunsoh (Kirchsp. Albersdorf) noch im Anfang unseres Jahrhunderts fünf Thore hatte, welche jeden Abend geschlossen wurden.“ Dasselbe gilt auch von Ostrohe; dies Dorf war gegen Westen mit einem Wall eingefriedigt, in welchem sich zwei Thore fanden. An den andern Seiten war der Ort von einer Niederung umgeben. Wall und Thore sind noch im Anfang dieses Jahrhunderts vorhanden gewesen. In der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Beliebung heißt es sub 4: „Die Dorffriedungen beantreffend soll ein Jeglicher sein gebührendes Antheil jährlich 3 Tage nach Fastnacht dermaßen dicht und fertig machen, daß die Dorfschaft es für gut erkennt. Wer aber solches nicht thut, selbiger soll, bis er gehorsamt, von einem 8 Tage zum andern allemahl 8 Schilling auf den Kerbstock brüchen, wie dann auch

Auf der Heide im Süden vom Kirchdorf Weddingstedt, zum Teil an der alten Heide-Lundener Landstraße, liegen etwa 20 kleine Häuser, die größtenteils zum Dorfe Weddingstedt gehören. Nur die 2 südlichsten nebst dem noch weiter südlich gelegenen Gehöfte Sophienhof mit einer Ziegelei gehören zu Weddinghusen. Dieser Häuserkomplex ist erst in verhältnismäßig neuerer Zeit entstanden. Auf der Heide östlich von der vorhin erwähnten, alten Heide-Lundener Landstraße in der Richtung nach der Grenze der Territorien von Heide und Ostrohe befinden sich die Aufforstungsanlagen des Heidekulturvereins aus neuester Zeit. [1])

Weiter ist zum Verständnis des jetzt Folgenden erforderlich, einen Überblick über diejenigen Kreise und Bahnen zu gewinnen, in welchen sich das Verfassungsleben des gesamten dithmarsischen Volks zur Zeit der Freiheit bewegte.

Sobald die Geschichte Dithmarschens in einigermaßen erkennbaren Zügen aus dem Dunkel frühester Vergangenheit heraustritt, erblicken wir in diesem Lande einen Föderativstaat, der aus lauter aristokratisch-demokratischen Republiken besteht. Soweit die christliche Zeit reicht, ist jedes Kirchspiel eine solche Bauernrepublik, und es darf wohl angenommen werden, daß die Kirchspiele in politischer Beziehung lediglich die Fortbestände von Volksorganismen waren, welche das Christentum bereits antraf. Jedes Kirchspiel leitete seine Angelegenheiten völlig selbständig. Diese Selbständigkeit der einzelnen Kirchspiele ging soweit, daß sie, ganz wie souveräne Staaten, mit auswärtigen Mächten Bündnisse und Verträge abschlossen, ohne sich an das Land, als Ganzes, zu kehren, höchstens den andern Kirchspielen den nachträglichen Anschluß offen lassend. Hierzu einige bestätigende Beispiele.

Im Jahre 1373 errichten sich die Oldenwöhrdener nicht nur einen eigenen Jahrmarkt (bis dahin war nämlich der einzige im Lande in Meldorf abgehalten worden), sondern sie schließen auch mit Lübeck auf eigene Hand einen Vertrag, worin sie dem bisher streng geübten Strandrecht entsagen und versprechen, das Strandgut für einen billigen Bergelohn verabfolgen zu lassen, und 1384 gehen fast alle übrigen Kirchspiele mit dem gedachten Vorort der Hansa diesen Vertrag ein. [2])

---

jeglicher, der die Thüre ums Dorf und bei den Pferdekrügen im Hin- und Wiederfahren oder Gehen offen stehen läßt, jedesmal, wenn er darüber betroffen, ebenfalls 4 Schilling." Solche mit Wällen umgebene Dörfer gab es auch in Schleswig (vgl. Meiborg, Nordiske Bøndergaarde S. 120.) Im übrigen wird das Dorf Ostrohe zum ersten Mal erwähnt im Jahre 1404. Es hatte sich den übrigen klagenden Bauerschaften angeschlossen; es scheint aber in jener Fehde am wenigsten gelitten zu haben, denn es fordert einen geringeren Schadenersatz als die andern: „Item dat Burschup to Ostro . . . 600 ₰." R.

[1]) Von Herrn Landrat Behnke in Heide wird mir mitgeteilt, daß von den jetzt dem Kreise Norderdithmarschen gehörigen, im Kirchspiel Weddingstedt belegenen 95 ha 72 a 31 qm großen Heidekulturländereien bis jetzt 89 ha aufgeforstet sind. Der übrige Teil wird im kommenden Frühjahr bepflanzt werden. R.

[2]) Siehe Dahlmann, Vorlesungen und Kolsters Geschichte Dithmarschens S. 72.

In den Rolves Karstenschen Händeln [1]) schließt das Kirchspiel Büsum Frieden mit Hamburg und 1434 schließen sich diesem Vertrage 8 Kirchspiele an, nämlich: Oldenwöhrden, Weddingstedt, Hemmingstedt, Neuenkirchen, Lunden, Tellingstedt, Albersdorf und Nordhastedt. Welche Gewandtheit und Geschäftstüchtigkeit seitens der Schlüter, die an der Spitze der Kirchspiele standen, setzt dieses voraus! — Und diese Eigenschaften müssen ziemlich allgemein in der Bauernaristokratie gewesen sein, da das Amt eines Schlüters nur 1 Jahr lang dauerte, also nach und nach alle dasselbe bekleideten.

Der Zusammenhang dieser Republiken scheint lediglich durch die „Döfte," [2]) die Geschlechtsverbindungen und „de grote Vollmacht," später, seit 1447 nämlich, durch das Kollegium der Achundvierziger hergestellt worden und, wenigstens bis zur Einsetzung des letztgedachten Kollegii, ziemlich lose gewesen zu sein.

Dithmarschen zählte 5 Döfte:

1. Meldorfer Döft mit den Kirchspielen Meldorf, Windbergen, früher Filial von Meldorf, und Barlt,
2. Osterdöft, welches die Kirchspiele Hennstedt, Delve, Tellingstedt und Albersdorf in sich begriff,
3. Westerdöft, wozu Büsum, Wesselburen und Neuenkirchen gehörten.
4. Mitteldöft, die Kirchspiele Lunden, Hemme, St. Annen, Weddingstedt, Heide, Hemmingstedt, Norder- und Süderhastedt (?) in sich begreifend,
5. Strandmannsdöft. Dazu gehörten die Kirchspiele Marne, Brunsbüttel, Eddellack und Burg. [3])

Verfasser scheint diese Einteilung zunächst eine militärische zu sein, denn die Vögte, die an der Spitze der Döfte standen, hatten den Heerbann zu berufen, wenn „Landeshöde" eintrat, d. i. wenn ein Krieg des ganzen Landes mit einer auswärtigen Macht in Aussicht stand, und sie versammelten alljährlich alle Waffenfähigen ihres Distrikts zur Heerschau. Unzweifelhaft stand ihnen aber auch eine Gerichtsbarkeit zu, namentlich der Blutbann, d. i. das Gericht über Verbrecher, die auf den Tod angeklagt waren, [4]) obwohl auch die Geschlechter über ihre Genossen in vorkommenden Fällen Todesurteile verhängten und vollzogen und selbst die Schlüter Diebe und Räuber am Leben straften, wie Neocorus Bd. I, S. 361 mit den Worten berichtet: „Wenn de Schluter Ides Karspels nicht stark genog, nehmen se de Schluter avert Land tho Hulpe, de bunden und brenden, [5]) welches de enige Straffe des Landes was." Zu

---

[1]) Siehe Kolster S. 81 und ebenfalls daselbst Exkurs XVI S. 292.

[2]) Döfte, auch Düffte, Name einer Distriktseinteilung, stammt aus alter Zeit und ist gleichbedeutend mit dem angelsächsischen Thafti, auch Thufti, welcher Ausdruck eine Genossenschaft bezeichnet. Professor Dr. Chalybäus, „Heider Zeitung," 1882, Nr. 29.

[3]) Kolster, Geschichte Dithmarschens, S. 89 u. 90. Hiermit ist aber zu vergleichen, was Chalybäus (S. 87 ff.) über die Döffte und die dazu gehörigen Kirchspiele sagt.

[4]) Vergl. Kolster, Gesch. Dithm. Exkurs VII, S. 224 ff.

[5]) d. i., sie vollzogen an dem verurteilten Dieb und Räuber die Hinrichtung durch Feuer.

bedenken ist dabei, daß im Mittelalter Justiz und Administration nirgends getrennt erscheinen, jede Gerichtsbarkeit vielmehr auch mit Administration und Polizei zu thun hatte. Genau zu sagen, welche Sachen dem Geschäftskreis dieser oder jener Gerichtsbarkeit zufielen, möchte jetzt schwer sein. Anfangs gab es in Dithmarschen nur einen Vogt, erst später erscheinen fünf, für jede Döft einer. Nach der Schlacht bei Bornhöved, 1227, übertrug der Erzbischof von Bremen seine Geschäfte als Fürst des Landes an einen Vogt, advocatus, denn eine Akte aus dem Jahre 1265 nennt nur einen »Advocatus, milites, consules et tota communitas terrae Thetmersie.« Dagegen nennt eine andere Akte vom Jahre 1281 schon mehrere Vögte: »Milites, advocati et universitas terrae Ditmarsie.« Dabei ist bemerkenswert, daß in letztgedachter Akte die Ritterbürtigen, also die Geschlechtshäuptlinge, vor dem Vogt genannt werden.[1]) Galt gleich der Erzbischof von Bremen als Landesherr, so kümmerte sich das Land doch weder rücksichtlich der Politik noch der Verwaltung um ihn, und die Vögte waren Landeseingeborene, wahrscheinlich aus dem einheimischen Adel.

An der Spitze jedes Geschlechts stand eine Adelssippe.[2]) Die Genossen der Geschlechter waren meistens über das ganze Land verstreut, hatten aber ihre eignen, was Ort und Zeit betrifft, genau festgesetzten Generalversammlungen, auf welchen alle Angelegenheiten des Geschlechts erledigt und über Vergehen eines Geschlechtsvetters gegen das Geschlecht gerichtet wurde, auch, wenigstens in den letzten Zeiten der Freiheit, ihre schriftlichen Statuten, „Bundbriefe" genannt. Das Geschlecht war jedem seiner Genossen, Vetter genannt, wenn von diesem seitens eines Gerichts außerhalb des Geschlechtsverbandes die „Geschlechtsnemede," d. i. der Zehn- oder Zwölfmanneneid seitens Geschlechtsmitgliedern gefordert wurde, zur Eideshülfe verpflichtet. Zu einem Volleid waren nämlich in gewissen Fällen 9, in andern 11 Eideshelfer erforderlich, welche mit dem

---

[1]) Kolster, Gesch. Dithm. Exkurs VII, S. 224.

[2]) Der Lundener Karsten Schröder hebt den kriegerischen Charakter der Geschlechter hervor, wenn er sagt: „Es hat auch vor Einnahme des Landes fast in allen Kirchspielen viele vornehme Geschlechter gegeben, welche unter sich große Verbündnisse gehabt haben, ihre armen Vettern und Verbündete nicht zu verlassen, wenn Einer dem Andern Unrecht thun wollte, auch Haut und Haar zur Vertheidigung derselben darangesetzt und sich gegenseitig verpflichtet, und wenn es Noth war, mit aller Mannschaft des Geschlechts ins Feld zu ziehen." (Vgl. Chalybäus S. 67; Kinder, Alte Dithm. Geschichten S. 90.) Noch im 16. Jahrhundert scheinen die Geschlechter, wenigstens die größern, unter ihrem eigenen Führer ins Feld gezogen zu sein. Darauf deutet gewiß hin, was Neocorus vom Geschlecht der Woldersmannen hervorhebt, daß es „ehrmalß" mit 509 werhaften Männern ins Feld ziehen konnte, oder was er vom Geschlecht der Itzemannen sagt (I, 236): „Iß so manhafft gewesen, dat men ein eigen Venlin darmit bestellen konnen, sin mehr alß de Helffte im jungsten Krige ehrlich vor ehr Vaderlant bi der Ouwbrügge (Broklandsaubrücke bei Süderheistedt) gebleven unde gestorven." Diese Geschlechter erinnern an jene alten Gefolgschaften, welche Tacitus uns schildert. Noch im 16. Jahrhundert hatten die Geschlechter ihren eigenen Wappenträger, welcher bei festlichen Aufzügen oder im Kriege das Wappen des Geschlechts voranzutragen hatte. So war Lutke Johans Hans aus Wesling der Wappenträger des Geschlechts der Woldersmannen (Neoc. I, 241). R.

Hauptschwörenden zugleich den Eid leisteten. Sie hatten nicht zu beschwören, daß ihnen die eidliche Aussage des Hauptschwörenden gegenständlich bekannt, sondern nur, daß er nach ihrer gewissenhaften Überzeugung ein wahrhaftiger Mann und einen Meineid zu schwören außer stande sei.[1])

Suchen wir die Geschlechtsverbindung in einen Begriff zu fassen, so müssen wir sagen: sie war eine Assekuranz umfassendster Art, gegen jede Fährlichkeit im Erdenleben. „De grote Vollmacht" scheint aus den Repräsentanten der Kirchspiele, also den Schlütern, und den Repräsentanten des Landes, den Vögten, bestanden zu haben. Es erscheint aber bei der Machtfülle, die den Geschlechtern innewohnte, als unumgängliche Voraussetzung, daß auch diese in dem obgedachten Kollegium wirksam repräsentiert waren, und wirklich finden wir die ältesten Dokumente, wie das obzitierte Dokument aus dem Jahre 1265 z. B. nachweist, von ritterbürtigen Leuten unterzeichnet. Der Adel aber repräsentierte eben das Geschlecht, an dessen Spitze er stand.

„De grote Vollmacht" scheint nur dann zusammengetreten zu sein, wenn außerordentliche und sehr dringende Angelegenheiten des ganzen Landes solches erforderte,[2]) z. B. bei drohender Kriegsgefahr seitens des Auslandes, oder wenn innere Fehden, namentlich Fehden zwischen mächtigen Geschlechtern, solche Dimensionen annahmen, daß dadurch Interessen des ganzen Landes gefährdet wurden, ferner wenn ein mächtiger Eingeborner Landesfeind wurde, d. h. mit dem ganzen Lande in Fehde geriet. Wer Konvokant der „groten Vollmacht" war, ist ebensowenig klar, als sich mit zweifelloser Gewißheit erkennen läßt, wer in derselben den Vorsitz und die Leitung hatte. Wahrscheinlich ist, daß dieses alles einst dem Magistrat in Meldorf oder dem Landeskanzler, später, als diese Versammlungen in Heide abgehalten wurden, dem Schlüter von Weddingstedt zustand.

Die landesherrschaftliche Beziehung des Erzbischofs von Bremen zu Dithmarschen bestand, soweit sich erkennen läßt, lediglich im Bezug gewisser Einnahmen vom Lande. Beim Amtsantritt erhielt derselbe als „Willkomm" vom Lande Dithmarschen 500 Mark alter, lübeckischer Währung.[3]) Außerdem stand ihm ein

---

[1]) Offenbar faßte man in damaliger Zeit einen Rechtsstreit als Fehdezustand zwischen den streitenden Parteien auf, und der eidliche Beistand, den Geschlechtsgenossen einer Partei dieser zu leisten hatten, wurde nicht als von der Beurteilung abhängig betrachtet, auf welcher Seite Recht oder Unrecht sei. Er mußte lediglich auf Grund des bestehenden Bündnisses geleistet werden. Ihn zu verweigern oder auch nur mit Lauheit zu leisten, galt nach damaligen Begriffen als Treubruch. Hinzu kam noch die solidarische Haftung der Geschlechtsgenossen unter einander in materieller Hinsicht.

[2]) Vergl. Kolster, Gesch. Dithm. Exkurs VII S. 224, Exkurs XVIII S. 294.

[3]) Bei Sedorf, Col. 1852, und Viethen, S. 129, finden wir folgende Quittung abgedruckt: „Von Gottes Gnaden wi Christoffer, der Hil. Kerken to Bremen und des Stiftes to Verden confirmerede Administrator, Hertoge to Brunswick unde Lüneborg, bekennen unde betügen apenbar in unde mede dissen unsen apenen und vorsegeldem Brefe, dat wi hebben empfangen gude Entrichtnige des Landes Ditmarschen van dem ehrsamen und bescheiden Peter Schwein, Claus Junge, mit ehren Bystandern und andern geschickten der vifhundert Marke, de sick belopen drehundert dre und dörtig Mark, viff schilling verr

Äquivalent in Geld für die Brüchen zu, welche die Vögte gelegentlich ihrer gerichtlichen Entscheidungen auferlegten, ferner die Einnahmen von den Elb- und Eiderfähren, die Fischereigerechtsame des Kuden-Sees und die Heunutzung auf auf der Insel Tötel bei Büsum.

Die Vögte, wahrscheinlich aus dem Adel der mächtigsten Geschlechter des Landes entnommen, erhielten ihr Amt und ihre Gewalt auf dem Wege der Belehnung durch den Erzbischof in Bremen unter dem Namen „Vogede gerechtigkeit.“ Ihre Einnahmen bestanden in Brüchen und Bußgeldern, die sie bei ihren Rechtsentscheidungen und wegen militärischer Vergehen auferlegten. Es muß angenommen werden, daß sie dieserwegen eine jährliche Abgabe an die erzbischöfliche Kasse werden zu entrichten gehabt haben. Auch mit den Fähren der Elbe und Eider wurden Landeseingeborne vom Erzbischof belehnt. Diese Belehnungen sind die einzigen Spuren des Lehnswesens in Dithmarschen, das, von den Franken herrührend, im Mittelalter eine so große Rolle spielte.

Wenden wir uns nun zu den Kirchspielsverfassungen, so treffen wir an der Spitze eines kleinen Kirchspiels 2, eines großen 4 Schlüter. Sie führen diesen Amtstitel, weil sie sämtliche öffentliche Gelder, auch die der Kirche, unter Verschluß in den Kirchspielsladen hatten.[1]) Sie verwalteten sämtliche Angelegenheiten des Kirchspiels und vertraten dasselbe sowohl dem ganzen Lande, als dem Auslande gegenüber. Ihnen zur Seite stand das Kollegium der Kirchspielsgeschwornen, in welchem sie den Vorsitz führten. Dieses Kollegium bildete das Kirchspielsgericht erster Instanz. Vor ihr Forum gehörte jegliche, innerhalb der Kirchspielsgrenzen vorkommende Streitsache mit Ausnahme solcher, die lediglich den Geschlechtsverbindungen angehörten, oder die ein Kirchspiel gegen ein anderes auszufechten hatte. Die Schlüter und Geschwornen bekleideten ihr Amt nur 1 Jahr lang. Die abgehenden Schlüter ernannten ihre Nachfolger und diese erwählten sich ihr Geschwornenkollegium.[2])

Das Kirchspielsgericht hielt im Kirchort zu fest bestimmten Zeiten regelmäßige Sitzungen ab. Vor demselben erschien, wer einen Anspruch hatte, und

Penn Lübisch, so se einem isliken niengekaren und confirmereden Ertzbischupp to Bremen plichtig sin, na older Wise unde gewöhnde, dar wi se von quiteren in düssen unsem Bref. Ock confirmeren und bestetigen wi se in aller Gerichte unde Gerechtigkeit, so se van unsem Stichte (Stifte) tho Bremen hedden gehat. Wi willen, effte gedenken, se ock nicht mehr effte hoger beschwarende, alse gewohntlich. Desses in Orkunde hebbe Wi unse Insegel witlicken dohn hangen an dessen Bref.

Dat. in unsem Schlade Verden am Jahre na Christi Gebort dusend vifhundert unde twölff, am Dage der Hemmelvart Christi.“

[1]) Jede Bauerschaft hatte im gewissen Sinn auch ihre beiden Schlüter oder Schließer; jeder von ihnen hatte einen Schlüssel zu der „Bauerschaftslade“ („Buerlad“), sodaß dieselbe nur geöffnet werden konnte, wenn beide zugegen waren, und jeder das zu seinem Schlüssel gehörige Schloß öffnete. Sie hießen: „Zweimänner“ oder Bauerschafts-Bevollmächtigte. Vergl. die Beliebung der Bauerschaften Neufeld und Lehde in meiner Geschichte St. Annen's S. 16 u. 63 und andere Bauerschaftsbeliebungen. R.

[2]) Vergl. Kolster, Gesch. Dithm. S. 84 ff., sowie Exk. XVII, S. 293 u. 294.

brachte seine Klage an. Der dem Beklagten zunächst wohnende Schlüter oder Geschworne übernahm die Zitation desselben zum nächsten Gerichtstage. Dieser wurde im Freien auf einem bestimmten Platze abgehalten. Das Publikum umstand im Kreise die Gerichtsscene. Klage und Verantwortung wurde entgegengenommen, Zeugen wurden abgehört, auch nach Gestalt der Sache wohl der Zehn- oder Zwölfmanneneid, mit Rücksicht auf dieses Gericht „Karkenemede" genannt, geleistet. Hierauf zogen Schlüter und Geschworene sich zurück und einigten sich über das Urteil, welches sofort öffentlich verkündigt wurde.

Von diesem Urteil konnte an die ganze Kirchspielsgemeinde appelliert werden. Infolge solcher Appellation versammelten sich die Kirchspielseingesessenen nach dem sonntäglichen Gottesdienst auf dem Kirchhofe und teilten sich hier in die schon erwähnten 3 Eggen. Jede Egge hatte ihren bestimmten Platz. Es darf wohl stillschweigend vorausgesetzt werden, daß jedes einzelne Dorf die Eggeneinteilung besaß und sonach die Sonderung der Kirchspielsversammlung in 3 Eggen sich rasch und gewissermaßen von selbst vollzog. Die gleichnamigen Eggen der verschiedenen Dörfer stellten sich einfach zusammen.

Zunächst referierten die Schlüter über den vorliegenden Fall und begründeten das gefällte Urteil. Die ganze Verhandlung, wie sie sich vor dem Geschworenengericht abgespielt hatte, wurde nun wiederholt. Hierauf beriet jede Egge für sich und stimmte nach Zweidrittelmehrheit ab. Worin 2 Eggen übereinstimmten, dem hatte die dritte Egge sich zu fügen.

Siegte die Appellation in dieser Instanz, so hatten die Schlüter eine bestimmte Brüche an die Kirchspielskasse zu zahlen — die Geschworenen gingen frei aus —, unterlag sie, so mußte der appellierende Teil eine Brüche entrichten.

Von der Instanz des Kirchspielsgerichts konnte in manchen Fällen, in welchen, ist nicht mehr erkennbar, an die Landesgemeinde appelliert werden. Es ist wahrscheinlich, daß diese in solchen Fällen früher nach Meldorf, der Hauptstadt des Landes, berufen wurde.[1]) Später allerdings versammelte sich die Landgemeinde immer in Heide. Wiebers Peter, der bekannte und berüchtigte Landesfeind, trieb, um ein Beispiel anzuführen, einen Erbschaftsstreit durch alle Instanzen hindurch, und, als er auch in der letzten verlor, kündigte er dem Lande Fehde an und wurde Landesfeind. Von Helgoland aus beraubte er

---

[1]) Nitzsch und andere nehmen an, daß die Versammlung der Landesgemeinde in alter Zeit in Weddingstedt stattgefunden (vergl. Allgem. Monatsschrift 1854 S. 259 ff., Dahlmann bei Neoc. I, 581). Sie deuten den Namen Weddingstedt dann als „Gerichtsstätte," indem der Name entweder den Versammlungsort der Wittigsten, der sapientissimi (in der Urkunde von 1140 lautet der Name noch Wittingstede) oder den Ort des Wedde, des placitum legitimum bezeichnet (Chalybäus S. 99). Da aber in derselben Gemeinde noch Weddinghusen und Wittenwurth vorkommen, so leitet man mit Handelmann (Zeitschr. der Gesellsch. XII, S. 399) den Namen gewiß richtiger ab von Widding, einem Patronymikum von Wido (Nebenform Guido, Wito, Witto) ab. In Urkunden lautet der Name 1281: Wedinghestede, 1404: Wedingstede, 1456: Weddingstede, 1503: Weddetingsted, 1546: Weddynghstede, 1559: Weddingstede. R.

dithmarsische Schiffe und wurde hier von den Geschädigten in der Kirche, dahinein er sich geflüchtet hatte, ermordet. Da der Herzog zu Schleswig diese Insel als sein Eigentum ansah, wurde dieser Vorfall von den Herrschern in Dänemark und den Herzogtümern als Grund des Krieges im Jahr 1559 gegen Dithmarschen mitbenutzt.[1])

In Heide wurden solche Gerichte immer an einem Sonnabend nach geschlossenem Markte abgehalten. Bei der Uniformität solcher Gerichtsverhandlungen wird wohl der Verlauf hier dem Verlaufe in den vorhergehenden Instanzen analog gewesen sein. Die Landesgemeinde teilte sich zunächst wieder in die bekannten 3 Eggen. Hierauf referierten die Schlüter des Kirchspiels, in welchem der Streitfall bereits abgeurteilt worden war, über denselben, begründeten das Urteil des Geschwornengerichts und beleuchteten dasjenige des Kirchspielsgerichts. Daß Zeugenverhöre nur in dem Falle vorkamen, wenn die Parteien noch nicht abgehörte Zeugen vorführen konnten, im übrigen aber lediglich über die bereits vorgenommenen Zeugenverhöre referiert wurde, darf wohl angenommen werden. Jede Egge beriet und urteilte nun wieder für sich und stimmte nach Zweidrittelmehrheit ab. Das Endurteil, welches nach Schluß der Versammlung durch den Schlüter in Weddingstedt verkündet wurde,[2]) wird mithin ganz so, wie in den vorhergehenden Instanzen, gefunden worden sein. Das war die letzte und mithin die endgültig entscheidende Instanz. An das kaiserliche Kammergericht zu appellieren, scheint dem Freiheitssinn des Volks antipathisch gewesen zu sein. Selbst Wiebers Peter, ob er gleich studierter Rechtsgelehrter war, verschmähte diese Rechtshülfe[3]) und wählte den Weg der Fehde gegen das Land. Zwischen die Kirchspielsgerichte und das Gericht der Landesgemeinde schob sich später 1447 das Gericht der Achtundvierziger als nächstletzte Instanz.

---

[1]) Es scheint, daß die Dithmarscher den Anspruch des Schleswiger Herzogs auf Helgoland nicht anerkannt, vielmehr sich selbst beigelegt haben. Jetzt gehört die Insel Helgoland in Wirklichkeit zu Dithmarschen und zwar zu Süderdithmarschen.

[2]) Im Neoc. I, 362 heißt es: Desulve (nämlich der Schlüter von Weddingstedt) hefft den up den Sonnavend dat Land thosamen geropen, so vele dar jegenwardig, mit diesen Worden: „Höret gi Hern unse Landt, dar iß ein Wordt tho seggen, dar dem Lande Macht anne licht.“ Darup dan de Gemeine thosamen sick verfögt unnd am Nordwesten Orde des Markedes einen Ring geschlagen, dar den de Saken up Nie von jedem Dehele upt schinlichste und formlicheste vorgebracht. Dar hebben sick uth allen Carspelen feine, verstendige, beredede, ansehnliche hervor gedhaen, ehre Rede upt Vormlichste angestellet, de Saken wol erwagen; welcher Sententz den dem gemeinen Lande gefallen, dem sin se mit einem „Ja“ bigefallen.“ Im Jahre 1510 fand die Versammlung der Landesgemeinde nicht in Heide, sondern auf der „Stellerburg“ im Kirchspiel Weddingstedt statt. Auf dieser Versammlung ging es gewiß sehr tumultuarisch zu; dieselbe endete mit der Absetzung sämtlicher Achtundvierziger (Neoc. II, 544). R.

[3]) Obgleich dies von einzelnen dithmarsischen Chronisten behauptet wird, ist es doch ein Irrtum. Aus der von Michelsen (Urkundenbuch S. 154) mitgeteilten Urkunde geht hervor, daß Wiben Peters sich auch an das kaiserliche Gericht gewendet (vergl. Michelsen, Rechtsquellen, Einl. S. 21). R.



Ansicht von Heide.

Es gab indessen auch Angelegenheiten, in welche die Kirchspiele eine Einmischung von irgend einer Seite her nicht duldeten. Dazu gehörte z. B. die Anstellung und Entlassung ihrer Geistlichen, wozu damals auch die Volksschullehrer gehörten, denn der Weg auf die Kanzel führte in der Regel durch die Schule.[1]) Als geschichtliches Zeugnis mag hier außer den alten Chronisten das Beispiel Heinrichs von Zütphen dienen. Als auf Anstiften der Geistlichkeit in Meldorf das Achtundvierziger-Kollegium sich in diese Angelegenheit mischte und die Entfernung Heinrichs dekretierte, widersetzte sich die Kirchengemeinde Meldorf einhellig und verwarf das Dekret auf Grund ihres wohlbegründeten Rechts, daß sie rücksichtlich der Anstellung und Entlassung ihrer Geistlichen verfahren dürfe, wie sie wolle, und keiner, wer es auch sei, sich dahineinzumischen habe. Dieses veranlaßte eben seitens der Mönche und Geistlichkeit in Meldorf und Lunden den nächtlichen Überfall des Pastorats in Meldorf, wo Heinrich logierte, und weiterhin den Gewaltakt der Verbrennung Heinrichs in Heide, welches Verfahren sich daher, auch im Lichte damaliger Rechtszustände, einfach als Aufruhr darstellt, woran die Dithmarscher als Volksganzes keinen Anteil hatten.

Nebenbei mag hier die Bemerkung erlaubt sein, daß im Vorstehenden der historische Grund angeführt ist, warum das Patronatsrecht inbetreff der Kirche und Schule in Norderdithmarschen noch heutigen Tages ganz und voll auf den Gemeinden, respektive auf deren Repräsentation ruht. In Weddingstedt z. B. wählt nicht bloß, sondern präsentiert[2]) auch zur Wahl die ganze Gemeinde, sowohl inbetreff der Kirche, als der Schule. In andern norderdithmarsischen Gemeinden ruht das Präsentationsrecht für die Pastoren auf dem Kirchenkollegium, jetzt Kirchenvorstand, das Wahlrecht auf der Gemeinde. Diese Einrichtung wurzelt in den mittelalterlichen Verfassungszuständen und tritt uns hier als ein fernerer Zeuge aus längst vergangenen Tagen entgegen.

Hieran reiht sich die Bauerschaftsverfassung, wie selbige bis 1866 bestand, als weiterer Zeuge an. Mag es erlaubt sein, bevor wir zur Vorführung dieses

[1]) Siehe Dahlmann, Vorlesungen in Kolsters Gesch. Dithm., S. 85 unten.

[2]) Bei der Besetzung des Pastorats in Weddingstedt hat der Kirchenvorstand das Präsentationsrecht. Die Einnahme des Pastorats betrug im Jahre 1559: 100 Mark lüb. und „twe Punth.“ An Land gehörten zum Pastorat 9 Morgen Ackerland, 3 Wiesen und ein Stück Moorland; außerdem noch eine eiserne Kuh. Die Einkünfte des Diakonats betrugen 80 Mark lüb., 9 Morgen Ackerland, eine Wiese, eine eiserne Kuh. Der Küster erhielt aus der Kirchenkasse 27 Mark lüb. (Michelsen, Urk. S. 226). Über die Einkünfte des Pastorats im Jahre 1347 giebt Auskunft die Taxis beneficiorum praepositurae in Thitmarcia (Nehlsen S. 385 ff.) Im Anfang des 17. Jahrhunderts gab es nach Broder Boysen noch 3 aus der katholischen Zeit herstammende Gilden: 1. des heiligen Kreuzes Brüderschaft, 2. des heiligen Leichnams Gilde, 3. St. Jacobs Brüderschaft. Die Summe des „Hauptstuhls zu der Kirchendiener Besoldung und dem Gebevte“ betrug damals 5478 ℔ 8 Schill. 2 Witte. Die Einnahme des Pastorats hat in den letzten Jahren, außer Wohnung und Garten, durchschnittlich 3560 ℳ. betragen. R.

Zeugen schreiten, einen weiteren flüchtigen Blick auf das Rechtsleben im freien Dithmarschen zu werfen.

Unbestreitbar ist das alte deutsche Recht durch das seitens der Kaiser begünstigte römische Recht in seiner Entwickelung gehemmt, verkümmert und zum Teil unterdrückt worden, steht es doch demselben in seiner untersten Grundlage fast diametral entgegen, indem es, das deutsche Recht nämlich, in den aristokratisch-demokratischen Einrichtungen des deutschen Urvolks wurzelt, während das römische Recht sich aus Rechtsprinzipien entwickelt und in letzter Instanz den Imperator zum Mittelpunkt hat. Wo eine Bauerngemeinde, wie im alten Dithmarschen, sich die ursprüngliche Freiheit bewahrte, da bildete die letztere gegen das Eindringen fremden Rechts eine undurchbrechbare Schranke. Beachten wir das Gesagte nicht, so ist uns das Rechtsleben im alten Dithmarschen unverständlich.

Das Volk war im umfassendsten Sinne des Wortes sein eigener Gesetzgeber und der ausschließliche Richter seiner Individuen. Aus diesem Umstande resultiert die Wahrnehmung, daß die gesetzlichen Bestimmungen nicht in logischer Gedankenfolge aus Rechtsprinzipien, sondern aus den Bedürfnissen des praktischen Lebens erwuchsen, und wir finden in denselben nicht die uns geläufige Sonderung der verschiedenen Lebenskreise, sondern eine andere, nach den damals bestehenden Volksorganismen. Da ist von keiner Trennung der Justiz von der Administration, der politischen von der kirchlichen Gemeinde die Rede. Die Geschlechter gaben sich in ihren Geschlechtsbündnissen, die Klüfte in ihren Kluftbüchern, die Kirchspiele und Bauerschaften in ihren Beliebungen, das Land gab sich in seinem Landrecht die für erforderlich erachteten Rechtsregeln.

(Fortsetzung folgt.)

Erichsen, J., Der Kreis Hadersleben. Hadersleben: Gedruckt in der Buchdruckerei von W. L. Schütze, 1895. 179 S.; 8⁰.

Als die Herren Biernatzki und Erichsen vom Provinzial-Landtage eine Subvention für die Bearbeitung und Herausgabe einer neuen Topographie von Schleswig-Holstein erbaten, da wurde zunächst die Veranstaltung eines Probedruckes gefordert, und als solcher liegt die Beschreibung des Kreises Hadersleben von J. Erichsen vor. Der Kreis Hadersleben ist wie kein anderer für eine derartige probeweise Bearbeitung geeignet: Er ist der einzige Kreis, der sich von der Ostsee (bezw. Kl. Belt) zur Nordsee durch die ganze Breite der Provinz erstreckt und in dem darum die drei landschaftlichen Striche, welche von grundlegender Bedeutung für unsere vorwiegend Landwirtschaft treibende Provinz sind, gleichzeitig vorkommen. Hier tritt auf weite Erstreckungen der tertiäre Untergrund dicht an die Oberfläche heran und beeinflußt wesentlich die Zusammensetzung der Ackerkrume; hier treten die nationalen Gegensätze mit einer Schärfe auf, wie kaum anderswo in der Provinz; hier kommt endlich nicht nur die topographische, sondern auch die territoriale Entwickelung in Betracht.

Die Beschreibung zerfällt in einen Speziellen Teil (S. 3—151), die topographischen Angaben über die einzelnen Stadt-, Land- und Gutsgemeinden enthaltend, und einen Allgemeinen Teil (S. 152—165), in dem eine zusammenfassende Beschreibung des ganzen

Kreises gegeben wird. Der Schwerpunkt der Darstellung ist demnach in den Abschnitt über die spezielle Ortskunde verlegt, die darum auch, in Abweichung von der sonst üblichen Anordnung, vorangestellt ist.

In dem Speziellen Teile gelangen zunächst Hadersleben und Christiansfeld zur Darstellung, alsdann die politischen Gemeinde-, bezw. Gutsbezirke in alphabetischer Ordnung. Im Gegensatze zu J. v. Schröders Topographie von Schleswig, die man angesichts des Zweckes der vorliegenden Kreisbeschreibung stets im Auge behalten wird, sind die einzelnen, den politischen Gemeindebezirken einverleibten Siedelungen hier nicht gesondert dargestellt, sondern bei der betreffenden Gemeinde angeführt. Der dadurch gewonnene Raum kommt in erster Linie der geschichtlichen Topographie zu gute, die durchweg auf Quellenstudien, namentlich der in Betracht kommenden Erdbücher, beruht. Die bezüglichen Quellen sind in den Anmerkungen stets angegeben; dagegen fehlt es vollständig an einem Nachweis derjenigen Stellen der Beschreibung, wo weitere Aufschlüsse zu erhalten sind. So würde der Leser S. 39 durch Einschaltung eines Verweises auf S. 127 erfahren haben, daß der Mörder Erik Emunds, Sorte Plog, der Besitzer des früheren Edelhofes Spandetgaard war, gleichzeitig aber auch auf die Inkonsequenz in der Schreibweise (S. 39: Plogh, S. 127: Plog) aufmerksam gemacht worden sein. Von größerer Inkonsequenz zeugt der Umstand, daß das Erdbeben, welches in Gabel, Bek, Woyens und Stüding beobachtet wurde (anscheinend die Folge eines Erdrutsches bei Hammelef), weder dort noch bei Hammelef, sondern nur im Anschluß an dasjenige von Aggerschau erwähnt wird, ohne daß an den betreffenden Stellen ein Hinweis gegeben ist. — Dieser Abschnitt, dessen Aufgabe in erster Linie die Darstellung der topographischen (bezw. territorialen) Entwickelung ist, wird dadurch unübersichtlich, daß Mitteilungen über geschichtliche Ereignisse, die in keinem Zusammenhange mit dem hauptsächlichsten Zwecke stehen, in die Darstellung eingeflochten sind; erweitert wird er mehrfach durch Sagen (nach mündlicher Mitteilung), die doch in einer Topographie erst in letzter Linie stehen müssen und von denen diejenige von Bjerndrupgaard (Ring im Froschmagen) wahrscheinlich gar übertragen ist. (Um Irrtümern vorzubeugen, sei bemerkt, daß nicht das Sammeln der Sagen an sich, sondern nur das planlose Hineinbringen in eine Topographie, wo wichtigere Mitteilungen, vielleicht eben mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum, fehlen, verurteilt wird. Daß der Bearbeiter einer Topographie nicht nur zu sammeln, sondern auch zu sichten hat, unterliegt doch keinem Zweifel.) — Nicht immer ist die Fassung präzise; so könnte der Satz: „Brendstrup gehörte bis 1886 zum Gut Gramm; es war eins der wenigen Dörfer in Nordschleswig, wo Leibeigenschaft bestand," leicht zu der Vorstellung führen, daß die Leibeigenschaft erst 1806 durch die Abtrennung vom Gute hier aufgehoben sei.

Die geschichtlichen Angaben sind hier vorweg genommen, obwohl sie stets den letzten Teil der einzelnen Artikel bilden. Die Darstellung beginnt mit der Anführung der in den älteren Quellen angewandten Ortsbezeichnungen (bei Hadersleben und Christiansfeld fehlen diese, bei ersterem ohne sachlichen Grund); dagegen fehlt ein Versuch zur Deutung der Ortsnamen, ja, selbst der in denselben enthaltenen Begriffsbezeichnungen, womit neuerdings Callsen in seiner Beschreibung von Angeln einen glücklichen Griff gethan hat. Es folgt die Bestimmung der Ortslage (für Hadersleben und Christiansfeld geographisch, für die übrigen Örter unter Bezugnahme auf Verkehrswege und Verkehrsmittelpunkte) und danach die Angabe der Bodenbeschaffenheit.[1]) Erwünscht wäre hier (oder im Allgemeinen Teil in Tabellenform) eine Auskunft über die in den Gemeindebezirken vorkommenden Bodenklassen gewesen. Die allgemeinen Ausdrücke „sandig, lehmig" geben heutzutage keinen genügenden Aufschluß, und selbst die summarische Angabe des Grundsteuer-Reinertrages kann keinen Ersatz bieten, da namentlich im fruchtbaren Osten Moränenmergel, Korallensand und Blocklehm „oft auf kürzeste Entfernung zu Tage treten und die Bonitierung der Parzellen im höchsten Grade erschweren, jedenfalls niemals ge-

[1]) Letztere fehlt u. a. bei Flauth und Süderballig, wo nur die Oberflächenformen angegeben sind.

rechtfertigte Schlüsse auf einen größeren Komplex gestatten." (L. Meyn.)[1]) Dagegen sind Areal und Grundsteuer-Reinertrag für die Kulturformen Acker, Wiese, Wald gesondert angegeben. — Im Anschluß an die Angaben über die Bewohner werden die Siedelungen innerhalb der Gemeinden (Dörfer, Höfe, Einzelstellen) angeführt. Die Klassifizierung der Besitzungen mußte mit Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse nach dem Flächeninhalt erfolgen; der durch die Bodenverschiedenheit zwischen Ost und West hervorgerufene Unterschied wäre durch eine parallel laufende Klassifizierung nach dem Reinertrag ausgeglichen worden. — Die Darstellung der kirchlichen Bauwerke ist im Vergleich mit Schröder eine weit eingehendere, wohl ein Verdienst des Werkes von Professor Haupt. — Wenn auch häufig betont wird, daß wir gegenwärtig im Zeichen des Verkehrs stehen, so spürt man dieses doch nicht in der Beschreibung der Stadt Hadersleben, obwohl die Stadtanlage auf Grund der Beschreibung als ein Resultat des Verkehrs gedeutet werden könnte. Wir erfahren zwar aus dem Nachweis über die in Hadersleben vorhandenen Behörden und Anstalten, daß Hadersleben ein Postamt I. (der Lage nach zu Alt-Hadersleben gehörend) mit Zweigstelle für Annahme und Telegraphendienst besitzt; über den Verkehr, den diese Anstalt zu bewältigen hat und der als Maßstab für das geschäftliche Leben dienen könnte, erhält man dagegen keinen Aufschluß. Des Bahnhofes, der den Namen Hadersleben führt und der sein Dasein doch jedenfalls der Stadt Hadersleben verdankt, wird nicht gedacht. Mit Rücksicht auf seine örtliche Lage heißt es S. 24 unter Alt-Hadersleben: „In der Landgemeinde liegt der Bahnhof." Über Personen- und Güterverkehr werden hier wie dort keine Mitteilungen gemacht; ebensowenig erhält man bei irgend einer anderen Station Aufschluß über den Verkehr. Dem Hafen und dem Schiffsverkehr ist ein Absatz gewidmet, der eingeleitet wird: „Den Hafen der Stadt bildet die etwa 15 km lange Haderslebener Förde." Abgesehen von dem in diesem Satze enthaltenen Lapsus, läßt derselbe an sich nicht die Versandung des Hafens und die dadurch notwendig gewordenen Arbeiten würdigen, wie dies der Fall gewesen wäre, wenn hinzugefügt worden wäre, daß die Entfernung des Hafens von der Mündung der Förde in genauer Luftlinie ca. $11_{,5}$ km, der Flächeninhalt aber nur ca. 10 qkm beträgt. (Durch derartige Bemerkungen wäre einerseits die ungünstige Form, andererseits die geringe Breite hervorgetreten.) Infolge dessen können, weil zudem die Tiefe nur $2_{,4}$—$2_{,8}$ m betrug, die 1894 eingegangenen 334 Segelschiffe und 18 Dampfer nur kleinere Schiffe gewesen sein, deren Wert als Maßstab für die wirtschaftlichen Verhältnisse Haderslebens man, selbst bei 11 059 M. Hafenangaben, nur dann erkennen kann, wenn man gleichzeitig den Hafentarif von Hadersleben kennt. Über den Anteil, welchen Hadersleben (bezw. der Kreis) an der Schiffahrt nimmt, bekommt man ebenso wenig hier, als S. 159, wo die Dampfschiffe der Flensburg-Sonderburgischen Dampfschiffahrts-Gesellschafft in Betracht kommen, einen Aufschluß, obwohl v. Schröder bereits solche Mitteilungen nicht nur für Hadersleben, sondern auch für den Zolldistrikt gegeben hat und es auch an Angaben über die Tragfähigkeit nicht hat fehlen lassen. Nach den Angaben Dr. Boysen's im Handbuch für Handel, Verkehr und Industrie waren am 31. Dezbr. 1891 bei der Seeberufsgenossenschaft registriert: für Hadersleben 5 Segler mit 18—39 Reg.-Tonnen Netto-Raumgehalt und 2 Dampfer mit bezw. 21 und 8 Reg.-Tonnen, für Aarösund und Aarö 3 Segler mit 21—40 Reg.-Tonnen. Größtenteils dienten sie der kleinen Küstenfahrt; nur für 1 Haderslebener Segler (37 R.-T.) wird große Küstenfahrt, für den einzigen Segler Aarös (40 R.-T.) Ostseefahrt angegeben. Die in dem Abschnitt über den Hafen enthaltenen Angaben über die Art der ein-, bezw. ausgeführten Waren geben ebenfalls keinen Aufschluß über die Quantität oder den Wert. Vermutlich ist hier auch auf den Bahnverkehr Rücksicht genommen, da die Kolonialwaren doch wohl größtenteils auf dem

[1]) Wegen dieser Verhältnisse stellten sich der allgemeinen Charakterisierung der Bodenbeschaffenheit erhebliche Schwierigkeiten entgegen; so heißt es bei Hönning: „Der Boden besteht aus Thon oder Lehm, zum größten Theil jedoch aus Sand. Die Westhälfte ist fast nur Heide, in deren südöstlichem Teil Hügelbildungen aus Flugsand sich finden. Auch im Osten sind Heidestrecken und Moore."

Landwege Hadersleben zugeführt werden; aus der Anordnung muß aber geschlossen werden, daß die Angaben sich ausschließlich auf den Verkehr von See oder seewärts beziehen.

Das Vorstehende dürfte zur Genüge gezeigt haben, daß in dem Speziellen Teile zwar ein reiches Material zusammengetragen ist, daß der Verfasser aber vielfach die für die Beurteilung der Verhältnisse maßgebenden Daten über geringwertigeres, aber vielleicht für den Leser interessanteres Material vernachlässigt hat; zudem hat er, da er die alphabetische Anordnung der Gemeindebezirke beibehielt, die Benutzung erschwert, indem benachbarte Gemeinden, deren Beschreibungen sich oft wegen der früheren oder jetzigen gegenseitigen Beziehungen ergänzen, auseinandergerissen sind. Ein alphabetisches Register konnte aber von vornherein durch seine Anordnung nicht überflüssig gemacht werden, weil die einzelnen Siedelungen im Rahmen der Gemeinde behandelt sind, und thatsächlich bringt der Verfasser S. 170—179 ein alphabetisches Ortsregister, zu dem Unkundige in den meisten Fällen vor der Benutzung werden greifen müssen, das aber oft seinen Dienst versagen wird, weil es eben nur ein Orts- und kein Namensregister ist. An den Mängeln der lexikalischen Bearbeitung leidend, gestattet der spezielle Teil doch nur bedingt den lexikalischen Gebrauch.

Im Allgemeinen Teile wird der Flächeninhalt des Kreises zu 1786,6 qkm, davon 90,7 qkm Wasser, angegeben; für das Land bleiben 1695,9 qkm. Meitzen giebt in seinem im ministeriellen Auftrage bearbeiteten Werke „Der Boden und die Landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates“ (Bd. V.) nach Abzug der zugehörigen Meeresteile 1693,7 qkm an; ob in der Kreisbeschreibung auch die Flächen der Binnengewässer abgezogen sind, ist nach der Fassung zweifelhaft. — Der Küstenverlauf ist nicht dargestellt; ebenso wenig sind Typen der in dem Kreise Hadersleben vorkommenden Landschaftsformen zur Darstellung gelangt. (Eine Erwähnung des Näß habe ich nirgends auffinden können.) Was über die Landschaft gesagt ist, erinnert stark an Darstellungen in Touristenführern, in denen Widersprüche, wie: „Westlich von der größten Erhebung senkt sich der Boden allmählich und geht in die weiten Ebenen des Mittelrückens über,“ hingehen mögen; von einem Werke, das auf provinzielle Unterstützung Anspruch erhebt, darf erwartet werden, daß es im Anschluß an die besseren neueren Werke den Ausdruck Mittelrücken, bei dem Begriff und Bezeichnung sich durchaus nicht decken, fallen läßt. Der Verfasser fährt fort: „Die Hecken verschwinden nach und nach, bloße Erd- und Steinwälle oder auch neuerdings Drahtzäune bilden die Trennung zwischen den Feldern.“ Verdient denn das Mühen der Bewohner, die Thätigkeit des Heide-Kultur-Vereins, der zahlreiche Förderer seiner auf Anlage von Knicken gerichteten Bestrebungen auch dort gefunden hat, keiner Erwähnung? (Die Erwähnung der 16 Pflanzvereine S. 158 ändert daran nichts, da man nicht erfährt, was sie anpflanzen.) Nirgends ist der Versuch gemacht, die Höhenzüge des Kreises zu sondern, ja, selbst die Wasserscheide zwischen Kl. Belt und Nordsee ist nicht festgestellt, so interessant auch deren Verlauf, namentlich die bedeutende westliche Ausbiegung bei Woyens, ist. Anstatt die einzelnen größeren Bewässerungsgebiete zu begrenzen, verliert die Darstellung sich in eine Erörterung, ob die Auen früher schiffbar gewesen sind. Die Seen werden einfach aufgezählt, nicht aber nach ihrer Natur in Gruppen gesondert und, soweit möglich, an die Bewässerungsgebiete angeschlossen. — Die geologische Unterscheidung der Bodenarten ist gänzlich verfehlt: im Kreise Hadersleben liegt der Geschiebesand (wie bereits Berendt hervorgehoben hat) in der Mitte, der Heidesand dagegen im Westen. Diese Verhältnisse kehren erst im Süden der Provinz wieder. Auch die angegebenen Grenzlinien sind nicht richtig, namentlich ist die westliche Grenze des Geschiebemergels zu weit nach Westen vorgeschoben, indem einzelne Vorsprünge und vorgelagerte Inseln im Gebiete des Geschiebesandes Veranlassung geworden sind, daß der ganze Strich zum Gebiete des Geschiebemergels gerechnet worden ist. Der Irrtum ist wohl dadurch hervorgerufen, daß die tertiären Ablagerungen, die im Kreise Hadersleben häufig und auf größere Erstreckungen dicht an die Oberfläche herantreten, nicht beachtet sind, und doch beeinflussen dieselben wesentlich die Zusammensetzung

des Bodens in weiterer Umgebung. Nicht nur die Sandwüste bei Stursbüll, sondern auch die Oase Gramm verdankt ihnen und ihrer Wirkung ihre Ausbildung. Bei dieser Gelegenheit sei noch darauf hingewiesen, daß die drei größeren Ziegeleien, welche im Glimmerthon arbeiten, im Speziellen Teile nicht erwähnt sind.

Unterscheidet der Kreis sich in meteorologischer Beziehung auch nur unwesentlich von den gleichwertigen Gebieten des übrigen Schleswig-Holsteins, so treten doch innerhalb des Kreises interessante Unterschiede auf, die hinsichtlich der Temperatur angegeben sind, aber auch hinsichtlich der Niederschlagsmengen hätten angeführt und, weil für den Landwirt von Bedeutung, verwertet werden müssen. Angegeben ist nur, daß die Niederschläge in Gramm 1891: 851 mm betrugen. Zum mindesten hätte die Niederschlagshöhe für Hadersleben (1891: 829 mm) zum Vergleich angegeben werden müssen. Nun ergiebt aber eine Prüfung, daß ein für Gramm sehr unzweckmäßiges Jahr gewählt ist, da der Niederschlag zu Gramm 1891 123 % des 25 jährigen Durchschnitts betrug, während 1892 mit 99 % sich als ein annähernd normales Jahr erwies. Von dem Gewichte, welches man den Beobachtungen aus dem Kreise Hadersleben beilegt, zeugt auch die 1891, bezw. 1892 vorgenommene Vermehrung der Beobachtungsstationen. — Die Skizzen über die Pflanzen- und Tierwelt sind gleich dürftig; in letzterer ist nur das jagdbare Wild, in ersterer nur das Eichenkratt erwähnt. — In dem Abschnitt über Bevölkerungsstatistik ist die Dichtigkeit am besten dargestellt und zwar nach Gesichtspunkten, wie sie für den ganzen allgemeinen Teil hätten zur Anwendung kommen müssen. Gänzlich unbrauchbar ist dagegen wieder der wichtige Abschnitt über die Wohnverhältnisse: „Auf 100 qkm kommen 595 Wohnhäuser, auf 100 Wohnhäuser 125 Haushaltungen mit 569 Personen, auf 100 Haushaltungen 455 Personen." Derartige Durchschnittsberechnungen können keinen Wert haben, wenn Ost und West, Stadt und Land, wie hier geschehen, zusammengewürfelt werden. — Die Landwirtschaftlichen Betriebe sind auch hier nur nach ihrem Flächeninhalt gesondert, ohne daß auf den Bodenwert Rücksicht genommen ist. Mitteilungen über die Verteilung der Betriebsgrößen auf die verschiedenen Teile des Kreises, über die Art der Bewirtschaftung, so namentlich, inwieweit die Einteilung in Schläge und eine bestimmte Saatfolge noch beibehalten ist, sucht man vergebens. Wertvoll ist die Bemerkung, daß die Zahl der Pferde, Rinder und Schweine seit 1873 zu-, die der Schafe und der Bienenstöcke abgenommen hat; man bleibt aber im Ungewissen über die Ursache dieser Erscheinung. Ebenso wenig wird eine Erklärung dafür gegeben, daß der Obstbau nur in Halk und Wonsbek eifriger betrieben wird, und doch hätte die Erklärung kaum eine Zeile Raumes beansprucht. — In dem Abschnitt Verkehrsmittel sind die Chausseenlängen gut dargestellt; aber eine wesentliche Erläuterung hätten die angeführten Thatsachen durch einen Hinweis auf den früheren Zustand der Wege und auf die Verschiebung des Verkehrs in den Heidelandschaften erfahren. — In dem Abschnitt über Verwaltung und Rechtspflege hätte die Einteilung in Amtsbezirke durch eine Aufzählung der Bezirke nebst den ihnen zugeteilten Gemeinden zur Darstellung gelangen müssen. Um die 29 Bezirke zu ermitteln, muß man jetzt den ganzen speziellen Teil durchsuchen, und über die amtlich feststehende Nummerierung erfährt man selbst dann nichts. Selbst für den Kreis Hadersleben wird man doch der Einteilung in Amtsbezirke einen ebenso großen Wert beimessen müssen als der zollamtlichen Einteilung. Die Angaben über die Verteilung der Wahlmännerstimmen für den Landtags-Wahlkreis hätten durch solche über die Ergebnisse der Reichstagswahlen ergänzt werden müssen, um auch den Schein der Unparteilichkeit zu wahren.

Faßt man die Resultate der Prüfung zusammen, so ergiebt sich, daß eine schleswig-holsteinische Topographie, in gleicher Weise bearbeitet, den Anforderungen der Gegenwart nicht in demselben Maße gerecht werden könnte, wie dies bei der Schröderschen Topographie seinerzeit der Fall war. A. P. Lorenzen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. №. 11. November 1896.

Zeugen vergangener Zeiten aus dem Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen.

(Fortsetzung.)

Lange mag es gedauert haben, bis diese Rechtsregeln schriftlich verfaßt wurden.[1]) In den Generalversammlungen beschlossen, gingen sie sofort in das Bewußtsein und das Gedächtnis des Volks über, und zwar um so leichter, da sie stets einem praktischen Bedürfnis entsprachen, und jeder in jedem Augenblick gewärtig sein mußte, zur praktischen Anwendung derselben als Schlüter, Geschworener, Eideshelfer, Geschlechts- oder Kluftvetter 2c. berufen zu werden.

Ein schlagendes Beispiel für das soeben Behauptete ist die Verfassung Norderdithmarschens, wie sie nach der Eroberung des Landes sich herausbildete und bis 1866 bestand. Sie ist niemals schriftlich verfaßt, sicherlich auch nicht stabil gewesen, sondern im Laufe der Jahre mannigfach verändert worden, und doch wußte jeder Beteiligte, was verfassungsmäßig war, was nicht.[2])

Schriftlich dargestellt sind indessen die alten Rechtsregeln unzweifelhaft. Zeugnis dafür sind die auf uns gekommenen alten Bundbriefe und Kluftbücher, ist ferner der Umstand, daß bis 1866 keine Bauerschaft ohne schriftliche Be-

[1]) Das alte, nicht das nach 1559 durch den Einfluß der fürstlichen Landesherren veränderte dithmarsische Landrecht, soll zuerst vom Landesfeind Wieben Peter, Rechtsgelehrter in Meldorf, in Druck gegeben worden sein, und zwar 1539. Siehe Chronik des Landes Dithmarschen von Hansen u. Wolf, S. 196. Hamburg 1853. Hiergegen ist aber zu vergleichen, was Michelsen in der Einleitung zu den Rechtsquellen sagt. Er schließt seine Ausführung mit den Worten: „Ich meines Teils weiß mit meinem Glauben als Historiker nicht dahin zu gelangen, den Landesfeind Wieben Peter für meinen Kollegen als Herausgeber des Dithm. Landrechts zu halten." R.

[2]) Sämtliche Kirchspielsvögte Norderdithmarschens waren ums Jahr 1866 nicht nur Landeseingeborne infolge des dithmarsischen Indigenatrechts, sondern auch studierte Rechtsgelehrte. Daß keiner dieser Herren sich daran gemacht hat, die damalige Landesverfassung Norderdithmarschens schriftlich abzufassen, ist gewiß mit Rücksicht auf die Rechtsgeschichte dieses Landes sehr zu bedauern.

liebung war. Diese noch vorhandenen Bauerschaftsbeliebungen reichen freilich, soweit Verfasser hat in Erfahrung bringen können, nicht in die Zeiten der Freiheit zurück. Die ältesten datieren aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das erklärt sich aber aus dem Unstand, daß infolge der Eroberung des Landes alle alten Dokumente, welche die bisherige Volksorganisation und die darauf sich gründenden sogenannten Privilegien betrafen, an die Eroberer ausgeliefert werden mußten.[1] Sie werden, soweit sie noch vorhanden sind, sich in den dänischen Staatsarchiven in Kopenhagen vorfinden.

Das alte Dithmarschen mit seinen Geschlechtsverbindungen, Vögten, Achtundvierzigern, Schlütern und Geschwornen ging unter. Es machte zunächst einem Chaos Platz, woraus sich im Laufe der Jahre eine neue Ordnung der Dinge entwickelte.

Ein Volksorganismus allerdings entging dem Untergang, teils weil sämtliches Grundeigentum an ihm haftete[2] und eine plötzliche Zerstörung desselben einer vollständigen Versetzung des Volkes in einen anarchischen Zustand gleich gekommen wäre, teils weil demselben eine Gerichtsbarkeit nicht zustand. Es war die Bauerschaft. Sie war, wie die noch vorhandenen Bauerschaftsbeliebungen bezeugen, im Besitz alles Grundeigentums ohne Ausnahme, sei es als Privatbesitz einzelner Bauern, sei es als gemeinschaftliches Gut, wie es bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts z. B. die Gemeindeweide war, denn die Kätnerwohnungen mit ihren Gartenplätzen, die allerdings freies Eigentum der Kätner waren, erscheinen hier als bedeutungslos.

Den Grundzügen nach werden die Bauerschaften des alten, freien Dithmarschens sich demnach dem Beobachter ebenso dargestellt haben, wie sie bis 1866 bestanden. Bis dahin war die Bauerschaft identisch mit der Dorfgemeinde. An der Spitze stand der Bauerschreiber. An ihn gelangten die Erlasse der Behörden. Er versammelte mittelst des „Bauernstocks“[3] die Bauerschaft,

[1]) Siehe Dahlmann in Kolsters Gesch. Dithm. S. 114 u. 115.

[2]) Zur Zeit der Eroberung des Landes waren adelige Güter in Dithmarschen nicht mehr vorhanden. Daß sie früher sich vorfanden, davon finden sich, wie Prof. Dr. Kolster nachgewiesen hat, deutliche Spuren, aber nirgends von Hörigkeit der Hintersassen des Adels. Sie werden, diese Hintersassen, zum adeligen Gut sich verhalten haben wie die Kätner zu den Bauerschaften, und letztere werden sich lediglich von den adeligen Gütern dadurch unterschieden haben, daß statt einer Bauerschaft der Gutsherr Eigentümer des betreffenden Territoriums war.

[3]) In Weddingstedt existierte noch bis in die neueste Zeit der „Bauernstock,“ ein eisernes Kreuz mit daraufgenähter lederner Tasche. Der Bauerschreiber steckt in letztere die betreffende Bekanntmachung und bringt den Bauernstock zum Nachbar, welcher verpflichtet ist, ihn sofort zum nächsten Nachbar zu befördern. So durchwandert er in festbestimmter Reihenfolge das ganze Dorf, bis er zum Ausgangspunkt zurückkehrt. Der Volksglaube hielt es für gefährlich, den Bauernstock über Nacht im Hause zu behalten. Der Name „Bauernstock“ wird daher rühren, daß uranfänglich, wo die Kunst des Lesens und Schreibens noch nicht Allgemeingut war, ein bestimmter Stock, den jedermann kannte, als Zeichen herumgeschickt wurde, daß die Bauerschaft sich zu versammeln habe. Wurde doch in manchen Orten Deutschlands einst der Heerbann dadurch versammelt, daß ein angebrannter Pfeil von Hof zu Hof gesandt wurde.

welche das Eingegangene und sonst etwa Vorliegende beriet und mittelst einfacher Majorität der Erschienenen durch Abstimmung darüber beschloß. [1]) Diesen Beschluß hatte der Bauerschreiber auszuführen. Ferner hatte er die Einkünfte der Bauerschaftskasse zu vereinnahmen und die Bauerschaftsausgaben daraus abzuführen, worüber er am Schluß des Jahres in voller Bauerschaftsversammlung Rechnung abzulegen hatte. Ein etwaiger Überschuß wurde sofort unter den Bauerschaftsmitgliedern gleichmäßig verteilt, jedoch nach Abzug eines Kassabehalts, welcher dem neueintretenden Bauerschreiber behufs solcher Ausgaben zugestellt wurde, die etwa erforderlich werden möchten, bevor die Bauerschaftseinnahmen eingingen. Diese Einnahmen bestanden in Weddingstedt aus der Pacht für das Gras an den Dorf- und Feldwegen, sowie der Bauerschaftsgrundstücke, dem Grundzins für die Kätnerkoppeln und den Anzugsgeldern von Fremden, die sich in der Bauerschaft ankauften oder einmieteten. Sie führten den Namen „Bauernschuld" und sind erst durch das Freizügigkeitsgesetz in neuester Zeit insoweit in Wegfall gekommen, als sie nicht etwa ein Geldäquivalent für gewisse Nutzungen bildeten, z. B. Benutzung der bauerschaftlichen Sand- und Lehmgruben, und im letztgedachten Falle ist es nunmehr dem

[1]) Auch bei den Nordfriesen, Norwegern (Molbech, Dansk Ordbog S. 132) und Schweden (vergleiche Meiborg, Jonas Stolts Optegnelser S. 58) wurde, wie bei den Dithmarschern, die Bauerschaft durch den sogenannten „Bauerstock" zusammenberufen; dasselbe geschah übrigens auch in anderen Theilen Schleswigs, wie es aus Mejborg, Schleswigsche Bauernhöfe (S. 28 u. 115) hervorgeht. Der Bauerstock hatte im nördlichen Schleswig verschiedene Namen: Grandestock, Nabostock, Tingstock, Tingvol (Mejborg S. 115). In Dänemark selbst hieß er „Bysens Kep." Eine interessante Abbildung des Bauerstocks findet sich bei Feilberg, Dansk Bondeliv S. 172. Er hat Ähnlichkeit mit der alten Elle; auf den Seitenflächen finden sich die Anfangsbuchstaben der Namen der in der Dorfschaft wohnenden Bauern; Feilberg erzählt zugleich, daß außer dem Bauerstock noch eine ganze Reihe anderer Stöcke, sog. Kerbstöcke, sich fanden. Jeder Bauerschaftsinteressent hatte nämlich seinen eigenen Stock, den man wohl auch den „Kerbstock" (Karvestock) nannte. Der Kerbstock wird in der Beliebung der Dorfschaft Ostrohe (Kirchsp. Weddingstedt), welche aus der alten Beliebung vom Jahre 1558 im 17. Jahrhundert erneuert worden, noch mehrfach erwähnt. Wer oft gegen die Beliebung sündigte, bekam um so viel mehr Kerben auf dem Kerbstock, und wenn Bauertag (Buerdag) kam, mußte seine Kasse es fühlen, daß er viel auf dem Kerbstock hatte. Sub 21 heißt es in der Beliebung: „Was nun jährlich an Brüche und auf den Kerbestocke dem Dorfschaft thut zu gute kommen, soll auf Martini gefordert und zur Richtigkeit gebracht werden." In Westfalen kam es noch im vorigen Jahrhundert vor, daß Knechte und Tagelöhner auf den Kerbstock dienten. Zwei aneinander passende Hölzer, von denen das eine der Gutsherr, das andere der Knecht besaß, wurden in der Weise als Verzeichnis der Arbeitstage benutzt, daß am Abend eines jeden Tages über beide ein Strich gemacht wurde. Der Versuch einer Fälschung mußte sogleich entdeckt werden, weil einer jeden Partei nur ein Holz zur Verfügung stand. (Möser, Patriot. Phantasien, herausgegeben von Zöllner, II S. 30 u. 181). Bekannt ist die Redensart: „Etwas auf dem Kerbholz haben." An einzelnen Stellen in Dithmarschen wurde die Bauerschaft übrigens nicht durch den Bauerstock, sondern durch das Läuten der Kirchenglocke zusammengerufen, z. B. in Schlichting (Beliebung aus dem 17. Jahrhundert). Sonst wurde nur das Kirchspiel durch das Läuten der Kirchenglocken, die Landschaft durch die angezündeten Signalfeuer (Beken, bei den Friesen „Biken" genannt) zusammenberufen. R.

Betreffenden freigestellt, zwischen diesen Nutzungen und der Zahlung frei zu wählen.

Das Amt des Bauerschreibers war ein unbesoldetes Ehrenamt. Der Inhaber verwaltete es 1 Jahr lang. Alljährlich hatten 4 zur Reihe stehende Bauerschaftsgerechtigkeitsbesitzer den Bauerschreiber zu stellen. Gewählt wurde er nicht. Konnten die Verpflichteten sich über die Annahme des Amts nicht einigen, so entschied das Los.

Mit dem Wegewesen war nicht der Bauerschreiber, sondern ein anderer Dorfseingesessener und zwar durch die Wegepolizeibehörde betraut, jedoch nur rücksichtlich der öffentlichen Landstraße. Sein Amt war gleichfalls ein unbesoldetes Ehrenamt und dauerte 3 Jahre. Beim Abgang hatte er seinen Nachfolger der Wegepolizeibehörde vorzuschlagen.

Früher war die Landstraße in Anteilsstrecken, „Pant" genannt, eingeteilt, und jeder Gerechtigkeitsbesitzer hatte seinen „Pant" unter Aufsicht des Wegerichters zu unterhalten. Alljährlich führte der Kirchspielsvorstand eine Wegeschau aus und traf rücksichtlich der Wegerefektion die erforderlichen Anordnungen, für deren Ausführung der Wegerichter verantwortlich war.[1]) Im Laufe der Zeit indessen, nachdem manche Bauerngüter bis auf das beliebungsmäßige Arealminimum heruntergekommen und dagegen Besitzungen entstanden waren, auf welchen eine Bauerschaftsgerechtigkeit nicht ruhte, wurde den Bauerschaftsgerechtigkeitsbesitzern diese Wegelast abgenommen und eine Wegekommüne gebildet. Die Refektionsarbeiten an der Landstraße wurden von da an alljährlich öffentlich verdungen und die Verdingssumme über die Morgenzahl nach laufenden Morgen verteilt, ein Repartitionsmodus, der offenbar die größte Unbilligkeit

---

[1]) Zuweilen mußte es erst durch einen Prozeß zwischen benachbarten Bauerschaften entschieden werden, wie es mit der Instandhaltung eines Weges gehalten werden solle. So entschied das Untergericht am 23. Oktober 1612, daß auf der Einwohner zu Weddingstedt Klage die Bauerschaft Borgholz schuldig sein soll, ein Stück von dem neuen Landwege, so von Weddingstedt nach Stelle geht, zu machen, weil er ein gemeiner Landweg ist und der Borgholzer Wege entlastet hat." Das Letztere bezieht sich auf den früheren Landweg, der von Stelle kommend an der Stellerburg vorüberführte und durch die Borgholzer Feldmark ging. Dieser Weg wurde gewiß sehr selten mehr benutzt, seit der neue Landweg von Stelle nach Weddingstedt hergestellt war; das geschah im Jahre 1593, wie es aus den Worten des Neocorus (II, 323) hervorgeht: „Anno 1593 ist de nie Weg van Stelle nha Weddingstede dorch groten Unkosten (es war eine bisher unwegsame Niederung) gelecht worden." Vier Jahre später (1597) wurde „de nie Wech over dem More nha der Schlichten" hergestellt. Während der erstgenannte Weg auf der Geerzschen Karte richtig notiert ist, ist das nicht der Fall mit dem zweiten. Nach der Karte nämlich wäre der neue Weg zu suchen auf der Strecke zwischen Cleve und Hennstedt. Das ist aber ein Irrtum, denn die Verbindung zwischen Schlichting resp. Cleve und Hennstedt war viel älter, da sie dort zur Kirche gehörten. Es ist vielmehr der Weg, der den Norden Schlichtings durch einen übers Moor führenden Weg mit Lunden verband, wie denn auch der Lundener Chronist Carsten Schröder es hervorhebt, daß der nordere Teil des Dorfes Schlichting diesen Weg instand halten sollte. (Karsten Schröders Dithm. Gesch., Zeitschrift Bd. VIII). R.

in sich schließt, da hiernach ein Morgen sterilen Heidebodens mit einem Morgen besten Landes die gleiche Last trägt.

Den Gerechtigkeitsbesitzern und den sogenannten Anbauern, wovon weiter unten die erforderliche Erklärung gegeben werden wird, verblieb nur die Unterhaltung der Dorfs- und Feldwege, sowie der Fußsteige nebst etwaigen Brücken, Stegen und Wasserdurchlässen. Die Refektionen an denselben wurden auf dem Wege des „Mehnwarkens"[1]) unter Aufsicht des Bauerschreibers ausgeführt, ebenso im Winter das Schneeschaufeln. Dieser sagte, so oft er es erforderlich erachtete, ohne voraufgegangenen Bauerschaftsbeschluß, zum „Mehnwarken" an. Dazu hatte jeder Dorfseinwohner, auch Käthner und Mietsleute, mit Ausnahme jedoch des Pastors und Lehrers, die laut Kirchenordnung vom Jahre 1542, welche von den Eroberern des Landes auch in Dithmarschen eingeführt worden war, von jeder „Belastung und Beschwerung" frei waren, auf dem vom Bauerschreiber bestimmten Sammelplatz, in Weddingstedt meistens hinterm Kirchhof, mit Spaten oder Schaufel sich einzufinden. Von hier aus ging die Arbeit unter Aufsicht und Anleitung des Bauerschreibers vor sich. Waren Spanndienste erforderlich, so mußten diese von denjenigen geleistet werden, welche im Besitz von Spannwerk waren. Auch Witwen waren von solchen Leistungen nicht ausgeschlossen. Es war indessen erlaubt, statt der eignen Person einen Ersatzmann zu stellen. Ausgebliebene, Säumige und Auffätzige wurden der Polizeibehörde zur Anzeige gebracht und mit Geldbußen belegt.

Ausgeschlossen vom Geschäftskreis des Bauerschreibers war das Brand- und das Wasserlösungswesen. Für ersteres wurde von der Behörde ein Brandaufseher bestellt und verpflichtet. Es war ein unbesoldetes Ehrenamt und dauerte 3 Jahre. Vom abgehenden Brandaufseher wurde jedesmal der Nachfolger in Vorschlag gebracht. Der Brandaufseher hatte die Aufsicht über die Löschgeräte, bei einem Brandfall das Kommando beim Löschen und Retten zu führen, nachdem die Einwohnerschaft durch Sturmläuten herbeigerufen war, den Brandfall und die nicht beim Brande Erschienenen oder beim Löschen und Retten Auffätzigen bei der Behörde, letztere behufs Bestrafung derselben, anzuzeigen.

Jetzt besteht auf Grund regierungsseitiger Verfügung in jedem Dorf ein Brandkorps unter dem Kommando eines von demselben freigewählten Kommandeurs, auf welchen die Amtspflichten des früheren Brandaufsehers übergegangen sind.

Das Wasserlösungswesen hatte der ebenfalls von der Behörde ernannte und verpflichtete „Stromrichter" als unbesoldetes, 3jähriges Ehrenamt unter Anleitung und Oberaufsicht der Behörde zu besorgen. Die Instandhaltung und Reinigung der Au, der Ströme und Zuggräben[2]) war persönliche Last der

---

[1]) „Mehnwarken" ist ein Kompositum von „Mehnt," d. i. das Gemeinsame, und „Warken," d. i. Wirken oder Arbeiten. „Mehnwarken" heißt also in Gemeinschaft arbeiten.

[2]) Alte Leute nennen die Zuggräben „Töchting." Eine an einer „Töchting" belegene Wiese heißt „Techel," ein Wasserlauf in der Feldmark Stelle „Techelstrom" und eine Brücke daselbst, die über diesen Strom führt, „Techelnbrüch."

angrenzenden Grundbesitzer, welche vom Stromrichter zur Erfüllung ihrer Pflicht angehalten und von demselben dabei beaufsichtigt wurden.

Die Unbilligkeit der Belastung einzelner zu gunsten eines ganzen Distrikts, der von ihrer Arbeit mit ihnen einen gleichmäßigen Nutzen zog, liegt auf der Hand, und es erscheint nicht als wahrscheinlich, daß selbige aus den Zeiten der Freiheit stammt. Vielmehr darf angenommen werden, daß dieser Modus der Entwässerung aus der Zeit stammt, als durch Beseitigung der alten Ordnungen auch in den Entwässerungsangelegenheiten anarchische Zustände hereingebrochen waren und regierungsseitig diese Anordnung als einstweilige Nothülfe getroffen wurde, die dann in Ermangelung eines Wasserlösungsgesetzes Stabilität erlangte. Seit der Bildung der Broklandsauthals-Kommüne in den vierziger Jahren, welche sich über das ganze Authal erstreckt, ist hierin Wandel geschafft. Die in Betracht kommenden Ländereien werden von 10 zu 10 Jahren neu bonitiert, und nach den in Geldsummen ausgedrückten Bonitäten wird die Entwässerungs- sowohl als die Bewässerungslast verteilt. Die gesamte Wasserlösungsangelegenheit ist an die Beamten der obgedachten Kommüne, die General- und Spezial-Kommittierten, übergegangen und das Amt eines Stromrichters hinfällig geworden.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Gerechtigkeitswesens in Weddingstedt. Dem gegenwärtigen Geschlecht ist das Verständnis des alten Gerechtigkeitswesens dadurch erschwert, daß die Lebenswurzeln dieser Erscheinungen aus Volksorganismen erwuchsen, die längst abgestorben und dem Volksgedächtnis gänzlich entschwunden sind. Fremdartig und ruinenhaft ragen diese Zustände in unsere Zeiten und Zustände hinein. Obwohl im langsamen Zerbröckeln und Verwittern begriffen, sind sie doch so daseinszäh wie die Felsen, welche das Gerippe der Hochgebirge bilden. Dennoch muß hier der Versuch gemacht werden, auch auf diese Erscheinungen einen beleuchtenden Strahl fallen zu lassen.

Zunächst ergiebt sich aus dem noch heute vorliegenden Inhalt des in Rede stehenden Gerechtigkeitswesens, daß zur Zeit der Landesfreiheit die Bauerschaft Weddingstedt 38 Bauerngüter umfaßte, zu denen alles gehörte, was an Grund und Boden, den fließenden und stehenden Gewässern, mit Ausnahme der Katen und deren Gärten, in der Feldmark Weddingstedt vorhanden war. Diese Gegenstände waren einesteils Privatbesitz der einzelnen Bauern, anderntheils gemeinsames Eigentum der Bauerschaft. Letzteres bestand aus der Gemeindeweide, den Gemeindewiesen, allen Grundstücken und Liegenschaften, die nicht Privatbesitz waren, den Wegen, Strömen und sonstigen Gewässern der Feldmark. Die Bauerschaft in ihrer Gesamtheit bildete die politische Dorfgemeinde, war im Besitz aller Rechte derselben und ihr lagen ebenfalls sämtliche damit verbundene Lasten und Pflichten ob.[1]) Dieses alles zusammengefaßt bildete die Bauerschafts-

[1]) In Ostrohe hatte jeder Gerechtigkeitsbesitzer außer andern Pflichten auch die Verpflichtung, sein Haus für das jährlich stattfindende Pfingstfest, wenn die Reihe an ihn kam, zur Verfügung zu stellen. Über dies Fest heißt es in der Bauerschaftsbeliebung (17. Jahrhundert): „Das im Dorfschaft jährlich zu haltendes Pfingstbier soll altem Herkommen

gerechtigkeit, welche mit jedem Bauerngut unablöslich verbunden war, mit demselben erworben wurde und verloren ging.

Neben der Bauerschaftsgerechtigkeit bestand die Kätnergerechtigkeit. Es waren, soweit die desfällige Nachforschung ergiebt, in Weddingstedt von jeher 20 Kätner vorhanden. Ihre Häuser nebst Gärten waren freies Eigentum der Besitzer. Diese waren der Bauerschaft solchen Besitzes wegen zu keinerlei Leistungen verpflichtet, aber von der Leitung der Dorfangelegenheiten gänzlich ausgeschlossen. Auf jedem Kätnergewese haftete unablösbar die Kätnergerechtigkeit. Sie bestand darin, daß jeder Kätner das Recht hatte, gegen eine jährliche Abgabe von 5 Mark Hamb. Kurant an die Bauerschaftskasse auf der Gemeindeweide eine Kuh in Gräsung zu halten.[1])

Bei der Aufteilung der Gemeindeweide mußte von derselben jedem der

---

nach auf die Reihe umgehen. Wenn aber solches, wie auch andere Dorfschafts gemeine Bier wird getrunken, soll solches in aller Fried und Einigkeit geschehen, maßen denn derselbe, welcher einen oder den anderen mit Worten, Werken oder Schlägen übel begegne, auch muthwilliger Weise die Gläser entzwei werfe, ohnabdinglich eine graue Tonne Biers soll verbrochen haben." Dies Fest fand jährlich am Nachmittag des 2. Pfingsttags statt. Aus dem benachbarten Süderholmer Gehölz wurden 2 hohe, schlanke Birken geholt, welche „Maibäume" genannt wurden; dieselben wurden vor dem Hause, in welchem das Fest gefeiert werden sollte, eingepflanzt. Der eine Baum war der Baum der unkonfirmierten Jugend, der andere der Baum der Erwachsenen. Nachdem Jung und Alt sich im festlich mit Maien geschmückten Hause versammelt hatten, und hier das Fest durch einen Tanz eröffnet war, zog man unter Musikbegleitung in feierlichem Aufzug hinaus ins Freie. Hier auf dem Klint, dem Versammlungsplatz der Bauerschaft, wurden etwa 3 Tänze um die vorher erwähnten Maibäume getanzt; die Jugend tanzte um den einen, die Erwachsenen um den andern Baum. Nach Beendigung des Tanzes begann ein Kampf, indem jede der beiden Parteien, die Jugend und die Erwachsenen, ihren Baum mittels des daran befestigten Taues zuerst umzureißen strebten; wem dies zuerst gelang — die Jugend sägte heimlich ihren Baum wohl auch etwas ein, damit sie um so eher siege —, hatte gesiegt, und mit lautem Hurra schleppte man den umgerissenen Baum nach dem Festhaus. Wenn es gelang, mit dem Baum ins Haus hineinzukommen, mußte der Hausherr etwas als Siegespreis geben. — Seit mehreren Jahren wird das Fest nicht mehr gefeiert; ebenfalls aufgehoben ist seit einigen Jahren die in Ostrohe sich findende eigentümliche Sitte, daß die Eingesessenen bei einer Beerdigung, kurz vor dem Aufbruch nach dem Kirchhof, ein Geldstück — früher einen Schilling, später einen Groschen — auf den Tisch legten mit der feststehenden Redensart: „Um bi'n Olen to verbliwen!" R.

[1]) In der Feldmark Weddingstedt ist auch noch eine Schweineweide vorhanden,[2]) welche gegenwärtig Eigentum der Dorfschaft ist, deren Nießbrauch aber gegen eine Jahresabgabe von 6 M. der Schulgemeinde zusteht, die das darin befindliche Mergellager nach Quadratruten an Liebhaber zur Ausbeutung gegen Bezahlung überläßt, welches Geld übrigens in die Schulkasse fließt. Der Tradition zufolge stand einst jedem Dorfseinwohner das Recht zu, auf dieser Weide während des Sommers eine Sau unter Aufsicht eines gemeinschaftlichen Hirten weiden zu lassen.

[2]) Daß die Weddigstedter ihre Schweine zu Zeiten auch nach anderen Gegenden in die Eichelmast schickten, geht hervor aus der Klage des Jürgen Boye zu Weddingstedt aus dem Jahre 1546, daß ihm in Hademarschen 2 fette Schweine, welche 8 Gulden wert gewesen, weggenommen und geschlachtet worden. (Michelsen, Urkundenb. S. 121.) R.

20 Kätner soviel Land ausgelegt werden, als zur Weide für eine Kuh ausreichte, gegen die vorhin erwähnte jährliche Abgabe von 5 Mark Hamb. Kurant an die Bauerschaftskasse. So entstanden die Kätnerkoppeln, womit indessen die Bauerschaft als Grundeigentümerin zu Kataster stand und sämtliche darauf haftende Abgaben zu entrichten und die damit verbundenen Lasten und Beschwerden zu leisten und zu tragen hatte. Das übrige Areal der Gemeindeweide wurde in so viele Anteilstücke geteilt, als Bauerschaftsgerechtigkeiten vorhanden waren, und unter denselben durchs Los verteilt. Die Gemeindewiesen blieben damals noch unaufgeteilt. Ihre Aufteilung ist in der Bauerschaft Weddingstedt erst in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts erfolgt. Von derselben blieben die Kätner ausgeschlossen. Im Jahre 1879 sind die Kätnergerechtigkeiten eingegangen und mittels Vereinbarung der damals vorhandenen Kätner mit der Dorfgemeinde, welche von den Bauerschaftsgerechtigkeitsbesitzern das Eigentumsrecht bezüglich der Kätnerkoppeln erworben hatte, sind letztere freies Eigentum der derzeitigen Besitzer geworden.

Drei Hauptfundamente besaß einst der mittelalterliche Bau der Weddingstedter Bauerschaft: ihre Bedeutung als politische Gemeinde, dann, daß sie allein Inhaberin alles Grundes und Bodens war, und endlich ihre Verbindung mit der „Rehding" oder sogenannten großen Gerechtigkeit, wovon weiter unten die Rede sein wird. Seit 1866 ist eine Dorfgemeinde an die Stelle der Bauerschaft getreten mit einem Ortsvorstand an der Spitze. In dieser Gemeinde hat der Bauerschaftsgerechtigkeitsbesitzer keine größere Bedeutung als jeder andere Dorfeingesessene. Er und seine Genossen sind zu einer Privatgesellschaft geworden, welche jeder politischen Bedeutung ermangelt. Damit ist das erste der oben genannten Fundamente der Weddingstedter Bauerschaft hinweggeräumt. Sie ist aber auch nicht mehr Inhaberin alles Grundes und Bodens. Die Bauerschaftswiesen sind bereits in den vierziger Jahren aufgeteilt und verlost, somit freies Eigentum geworden, und viele derselben bereits in Hände übergegangen, die mit der Bauerschaft nichts zu thun haben. Die meisten Wege und sonstige Liegenschaften, welche einst der Bauerschaft angehörten, sind in die Hand der Dorfgemeinde übergegangen. Somit ist nur noch das letzte der genannten Fundamente geblieben, das der alten, morschen Ruine noch den letzten Halt gewährt, die Verbindung mit der „Rehding." Auch dieses wird, vielleicht schon allernächstens, hinweggeräumt werden. Wir werden gleich erfahren, wie man bereits diesen Hinwegbruch in Angriff genommen hat. Und dann? — Ja, dann wird auch die letzte Spur jenes so fest gefügten Baues getilgt sein, worauf einst die Macht und die Freiheit unserer Bauerngemeinden ruhte.

Geschlossene Bauerngüter, d. i. solche, von welchen einzelne Grundstücke nicht veräußert werden durften, sind in Dithmarschen, den desfälligen Nachforschungen zufolge, niemals vorhanden gewesen. Trotzdem hat eine eifrige Bemühung nicht nachzuweisen vermocht, daß im freien Dithmarschen jemals Zersplitterungen von Bauerngütern vorgekommen sind. Der mächtige Einfluß

und Schutz der Geschlechter ließ eine Verarmung nicht aufkommen. Die Bauerngüter gingen nach dem Rechte der Erstgeburt an einen der Söhne über, und zwar ungeteilt. Die Töchter hatten lediglich Anspruch an standesmäßige Unterhaltung seitens des jeweiligen Besitzers des elterlichen Guts und im Fall ihrer Verheiratung an standesmäßige Aussteuer. Den Grund dieser Rechtsregel giebt eine alte dithmarsische Redensart an: „Op dat se nichtens schält gelden, alse dorch ehre Dägde." Sie lautet in unserm heutigen Schriftdeutsch: „Damit sie nichts gelten sollen, als durch ihre Tüchtigkeit." In Ermangelung von Söhnen erbte der nächstverwandte Geschlechtsvetter das Gut. Die nachgebornen Söhne mußten sich einen Erwerbskreis suchen, wie er sich ihnen eben darbot,[1]) aber die Hülfe des Geschlechts schützte auch sie vor wirklicher Armut. Erst als infolge der Eroberung des Landes die bisher bestandenen Ordnungen, worin das Leben des Volkes sich bewegt hatte, mit einem Schlage vernichtet wurden und Rechtsunsicherheit, Sittenverderbnis, Armut und Elend über das Land hereinbrachen, scheinen Zersplitterungen der Bauerngüter vorgekommen zu sein.

Die bis 1866 in Geltung gebliebene Bauerschaftsbeliebung des Dorfes Weddingstedt verbietet die Zersplitterung der Bauerngüter nicht, bestimmt indessen doch, daß auf der Stammstelle die Bauerschaftsgerechtigkeit und bei derselben mindestens 2 Weidekoppeln zur Größe derjenigen, die denselben bei der Weideaufteilung zufielen, verbleiben sollen. Ferner bestimmt sie, daß mit einer Bauerschaftsgerechtigkeit nicht zugleich auch eine Kätnergerechtigkeit verbunden werden darf, und daß ein Kätner nicht zwei oder mehrere Kätnergerechtigkeiten auf einem Hause soll vereinigen dürfen. Auch darf mit einem Bauerschaftsgerechtigkeitshause nicht mehr als eine Bauerschaftsgerechtigkeit verbunden werden.

Das Volksgedächtnis bewahrt noch die Erinnerung an die einstmalige Wohlhabenheit der Bauerschaft Weddingstedt auf.[2]) Es wird behauptet, alles Marschland vom Rande der Geest an über den Delweg hinaus bis an den Landweg, der, bis zum Ausbau der heutzutage hier vorhandenen Marschchaussee von Hemme nach Heide, Tiebensee in der Richtung von Norden nach Süden durchschnitt, sei meist Eigentum der Bauerschaften Weddingstedt, Borgholt, Weddinghusen und Wesseln gewesen. Als die alten Ordnungen vernichtet wurden, lösten oder lockerten sich auch die alten Wasserlösungsverbindungen. Das bezeichnete Marschland stand während des Winters und in regenreichen Sommern bis an den Rücken der einzelnen Ackerstücke unter Wasser. Die

---

[1]) Handel, Handwerk und Schiffahrt boten im alten Dithmarschen vielen dieser Leute gute Versorgung. Die am besten Beanlagten ließ das Geschlecht studieren, falls ihnen die Mittel fehlten. Außerdem finden wir im Mittelalter auch ab und zu einen Dithmarscher im auswärtigen Kriegsdienst, der hier zu hoher Stellung, zu Ehren und Würden gelangte.

[2]) Neocorus erzählt von dem großen Reichtum eines Weddingstedters, namens Dethleffs Hans Detleff; derselbe war so vermögend, daß er im Jahre 1617, noch bei seines Vaters Lebzeiten, den dritten Teil des ganzen Kirchspielsschatzes zahlen mußte. R.

Abflußströme, hie und da sogar durchdämmt, falls der eine oder andere es bequem oder in seinem Interesse gelegen fand, sich darüber eine Überfahrt ohne eine kostspielige Brücke zu verschaffen, gingen so gänzlich verloren, daß sie nicht mehr nachgewiesen werden konnten, als endlich regierungsseitig eine Regulierung des Wasserlösungswesens vorgenommen wurde, sodaß neue Abzugsströme angelegt werden mußten. Das Land versumpfte und wurde fast wertlos. Solche Zustände halfen natürlich mächtig mit zur Verarmung der Bauerschaften.[1]) Die Marschländereien gingen nach und nach für diese verloren und wurden Eigentum der angrenzenden Marschkommünen.

---

[1]) Wenn Weddingstedt auch nicht durch Wasserfluten, wodurch der Wohlstand der Marschgemeinden so oft ruiniert wurde, zu leiden gehabt, so hat es desto mehr in Kriegszeiten, weil es leichter zugänglich war als die Marschgemeinden, gelitten. Im feindlichen Überfall des Jahres 1404 nahmen die Holsteiner, sagt Bolten (II, 436), alles, was sie fanden: Pferde, Kühe, Schweine und Schafe; sie erbrachen die Kisten, raubten Silber und Gold . . . Dazu legte Hinrich von Ahlefeld viele Häuser in den Kirchspielen Lunden und Weddingstedt in die Asche 2c. Das Kirchdorf Weddingstedt berechnete seinen Schaden auf 10000 ₰, Stelle auf 12000 ₰, Weddinghusen auf 2000 ₰, Wesling auf 10000 ₰, Borgholz auf 3000 ₰, Ostrohe auf 600 ₰, Rustorf auf 10000 ₰, Heide, welches damals noch zu Weddingstedt gehörte, auf 1000 ₰. Ebenso litt Weddingstedt, wie die zur Gemeinde gehörigen Dörfer, sehr in der letzten Fehde 1559; der entscheidende Kampf fand zum Teil auf Weddingstedter Gebiet statt. In dem am Tage nach Martini in Rendsburg übergebenen Register heißt es, daß „dorch brandt unser kerken tho Weddingsteden und anders wi berovet syn al unser kerken boker, breven und registern.“ Auch im dreißigjährigen Kriege litt Weddingstedt sehr; eins der schlimmsten Jahre war das Jahr 1629, in welchem es durch Krieg, Teurung und Pest zu leiden hatte. Pastor Ludenius in Heide (Neoc. II, 519) sagt: „Den 20. Juni ist das Königliche Volk unter dem Obristen-Wachtmeister Daniel von Bokwolde anhero nach der Heide gerücket. Und damit ist die Pest allhie so geschwinde angegangen, daß es nicht zu glauben; die Luft ist kunftig so vergiftet gewest, daß kein Vogel in und um der Heide gesehen worden, allein die Schwalben ausgenommen, welche getreulich bei uns ausgetauret. Die klebende Seuche ist so geschwind und hefftig gewest, daß auch 28 Personen an einem Tage, und in einer Wochen 117 Personen wissentlich beerdigt worden. Die Pest grassirte auch sehr stark in Weßling und Rostorp. Wie das Sterben den Anfang genommen, sind in der Bauerschaft Rostorp 84 lebendige, vernünftige Seelen gezählet, wie aber der letzte Pest-Todte herausgeführet, sind 32 davon mehr übrig gewest.“ Schröder sagt, daß Weddingstedt sehr gelitten im Jahre 1660, als hier brandenburgische Kriegsvölker einquartiert waren (Topographie S. 447). Im sog. nordischen Kriege hat Weddingstedt wieder und wieder von Einquartierungen zu leiden gehabt, wie es aus Weddingstedter Kirchenbüchern zu ersehen ist. 1709 waren hier Schweden; 1713, 1714 und 1715 Dänen. Im Taufregister sind als Gevattern genannt Reuter und Reuterfrauen; die verheirateten Soldaten führten damals noch ihre Frauen mit sich. Im 18. Jahrhundert war ein sehr schweres das Jahr 1745. Im April dieses Jahres ward Weddingstedt durch eine große Feuersbrunst heimgesucht, in welcher 27 Gebäude in Flammen aufgingen. Die benachbarten Kirchspiele mußten Hülfe leisten bei Reinigung der Brandstätte; Schlichting stellte am 29. April 6 Wagen und 60 Mann, Neuenkirchen 30 Wagen nebst Arbeitern. Fehse sagt (Anhang S. 74), daß diese Feuersbrunst verursacht sei durch Mordbrennerei gottloser Bettelweiber, welche nachher ins Neumünstersche Zuchthaus gebracht und dort gestorben seien. — Im selben Jahre erlitt das Kirchspiel große Verlüste durch die Viehseuche. Wie groß diese Verlüste für die einzelnen Bauerschaften gewesen, geht hervor aus

Nun häuften sich die Konkurse und mit ihnen die Zersplitterungen der Bauerngüter. Bald gab es Grundbesitzer, die auf ihrem Hause weder eine Bauerschafts- noch eine Kätnergerechtigkeit hatten. Sie wurden „Anbauer" genannt und waren von den Bauerschaftsversammlungen ausgeschlossen, trugen aber auch die den Bauerschaftsgerechtigkeiten obliegenden Lasten und Beschwerden nicht mit, wodurch allerlei Wirrsal und Unbilligkeit entstand. Erst im Laufe langer Zeit konnten solche Unzuträglichkeiten nach und nach abgestellt werden. Noch jetzt sind sie nicht gänzlich verschwunden; indes nur lange Gewohnheit hilft sie noch tragen und dulden.

Rücksichtlich der Wasserlösungs-Verhältnisse gebührt dem tüchtigen und energisch durchgreifenden Landvogt Boysen, der nach seiner Vertreibung durch die Dänen eine Anstellung als Bürgermeister in Hildesheim fand, das Verdienst, gründlich Wandel geschafft zu haben durch Bildung der Brooklandsauthals-Kommune, welche das ganze Flußgebiet dieser Au umfaßt.

Verschieden von der Bauerschaftsgerechtigkeit in Weddingstedt ist die sogenannte „große Gerechtigkeit." Mit ersterer hängt sie lediglich dadurch zusammen, daß der Eintritt in dieselbe abhängig ist vom Besitz einer Bauerschaftsgerechtigkeit. Indessen nicht jeder, der im Besitz einer solchen Gerechtigkeit ist, gehört damit schon in die „große Gerechtigkeit." Es ist dazu außerdem noch die Abstammung im ersten Gliede von einem Inhaber oder einer Inhaberin der „großen Gerechtigkeit" erforderlich. Erwirbt also der Sohn oder die Tochter eines Interessenten oder einer Interessentin der „großen Gerechtigkeit" eine Bauerschaftsgerechtigkeitsstelle in Weddingstedt, so ist damit zugleich der Eintritt in die „große Gerechtigkeit" verbunden, ohne dieselbe nach statutarischem Rechte unmöglich.

Ob ein Interessent der großen Gerechtigkeit Anspruch an so viele Nutzungsteile derselben habe, wie er Bauerschaftsgerechtigkeiten in Weddingstedt besitzt, ist bisher noch eine offene Frage geblieben. Für die Bejahung derselben wird angeführt, daß der Besitzer mehrerer Bauerschaftsgerechtigkeiten so viele Anteilsquoten der Bauerschaftsgerechtigkeitslasten zu tragen und zu leisten habe, wie er Bauerschaftsgerechtigkeiten besitze, und demnach auch ebenso viele Genußanteile beanspruchen könne. Von gegnerischer Seite wird dieses Argument aus dem Grunde verworfen, weil die in Rede stehenden Lastenanteile nicht der „großen Gerechtigkeit," sondern der Bauerschaftsgerechtigkeit geleistet werden, letztere daher auch die entsprechenden Äquivalente zu gewähren habe, was auch wirklich geschehe, nicht die „große Gerechtigkeit"; außerdem sei die einzige Verbindung, worin beide Gerechtigkeiten mit einander stehen, daß der Mitgenuß der Intraden der „großen Gerechtigkeit," und zwar lediglich zum einen Teil,

---

dem alten Hollingstedter Bauerbuch, wonach Hollingstedt in dem einen Jahre 299 Stück, Delve 263 Stück Vieh verlor. Durch solche Jahre, schlechte Entwässerung u. s. w. nahm der Wohlstand ab. Als dann im folgenden Jahrhundert die traurigen 20er Jahre kamen (besonders nasse Jahre waren 1829 und 1830), wurde die Zahl der im Weddingstedter Armenhause befindlichen Armen immer größer: 1803 waren 31, 1825: 52, 1830: 72 Arme. R.

an den Besitz einer Bauerschaftsgerechtigkeit gebunden sei. Gelegentlich der regierungsseitigen Einführung der neuen Grundbücher ist die „große Gerechtigkeit“ auf denjenigen bäuerlichen Besitzungen in Weddingstedt, worauf sie ums Jahr 1876 haftete, wiederum unablöslich fixiert worden und die Frage, ob ein Redingsinteressent mehrere Genußanteile der Reding beziehen dürfe, endgültig in verneinendem Sinne entschieden und zwar auf Grund der Rechtsregel, daß eine Erbequote niemals mehr als einmal in Anspruch genommen werden darf. Die derzeitigen Besitzer doppelter Redingsanteile sind mittels Vergleichs dadurch abgefunden, daß ihnen dieser doppelte Bezug noch 10 Jahre lang zustehen soll. Hiermit ist also die Weddingstedter „Reding“ vor dem Untergang geschützt.

Seit etwa 60 Jahren ist es indessen üblich gewesen, daß jemand, der 2 Bauerschaftsgerechtigkeiten besitzt und im übrigen die Qualifikation zum Mitgenuß der Intraden der „großen Gerechtigkeit“ hat, auch 2 Nutzungsanteile der letzteren bezieht. Der Fall, daß ein Interessent der „großen Gerechtigkeit“ mehr als 2 Bauerschaftsgerechtigkeiten besitze, ist bisher noch nicht vorgekommen.

Die „große Gerechtigkeit“ gewährt den Genuß der Intraden gewisser Wiesenländereien, welche unaufgeteilt der gesamten Interessentschaft gehören. In den Kirchspielskatastern führen diese Ländereien den Namen „Reding,“ [1]) und die Inhaber der „großen Gerechtigkeit“ heißen hier „Interessenten der Reding.“

Alljährlich wird um die Zeit der Heuernte der in Rede stehende ganze Wiesenkomplex in so viele Anteile, „Lose“ genannt, geteilt, als Redingsinteressenten vorhanden sind. Demnächst werden diese Anteile durchs Los verteilt und der Termin des Mähens wird festgesetzt. Das Nachgras wird in Gemeinschaft abgeweidet. Jeder Teilhaber ist berechtigt, eine bestimmte Anzahl Rinder aufzutreiben. Über die Zeit des Auftriebs einigt man sich in einer Generalversammlung.

Eine Stiftungsurkunde über die „Reding“ in Weddingstedt ist nicht mehr vorhanden. In der Bauerschaftsbeliebung dieses Dorfes, errichtet im Anfang des laufenden Jahrhunderts, wird dieselbe als vorhanden vorausgesetzt, und es sind in gedachter Beliebung verschiedene, die „Reding“ betreffende Bestimmungen enthalten, welche in Ermangelung der verloren gegangenen Stiftungsurkunde als Statut der letzteren gelten. Bauerschaftsgut können indessen die Redingsländereien schon aus dem Grunde niemals gewesen sein, weil sie einer bestimmten Erbfolge unterliegen, wie oben bereits auseinandergesetzt ist.

Das soeben Vorgetragene kann auf Vollständigkeit der Beantwortung der Frage: „Was ist die Weddingstedter Reding?“ keinen Anspruch machen, weil

---

[1]) Die Bauerschaft Pahlen (Kirchsp. Tellingstedt) besaß auch ein „Reding,“ wie es aus der Klage der Dithmarscher im Jahre 1546 hervorgeht: idt beclaget sick dat Burschop tho Palen, dat se hebben in Wische, lande unde redinghe jegen Palhude, dat etlicke dusent Gulden wert is. (Michelsen, Urkundenbuch S. 124.) R.

der Nachweis der Entstehung fehlt. Suchen wir denn, das Fehlende nach Möglichkeit zu ergänzen.

Im benachbarten Dorfe Stelle ist auch eine „Reding,“ welchen Ausdruck die Kirchspielskataster auch hier für einen ähnlichen Gegenstand gebrauchen. Zu derselben gehören einige Wiesen nebst dem Reth-, d. i. Schilfwuchs eines Teils des Steller Sees. Die Inhaber dieser Reding führen von diesem Reth im Volksmunde den Namen „Dakenkönige.“ Das Schilf führt nämlich im hiesigen Volksidiom den Namen „Dack“ = Dach, weil es zum Decken der Gebäude verwendet wird. Die „Dakenkönige“ sind im Besitz einer in plattdeutscher Sprache abgefaßten Beliebung[1]) aus dem 17. Jahrhundert. In derselben wird gesagt, daß das Steller „Dakenkönigtum“ Geschlechtsgut, nämlich das gemeinsame Immobiliarvermögen zweier in Stelle ansässiger Geschlechter sei, die von 2 Brüdern abstammen. Verfasser erinnert, daß als eines dieser Geschlechter das Hodimannen-Geschlecht genannt ist.[2])

(Schluß folgt.)

Etwas über Vornamen.

Von **J. Kinder** in Plön.

Bekanntlich haben in der letzten Zeit einige Standesbeamte darüber Klage geführt, daß eine allzu große Willkür in der Auswahl der Vornamen Platz greife und daß von ihrer Seite fast gar kein bestimmender Einfluß auf eine vernünftige Wahl der Namen ausgeübt werden könnte. Das Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 lasse die Auswahl insoweit unbeschränkt zu, als nicht landesgesetzliche Vorschriften entgegenstehen. In Preußen gelte die Bestimmung, daß anstößige und unanständige Vornamen von den Standesbeamten zurückgewiesen werden sollen. Die Auffassung der Begriffe Anstößigkeit und Unanständigkeit sei jedoch so schwankend, daß die meisten Standesbeamten es vorziehen müßten, eigene Ansichten zu unterdrücken und nicht geltend zu machen in der Befürchtung, mit denselben allein dazustehen. Es gäbe z. B. Leute, welche es für anstößig erachten, wenn ein leidenschaftlicher Skatspieler verlange, daß als Vorname seiner Tochter Scatia in das Register eingetragen werden soll. Andere möchten es schon tadeln, daß die Beischreibung fremd-

---

[1]) Eine wörtlich getreue Abschrift dieser Beliebung hat Verfasser vor mehreren Jahren an das Museum in Meldorf übersandt. Abgefaßt ist dieselbe von einem Kirchspielschreiber Hinnerks (im Hochdeutschen Hinrichs) in Weddingstedt, dessen Name und Wappen sich in einer Inschrift an der Süderseite des östlichen Anbaues der Kirche in Weddingstedt vorfindet, und welcher laut dieser Inschrift ums Jahr 1664 gelebt haben muß. Diese Beliebung sagt ausdrücklich, daß sie die Erneuerung einer uralten, durch Feuersbrunst untergegangenen Beliebung sei.

[2]) Die Beliebung ist vom Landvogt Boysen in der Zeitschrift f. Schl.-Holst.-Lauenb. Geschichte veröffentlicht worden. Die Überschrift lautet: Belevinge, so tho Hodeßman unde Dotsmerß-Clufft gehörigh, vann wegen desse Dakenß in dem Tilen Hemme Anno 1609. R.

ländischer oder verstümmelter Namen gefordert werde. Frage der Beamte bei solchen Gelegenheiten den die Anzeige beschaffenden Vater, was er sich bei solchen Namen denke, ob er nicht lieber einen Namen aus dem Kalender schreiben lassen möchte, so erhalte man wohl die Antwort, daß er, der Mann, auch mehr für einen „ordentlichen“ Namen sei, aber die Schwiegermutter habe gerade jene Namen ausgewählt, und dagegen lasse sich nichts machen. Es sei deshalb wünschenswert, daß die Gesetzgebung hier bestimmte Schranken setze.

Ja freilich, die Schwiegermütter und die empfindsamen Gattinnen verfallen nicht selten auf Wortbildungen und Abkürzungen, welche als Kosenamen im engen Familienkreise gewiß ihre Berechtigung haben, deren Sinn aber nicht einmal diejenigen, welche sie gebrauchen, erkennen.

Wir möchten trotzdem glauben, daß man die Sache nicht für so schlimm ansehen darf. Die Sitten und Gewohnheiten des Volkes sind zu allen Zeiten dem Wechsel unterworfen gewesen. Man kann vielleicht nur behaupten, daß der Wechsel etwas rascher vor sich geht als ehemals. Blicken wir hinter uns in die Vorzeit, so bemerken wir, daß schon damals die Mode in der Namengebung kam und ging.

Ursprünglich mag man dem Kinde einen Namen beigelegt haben, dessen Bedeutung jedem verständlich war. Man wählte ihn wohl nach den Eigenschaften des Neugebornen oder nach den Eigenschaften, mit welchen man ihn ausgestattet zu sehen wünschte. Der Name drückte so einen Segenswunsch der Eltern aus. Dann kamen Zeiten, in welchen die innere Bedeutung der Namen in Vergessenheit geriet, neue Vornamen gebräuchlich wurden.

Auch in der engeren Heimat Schleswig-Holstein können wir den Wechsel der Vornamen durch viele Jahrhunderte hindurch verfolgen.

Für die heidnische Zeit sind wir mit unseren Nachforschungen auf fremde Schriftsteller und die geringe Anzahl der erhaltenen Runeninschriften beschränkt. Da finden wir als männliche Vornamen: Othinkar, Witkar, Sigar, Toki, Olaf, Sven, Uffa, Ella, Skarthi, Thenrik, Zerdik, Siktrik, Sirik, Hengist, Siggoth, Ebald, Ethelred, Witigisil, Horsa; als weibliche: Asa, Asfrid, Frigga, Freia, Enswithe, Bebba, Eriminghilde u. a.

Mit der Auswanderung nach England und dem nachfolgenden Eindringen südlicher deutscher und slavischer Stämme verschwanden viele derselben. Nur in Dänemark, Schweden und in den friesischen Marschen, welche Gegenden von fremder Einwanderung verschont blieben, haben sich noch manche jener uralten Personennamen erhalten.

Nach der Vertreibung der Slaven war Schleswig-Holstein fast ganz von Niedersachsen besetzt, und sächsische Namen sind es, welche uns am häufigsten in den Urkunden und Dokumenten begegnen, die in den ersten Jahrhunderten nach Einführung der Schreibekunst niedergeschrieben wurden.

Das Kieler Stadtbuch aus den Jahren 1264 bis 1289 hat uns eine ansehnliche Reihe aufbewahrt. Dort werden aufgeführt: Bojo, Thodo, Offo, Nanno, Otto, Thakko, Hammo, Thedo, Edo, Timmo, Skakko, Heiko, Emeko, Dodo,

Doso, Dudo, Sikko, Poppo, Hasso, Ludico, Kalo, Iko, Umbo, Ubbo, Hekko, Hiddo, Wigo, Weneco.

Wenn wir bei diesen Bezeichnungen den Buchstaben o am Ende wegschneiden, so erkennen wir in ihnen viele unserer heutigen Familiennamen wieder.

Dann kommen vor: Thakward, Rikward, Markward, Radward, Radusward, Volkward, Bernward, Hunward, Thankward, Laudusward, Burgard, Egehard, Ewerhard, Hegelhard, Gerhard, Bernhard, Thethard, Hechard, Conrad, Wulfrad, Volrad, Markrad, Alfrad, Boyurd, Ulfard, Halmard, Reimar, Almar, Thetmar, Wigmar, Herdger, Heilmer, Thetlev, Hiddlev, Hardelev, Fretherich, Hartwig, Alfrid, Alverich, Ludwig, Hinrich, Volkrich, Siegfrid, Wigfrid, Godefred, Godeskalk, Werner, Herder, Heler, Volker, Willer, Walther, Werther, Ludger, Altger, Wolder, Rembert, Albert, Walbert, Landbert, Egelbert, Elbert, Volbert, Herebert, Hibert, Odbert, Ludbert, Radolf, Hardolf, Bertold, Arnold, Osbern, Wendelbern, Rembern, Wilbern, Thetbern, Volkin, Willikin, Gerwin, Wilbrand, Hildebrand, Wybrand, Sibrand, Hermann, Tidemann, Hartmann, Osmod, Oswald, Oswin, Wellehelm, Vos, Wolf u. s. w. Der weiblichen Vornamen finden sich nicht so viele, aber doch genug, um eine recht zahlreiche Familie mit ihnen auszustatten. Wir nehmen die nachstehenden heraus: Alburgis, Walburgis (Adalburgis, Ethelburgis), Menburgis, Ludburgis, Freteburgis, Wendelburgis, Gerburgis, Wikburgis, Remburgis, Reimburgis, Rikburgis, Helburgis, Heilburgis, Elburgis, Gertrudis, Megthildis, Hethelveris, Ethelveris, Hermgardis, Ermgardis (die lateinische Endung is hat der lateinschreibende Buchführer angehängt), Hibeke, Wibe, Wibeke, Ida, Ideke, Hilleke, Heileke, Helwig, Heilwig, Wendele, Hebele, Emma, Berta, Gisela, Gesa, Odeke, Jutte, Wille, Alheid, Sokka, Thebbe, Thebbeke, Tammeke, Odilie, Awa (Maue), Tette, Thorset.

Unter diesen bemerken wir viele Diminutivformen, welche die Zärtlichkeit dem weiblichen Geschlecht gegenüber schuf.

Am Ende des 14. Jahrhunderts trat abermals eine tiefgreifende Veränderung im Gebrauche der Vornamen ein. Das Christentum oder vielmehr die Kirchenhierarchie hatte schon von Anfang an darauf hingearbeitet, mit allen sonstigen Erinnerungen an das Heidentum auch die alten Personennamen zu beseitigen und durch christliche zu ersetzen. Jetzt drang sie mit ihren Bestrebungen durch. In den Urkunden werden die deutschen Vornamen immer seltener. Teils auf Anregung der Geistlichkeit, teils aus eigenem frommen Antriebe suchte man in der Schrift oder in der Heiligenlegende nach Namen, um sie am Tauf- oder Namenstage den Kindern beizulegen. So ist es denn dahin gekommen, daß wir jetzt vorwiegend hebräische, römische und griechische Vornamen tragen. Weil jedoch ihre Aussprache der nordischen Zunge etwas schwer fiel, so haben fast alle sich eine Umlautung, Abkürzung, Verdeutschung gefallen lassen müssen. Aus Petrus, Jacobus, Paulus wurden Peter, Jakob, Paul, aus Johannes Hans, aus Mathäus Matthies und Thies, aus Bartolomäus Bartel, aus Nicolaus Klaus und Klas, aus Laurentius Lorenz und Lafrenz, aus Georgius Georg und Jürgen, aus Christian Kersten

und Karsten, aus Hieronymus Jerre, aus Simeon Siem, aus Dorothea Dora, aus Elisabeth Liesbeth, Elsbeth, Elise, aus Epiphanie Fanny u. s. w. Am beliebtesten wurden bei uns die Apostelnamen. Während der Name Michael in Mitteldeutschland so häufig auftrat, daß man den Deutschen im Auslande kurzweg mit dem Namen dieses Erzengels bezeichnete, wie den Engländer mit John oder den Amerikaner mit Jonathan und Sam (Samuel), blieb er in Schleswig-Holstein fast ganz unbeachtet. Auch der Vorname Joseph, welcher in Süddeutschland noch heute sehr volkstümlich ist, fand bei uns keine Liebhaber.

Den letzten bestimmenden Einfluß auf den Gebrauch der Vornamen haben die großartigen Veränderungen im Verkehrsleben dieses Jahrhunderts ausgeübt. Eisenbahnen und Dampfschiffahrt haben die Völker einander näher gebracht und den Austausch der Sitten und Gewohnheiten vermittelt. Ein bißchen Französisch und ein bißchen Englisch ist auch bei uns haften geblieben. Wir haben unsere Kinder auf die Vornamen Louis und Charles, John und Mary, Wera und Wassilij taufen lassen. Nach der Einführung des Zivilstandgesetzes halten wir uns auch nicht mehr an die Schriftsprache, sondern geben die Namen, wie sie uns mundgerecht geworden sind. Das ist das Recht der Gegenwart, unsere Vorfahren haben es ebenso gemacht.

Eine andere Frage ist die, ob das immer lobenswert ist, und da werden viele mit uns dem Standesbeamten beipflichten und sagen, daß der Namengeschmack sehr oft auf Irrwege gerät. An und für sich läßt sich ja nichts dagegen einwenden, wenn Mütter sich veranlaßt sehen, die Namen der Helden und Heldinnen beliebter Romane und Theaterstücke auf ihre Kinder zu übertragen, aber man sollte sich doch auf solche beschränken, welche einer Deutung fähig sind, einen Begriff darstellen, und nicht, wie es vielfach geschieht, verlangen, daß Namen wie Lili, Mimi, Milli, Willi, Elli, Henni in die Geburtsurkunden der Kinder hineingeschrieben werden. Es bedeutet doch gewiß keinen Fortschritt, wenn wir auf eine Beziehung zurückkommen, die nur leerer Schall ist.

Seitdem wir Deutsche uns wieder unter dem Schutze der Kaiserkrone als Ein großes Volk zu betrachten gelernt haben, hat die Sucht nach fremdländischen Namen schon in erfreulicher Weise abgenommen, und es steht zu hoffen, daß das deutsche Volk aus eigenem Antriebe, ohne Zwang, auch von den übrigen Verirrungen zurückkommen und deutsche Kinder mit richtigen deutschen Namen rufen wird.

Das Handlungsbuch Vickos von Geldersen. Bearbeitet von Hans Nirrnheim. Herausgegeben vom Verein für Hamburgische Geschichte. Hamburg und Leipzig: Leopold Voß, 1895. LXXIX und 200 S., 2 Tff.; gr. 8⁰.

Das Handlungsbuch Vickos von Geldersen, das im hamburgischen Archiv aufbewahrt wird, ist schon einmal Gegenstand einer Veröffentlichung gewesen, indem Laurent, wahrscheinlich auf Anregung Lappenbergs, einen Auszug aus demselben zur Einweihung der neuen Börse im Jahre 1841 veröffentlichte. Rüdiger hat das Buch für seinen Roman „Siegfried Bunstorps Meisterstück" verwertet, in dem Vicko von Geldersen eine der Hauptpersonen bildet. Dadurch angeregt, hielt J. H. Hansen einen Vortrag über das Buch im

Verein für hamburgische Geschichte. Als er hier erfuhr, daß das Original nicht verschollen, faßte er den Plan, dasselbe zu veröffentlichen. Der Verein beschloß die Herausgabe als Festschrift zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens am 9. April 1889 und beauftragte Hansen mit der Herstellung eines brauchbaren Textes nebst ausreichendem Register und bezeichnete die Beifügung einer Einleitung als wünschenswert. Da aber Hansen daran lag, den Text auch in thunlichst vollkommener Weise zu kommentieren, war am Jubeltage des Vereins erst ein verhältnismäßig geringer Teil des Planes verwirklicht. Da Hansen am 25. Dezember 1889 starb, erwarb der Verein das Manuskript und übertrug im Jahre 1891 Nirrnheim die Vollendung der Arbeit unter erneuter Betonung des ursprünglichen Planes und mit dem ausdrücklichen Auftrage, von einer Kommentierung im Sinne Hansens abzusehen. — Das Handlungsbuch Vickos von Geldersen erlangt dadurch eine besondere Bedeutung, daß es das älteste hamburgische Handlungsbuch (1367—1408) ist, das uns aufbewahrt geblieben ist. Die Seltenheit derartiger Bücher ist in dem Umstande begründet, daß der Kaufmann dieselben höchstens einige Jahrzehnte aufzubewahren braucht, und so ist das nunmehr der Öffentlichkeit übergebene Buch nicht nur das älteste, sondern für diesen Zeitabschnitt auch das einzige, das uns erhalten ist, indem das nächstälteste, dasjenige des Jacob Schröder, aus dem Jahre 1553 und 1554 stammt. (Dieses bildet das älteste unter den sieben Handlungsbüchern des Matthias Hoep, welche vor ca. 10 Jahren im Archive des St. Johannesklosters zu Hamburg aufgefunden und seitdem in der dortigen Kommerz-Bibliothek aufbewahrt werden.) Eine gewisse Verwandtschaft zeigen diese Handlungsbücher mit demjenigen Vickos dadurch, daß alle in erster Linie dem Tuchhandel gewidmet sind. — Vicko trägt seinen Namen nach dem Orte Kirchgellersen bei Lüneburg. Vielleicht ist er in den fünfziger Jahren des 14. Jahrhunderts nach Hamburg gekommen, wo er mancherlei Familienbeziehungen hatte, und hat hier schnell sein Glück gemacht. Wahrscheinlich in die Genossenschaft der Wandschneider aufgenommen, gelangte er bald zu ansehnlichem Geschäftsbetriebe, und 1357 wurde er Jurat an der Petrikirche, 1367 in den Rat der Stadt gewählt, und als Ratssendebote war er auf den Hansetagen zu Lübeck 1378 und zu Wismar 1380 thätig. Er starb im Jahre 1391. Sein ältester Sohn Johannes, auf den die Renten übergingen, hat das Handlungs- und das Rentenbuch an sich genommen und zusammenbinden lassen. — Das Buch, ein Papiercodex von 84 Blättern in Pergamentumschlag, zerfällt in 4 Teile: das eigentliche Handlungsbuch, das Rentenbuch, das Schuldbuch und die letztwilligen Verfügungen des Johannes Geldersen. — Die Sprache, in der das Buch geführt wurde, ist ein unerquickliches Gemisch von schlechtem Latein und Niederdeutsch, jedoch derart, daß in den früheren Jahren das Lateinische stark überwiegt und allmählich das Niederdeutsche daneben einen immer breiteren Raum einnimmt. — Den weitaus größten Teil des Buches nimmt das Handlungsbuch (S. 1—117) ein. Die erste Eintragung läßt sich, obwohl weder Jahr noch Tag angegeben ist, sicher für das Jahr 1367 bestimmen. Vicko von Geldersen war Wandschneider oder Tuchhändler. Die Wandschneider nahmen damals die erste Stelle in der Stadt ein, sie bildeten den eigentlichen Kaufmannsstand. Diese hohe Stellung zeigte sich auch darin, daß sie nicht, wie die Gewerke, ein Amt, sondern eine Gesellschaft bildeten. Aus ihnen werden sich auch in erster Linie die angesehenen Gesellschaften der Flanderfahrer und der Englandfahrer rekrutiert haben, die bis zum Ende des 14. Jahrhunderts den „meenen kopmann" bildeten. Geldersen hat wahrscheinlich der Gesellschaft der Flanderfahrer angehört. Auf Grund dieser weitgehenden Bedeutung des Wandschneidergewerbes läßt uns der vielseitige Inhalt des Buches auch einen Blick in den Gang und die Formen des damaligen Welthandels thun. Der im Mittelalter betriebene Handel war zum größten Teil Eigenhandel. Die schwerfälligen Verkehrsmittel und die große Rechtsunsicherheit jener Zeiten waren der Entwickelung des Kommissionshandels nicht förderlich; jedoch begegnen wir vereinzelt auch Kommissionsgeschäften. Die Hauptabsatztage waren die Jahrmarktstage, an denen eine große Zahl von Handelsgästen in die Stadt kam. Für das Geldersensche Haus sind von besonderer Bedeutung der St. Veitsmarkt (15. Juni), der Felicianusmarkt (20. Ok-

tober) und der Michaelismarkt (29. September). Der von Kaiser Karl IV. im Jahre 1365 den Hamburgern gewährte Markt, der 14 Tage vor Pfingsten beginnen und 8 Tage nach dem Feste aufhören sollte, ist nicht erwähnt; er ist vielleicht nie abgehalten worden. Regel war, daß die gekauften Waren bar bezahlt wurden, und über diese Bargeschäfte giebt das Buch, in dem nur die Guthaben verzeichnet sind, keinen Aufschluß. Jedoch zeigt das Buch gleichzeitig, daß das Kreditwesen schon beträchtlich entwickelt war. Der Eintragung ist gewöhnlich der Zahlungstermin hinzugefügt, gewöhnlich ein größeres Kirchenfest, häufig auch der Felicianusmarkt. Sicherheit erhielt der Kaufmann durch Zeugen, die wenigstens das Schuldverhältnis bezeugen konnten, durch Bürgen, die sich nötigenfalls zur Zahlung der Schuld verpflichteten und zur weiteren Sicherung das Gelöbnis des Einlagers leisteten, ferner die Pfandsetzung. (Herzog Erich von Sachsen verpfändet den goldenen Kopfschmuck seiner Gemahlin, der in der Thresekammer des Rathauses in einen Schrein geschlossen wird, zu dem Geldersen den Schlüssel hat.) Der frühere Brauch, Kaufgeschäfte mit Kreditbewilligung vor dem Rate zu vollziehen und die Schuld in das Schuldbuch der Stadt eintragen zu lassen, hat nur zweimal Anwendung gefunden, wahrscheinlich, weil die Handelsbücher bereits eine große Beweiskraft vor Gericht erlangt hatten. Die Abtragung der Schuld erfolgte in den wenigsten Fällen durch persönliche Zahlung, weit häufiger durch einen Beauftragten, sei es nun, daß der Schuldner eine Person mit der Zahlung beauftragte oder der Gläubiger einen Mitbürger des Schuldners zur Einziehung bevollmächtigte; so bevollmächtigte Gelderſen drei in Hamburg anwesende Kieler Geschäftsfreunde vor dem Rate, die Schuld eines Kieler Bürgers für ihn in Empfang zu nehmen. In mehreren Fällen ist die Zahlung wahrscheinlich mittelst des sogenannten Überkaufs erfolgt. Hatte nämlich der auswärtige Schuldner selbst wieder Schuldner in Hamburg, so lag es nahe, daß er diese beauftragte, seinen Hamburger Gläubiger aus seinem Guthaben unmittelbar zu befriedigen, oder daß er seinen Gläubiger in Hamburg an einen dortigen Schuldner verwies. In sehr vielen Fällen hat Gelderſen statt des Geldes Waren erhalten, sei es, daß er diese zu eigenem Bedarfe entnahm oder pfänden ließ. Trotz der geübten Vorsicht sind aber die Zahlungstermine nicht immer innegehalten worden, und häufig sind die eingetragenen Posten überhaupt nicht durchstrichen, weil Gelderſen nicht zu seinem Gelde hat kommen können. — Bei vielen Eintragungen ist lediglich von Geld die Rede, ohne daß die Schuld ausdrücklich auf ein Warengeschäft zurückgeführt wird; hier handelt es sich also um ein reines Geld- oder Wechselgeschäft. Religiöse und moralische Absichten, sowie vor allen Dingen die Anschauung, daß das Geld lediglich ein Wertmesser und Tauschobjekt sei, hatten zu dem von der Kirche ausgegangenen, in die deutschen Land- und Stadtrechte aufgenommenen Wucherverbote geführt, und infolgedessen finden wir auch in demselben einige Beispiele des unverzinsten Darlehens, in denen vielleicht eine Nachwirkung des kirchlichen Verbots zu sehen ist. Immerhin konnten auch andere Gründe unter Umständen zur Hergabe des Geldes ohne Forderung von Zinsen bewegen; denn der Charakter des Geldes als Ware war schon klar geworden. Dies geht aus den zahlreichen Fällen hervor, in denen Gelderſen Münzen der verschiedensten Art nach Flandern sendet, um sie dort auf der Brügger Messe, offenbar bei gutem Kurse, verkaufen zu lassen. Dies zeigt sich auch in den vielen Eintragungen, denen die Ausstellung eines Wechsels zu Grunde liegt. Die Ausstellung dieser Wechsel ist durch die Verschiedenheit der Geldsorten bedingt. Da die Vertreter des Gelderſenschen Hauses in Flandern in flämischem Gelde bezahlen mußten, so lag es nahe, in Hamburg Forderungen auf Flandern, die dort an einem bestimmten Tage fällig waren, zu kaufen, um das Wechseln zu vermeiden. Darüber wurde nun ein Wechsel ausgestellt. Einen großen Raum nehmen die Notizen über Handelsgenossenschaften, an denen Gelderſen beteiligt war, ein. Die große Verbreitung der Handelsgenossenschaften im Mittelalter ist darin begründet, daß einerseits die mangelhaften Verkehrswege und Verkehrsmittel und der geringe Rechtsschutz nicht die nötige Sicherheit gewährten, um ein größeres Risiko allein zu übernehmen, andererseits in dem persönlichen Charakter des damaligen Handels. — Der zweite Teil (S. 118—133) enthält

das Rentebuch (1377—1411), in dem die Renten aufgezeichnet sind, die Geldersen hauptsächlich in Grundstücken hatte. Die auf S. 123—124 wiedergegebenen Eintragungen sind wahrscheinlich Auszüge aus einem weitläufiger angelegten Rentenverzeichnisse; daß ein solches bestanden hat, geht auch aus einem anderen Verzeichnisse (119—122) hervor, das den Stand der Renten im Jahre 1390 wiedergiebt. Nach diesem betrug die zu erwartende Rente im Jahre 1390 über 167 ℔ (einem Kapital von 1413 ℔ 5 ß 4 ₰ entsprechend), jedoch gingen nur 160 ℔ 8 ß ein. Der Rentekauf war ein beliebtes Mittel, um trotz des Zinsverbotes sein Geld nutzbringend anzulegen, und hatte sich derart ausgebreitet, daß die Kirche ihn anerkennen mußte. Brauchte nämlich ein Grundbesitzer Kapital, so konnte er es sich in der Weise verschaffen, daß er sich in sein Grundstück Geld hineinzahlen ließ und dagegen die Verpflichtung übernahm, jährlich eine bestimmte Rente an den Geber des Kapitals auszuzahlen. Der Unterschied dieses Verfahrens von dem heutigen Aufnehmen einer Hypothek besteht darin, daß jenes Kapital unkündbar war. Das Ganze wurde als ein Kauf aufgefaßt, der Geber des Geldes hatte sich für dieses Geld eine Rente gekauft, also kein Recht mehr, den Kauf rückgängig zu machen; dagegen stand es dem Kapitalnehmer jederzeit frei, die Rente abzulösen, und in Übereinstimmung hiermit finden wir noch bis zum Schluß Eintragungen von Rentenablösungen. — Das Schuldbuch (S. 134—136) ist zwischen 1360 und 1366 angelegt und bildet wahrscheinlich einen Auszug aus einem weitläufiger angelegten Verzeichnisse; es ist also der älteste Teil des ganzen Buches. Die meisten, wenn nicht gar alle Eintragungen beziehen sich auf Geschäftsverbindungen mit der nicht städtischen Bevölkerung in Hamburgs Umgegend: Forderungen an holsteinische und lauenburgische Adelige und Bauern, Einkünfte aus ländlichem Bisitztum bilden den hauptsächlichen Inhalt. — Den letzten Teil des Buches bilden vor Antritt einer Reise aufgestellte letztwillige Verfügungen für fromme und milde Zwecke. — Bezüglich der Handelsverbindungen Geldersens ergiebt sich, daß die verkauften Tuche größtenteils aus flämischen und holländischen Städten, wie Brügge, Gent, Kampen und Amsterdam stammten, jedoch wird daneben auch England genannt. Als Rückfrachten versandte Geldersen nach dort Leinwand, Eisen, Honig, Fleisch, Eier, Butter usw. Unter den Absatzgebieten für die aus dem Westen importierten Tuche kommt hier in erster Linie das Stromgebiet der Unterelbe in Betracht, wo allerdings nur Itzehoe eine wesentliche Bedeutung für das Geschäft gehabt zu haben scheint; nur vereinzelt werden daneben Krempe und Neustadt in der Kremper Marsch genannt. In Lauenburg hatte er wichtige Kundschaft: die Familie Schroeder in der Stadt Lauenburg gehört während einer Reihe von Jahren zu seinen bedeutendsten Kunden; außerdem stand er mit mehreren lauenburgischen Adeligen in geschäftlicher Verbindung. Von den übrigen holsteinischen und den schleswigschen Ortschaften kommen für das Geschäft in Betracht: Schleswig, Flensburg, Meyn, Rendsburg, Kiel und Neumünster. Kiel spielt unter diesen Städten weitaus die Hauptrolle; eine Anzahl von Ratsherren und Bürgern gehört während vieler Jahre zu den ständig wiederkehrenden Kunden. Der Verkehr zwischen Hamburg und Kiel ist offenbar ein reger gewesen, obwohl gerade in dieser Zeit andauernde Streitigkeiten zwischen den beiden Städten schwebten, obwohl Kiel damals unter den Hansastädten eine wenig geachtete Stellung einnahm, und insbesondere wegen seiner schlechten Münze sehr in Mißkredit war. Auch unter dem Adel und der Bauernschaft Holsteins finden wir manche, die geschäftliche Beziehungen zu Geldersen hatten. Die vielfachen Beziehungen zu Lübeck entsprechen der engeren Verbindung zwischen Hamburg und Lübeck sei der Mitte des 13. Jahrhunderts. Von den Ortschaften bei Lübeck werden Trittau und Mölln erwähnt. — Hinsichtlich der Art der gehandelten Waren ist zu bemerken, daß die Wandschneider vermöge ihrer weit ausgedehnten Verbindungen vielfach nicht nur den Handel mit Tuchen, sondern auch den Vertrieb sonstiger Waren verschiedenster Art in der Hand hatten. Welchen Umfang dieser nebensächlich betriebene Handel zeitweilig erlangen konnte, erhellt daraus, daß im Jahre 1382 für 998 ℔ 10 ß Tuche, dagegen für 1318 ℔ 13 ß sonstige Waren auf Kredit verkauft wurden.

Kiel. A. P. Lorenzen.

Das Stockumstoßen.

Von Pastor **Stubbe** in Kiel.

„Kennen Sie auch das berühmte Stockumstoßen, woran wir in unseren Knabenjahren in meiner Heimat zu Bokel, Nortorf uns oft begeistert haben?“ fragte ich anläßlich des Jugendspielkursus dieses Sommers den Herausgeber der „Heimat.“ — „Nein,“ war die Antwort. „Möchten Sie das nicht mal kurz für mein Blatt beschreiben?“ — „Gelegentlich gerne.“ — Heute löse ich mein Wort ein.

A., B., C., D., E., F., G. wollen spielen. Auf dem Hofplatz steht eine Linde. Sie wird zum örtlichen Mittelpunkt gewählt. F. „ist bei“ (vielleicht hat er sich selbst gemeldet, vielleicht das Los ihn bestimmt). Er zieht einen ziemlich großen Kreis um den Baum (innerhalb dieses Kreises müssen alle stehen). Gegen den Baum lehnt er einen mittellangen, leicht faßbaren Stock (etwa eine halbe Bohnenstange) und beginnt nun laut bis 100 zu zählen, die Zehner kräftig ausrufend. Sobald das Zählen anfängt, schwärmen die Teilnehmer des Spieles eiligst nach allen Seiten aus und suchen sich möglichst in der Nähe des Stockes ein Versteck. Für F. ist es Ehrenpflicht, sich dem Baume während des Zählens zuzuwenden und die Augen geschlossen zu halten. Ist die Zahl 100 abgekündigt, ruft F.: „Ich komme nun!“ Für ihn kommt es darauf an, die Verschwundenen in ihrem Verstecke zu finden und vor ihnen den Stock zu berühren, — für die Mitspieler, dann, wenn sie entdeckt sind, vor F. den Stock zu erreichen und umzustoßen. — Gelingt es F., A. zu finden und vor ihm an das Mal zu kommen, so schlägt er dreimal an den Stock: „1, 2, 3 für A.“ (Wäre es A. möglich, vor dem „3“ den Stock umzustoßen, so wäre er frei.) Nun ist A. gefangen und muß innerhalb des bezeichneten Kreises bleiben. Er verkündet seine Not: „Erlöst mich!“ — Das Spiel wird spannender. Der Ehrgeiz der Mitspieler ist, den Kameraden zu befreien (der des Stöcklers, die Übrigen dazuzufangen). Wenn irgend einer der Mitspieler vor F. an den Stock gelangt und vor dem verhängnisvollen „3“ den Stock umstößt, ist der Gefangene oder sind die Gefangenen frei; — sie verstecken sich aufs neue, F. wendet sich abermals dem Baume zu und zählt, — dieses Mal aber nur bis 90. Wird der Stock wieder umgestoßen, zählt er nur bis 80. So nimmt mit jedem Stockumstoßen seine Zählpflicht um 10 ab, — bis er von 10 an jedesmal 1 Zahl weniger nimmt und schließlich garnicht mehr zu zählen braucht. Je kürzer die vom Zählen ausgefüllte Zeit ist, desto kürzer ist auch die zum Verstecken gegebene Frist, — desto leichter wird es deshalb unserem F., die Flüchtigen zu sehen und für sie beim Stock anzuticken. Ist F. bei Null angelangt, so pflegt er, auch, wenn schwacher Läufer, bald alle zu haben.

Es versteht sich, daß für dieses Spiel nicht ein offenes Feld gewählt werden kann. Ein Hofplatz mit allerlei Gebäuden, Gebüsch und Garten dabei oder eine Waldecke mit Tannendickicht und Gebüsch eignen sich am besten hierfür. — Das Versteck soll möglichst in der Nähe des Males gewählt werden können. Die Mitspieler müssen auch Gelegenheit haben, sich unter Benutzung vorhandener Deckung immer näher an den Stock heranzuschleichen. Wenn etwa Schlauberger B. auf einem Baum oder in einem Gebüsch dicht neben dem Stock seinen Platz gefunden hat, und er bricht plötzlich hervor, während F. 300 oder 500 Schritte entfernt herumstöbert, so bringt das großen Spaß.

Eine vorzügliche Zeit für das Stockumstoßen ist die Dämmerstunde. Der gewandte G. kann dann auf Knieen oder Bauch sehr weit vorkriechen, ohne erkannt zu werden, und der kleine B. vielleicht durch Vorhalten eines Rockes sich eine künstliche Deckung schaffen, sodaß F. ihn namhaft zu machen nicht imstande ist.

Um ein allzu großes Schweifen ins Weite zu verhindern, empfiehlt es sich, von vornherein zu bestimmen, daß das Spiel auf einen bestimmten Raum (etwa die Waldparzelle zwischen den und den Wegen, oder die Hofstelle mit Scheune und Garten, aber ohne Benutzung der inneren Scheune) sich beschränke.

Das Spiel bietet den Mitspielern reiche Abwechselung und fördert in hohem Maße die Gewandtheit und Beweglichkeit.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 12. Dezember 1896.

Zeugen vergangener Zeiten aus dem Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen.

(Schluß.)

Noch heutigestags können nur die beiden Familien Hargens und Wiebers „Dakenkönige" werden, und zwar erst dann, wenn sie, wie es in ihrer Beliebung heißt, in Stelle oder in Wittenwurth „ehr egen Rook unde Schmook hefft," was in heutiger Sprache lediglich bedeutet: ihre eigne, selbständige Haushaltung führen, aber, sicherlich irrtümlich, dahin ausgelegt wird, daß sie in einem der genannten Dörfer ein Haus besitzen. Wohnen sie nämlich auch nur zur Miete, so führen sie dennoch unzweifelhaft „ehr egen Rook unde Schmook."

Das Dakenkönigstum ist nur in männlicher Linie erblich. Aus diesem Umstande wird wohl geschlossen werden dürfen, daß es aus derjenigen Zeit stammt, wo die Töchter noch von der Erbfolge ausgeschlossen waren. Daß die gegenwärtig in Geltung befindliche Beliebung der Dakenkönige in verhältnismäßig späterer Zeit, im 17. Jahrhundert, abgefaßt ist, beweist nichts gegen solche Behauptung, da diese Beliebung, wie sie selbst aussagt, lediglich die Erneuerung einer alten, durch Feuersbrunst vernichteten Beliebung ist.

Rücksichtlich der Weddingstedter „großen Gerechtigkeit" ist hier im Vergleich mit dem Steller Dakenkönigtum also Zweierlei als Hauptunterschied hervorzuheben: zunächst, daß sie auch die Töchter in der Erbfolge zuläßt, und ferner, daß sie in Verbindung steht mit der Bauerschaftsgerechtigkeit, insofern sie die Realisierung des Erbfolgerechts abhängig macht vom Besitz einer Bauerschaftsgerechtigkeit, wogegen das Dakenkönigtum lediglich Selbstständigkeit einer eigenen Haushaltung fordert.

Aus dem erstgedachten Unterschiede kann der Schluß abgeleitet werden, daß die „große Gerechtigkeit" jünger sein muß als das Dakenkönigtum. Dem steht aber entgegen, daß allerdings die Möglichkeit vorliegt, daß ursprünglich hier, wie bei den Dakenkönigen, lediglich die Erbfolge in männlicher Linie stattgefunden haben kann, daß in dieselbe aber später, als die Landesherrschaft

den Ausschluß der Töchter aus der Erbfolge beseitigte, auch diese aufgenommen wurden. Auf die Frage, warum nicht dasselbe mit dem Dakenkönigtum geschah, kann geantwortet werden: weil dieses nicht mit dem, den Sturz der Freiheit überlebenden alten Volksorganismus der Bauerschaft zusammenhing und daher dem unmittelbaren Eingriff der regierungsseitigen Verwaltungsorgane ferner lag als die „große Gerechtigkeit.“ Die Frage nach der Priorität des Alters der beiden in Rede stehenden Einrichtungen wird beim Mangel einer Stiftungsakte der „großen Gerechtigkeit“ also schwerlich entscheidend beantwortet werden können. Dagegen steht fest, daß die Erbfolge bei der „großen Gerechtigkeit“ nicht nur eine wesentlich andere, sondern auch eine verwickeltere ist als rücksichtlich des Dakenkönigtums.

Heiratet ein Bauerschaftsgerechtigkeitsbesitzer in Weddingstedt, der nicht Redingsinteressent ist, die Tochter eines noch lebenden oder bereits verstorbenen Redingsinteressenten, so wird er dadurch, so lange die Frau lebt, überhaupt die Ehe besteht, auch Redingsinteressent, und die Kinder aus solcher Ehe sind in vorliegender Rücksicht erbberechtigt und treten diese Erbschaft an, sobald sie in die dargelegte Beziehung zu einer Weddingstedter Gerechtigkeitsstelle, sei es durch Erbfolge, Kauf oder durch Heirat, treten, wenngleich die Mutter niemals das Eigentum einer Gerechtigkeitsstelle in Weddingstedt für ihre Person erlangte, denn sie sind Kinder eines Mannes, der in den Genuß der Intraden der Weddingstedter „großen Gerechtigkeit“ eintrat, also Interessent derselben wurde. Stirbt der Mann, so bleibt die Frau doch im Mitgenuß der in Frage stehenden Intraden, so lange das betreffende Gewese vor dem Namen ihres verstorbenen Ehemannes zu Kataster stehen bleibt, falls Kinder aus der in Rede stehenden Ehe hervorgegangen sind.

Heiratet ein Mann, der weder Sohn eines Interessenten der Weddingstedter Reding noch Bauerschaftsgerechtigkeitsbesitzer daselbst ist, die Tochter eines Redingsinteressenten, die zugleich eine Bauerschaftsgerechtigkeitsstelle daselbst besitzt, so wird er dadurch auch Redingsinteressent, und stirbt die Frau vor ihm, so bezieht er während der Minderjährigkeit seiner Kinder aus dieser Ehe im Namen seiner Kinder den betreffenden Redingsanteil, vorausgesetzt, daß das betreffende Gewese vor dem Namen der Mutter zu Kataster stehen bleibt.

Heiratet ein Redingsinteressent in Weddingstedt eine Frau, die ohne Erbanspruch an die Reding auch für ihre Person nicht im Besitz einer Bauerschaftsgerechtigkeit daselbst ist, und stirbt der Mann, so erlischt damit für die Frau jeglicher Anspruch an die Reding, falls die Ehe unbeerbt geblieben ist. Sind dagegen Kinder aus derselben vorhanden, so bezieht die Mutter den betreffenden Redingsanteil, so lange das vom Vater hinterlassene Gewese vor dem Namen desselben zu Kataster steht und die Kinder noch unmündig sind. Überhaupt geht nur in dem Falle das betreffende Nutzungsrecht ohne Unterbrechung auf die Kinder über, wenn und so lange die in Rede stehende Bauerschaftsgerechtigkeitsstelle vor dem Namen des verstorbenen Vaters, resp. der verstorbenen Mutter zu Kataster stehen bleibt. Geht sie auf einen andern Namen

über, so ruht dieses Nutzungsrecht so lange, bis ein solches Kind in den Besitz oder doch in den Mitgenuß einer Bauerschaftsgerechtigkeitsstelle in Weddingstedt hineintritt. Zum Verständnis vorstehender Auseinandersetzung ist zu beachten, daß eine Gütergemeinschaft unter Eheleuten in Norderdithmarschen nicht besteht. Die Frau steht lediglich rücksichtlich der Verwaltung ihrer Güter unter Kuratel ihres Ehemannes, und dieser ist gesetzlicher Nutznießer der Vermögensintraden seiner Ehefrau.

Nach der Analogie rücksichtlich des Dakenkönigtums in Stelle und der „großen Gerechtigkeit" in Weddingstedt zu schließen, muß uns letztere gleichfalls als Immobiliarvermögen eines verschollenen, alten dithmarsischen Geschlechts erscheinen, und somit wäre auch die Frage nach dem Ursprung der „großen Gerechtigkeit" so weit als möglich beantwortet.

Es ist vorhin das Bauerschaftsgerechtigkeitswesen eine Ruine genannt worden, die, einst ein fest gefügter Bau, aus altersgrauer Zeit in die Gegenwart hereinragt. Es ist eben auch nichts anderes als eine verwitternde und zerbröckelnde Ruine, wovon in den meisten Dörfern des Kirchspiels Weddingstedt nur noch mehr oder minder deutliche Spuren vorhanden sind. Im Dorfe Weddingstedt hat diese Verfassung sich bis in die neueste Zeit nur aus dem Grunde noch einigermaßen vollständig erhalten, weil sie eben in der dargestellten Weise mit der Reding zusammenhing. Wie aber die junge Nadel der Tanne die Lebenswurzeln der alten nach und nach erstickt und den nährenden Saft in sich selbst herüberleitet, bis endlich die alte Nadel verwelkt, sich ablöst und zur Erde fällt, so brechen sich auch die neu entstandenen Volksorganismen Bahn, zerstören nach und nach die Lebensbedingungen der alten, mögen diese auch noch so daseinszäh und fest gegründet sein, und selbige fallen unaufhaltsam dem großen Grabe der Vergessenheit anheim, wenn nicht der Geist der Geschichte ihre Leichen, Mumien gleich, für seine Zwecke konserviert und aufbewahrt. Werfen wir denn nunmehr einen Blick auf den Auflösungsprozeß namentlich des Gerechtigkeitswesens im Dorfe Weddingstedt.

Bis in die vierziger Jahre des laufenden Jahrhunderts waren noch die Bauerschaftsgerechtigkeiten im Dorfe Weddingstedt unablösbar mit bestimmten bäuerlichen Gebäuden und Hofstellen verbunden. Da wurde es von der zuständigen Generalversammlung dem Inhaber einer solchen Gerechtigkeit erlaubt. selbige von dem Gewese, worauf sie seit undenklichen Zeiten geruht hatte, abzulösen und auf ein auf anderer Stelle neuaufgeführtes Haus zu übertragen. Seitdem sind solche Übertragungen mehrfach vorgekommen und mußten selbstverständlich geduldet werden. Damit war wenigstens an der altehrwürdigen Einrichtung gerüttelt worden.

Demnächst wurde durchgesetzt, daß ein Wiesenkomplex, Fuhlhorn genannt, und ein an der Osterstraße vor den Häusern entlang liegender Landstreifen, bisher gemeinsamer Besitz der Bauerschaftsgerechtigkeiten, jener aufgeteilt und den einzelnen Bauerschaftsgerechtigkeitsinhabern als Privatbesitz überlassen, dieser

den angrenzenden Hausbesitzern verkauft wurde.[1]) Damit war die zerstörende Hand an die Bauerschaftsgerechtigkeiten gelegt, denn nicht unwesentliche jährliche Intraden waren denselben unwiederbringlich entzogen worden, aber die bisherigen Lasten und Beschwerden waren geblieben. Die empfindlichsten waren folgende:

Zur Landes- und Kirchspielsanlage kontribuiert das Kirchspielslandareal nach Bonitätsklassen. Nach diesen wurde das schatzungspflichtige Kapital eines Landbesitzers berechnet und aufsummiert. Darnach wurde durch einfachen Regeldetrisatz gefunden, wie viele Morgen erster Klasse, die zu 300 Mark vorm. schlesw.-holst. Kurant = 360 M. bonitiert waren, ihm anzurechnen seien. Diese wurden Katastermorgen genannt und darnach wurde die Kontribution berechnet. Zu dieser kontribuablen Morgenzahl wurde für jedes Haus mit bestimmtem Landbesitz noch ¼ Katastermorgen als sogenannte Häusermorgenzahl hinzugelegt, zu einer Bauerschaftsgerechtigkeitsstelle aber ½ Katastermorgen. Letzterer Zuschlag mochte so lange gerechtfertigt erscheinen, als die Bauerschaftsgerechtigkeiten noch namhafte Einkünfte hatten, die aus ihren Gerechtigkeitsverhältnissen herflossen. Seitdem diese jedoch in oben berichteter Weise geschmälert worden waren, wurde die Häusermorgenzahl als Steuerdruck empfunden, welcher noch fühlbarer ward, als mittels Einführung des Freizügigkeitsgesetzes der Bauerschaftskasse die Anzugsgelder neuer Ansiedler im Dorf entzogen wurden. Sie hatten für einen Miethsmann 6 Mark vorm. Kurant = 7,20 M., für einen Acquirenten einer Bauerschaftsgerechtigkeitsstelle 50 Mark vorm. Kurant = 60 M. betragen.

Hier wirft sich unwillkürlich die Frage auf, weshalb denn nicht nunmehr das ganze Bauerschaftsgerechtigkeitswesen in Weddingstedt aufgelöst worden ist. Ein Zweifaches steht bisher solcher Auflösung im Wege: die obgedachte sogen. Häusermorgenzahl und der Zusammenhang mit der Reding.

Die Kirchspielskataster in Weddingstedt basieren auf einer veralteten Matrikel, die längst zur größten Unbilligkeit geworden ist, da die ihr zu Grunde gelegte Bonitierung der Ländereien den bestehenden Verhältnissen nicht mehr

[1]) Professor Michelsen sagt in den Anmerkungen zu den Dithm Rechtsquellen (S. 332), daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das eigentliche Ackerland auf der dithmarsischen Geest durchgehends längst aufgeteilt gewesen. Eine Ausnahme hiervon macht jedenfalls die Dorfschaft Ostrohe, wie es aus der Beliebung (17. Jahrhundert) hervorgeht: „Es ist auch beliebet, daß wenn die Erndte-Zeit herannahet, und der Roggen reif ist, die sämmtliche Eingesessenen sollen zusammen treten, und sich vereinbaren, wenn sie zu mähen drein gehen wollen, da dann die meisten vota hinfallen, dabey soll es sein Verbleiben haben. Jedoch, daß jeglicher wohl ein Stück zu seiner Nöthigkeit mag abmähen, wenn es ihm beliebig. Ingleichen soll es ebenermaaßen mit dem Einfahren, wie auch mit Abmähung der Wischen, so in einer Scheere liegen, allerdings gehalten werden.“ Hiernach waren also nicht bloß Wiesen, sondern auch Ackerland noch im 17. Jahrhundert gemeinsamer Besitz der Bauerschaft. Wie es bei dem gemeinsamen Pflügen und Ernten zuging, ist in interessanter Weise von Professor Mejborg (Schleswigsche Bauernhöfe, Prachtausgabe S. 116) und von Pastor Feilberg (Dansk Bondeliv, S. 173) geschildert worden. R.

entspricht. Daß sie den neuen Staatskatastern, die infolge der Neuvermessung des Landes unter preußischer Verwaltung entstanden sind, werden weichen müssen, kann nur eine Frage der Zeit sein. In diesen hat die Häusermorgenzahl und andere Bauerschaftsgerechtigkeitslast ebenso wenig Raum, als der diese Kataster führende Beamte sich auf eine Um- und Zuschreibung von irgend welcher „Gerechtigkeit" wird einlassen können. Verschwinden die „Gerechtigkeiten" aber aus den Katastern, so haben sie ein entscheidendes Merkmal als Besitzgegenstand verloren. Im juristischen Sinne werden sie alsdann schwerlich noch als solcher anerkannt werden können.

Schwieriger wird es sein, das vorhin genannte zweite Hindernis der völligen Auflösung dieser alten Einrichtung zu entfernen. Der Eintritt in die Weddingstedter Redingsinteressentschaft beruht, wie bereits gesagt ist, einesteils auf Erbrecht, andernteils auf Erwerb einer Bauerschaftsgerechtigkeitsstelle in Weddingstedt. Löst man nun diese Bauerschaftsgerechtigkeiten völlig auf, so sind die Betreffenden damit der Möglichkeit beraubt, ihr Erbrecht zu realisieren, was in einem Rechtsstaat ohne Entschädigung natürlich nicht geschehen darf. Zur Ermittelung der Entschädigungsberechtigten würde allerdings ein Proklam verhelfen und zur Fixierung der Entschädigungsquoten wohl zur Not das Expropriationsgesetz die Wege weisen; aber wer soll diese Entschädigungen leisten und die Kosten des Verfahrens tragen? Etwa die derzeitigen Inhaber der „großen Gerechtigkeit"? Darf diesen denn zugemutet werden, die Mittel dazu herzugeben, ihren eignen Kindern ein wohlerworbenes Erbrecht zu entziehen? — Die derzeitigen Bauerschaftsgerechtigkeitsinhaber? Diese haben ja nicht das geringste Interesse an der Hinwegräumung der „großen Gerechtigkeit." Es würde demnach nur noch erübrigen, die Entschädigungs- und Kostenfrage mit der Aufteilungsfrage rücksichtlich des Immobiliarvermögens der „großen Gerechtigkeit" zu verbinden und von diesem die erforderlichen Werte im voraus zu entnehmen. Jedenfalls würde den derzeitigen Inhabern der „großen Gerechtigkeit" das nächste Anrecht an die Aufteilungsquoten zustehen, ihnen also dennoch die Entschädigungsleistung und die Tragung der Kosten zufallen. Diese Leistungen würden aber voraussichtlich von ziemlicher Bedeutung werden, und es wäre sehr die Frage, ob sie in einem acceptablen Verhältnis zu dem aufzuteilenden Immobiliarvermögen stehen würden. Nun! Alexander zerhieb, wie die Sage berichtet, den gordischen Knoten mit dem Schwert, und die Zeit wird kommen, wo die Landesregierung gedrängt werden wird, ein Ähnliches in der vorliegenden Sache zu thun, denn die Bauerschaftsgerechtigkeiten werden und müssen mit den alten Kirchspielskatastern fallen, und dann wird man auch genötigt sein, die Weddingstedter Reding zu den Toten zu legen. Das Steller Dakenkönigtum dagegen wird auch diese Krisis überdauern, weil dessen Existenz selbständig dasteht und nicht an die Bauerschaftsgerechtigkeiten geknüpft ist.[1])

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Gerechtigkeitswesen der übrigen

---

[1]) Wie regierungsseitig die hier berührte Aufgabe gelöst ist, das ist Seite 11 beigebracht.

Dörfer [2]) des Kirchspiels Weddingstedt, so treten uns hier überall nur noch trümmerhafte Spuren entgegen. Hier begann die Auflösung schon verhältnismäßig früh und arbeitete rascher als im Dorfe Weddingstedt, weil keine Erbverhältnisse der Zerstörungsarbeit einen schwer hinwegzuräumenden Wall entgegensetzten.

Hier waren, wie einst überall in Dithmarschen, ursprünglich die Bauerschaftsgerechtigkeiten mit den einzelnen Bauerstellen unablöslich verbunden. Diese Unablöslichkeit wurde aber während der Zeitperiode, welche dem Verluste der Landesfreiheit folgte, schon verhältnismäßig früh aufgehoben, und es entstand ein Handel mit den Bauerschaftsgerechtigkeiten, dessen Wirkungsbezirk freilich niemals über die Grenzen des betreffenden Dorfes hinausging, weil Forensen rechtlich unfähig waren, eine Bauerschaftsgerechtigkeit zu erwerben. Hiermit war der Weg gebahnt, zunächst mehrere, hie und da sogar die meisten Bauerschaftsgerechtigkeiten in einer Hand zu vereinigen und, weitergehend, die betreffenden Liegenschaften in Privateigentum zu verwandeln. Andererseits wurden hie und da auch diese Liegenschaften durch Beschluß der Beteiligten, wie vorhin das Beispiel Weddingstedts gezeigt hat, aufgeteilt und gingen auf diesem Wege in privaten Besitz über. Schließlich blieben fast nur die mit den Bauerschaftsgerechtigkeiten verbundenen Abgaben, Lasten und Beschwerden übrig. Natürlich suchten die Beteiligten diese successive abzuwälzen, was ihnen auch bis auf die Häusermorgenzahl hie und da, wenigstens zum großen Teil, gelungen ist. Diese Häusermorgenzahl wird und muß aber, wie überhaupt das ganze alte Katasterwesen, vielleicht schon in nächster Zeit fallen, und mit demselben werden dann auch die letzten Spuren des alten dithmarsischen Gerechtigkeitswesens getilgt sein.

---

[2]) In Rüstorp waren, wie in einem Urteil des Untergerichts vom 28. März 1600 festgestellt wurde, „von Oldershero nur sechs Höfener oder Hofstede, die Übrigen wären nur Kötener." Nur die ersteren waren Gerechtigkeitsinhaber. In Wesseln gab es vollkommene und kleine Gerechtigkeiten. In der aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammenden Beliebung heißt es: „Es sind von Alters und jeher in unserm Bauerschafft Wesseling nicht mehr als 14 Gerechtigkeiten gewesen, sollen auch fernerhin nicht mehr Hoffstädten seyn, da die vollkommene Gerechtigkeit bey vorhanden, als vierzehn; dafern aber einer sich finden wurde, der in unserm Bauerschaft eine Hoffstädte mehr machen, oder auch ein Hauß mehr auf seiner Hoffstädte bauen, und die vollkommene Gerechtigkeit dabei haben wollte, oder wohl gar ein oder mehr Partheyen in sein Haus, da die vollkommene Gerechtigkeit bey ist, bey ihn zu wohnen nehmen und selbige die Gerechtigkeit mit gebrauchen und genießen lassen wollte, selbiger soll solche Gerechtigkeit nicht eher, bevor er des gantzen Bauerschaffts Bewilligung darüber erhalten, sich anzumaßen und zu gebrauchen befugt seyn, sondern sie sollen für ihre Beeste und Pferde, so sie auf der Wejde haben wollen, gleich wie die bey uns auf der kleinen Gerechtigkeit wohnen, den Hirten mit lohnen und föhden, und Grasgeld geben. Sollte Jemand seyn, der diesem zuwiderhandelte, soll den Bauerschafft frey stehen, denselben täglich auf eine gute Tonne Bier zu strafen und auszupfänden, solange bis er sich hierüber mit den Bauerschafft vertragen, oder sich derselben gänzlich begeben habe." R.

Abschrift

einer Beliebung der Bauerschaft Weddinghusen, Kirchspiels Weddingstedt, vom Jahre 1596.

(Original auf Pergament.) [1])

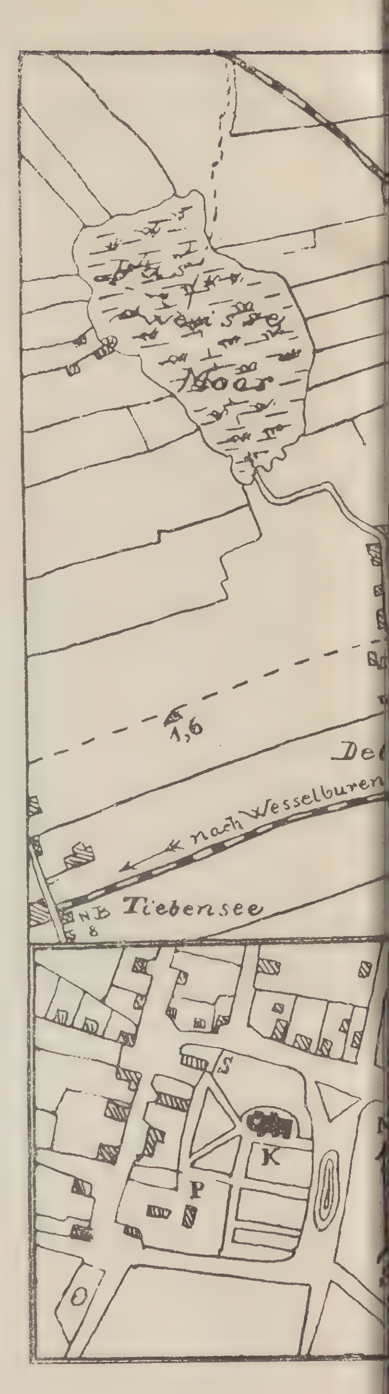
Im Namen der hilligen Drefoldigheit Amen. Kundt, Avenbahr und thoweten sy hiermit Jedermenniglich, denen diese avene besegelde breff weret vorkahmen, de dersuluve sehen, hören oder leßen, dat wie semptlichen Ingesetenen des Burschops Weddinghusen, under dem Karspel Weddingstede tho verhödnige, Allerhandt Twistes und unheils, so wie eine tidlangk bi ettlichen unßers Burschops Ingesetenen befunden und dagelick erspören, Nageschreuene beleuinge under uns opgerichtet und in Nafolgende Articula verfaten laten, Und uns eindrechdiglich verbunden und verwilkörett, datt sodanes vordan bi uns, unßen erffen und Nakahmen, bett tho ewigen tiden, stede vaste und unvorbrakenn schal geholden werden. Anfenklich und thom erstenn, Woferne Jemand ut einem andern Burschoppe tho uns in unße Burschop fahren, und unße Menemarke mit sinem Krupe und Haue bescheren wolde, Dersuluve schall unsem Burschoppe thor Burschuldt geuven Dorttig marck lübisch, So mag Alßdenn dersuluve, so vele schooltörffes, vonn der Menemarke grauen, Alse he in siner Behusinge, tho siner eigenen nodtorfft thodonde hefft, Schall aber buten siner hoffstede dersuluve tho verköpenn oder tho marckede thofören nicht mechtig oder berechtiget sin, Bi bröke einer thonne Heider beers. Thom andern, wenn Jemandt lust hedde, mit uns in unße Burschop tho wahnen, und hedde nen Krug, dar he unße Menemarcke mit bescheren Könde, oder nicht bescheren wolde, Dersuluve schall unßen Burschoppe geuven vieff Gulden, In maten wi ock . . . . ., von oldieges hero genahmen hebben, Und solk einer mag ock so vele schooltorffes von unser Menemarke grauen, Alse he in siner egen Behusinge von nöden hefft, Aber nichts verköpen, wo vorgemeldet is, Und scholl darendtbauen unße Menemarcke nicht beschedigen, Bi bröke einer thonnen Heider beers, Thodeme schall ock nemande in dem Burschoppe mehr Alß veer beeste den somer auer indt graß nehmen bi jener bröke, welcker graßgeldt tho des semptlich burschops Beste scholl Angewendet werden.

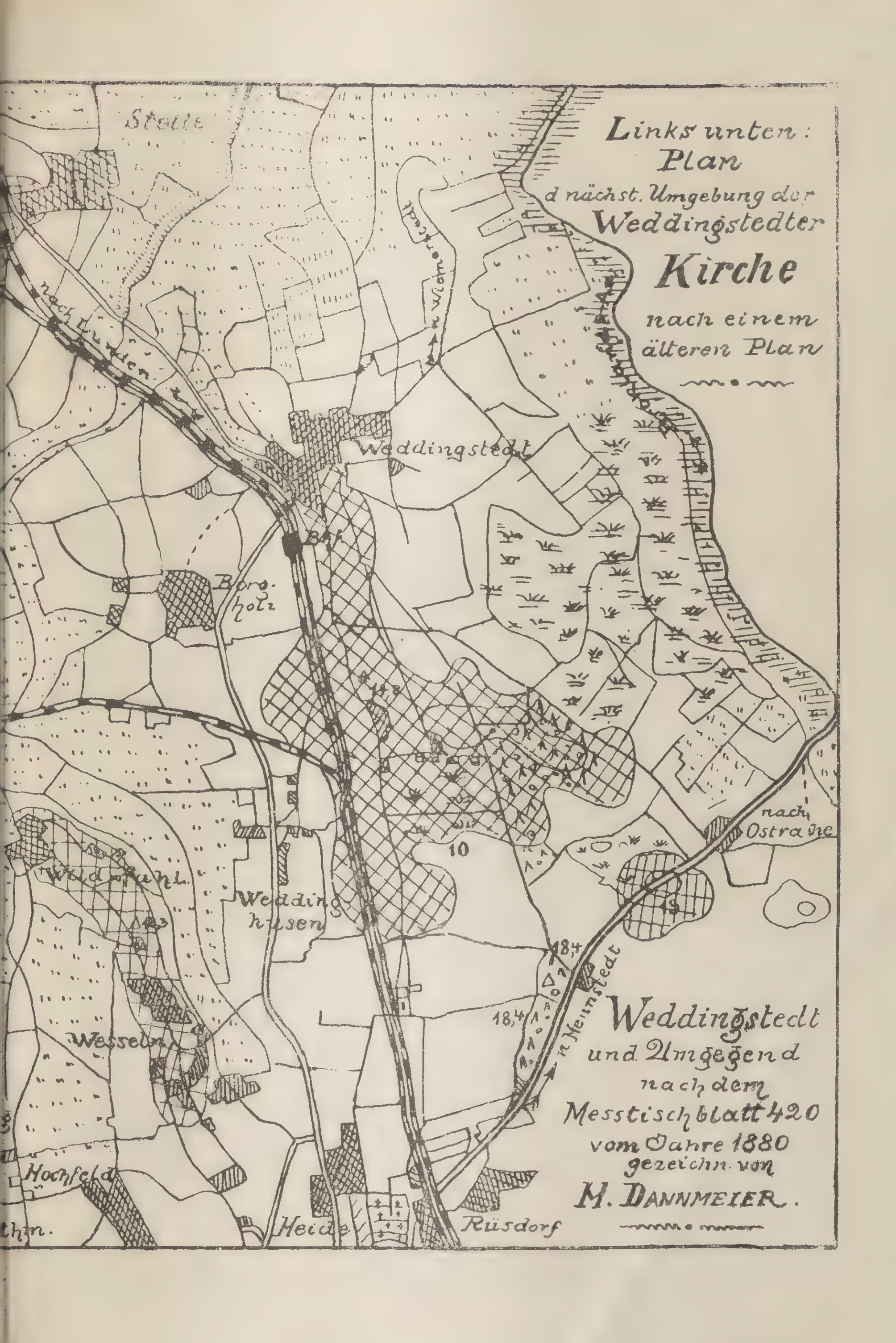
Thom drudden, wehnner idt sich thodrage, Dadt von unßen Jungtfruwen buten unße burschop frieden, und dersuluven ehre Man mit Dode Afginge, Und se alßodann wedder in unße Burschop fahren, und mit ehrem

---

[1]) Als Anhang zu dem vorstehenden Aufsatz über die Kirchspiels- und Bauerschaftsverfassung der alten Zeit möge hier die alte Beliebung der Bauerschaft Weddinghusen folgen, welche bisher noch nicht gedruckt worden ist. Die Beliebung der Bauerschaft Stelle vom Jahre 1581 ist durch Geheimrat Michelsen in den Dithm. Rechtsquellen S. 334 ff. veröffentlicht worden. R.

Die Leser der „Zeugen vergangener Zeiten" werden gebeten, zur Orientierung über die Lage Weddingstedts eine allgemeinere Karte und Adolf Bartels' Schilderung des Gebiets in „Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild." Kiel o. J. (erschienen 1896) S. 307 zu vergleichen. Daß Weddingstedt auf einer Geesthalbinsel liegt, ist auf der nebenstehenden Karte zu erkennen. Höhengebiete sind mit größeren Quadraten schraffiert; die Höhenzahlen sind nach dem Meßtischblatt eingetragen. Wesseln und Wildpfahl liegen auf einem kleineren Ausläufer des Heider Geestzuges, Stelle auf einer Geestinsel (nordwestlich davon Wittenwurth). Westlich von Weddingstedt zieht von Wesseln und Wildpfahl ein Wiesenthal nach Norden und trennt die Steller Geestinsel von dem Weddingstedter Geestrücken. Das Gebiet weiter nach Westen ist Marschland. Östlich grenzt der Weddingstedter Rücken an das Thal Broklandsau. Leider haben sich beim Umzeichnen meiner Karte in der zinkographischen Anstalt der „Kieler Zeitung" einige Fehler eingeschlichen: Statt Ostrahe soll es heißen Ostrohe; Rüsdorf liegt südöstlich von Heide, der Name sollte daher unter dem Kartenrande stehen. Am Wege von Weddingstedt nach Ostrohe am Rande des Gehölzes fehlt die Bezeichnung des sog. Steinofens (ein sog. Riesenbett). Auf dem Karton bezeichnet K die Kirche, P das Pastorat mit Garten, S Schulhaus und Schulgarten. Zwischen letzterem und dem Kirchhof fehlt die Bezeichnung der Grenze. Die ist an der Ostseite des Kirchhofs eine recht hohe Steinmauer.




Links unten:
Plan
d nächst. Umgebung der
Weddingstedter
Kirche
nach einem
älteren Plan
Weddingstedt
und Umgegend
nach dem
Messtischblatt 420
vom Jahre 1880
gezeichn. von
M. DANNMEIER.
Weddingstedt
Bhf.
Borg.
holz
Wedding
husen
Wesseln
Hochfeld
Heide
Rüsdorf
nach
Ostrohe
n. Nienstedt
10
18,4
Stelle

Krupe unße Menemarke bescheren wolde, So schall diesuluve unßen burschoppe de halve burschuldt, Also vofftein marck lübisch geuven.

Thom veerden, wen einem in unßen burschoppe :Dadt Got Afwende: sin Huß dorch brandt tho nichdte queme, und in fure verginge; Demsuluven schall ein Jeder Burschops Mann, so tho velde buvedt veer marck lübisch geuven. Und darbeneuven eine fohre Alhir im lande, wer dat ock sin mag, tho erbuwinge eines Nien hußes, tho geuven und tho fören schuldig sin, Soferne dersuluve von vieff Vaken gehadt und Twintig gulden wert gewesen is, Und wen he also dat Nie huß wedder gebovett, und under die Rechdter gebrocht, dadt ein Jeder erkennen kann, dadt idt der Bohde werdt is, So schall eine die Bohde von einem Jedenn gefolgedt und thogestellet werden und dersuluve tho geneten hebben.

Thom vöfften, Wennehr na gades willen ein oldt Minsche, fruwens oder Manßpersone, in unßen burschoppe mit Dode Affginge, Demsuluven schölen ud Jederm huße twe man mit thor begreffnisse folgen bi bröke 8 Schil. lübisch, aber einem Jungen bi bröke 4 Schil. lübisch. Und schölen die Jenigen, denen idt ehre gebör is, den Doden Körper, unwegerlich mit ud dem huße, und ferner tho Karckhaue dragen.

Thom Sößten, Schall nemande in unßem Burschope, he si wehr he will, einem frembden, idt si fruwen oder Manßpersohne, in sin behusinge nehmen, Jdt geschehe den mit des sämtlichen Burschops willen, Bi bröke vofftein marck lübisch An unsen gnedigst fürst und hervon ane alle gnade tho straffen und unßem Burschoppe eine thonne Heider beers.

Thom söuenden schall Nemande in unßem Burschoppe besuden dem Dorpe, besuden der Böresche, bedt an Jeben Karstens wege einigen harden Törff oder schooltörff grauen oder dersuluvest Plaggen hauven, Bi bröke einer thonnen Heider beers Ane Alle gnade tho straffen, Ock darsuluvest nene strowinge Meyen bi gemeldter bröke.

Thom Achten schölen die Ingesetenen unsers burschops, so des Burschopps gerechtigkeit hebben, de Bulsteer alle gelick holden und de ene so woll alße de ander föden, Und wen einer gekofft wardt, schal de ene so woll alße de ander dartho leggen und tho gelicker Dele betalen.

Dat diße vorbeschrewenen Punkte und Articula und wat darvon urkundlich vermeldet in unßen Burschoppe bi uns, unßen erffen und Nakahmen stedes Vaste und unverbraken in alle tokamenden Tiden schall geholden werden, hebben wi unßes gemeinen Burschops Insegell hirunder anfangen laten und ferner beuilköret und beschlaten, Diße unße beleuinge vor apenem gericht Konfirmeren und bestedigen tho laten. — Begeuven und geschreuen na Christi unser seligmakers gebordt Im Vofftein hundert und Söß und Negendigsten Jahre an Tage Matthiä Apostoly, Was de 25. Dag des Maantes February. Lorenz Rasch.

Anno 1597 denn 14. Octobris Sindt de sembtlichenn Ingesetenen des Burschoppes Weddinghusen vor offenem Gericht erschienen und bekandt, dadt se diße eres Burschoppes beleuinge mitt erer aller frien willköhr opgerichtet Und Vestiglichenn holden wollen, Wo den ock sollichs vor eren Karspell öffentlichen geleßen, Und nen Inspraak darin geschehen, So ist demnach op des Burschoppes ansöken und begerenn sollichs ok im Gericht geleßen und dewil nichts Unchristlichs darin bestund, vom Gericht konfirmiret und bestediget worden.

Actum Heide, denn 14. Octobris Anno ut supra.

Joh. Rasche Landtschriwer.

Die allgemeine Landesversammlung 1846.

Eine Jubiläumsansprache im Kieler Sonntagsheim der Handwerkerlehrlinge
von P. Dr. **Stubbe**-Kiel.*)

Der offene Brief Christians VIII. war am 6. Juli 1846 erschienen. — Sein Inhalt ist Ihnen bekannt; er war ein Faustschlag für das, was bei uns für Wahrheit und Recht gegolten hatte.

Was sollte man dazu in Schleswig-Holstein sagen, was thun? — Es handelte sich um das Volkstum; die Widerlegung der Irrtümer einer dänischen Rechtskommission konnte nicht mehr die Aufgabe der Gelehrten, der Juristen und ihrer Privatarbeit sein, — das Volk selber mußte sprechen und sich erklären. So ward das Jahr 1846 das Jahr der großen Volksversammlungen. Bereits am 20. Juli ward eine große Volksversammlung zu Neumünster gehalten und dort eine von Dr. Lorentzen-Kiel entworfene, gegen den offenen Brief gerichtete Adresse an die Ständeversammlung angenommen. Diese Versammlung sollte polizeilich verboten werden; der Amtmann Graf Brockdorff unterließ es jedoch, einzuschreiten, weil das gegen sein Gewissen war. Er wurde deshalb später abgesetzt und ward so ein Märtyrer für die Sache seines Gewissens und seines Vaterlandes. — Aus den verschiedenen Gegenden des Landes, ja, aus ganz Deutschland stimmte man jubelnd der Neumünsterschen Adresse zu. Der König antwortete bereits am 25. Juli mit der Verfügung, daß, weil eine öffentliche Versammlung zu Neumünster seinen Ansichten habe entgegen wirken wollen, in Zukunft von den Polizei-Behörden Holsteins „keine Versammlungen mehr gestattet werden sollen, welche es sich zur Aufgabe machen, die (Erbfolge- und staatsrechtlichen) Verhältnisse der Herzogtümer in den Kreis ihrer Beratungen zu ziehen, oder durch Abfassung und Einreichung von Petitionen auf dieselben einzuwirken;" daher sollten die Polizei-Behörden auch keine Ankündigungen solcher Versammlungen in öffentlichen Blättern zulassen, und Versamm-

*) Wesentlich nach den Akten des fiskalischen Prozesses gegen Rohwer jr.-Holtdorf. 1846. — Die Einleitung der Ansprache ist verkürzt wiedergegeben.

lungen, in welchen solches gleichwohl geschähe, sofort aufheben. Gleichfalls sei das Zirkulieren von Petitionen, welche diese Gegenstände betreffen, und das Sammeln von Unterschriften zu denselben, auch wenn keine Versammlungen stattgefunden haben, nicht zu gestatten. — Man wollte also nicht mehr und nicht weniger, als einfach das ganze Land mundtot machen. »Roma locuta est, — causa finita.« Der absolute Herrscher hatte seine „auf Wahrheit und Recht" gegründete Überzeugung ausgesprochen; damit sollte die Sache zu Ende sein.

Aber das war bei dem erwachenden Volksbewußtsein des 19. Jahrhunderts nicht möglich.

Der Kieler Polizeimeister hatte den Königlichen Erlaß nicht sofort veröffentlicht. Das benutzte Theodor Olshausen, mit einigen Gesinnungsgenossen am 23. August eine große Volksversammlung in Kiel zu halten, um dadurch eine allgemeine Landesversammlung vorzubereiten. Die Erklärung der Kieler Volksversammlung ging dahin: „1) Wir erklären, daß wir Deutsche sind und bleiben wollen und an unserer unverkümmerten und unverfälschten Volkstümlichkeit bis zum Tode festhalten werden. 2) Wir erklären, daß wir nach Kräften dahin wirken wollen, daß die Selbständigkeit der Herzogtümer zur vollsten Wahrheit werde und allgemeine Anerkennung finde. 3) Wir erklären, daß wir einen dänischen Gesamtstaat in einem anderen Sinne, als dem der Gemeinsamkeit des Regenten und seines in diesem Lande erbberechtigten Mannesstammes niemals anerkennen. 4) Wir verpflichten uns, unsere Kinder und Nachkommen in diesen Grundsätzen zu erziehen. und ihnen gleichartige Bestrebungen, so viel an uns liegt, zur heiligsten Gewissenspflicht zu machen."

Am nächsten Tage, am 24. August, fanden sich auf Einladung von Olshausen und einem Hufner Rohwer junior-Holtdorf mehrere Männer aus verschiedenen Landesteilen zu Neumünster beisammen, um sich als Ausschuß für eine allgemeine Landesversammlung zu konstituieren. Aus Kiel waren Theodor Olshausen und Dr. Lorentzen dabei. Man beschloß, zum 14. September 1846 eine allgemeine Volksversammlung nach Nortorf zu berufen. Nortorf, damals ein Flecken, jetzt ein freundliches Städtchen an der Bahn zwischen Neumünster und Rendsburg, wurde wohl aus folgenden Gründen gewählt: Es lag ungefähr in der Mitte des Landes und konnte mit der Bahn erreicht werden; es lag den Landleuten (auf die man Wert legte) günstig und war das Heimatkirchspiel des Komiteemitgliedes Rohwer. Vielleicht hoffte man auch, bei einem kleinen Orte mit der Polizei leichter fertig werden zu können als in einer Garnisonstadt.

Regierung und Polizei waren auf ihrem Posten. Am 31. August erließ die Regierung zu Gottorp ein zweites Rundschreiben, worin die Polizeibehörden ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht wurden, daß sie eine beabsichtigte Landesversammlung nicht zu gestatten, und falls sie dennoch gehalten werden sollte, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zur Aufhebung derselben nach gehöriger Verwarnung der Anwesenden anzuwenden hätten.

Trotzdem erschien am 3. September im Itzehoer Wochenblatt eine öffentliche Einladung an die Bewohner der Städte, Flecken und Landdistrikte zu der

am 14. September in Nortorf abzuhaltenden Volksversammlung. (Unterzeichnet war sie von Karberg-Apenrade, Olshausen-Kiel, Witt-Büsum, Tiedemann-Johannisberg, Lorentzen-Kiel, Rohwer jr.-Holtdorf.) — Wie war das möglich? — Wenn wir zusammen halten, daß der Kieler Polizeimeister das Versammlungsverbot erstmal als Orientierung der Polizei bei den Akten ruhen und die Kieler Volksversammlung zusammentreten ließ, — daß ferner der Amtmann von Neumünster die in seinem Bezirk gehaltene Volksversammlung nicht hinderte — und daß nun das Itzehoer Wochenblatt noch die Einladung zu der großen Volksversammlung bringen konnte, so kommt einem unwillkürlich der Eindruck, daß damals ein guter Teil der Beamtenwelt (doch wohl aus Sympathie für die Landessache) möglichst viel hat durchschlüpfen lassen.

Die Regierung veröffentlichte, um die geplante Versammlung zu verhindern, am 8. September in den gelesensten Blättern des Landes ein ausdrückliches Verbot der Abhaltung und stellte dem Amtmann von Cossel-Rendsburg (-Nortorf) Militär zur Durchführung des Königlichen Willens zur Verfügung.

Gleich nach der Anzeige in dem Itzehoer Wochenblatt war Olshausen auf das Konto der Kieler Versammlung hin verhaftet. Am 5. September versammelten sich die Komiteemitglieder in einem Gasthofe zu Rendsburg. Man wurde sich einig, der Nortorfer Versammlung eine Adresse an den Landtag zur Beschlußfassung vorzulegen (während Olshausen einfach eine Deklaration, eine Erklärung, gewünscht hatte). Für die Adresse wurde folgender Wortlaut festgestellt:

„Hohe Ständeversammlung! Wir unterzeichneten Bewohner der Herzogtümer Schleswig und Holstein fühlen uns gedrungen, in diesem bedeutungsvollen Augenblicke, wo das Wohl und Wehe des Vaterlandes auf dem Spiele steht, uns vertrauensvoll an die hohen Stände des Herzogtums Schleswig zu wenden, um Ihnen zu erklären, daß wir an den uns von unseren Vorfahren vererbten, von unseren Herzogen feierlich beschworenen Landesrechten nach wie vor ebenso treu und unverbrüchlich halten wollen, als wir von den Ständen eine kräftige und unerschrockene Vertretung derselben an dem Thron des Landesherrn erwarten. — Auf daß kein Zweifel bleibe, was unser Wunsch und Wille ist, haben wir Ihnen, hohe Stände, in der nachfolgenden Erklärung einen getreuen Ausdruck unserer Gesinnung darbringen wollen." Es kommen dann die 4 von Olshausen entworfenen Kieler Sätze, nur ist zwischen Satz 2 und 3 noch eingeschoben: „Wir erklären, daß die Gemeinsamkeit unserer Verhältnisse mit den dänischen in den Finanzen, im Heerwesen und in der gesamten Verwaltung in den Rechten nicht begründet ist, und daß wir derselben mit aller Entscheidung entgegenwirken wollen."

Diese Adresse sollte in 4000 Exemplaren außer Landes gedruckt und in Nortorf verteilt worden, falls man nicht mit der Versammlung zu Gange kommen könnte; auf die Weise würden die Kommenden wenigstens erfahren, um was es sich handelte.

Mit dem Verbot der Versammlung durch die Regierung, beziehentlich durch

die Polizei, fand man sich ab, indem man sich sagte: solches Verbot sei ungesetzlich und daher auch unverbindlich. Der König und die Regierung müßten belehrt werden. Die Versammlung sei trotz des Verbotes abzuhalten, nur der Gewalt, zumal der militärischen, wolle man weichen. — Man hielt also an dem Grundsatze fest, den man für Kiel und Neumünster bethätigt hatte.

So blieb es denn auch nach dem Regierungsverbote vom 8. September. — Für den 14. September machte man sich allseitig bereit. Von Rendsburg aus war der Amtmann von Cossel nach Nortorf gekommen und eine starke Militärmacht, ein Bataillon Infanterie und eine Eskadron Kavallerie, stand zu seiner Verfügung. Das Militär war, während der Ort an der östlichen Seite der Eisenbahn liegt, an der westlichen Seite der Eisenbahn aufgestellt zu beiden Seiten des nach dem Dorfe Gnutz führenden Weges. Nur eine hügelige Koppel trennte das Militär vom Bahnhofe. Die Bahnverwaltung hatte Befehl gegeben, daß Extrazüge nicht fahren sollten; man mußte also die ordnungsmäßigen Züge benutzen. Um 8 Uhr kam der erste Bahnzug aus Rendsburg, ganz voll von Menschen. Teils mit den Rufen „nach Neumünster!", „Hurrah!" — teils mit Gesang „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" rückte man in Nortorf ein. Wirklich stieg keiner aus, — wohl aber stiegen von den Gästen Nortorfs mehrere ein, darunter das Komiteemitglied Rohwer. Weiter brauste der Zug. Für den Amtmann und das Militär war jetzt schwer zu sagen, was zu thun sei. Unmöglich war es ja nicht, daß man, nun man in Nortorf das Militär gesehen hatte, versuchen wollte, etwa in Neumünster oder anderswo eine Versammlung zu halten. Das Gerücht ging sogar, daß eine Koppel klösterlich Preetzer Jurisdiktion hinter dem Bahnhofe von Neumünster ausgewählt sei. Andererseits war auch möglich, daß das Ganze eine Kriegslist war und nur das Militär von Nortorf fortlocken sollte. Man entschloß sich, auf jeden Fall erst die Ankunft des Zuges von Neumünster abzuwarten. Nach 2 Stunden kam er. Man hatte sich nicht getäuscht. Der Zug war riesig lang. Drei Lokomotiven mußten ihn ziehen. Auf rund 2000 Menschen wurde die Zahl der Passagiere geschätzt. Außerdem waren natürlich viele Menschen zu Fuß und zu Wagen gekommen, darunter 8—9 Wagen aus Kiel (wohl unter Führung des Advokaten Bargum). Im ganzen sollen gegen 3000 Menschen zur Versammlung gekommen sein. — Alsbald nach Ankunft des Zuges drängte sich eine große Menge auf die hügelige Koppel zwischen Bahnhof und Infanterie. Dabei ward gesungen: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen," — und den Soldaten zugerufen: „Ihr seid schleswig-holsteinische Soldaten," „Ihr seid unsere Brüder," „Die schleswig-holsteinischen Soldaten sollen leben" u. dgl. Der Rittmeister der Dragoner (Torp) behauptete nachher sogar, man hätte der Mannschaft zu trinken geben und ihr Geld zustecken wollen, um sie zu bestechen. Das ist durchaus eine leere Behauptung geblieben; wohl aber ist es natürlich richtig, daß das Volk gerne mit den Soldaten, die durchweg Landeskinder waren, fraternisiert hätte. — Um eine weitere Annäherung zu verhindern, ritt der Adjutant du Plat an das Stacket der Koppel heran und erklärte, es sei gesetzwidrig, Truppen anzureden,

die unter Gewehr stehen. Wenn nicht damit aufgehört werde, müsse der Platz geräumt werden. — Ein „Hurrah" war die Antwort, aber bald hieß es: „Stille, keine Gesetzwidrigkeiten," und wirklich ward es still. — Der Amtmann war mitten unter der Menschenmenge und suchte durch gütliches Zureden einem Tumult zu steuern. Auf die Frage, ob er die Komiteemitglieder hören und deren Vorschläge entgegennehmen wolle, erklärte er sich bereit dazu; die Herren möchten zu ihm kommen. Die Komiteemitglieder begaben sich auf den Weg zum Amtmann; eine große Menschenmenge folgte ihnen. Bei den Befehlshabern der beiden Heeresabteilungen kam die Furcht auf, die Masse könne sich zwischen die Truppen schieben, sie so trennen, vielleicht sogar sich hinter die Truppen drängen. Die Befehlshaber wollten deshalb den Weg militärisch besetzen. Eine Abteilung Dragoner rückte vor. Torp ließ die Komiteemitglieder passieren. Das übrige Volk drängte nach. Torp befahl „Zurück!" — doch immer neue Scharen schoben sich vor. Du Plat ritt heran, um wegen der Besetzung des Weges sich mit Torp zu verständigen. Torp zeigte auf die Menschenmenge: „Soll ich?" — — Du Plat erwiderte: „Ja, auf dem Wege" — (d. h. die Dragoner sollten auf dem Wege Stellung nehmen). Torp faßte die Lage anders auf. Er forderte das Volk noch einmal auf, zurückzuweichen, und als das nicht geschah, sondern ruhig weiter „Hurrah!" gerufen und „Schleswig-Holstein" gesungen wurde — vermutlich hatte man also Torps Aufforderung nicht mal recht verstanden — befahl er: „Darauf, Marsch, Marsch" — und mit verhängten Zügeln und gezogenen Säbeln sprengten die Dragoner in die Volksschaaren hinein. Getötet ward keiner — angeritten und geschunden wurden mehrere. Der ganze Haufe war wie weggeweht, — Schweigen trat ein — dergleichen hatte keiner erwartet, — Torp war mit seiner Abteilung bis über die Bahn geritten. Alsbald begann der Eisenbahnzug zu rangieren — und hielt dann still. So war der Rückzug abgeschnitten. Der Oberschaffner wollte nicht darauf eingehen, den Zug zurücklaufen zu lassen. Torp mußte sich einen anderen Weg suchen. Er bog von der ordentlichen Straße ab, ließ die Mannschaften über Wall und Graben setzen und die Eisenbahn überreiten; eine rangierende Lokomotive zeigte den Abziehenden, daß sie sich auf ein Gebiet begeben hatten, wo für sie nichts zu suchen war. — Rittmeister Torp hat wohl die Ehre, in der schleswig-holsteinischen Erhebung den ersten Sieg erfochten zu haben. — Die Erregung war groß. Er hatte eine Volksmenge angegriffen, die sich nichts hatten zu Schulden kommen lassen. Man forderte Genugthuung. Natürlich blieb die aus. Man hatte nur die, die man sich selber nahm. Daß Torp an jenem Tage, wo er sich sehen ließ, nicht gerade mit Liebenswürdigkeiten überhäuft wurde, ist begreiflich. Es wird auch wahr sein, daß sein Pferd gelegentlich Prügel gekriegt hat; ein leeres Gerücht aber scheint es zu sein, daß ein Kieler Student ihm mit geladener Pistole aufgelauert habe.

Inzwischen waren die Herren des Komitees bei dem Amtmann. Alle standen unter dem Eindruck des Dragonerangriffs. Sie fragten, ob er autorisiert sei, gegen die Versammlung Gewalt zu gebrauchen. — „Ja." — Ob er diese denn

gegen sie anwenden würde. — „Ja.“ — Ob es denn gestattet sei, meinte schließlich Tiedemann, daß das Komitee durch eine Anrede die versammelte Menge zum ruhigen Auseinandergehen auffordere. — Das wurde bewilligt unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Rede sich nur hierauf erstrecke. — Die Komiteemitglieder bestiegen jetzt einen Eisenbahnwagen. Tiedemann hielt von dort aus ungefähr folgende Anrede: „Männer von Schleswig-Holstein! Oft habe ich zu euch gesprochen, stundenlang war es mir vergönnt, zu euch über unseres Landes Bedürfnisse und Rechte zu reden; heute aber ist mir nur eine kurze Zeit zugemessen; ich habe eben nur so viel Zeit, Euch zu sagen, daß Herr Amtmann von Cossel den Befehl hat, unsere Versammlung durch Anwendung militärischer Gewalt zu hindern. So erkläre ich denn hier, daß wir uns auf gesetzlichem Boden befinden, daß wir das Recht haben, diese Versammlung zu halten, daß wir aber der Gewalt weichen, weil wir nicht wollen, daß hier heute nur Ein Tropfen schleswig-holsteinisches Blut vergossen werden soll. Ihr habt uns Euer Vertrauen bewiesen, indem Ihr auf unsern Ruf so zahlreich aus allen Teilen des Landes hier erschienen seid, um zu beweisen, daß wir wirklich die Sache des Volkes der beiden Herzogtümer vertreten. Beweiset nun Euren gesetzlichen Sinn dadurch, daß Ihr ruhig nach Hause gehet, damit wir jetzt den gesetzlichen Boden unter uns bewahren. Thut es der Sache, thut es mir zu Liebe! Wenn Ihr mich noch lange unter Euch sehen wollt, so thut es jetzt, worum ich Euch bitte: geht ruhig nach Hause!“ Darauf erhob sich ein Geschrei: das Militär habe schon Gewalt gebraucht. Namens des Amtmanns erklärte Tiedemann, wenn die Versammlung sich ruhig verhielte, würde sich das Militär auch ruhig verhalten. — Als nach längerer Verhandlung der mit anwesende Direktor der Altona-Kieler Bahn, Dietz, auf Grund der Requisition des Amtmanns sich dazu verstand, nach Neumünster und Rendsburg je einen Extrazug fahren zu lassen, zerstreute sich die Versammlung.

In Neumünster, wo der Zug schon vor 2 Uhr ankam, gab es ein kleines Nachspiel. Im Jägerschen Saale suchte der Advokat Wiggers aus Rendsburg eine angesammelte Volksmenge über die Vorgänge in Nortorf aufzuklären, wurde aber vom Amtmann Freiherrn von Heinze daran gehindert. Nach einem vergeblichen Versuche, den Amtmann umzustimmen, ergab man sich verhältnismäßig ruhig in sein Schicksal. Während der Amtmann jetzt nach vorne ging, brachte Tiedemann im Saale vor, ob es nicht ratsam sei, dem Landesvater allerhöchst persönlich die Wünsche des Volkes vorzutragen; er sei dafür; er wolle es auch persönlich ausführen, wenn die größere Anzahl der heute Versammelten, die als durchaus achtbare und sichere Männer anzuerkennen seien, ihn begleiten wollten — (der König war nämlich gerade damals in Plön) —. Eine Besprechung mit einigen noch anwesenden Komiteemitgliedern über diesen Plan führte zu keinem Ergebniß, so daß Tiedemann ausdrücklich, als er zum zweiten Male in dieser Sache das Wort nahm, erklärte, er spreche nur im eigenen Namen. Die Anregung verlief in den Sand; ebenso eine andere, Unterschriften für eine Adresse an die Stände zu sammeln. Die Adresse, die man hatte drucken

lassen, war freilich in der bestellten Anzahl angekommen. Es fand sich aber kein Vermerk dabei, ob sie von der Zensur gesehen sei. Das war damals ebenso schlimm, wie es heute sein würde, wenn eine Flugschrift ohne Angabe des Druckortes und Verlages in die Welt ginge. Gemäß dem überall befolgten Grundsatze: „nur ja keine Gesetzwidrigkeiten," sah man deshalb von einer Verteilung der Adresse sowohl in Nortorf, als in Neumünster ab.

Als der Abend des 14. September kam, war es auch in Neumünster ruhig geworden, und zwar ohne, daß ein dänischer Rittmeister dort sich Lorbeern dabei zu pflücken nötig hatte.

Das war die große Landesversammlung. — Daß die Teilnehmer im allgemeinen nicht sonderlich befriedigt waren, ist natürlich. „Das Komitee hat uns wie Kinder hin und her geführt." „Wir sind heute wie Lämmer hinter den Hammeln hinter dem Komitee hergelaufen" — solche Reden wurden in Nortorf wie Neumünster gelegentlich geführt. Die Amtmänner meinen auch in ihren Berichten, das Ergebnis sei für alle Anwesenden ein überaus wenig befriedigendes gewesen, — für die Stifter und Leiter aber insonderheit höchst niederschlagend. Dennoch ließ die Regierung die Komiteemitglieder wegen Anreizung zum Aufruhr fiskalisch belangen; es ging ihr wie Geßler im Tell: „Doch, weil ich deinen bösen Sinn erkannt — —"

In der That war die Versammlung nicht vergebens gewesen. Im ganzen Lande wurde jetzt von dem gesprochen, was dort gewollt war. Trotz aller Verbote wurden Bittschriften an die Stände aus den verschiedenen Landesteilen gesandt. Die Regierung hatte wirklich gesehen, daß es sich in der Abweisung des offenen Briefes nicht um den Willen einer „Advokatenpartei" (wie man spöttisch sagte), sondern, daß es sich um den Volkswillen handle.

Wenn wir jetzt (nach den Erfahrungen der folgenden Jahre) auf jenes Jahr zurückblicken, können wir mehreres hinzusetzen. Damals trat das Augustenburgische Herzogshaus noch nicht so in den Vordergrund wie später; Landesrecht und Deutschtum waren die entscheidenden Worte. — Bezeichnend für jene großen Versammlungen ist der Rechtssinn der Teilnehmer „Nur ja nichts Gesetzwidriges!" — und der ideale Sinn — kaum ein Fall von Trunkenheit ist den Amtmännern aufgefallen. Man vertraut und hofft, das Recht zu finden, wenn nur der Volkswille sich wirklich unmißverständlich kundgebe. Den „offenen Brief" anerkennt man nicht als eine Rechtsurkunde, sondern nur als Privatäußerung des Königs. Man hielt es für die Pflicht derer, die anderer Ansicht seien, den König eines Besseren zu belehren. Deshalb sei eine Remonstration geboten; so gehe man auf gesetzlichem Wege vor.

Man sieht, von dieser Remonstration gegen die Privatmeinung des Königs, die gegen das Gesetz sich verstößt, bis zur Absetzung eines Königs, der mit dem alten Landesrecht bricht, keine Belehrung annehmen will und durch die Eiderdänen unfrei ist, ist kein sehr großer Schritt mehr. Schon in Nortorf munkelte man von bewaffneten Studenten; doch handelte es sich dabei wohl nur um Gerüchte. Dort und damals wollte man ja unter allen Umständen einen Zu-

sammenstoß mit der bewaffneten Macht vermeiden. Als später wirklich die Zeit der Erhebung kam, da sind die Landeskinder (und nicht zuletzt die Kieler Studenten) für ihre gute Sache freiwillig und zahlreich unter die Waffen getreten und vor den Dänen nicht bange gewesen.

Interessant ist das Manöver der Bahn bei Nortorf. Thatsächlich haben — so wenig später die Gerichtsverhandlungen etwas haben nachweisen können — die Bahnbeamten den Dänen Schwierigkeiten bereiten und der deutschen Sache dienen wollen. Wie die Bahn in Nortorf den Weg der Dragoner kreuzt, so hat sie nachher die Kieler Jäger in die Festung Rendsburg hineingeführt.

Was man wollte und für recht hielt, konnte man nicht erreichen, — aber man versuchte, was irgend möglich war. Die Grenzlinie des Erlaubten ward gestreift; — der Übermacht und Gewalt mußte man weichen; passiver Widerstand und Warten auf eine bessere Zeit im Bewußtsein des guten Rechts war bei jenen Volksversammlungen schon die Parole. Sie wissen, wie diese Losung sich für die Zeit nach 1851 bewährt hat, als das ganze Land dänischer Übermacht erlegen und dänischer Willkür preisgegeben war.

Um kurz das Urteil über die großen Volksversammlungen von 1846 zusammenzufassen: es war noch keine Erhebung, aber die Versammlungen waren Vorboten derselben. — Ehe ein Gewitter losbricht, wetterleuchtet es erst am Himmel; wer die Zeichen des Himmels versteht, weiß, was das Wetterleuchten ankündet. Einem Wetterleuchten vor dem Gewitter von 1848 sind die Volksversammlungen von 1846 zu vergleichen. Dieselben Gedanken, dieselben Gefühle, dieselben Kräfte, wie später suchten sich einen Ausdruck — — und, wer ein böses Gewissen hatte, sah es mit Grauen und wollte jede Regung ersticken, — aber elementare Naturereignisse lassen sich nicht aufhalten; was in der Tiefe des Volkslebens und Volksgewissens schlummert, läßt sich nicht durch königliche Verordnungen und Polizeimaßregeln aus der Welt schaffen. Selbst, wenn ein Volk in seinem Kampf für Freiheit und Recht auf eine Zeit niedergeworfen und niedergehalten wird, kommt eine Zeit neuer Erhebung. Auf das Jahr 1846 folgte bald genug 1848, auf 1851 aber folgte 1864. Auch dabei wollen wir nicht stehen bleiben: Das ganze Deutschland soll es sein! Wir feiern 1896 die Erinnerung an 1871, — die Erinnerung an den 18. Januar, an die Erneuerung der deutschen Kaiserherrlichkeit, und die Erinnerung an den 10. Mai, an den Frankfurter Frieden. Als Schleswig-Holsteiner sprechen wir mit unserem alten Kaiser (und denken dabei auch an das Schicksal der engeren Heimat): „Welch eine Wendung durch Gottes Führung."

Alte schleswigsche Maßbezeichnungen.*)

Von **P. Franzen** in Schmedagger.

Schon in uralten Zeiten, als man noch keine geprägten Münzen kannte, wurden die Edelmetalle Gold und Silber in Form von ganzen oder zerbrochenen Fingerringen oder Armspangen als Zahlungsmittel benutzt. Der Wert dieser

*) **Benutzt:** Schmidt, Topographie. Kopenhagen 1861.

Metalle wurde durch Gewicht festgestellt. Bei dieser Wertbestimmung kommt schon in ganz alten Zeiten die Bezeichnung „Mark“ vor, indem man nach „Mark Gold“ und „Mark Silber“ rechnete. Dieser alte Name „Mark“ war die Bezeichnung für ein bestimmtes Gewicht, indem 16 Loth oder 8 Unzen Gold (gleich 648 M. nach unserem Gelde) eine Mark Gold oder 8 Mark Silber galten. Dazu hatte man noch die Bezeichnung „Mark Korn,“ und diese Mark hatte gleichen Wert mit einer Mark Silber oder $^1/_8$ Mark Gold. Die Mark Korn wurde eingeteilt in „Öre“ und „Örtug.“ Eine Mark Korn hatte 8 Öre und ein Öre hatte drei Örtug. Ein Örtug hatte wiederum zwölf, zehn oder zwanzig Scheffel (1 Scheffel = $^1/_8$ Tonne unseres früheren Kornmaßes), je nachdem es sich um die Kornart Gerste, Roggen oder Hafer handelte. Zu einer Mark Korn gehörten demnach 288 Scheffel Gerste, 240 Scheffel Rogen oder 480 Scheffel Hafer.

Die Fläche Land, die mit einem Scheffel, Örtug oder Öre Korn besäet werden konnte, nannte man einen Scheffel, Örtug oder Öre Land. Ein Öre war immer drei Örtug, aber wie viele Scheffel zu einem Örtug gehörten, richtete sich darnach, welche Kornart die wichtigste in den verschiedenen Gegenden war, so daß das Flächenmaß „ein Scheffel Land“ in den verschiedenen Gegenden von ungleicher Größe war, je nachdem in der betreffenden Gegend vorwiegend Gerste, Roggen oder Hafer gebaut wurde. Statt der alten Bezeichnung Örtug kam später die Bezeichnung „Tonne“ als Korn- sowie auch als Flächenmaß in Gebrauch. Diese Flächenbezeichnung hat sich bis zur Einführung des einheitlichen Maßes ha gehalten. Die Größe einer Tonne Land war aber verschieden, indem man eine kleine = 192 Quadratruten (1 Qu.-Rute = 20,9 qm), eine mittlere = 240 Qu.-Ruten und eine große Tonne = 320 Qu. Ruten unterschied. Mit der kleinen Tonne maß man auf Alsen und Sundewitt, mit der mittleren Tonne auf dem Höhenrücken und an der Westküste und mit der großen Tonne an einigen Stellen in den Kreisen Apenrade und Hadersleben. Jede Landtonne, ob groß, mittel oder klein, wurde in acht Scheffel eingeteilt.

Neben dieser Bezeichnung des Flächenmaßes wurde in den Wiesen- und Marschgegenden die Bezeichnung „Demat“ (Daymiet) gebraucht. Unter der Bezeichnung Demat haben wir uns eine Wiesenfläche von der Größe zu denken, die ein Mann an einem Tage mit der Sense abmähen kann. Aber schon die Einteilung des Demats in „zehn Ammersaat“ (d. h. zehn Eimer Saat) zeigt uns, daß dieser Ausdruck auch eine Bezeichnung für eine Fläche Kornland gewesen ist, indem zum Besäen einer solchen Fläche zehn Eimer voll Saat gehörten. Auf der Insel Sylt und wohl auch auf der Insel Föhr wurde die Größe des Wiesenlandes auch nach „Bestall“ (d. h. Fuderanzahl), wovon vier zu einem Demat gehörten, bestimmt. In Bezug auf das Grasland rechnete man nach „Beltring“ (bedeutet wahrscheinlich Gürtelring). Unter Beltring haben wir uns eine solche Fläche zu denken, die eine Kuh (d. h. wenn sie getüddert ist) an einem Tage abgrasen kann. So wie die Flächenbezeichnung Tonne in den verschiedenen Gegenden von verschiedener Größe war, so gilt dasselbe von dem Demat. Im Kreise Tondern und auf den Inseln Sylt und Föhr rechnete

man 180 Qu.-Ruten, während man in Eiderstedt 216 Qu.-Ruthen zu einem Demat rechnete. Ein Halligdemat wurde für das Doppelte gerechnet, jedoch ohne genaue geometrische Bestimmung; man schätzte dasselbe gewöhnlich als eine so große Fläche, die hinreichend war, eine Kuh einen Sommer hindurch zu gräsen.

Als Bezeichnung für die Größe der Bauernhöfe in Nordschleswig hatte man früher den Ausdruck „Pflug Land." So hatte man Höfe, die 1½, 1, ½ und ¼ Pflug groß waren. Der Ausdruck Pflug ist aber keine geometrische Bestimmung, denn an einigen Stellen in Nordschleswig entspricht ein Bauernhof von der Größe eines Pflug Landes einer Vollhufe, an anderen Stellen aber bei weitem nicht. Ursprünglich war ein Pflug Land ein Bauernhof, dessen Land mit einem Pflug und dem dazu erforderlichen Vorspann beackert werden konnte. Bei der Ausfertigung der ältesten Land-Matrikel wurden solche Bauernhöfe nicht gemessen, sondern nur gezählt, und daher schreibt sich die ungleiche Größe der Bezeichnung „Pflug Land."

Mitteilungen.

Aus der Vogelwelt.

3. Ein anhaltender starker Weststurm (ich meine, im Februar 1882) führte verschiedene hier recht seltene Vögel des Meeres ins Land, die, müde und matt, auch dem Telegraphendraht zum Opfer fielen. Mir wurden deren gebracht: die gemeine Raubmöve (Lestris parasitica) und die Sturmschwalbe (Thalassidroma pelagica).

4. Einmal brachte mir ein junger Seemann eine Tüte mit mehreren Exemplaren des Goldhähnchens (Regulus cristatus), welche in der Straße von Calais in großer Zahl ermüdet auf das Schiff gefallen und dort gestorben waren.

5. An einem kalten Frühlingstage (im März?) wurde mir vom Lande her eine Rohrdommel (Ardea stellaris) gebracht, welche in einem Graben zwischen Binsen-Schilf müde und matt von einem Hunde gefunden und hereingebracht worden war.

6. An einem sonnigen Wintertage schwirrte mir vom Ufer unsers „Mühlenstroms," also in der Stadt, mit seinem schimmernden Gefieder ein Eisvogel (Alcedo ispida) vorbei. Tags darauf wurde er auf dem Fußwege neben dem Strome trippelnd, aber matt und unvermögend zu flegen, ergriffen. Der frohe Besitzer setzte ihn in einen Käfig, doch starb er ihm bald.

7. Auch andere Vögel sind hier in der Umgegend auf der Durchreise ermüdet und matt gegriffen und mir gebracht worden, so u. a. ein Paar vom Dompfaff und ein Kernbeißer. Ebenso sind mir im Winter oder im kalten Frühling verhungerte und erfrorene Vögel, so namentlich Möven und Stare, gebracht worden.

8. An einem kalten Wintertage lag matt und schreiend vor der Thür eines Hauses unweit unsers Mühlenteiches ein rothalsiger Steißfuß (Podiceps rubricollis). Er wurde uns für die Schulsammlung gebracht.

9. Ein Fischer zog im Winter in seinem Netze mit den Fischen ein Tordalkpaar (Alca torda) heraus. Die Tiere waren tot, ihr Gefieder war in schlechtem Zustande. Eins wurde für unsere Schule geschenkt und vom Ausstopfer gut zurecht gemacht.

Flensburg. J. Callsen.

Bezahlt der Storch alljährlich seine Miete? Wenn aus dem Storchnest zuweilen ein Ei, ein Junges oder eine der größeren Schwungfedern auf die Erde gelangt, so ist dieses nach dem Volksglauben die Miete, die Freund Storch dem Hausbesitzer für seine Gastfreundschaft zahlt. Professor Dahl erklärt diese Erscheinung („Heimat" Nr. 7 und 8 des vorigen Jahrgangs, S. 157) dahin, daß Eier und Junge in solchem Falle von neugierigen Menschen berührt worden sind. Diese Deutung mag in manchen Fällen zutreffen. Nach eigenen Beobachtungen und der Behauptung glaubwürdiger Zeugen zeigen die Störche auch da diese Härte gegen ihre Brut, wo sich keines Menschen Hand nach derselben ausgestreckt hat. Sollte nicht der Grund in der beschränkten Räumlichkeit der Nester liegen? Vielleicht kann die Störchin auch nicht 5 Eier von 64—70 mm Länge bebrüten. Somit wären sie gezwungen, ein Ei oder ein Junges zum Heil der übrigen Brut zu opfern. Werden ja doch auch gezähmte und kranke Störche von den übrigen getötet.

Windbergen. J. Schwarz.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 1. Januar 1896.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.
Herausgeber: H. Dannmeier, Hauptlehrer in Kiel, Knooperweg 140 a.

Inhalt:

Einzahlung der Beiträge für 1896.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1896 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen per Postanweisung wolle man 5 Pfennig Bestellgeld beifügen.
2. Wo an einem Orte, bez. in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, mögen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. In größeren Ortschaften werde ich auch dieses Jahr, wie früher mein Herr Vorgänger gethan hat, eins unserer Mitglieder um Einkassierung der Beiträge bitten und demselben zu seiner Legitimation Quittungen übersenden.
4. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pf. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1895 mit dem nächsten Heft der „Heimat“ portofrei zuzusenden.
5. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder auf § 9 der Satzungen unseres Vereins aufmerksam und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viele Mühe verursachen.

A. H. Rottgardt, Lehrer,
Kiel, Januar 1896. Knooperweg 122.

Der geschäftsführende Ausschuß

besteht zur Zeit aus den Herren:

Gymnasiallehrer a. D. **Fack**, Vorsitzender, Kiel, Schulstraße 14.
Hauptlehrer **Dannmeier**, Schriftleiter, Kiel, Knooperweg 140 a.
Lehrer **Th. Doormann**, Schriftführer, Kiel, Ringstraße 86.
Lehrer **A. H. Rottgardt**, Kassenführer, Kiel, Knooperweg 122.
Kustos **Splieth**, Kiel, Kirchenstraße 8.

An die Leser.

Die Vereinsmitglieder und Leser der Heimat werden gebeten, zur Erleichterung der Geschäftsführung folgende Mitteilungen zu beachten:

1. Alle Einzahlungen und sonstigen Kassenangelegenheiten sind an den Kassenführer Lehrer Rottgardt, Kiel, Knooperweg 122 zu richten.
2. Beschwerden über mangelhafte Zustellung der Heimat, beschädigte Hefte u. s. w. gehen am besten an die Versandstelle der Heimat, Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.
3. Anmeldungen neuer Mitglieder und sonstige Vereinsnachrichten nimmt der Schriftführer Lehrer Th. Doormann, Ringstraße 86 entgegen.
4. Der Herausgeber der Heimat bittet dringend, ihn mit allen Zusendungen zu verschonen, welche nicht Sache der Schriftleitung sind.
5. Alle die landeskundliche Litteratur betreffenden Zusendungen (Schriften und Besprechungen) sind am besten dem Herausgeber des Litteraturberichts, Lehrer A. P. Lorenzen, Kiel, Lornsenstr. 69 einzusenden. H. Dannmeier.

Satzungen

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat“, bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Litteratur, giebt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen eines geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer, einem Beisitzenden und dem Leiter des Vereinsorgans.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. In allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen des Statuts betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — In den drei ersten Jahren wird durchs Los bestimmt, wer auszuscheiden hat. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner ernennt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2 M. zu bezahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu Ehrenmitgliedern ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat“ durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen des Statuts erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch die „Heimat“ den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Bücherschau.

Das Wetter. Von R. Abercromby. Deutsch von Dr. Pernter, Professor an der Universität Innsbruck. 326 S. gr.-8°. Mit vielen Figuren. Freiburg i. B. 1894. Herdersche Verlagshandlung. Preis 5 M.

In diesem leicht verständlich geschriebenen Buch wird das Wetter als ein Ganzes betrachtet, nicht wie in der Meteorologie jeder Bestandteil für sich. Im elementaren Teil (83 Seiten) findet man die Erklärung der volkstümlichen Wetterregeln und die Bedeutung der Wolkenformen für das Wetter. Im zweiten Teil werden zunächst die einzelnen Faktoren des Wetters, immer mit Hinweis auf die begleitenden Wettererscheinungen, behandelt, darauf die verschiedenen Wettertypen (besonders die europäischen), und die letzten 60 Seiten enthalten die allgemeinen Grundsätze der Wetterprognose nebst Beispielen. Die Wetterprognose ist der praktische Endzweck der Wetterbeobachtung; wegen der beispiellos verwickelten Verhältnisse hat sich noch keine Theorie dafür aufstellen lassen, sondern der Wetterprophet ist ausschließlich auf die Deutung der Beobachtungen angewiesen. Eigenartig ist die Art und Weise, wie Verfasser seinen Gegenstand behandelt. Ihre Vorzüge erkannte der Übersetzer und gab daher den Plan, selbst eine Darstellung der Wetterlehre abzufassen, auf, als er vorliegendes Werk kennen lernte; er glaubte am besten zu thun, es zu übersetzen. Mit Recht empfiehlt er es denen, die, ohne Fachmeteorologen zu sein, den Wechsel der Witterung verfolgen. O. Junge.

Mitteilungen.

Anhänglichkeit der Tiere. In einer Familie in H. waren die Haustiere der erwachsenen Tochter besonders zugethan. Arbeitete sie mit der Nähmaschine, so pflegte das Kätzchen sich unten auf den Tritt derselben zu legen. Mußte sie am Mittag in der Küche die Schüsseln waschen, so lagerte das Hündchen sich unter der Balje. War sie eine längere Zeit vom Hause fort, so verweigerte das Hündlein die Annahme jeglicher Nahrung und suchte immer vor das Fenster zu gelangen, um nach der Verlorenen hinauszuspähen. Mußte die Tochter ihrer Kränklichkeit halber das Bett hüten, so lag das treue Tier unter demselben und ließ sich auch nicht mit Gewalt vertreiben. Zu der Zeit ließ man in demselben Hause von einer Henne 5 Gänschen ausbrüten. Als sie herangewachsen waren, mußte die Tochter sie täglich dem Dorfhirten zuführen. Das gab einen ergötzlichen Aufzug. Als Vortrab erschien der Hund, es folgten die Gänschen, hinter diesen die Treiberin, dann die Katze und endlich — die Glucke, als Pflegemutter der 5 „Gösseln.“ Sie ließ sich auch nicht zurückscheuchen. Nach erfolgter Ablieferung der Gänschen kehrte die andere Gesellschaft wieder heim. Das wiederholte sich täglich. Am Abend wurden die Gänschen im Hühnerstall untergebracht, und sogleich kam die Glucke wieder von ihrem Platz herunter und nahm sich der Jungen mütterlich an.

Holm bei Ütersen. H. Eschenburg.

Seltene Freundschaft zwischen Hund und Katze. Mein Schwiegervater hatte eine Hündin, die wegen ihrer Rattenvertilgung in hohem Ansehen stand. Einst hatte man ihr wieder einmal die Jungen fortgenommen, und sie stand im Garten. Da kam das kleine Kätzchen anschmeicheln, lief unter der Hündin durch und versuchte, die Zitzen zu erfassen. Sogleich warf die Hündin sich auf die Seite und ließ das Kätzchen saugen. Dies wiederholte sich künftig immer wieder, wenn der Hündin die Jungen genommen wurden. Die beiden Tiere lebten stets in größter Eintracht und lagerten zusammen, indem entweder das Kätzchen auf der Hündin lag oder von dieser wie von einer Mutter umschlossen wurde.

Holm bei Ütersen. H. Eschenburg.

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat“** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat“** gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat“

bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pfg. Bei Wiederholung kann der Preis ermäßigt werden.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 2. Februar 1896.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.
Herausgeber: H. Dannmeier, Hauptlehrer in Kiel, Knooperweg 140 a.

Inhalt:

Einzahlung der Beiträge für 1896.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1896 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen per Postanweisung wolle man 5 Pfennig Bestellgeld beifügen.
2. Wo an einem Orte, bez. in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, mögen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. In größeren Ortschaften werde ich auch dieses Jahr, wie früher mein Herr Vorgänger gethan hat, eins unserer Mitglieder um Einkassierung der Beiträge bitten und demselben zu seiner Legitimation Quittungen übersenden.
4. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pf. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1895 mit dem nächsten Heft der „Heimat“ portofrei zuzusenden.
5. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder auf § 9 der Satzungen unseres Vereins aufmerksam und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viele Mühe verursachen.

Kiel, Februar 1896.

A. H. Rottgardt, Lehrer,
Knooperweg 122.

Mitteilungen.

Meine Vogelspinne. Für die Leser der „Heimat“ wird es gewiß unterhaltend sein, über einen Fremdling einige Worte zu hören, dessen ganze Lebensweise sich den hiesigen Verhältnissen dermaßen anpaßte, daß er sich trotz seiner fernen Heimat wie zu Hause fühlte. Pfingsten 1891 erhielt ich durch den Werkführer der Langenfelder Gerberei eine Vogelspinne, welche zwischen Gerbholz aus Brasilien eingeführt war. Dieselbe gelangte lebend und unversehrt in meinen Besitz, und ich war natürlich bestrebt, dies merkwürdige Tier so lange wie möglich zu erhalten. Eine Wohnung war leicht beschafft; denn ein Einmacheglas mit durchlöchertem Papier verschlossen diente vorläufig als Aufenthaltsort. Es war ein großes, selten schönes Exemplar, das ich nun mit Muße im Glase beobachten konnte. Von einer näheren Beschreibung der Merkmale kann ich um so eher absehen, als

diese allgemein bekannt und in jeder Naturgeschichte nachzulesen sind. Ich beschränke mich daher auf einige Mitteilungen über die Lebensweise meiner Vogelspinne in der Gefangenschaft. Wie bei andern Spinnen sind ihre Bewegungen langsam, und nur wenn sie gestört oder gejagt wird, zeigt sie große Gewandtheit. Da ich bemerken konnte, daß sie das Licht nicht liebt, legte ich auf den Boden des Glases eine Schachtel, welche oben mit einer Öffnung versehen war. Bald genug hatte sie das Schlupfloch ausfindig gemacht und kleidete es inwendig sammetartig mit ihren Fäden aus. Bei kühler Luft blieb sie verborgen; aber an warmen Tagen kam sie bedächtig angewandelt und erkletterte den kleinen Zweig im Glase, der ihr den Urwald ersetzen sollte. Es ist zwar bekannt, daß Spinnen lange jede Nahrung entbehren können, doch ganz ohne solche kann kein Tier auskommen; deshalb mußte ich mich also nach Futter umsehen. Da war nun guter Rat teuer. Ihre Lieblingsspeise bilden junge Vögel, ja, sie überfällt sogar die brütenden Kolibris und saugt ihnen das Blut aus. Wie sich jeder denken kann, mochte oder konnte ich ihr solche Leckerbissen nicht bieten, und deshalb mußte auf andere lebende Beute gefahndet werden. Zunächst that ich einige große Fliegen, sogenannte Brummer, in den Behälter. Wie eine Katze stürzte sich das Ungetüm auf dieselben, packte sie mit ihren großen, krallenartig verlängerten Kiefern und verzehrte eine nach der andern. Sie verschmähte auch Raupen, Schmetterlinge und andere Spinnen nicht. Mit den letzteren hatte sie allerdings erst einen kleinen Kampf zu bestehen. Wie streitende Hähne sprangen sie gegen einander; bald jedoch waren sie von der bedeutend größeren Vogelspinne umarmt und verspeist. Um ihr Verhalten gegen größere Tiere zu beobachten, gesellte ich ihr einst einen braunen Grasfrosch bei. Sie hatte lange gehungert, denn an kalten Tagen verschmähte sie jede Nahrung. Kaum berührte der Frosch den Boden, so stürzte sie wie ein Tiger auf den schreienden Frosch und packte ihn an der Kehle, um das Blut auszusaugen. Aber nein! Sie fraß immerfort und hatte ihn nach 24 Stunden mit Haut und Knochen bis auf den Kopf vertilgt. Zerbissen kann sie die Knochen wohl nicht haben; doch da nachher die Exkremente viel Kalk aufwiesen, so glaube ich, daß sie dieselben durch ihre Magensäure vor dem Verzehren auflöste, und thatsächlich beobachtete ich, wie sich an der gepackten Stelle alles Fleisch u. s. w. in eine braunschwarze, dickflüssige Masse verwandelte. — Beim Nahen des Winters wurde die Spinne matt und träge, weshalb ich ihrem baldigen Ende entgegensah. Ich verpackte sie in eine kleine Kiste und stellte diese in der geheizten Stube auf. Sie verlebte den Winter in Ruhe, ohne in einen Winterschlaf zu fallen, jedoch während dieser Zeit jede Nahrung verschmähend. Erst der Frühling brachte neuen Lebensmut, und in alter Weise führte sie ihr Leben weiter, nur daß sie zur Abwechslung in diesem Jahre auch einige Eidechsen und Molche verzehrte. In der ersten Zeit hatte ich den erwähnten Glashafen mit starkem Papier verschlossen. Da ich aber eines Abends ein verdächtiges Geräusch vernahm und bemerkte, wie sich die Spinne mit ihren Kiefern eine große Öffnung zum Durchschlüpfen ausgerissen hatte, ersetzte ich diesen Verschluß durch starkes Gardinenzeug. Dennoch war sie eines schönen Tages durch ein großes selbstgefertigtes Loch entwichen. Alles Suchen war vergebens. Sie mußte durch das täglich offenstehende Fenster das Weite gesucht haben. Nach einigen Wochen fand ich zufällig hinter Büchern ein ausgepolstertes Nest und darin meine längst aufgegebene Spinne. Ein Glaskasten mit Glasdeckel mußte jetzt die Wanderlustige aufnehmen. Der zweite Winter sollte endlich meiner Gefangenen verderblich werden. Ebenso verpackt wie das erste Mal stellte ich den Kasten in einen Schrank. Doch ist die Wärme darin wohl durch die Nähe des Ofens zu groß geworden, denn in diesem Frühjahr fand ich meinen Liebling tot. Mein Bedauern darüber war um so größer, weil ich mir im Winter eigens eine Mäusezüchterei angelegt habe, um meinen Gast durch junge Mäuslein zu erfreuen; doch diese Speise sollte ungegessen bleiben.

Langenfelde. Alb. Plagemann.

„De Rauhbök" im Gute Dobersdorf. Im Gute Dobersdorf (Kreis Ploen) zwischen dem Hofe Dobersdorf und dem Dorfe Tökendorf, im Gehege Holzkoppel, steht ein uralter Baum, der historisch merkwürdig ist und eine Geschichte hat, ja, wenn er sprechen könnte, würde er uns vieles erzählen können, was er gesehen und erlebt hätte, denn in seiner nächsten Umgebung sind Schlachten geschlagen, haben Kämpfe stattgefunden, aus der Zeit der alten Ritter vor einigen hundert Jahren, besonders zwischen den Dobersdorfern und Salzauern. Dieser Baum, genannt „de Rauhbök," d. i. Ruhebuche, hat seinen Namen davon, weil zur Zeit der Leibeigenschaft die Hörigen, die damals beim Gutsherrn tagtäglich arbeiten mußten ohne Lohn (zu Hofe gehen mußten, wie es noch jetzt heißt, wenn die Tagelöhner nach dem Hofe zur Arbeit gehen, wozu sie durch Pachtverhältnisse gezwungen sind), sich zur Zeit der Mittagspause unter diesen Baum zu legen pflegten, um ihre Buttermilch und ihr Brot zu verzehren, denn der Baum steht in der Nähe des Hofes im Gehölz, und als Lagerplatz bot er eine gute Stelle. Die Buche hat unten einen Umfang von 8—10 m, gewaltige knorrige Auswüchse und ist seit vielen Jahren eine Sehenswürdigkeit

gewesen für alle, welche sich für Natur interessieren. Aus diesem Grunde hat Herr Direktor Ahrens in Kiel sich auch vor mehreren Jahren veranlaßt gesehen, ein plattdeutsches Gedicht über diesen Baum zu verfassen, welches seinerzeit in dem Meynschen Kalender abgedruckt wurde. So wünschenswert es nun auch gewesen wäre, dieses alte Exemplar von einer Buche (die dickste, welche ich je gesehen — Eichen hat man mehr von solcher Stärke —) erhalten geblieben wäre, so hat der Zahn der Zeit, der sich schon seit mehreren Jahren an dem Baume bemerkbar machte, so stark an ihm gearbeitet, daß die eine Seite desselben schon abstarb, ehe er ganz Kraft und Saft verlor. Dieses ist jetzt der Fall, und im letzten Sommer (1895) ist er nicht wieder grün geworden, wird aber von der Forstverwaltung als ehrwürdige Ruine wahrscheinlich geschont werden, bis die einzelnen Stücke nach und nach abfallen, wie es mit einigen Ästen schon geschehen, da auch der Wert des Holzes nicht die Arbeit des Wegnehmens bezahlt machen würde.

Ich füge noch hinzu, daß ganz in der Nähe dieser alten Buche ein sogen. Ringwall sich befindet, der früher zur Verteidigung des Schlosses gedient haben soll. Man sieht noch die Umfassung mit einem Graben und findet noch Ziegelstücke auf demselben; übrigens ist derselbe jetzt mit Bäumen bewachsen.

Kiel, im Dezember 1895. Bielenberg, Lehrer emer.

Neue Mitglieder.

1. Andersen, Seminarist, Hadersleben.
2. Andresen, „ Ütersen.
3. Boetel, „ „
4. Biel, „ Eckernförde.
5. Blöcker, „ Ütersen.
6. Bonnichsen, Präparand, Hadersleben.
7. Claussen, Seminarist, Hadersleben.
8. Duus, Seminarist, Ütersen.
9. Erichsen, „ „
10. Fick, „ Ratzeburg.
11. Göttsche, Organist, Elmschenhagen.
12. Havekost, Seminarist, Ütersen.
13. Heick, Pharmazeut, Tondern.
14. Horn, Seminarist, Ütersen.
15. Jacobsen, J., Präparand, Hadersleben.
16. Jacobsen, Th., „ „
17. Kramer, Seminarist, Ütersen.
18. Kröger I, „ „
19. Plähn, „ „
20. Schmidt, „ Hadersleben.
21. Sell, „ Ütersen.
22. Sörensen, „ Hadersleben.
23. Voß, „ Ütersen.
24. Prof. Dr. Blasius, Direktor des naturhistorischen Museums, Braunschweig.

Der Schriftführer:
Th. Doormann, Lehrer, Ringstraße 86.

Der geschäftsführende Ausschuß

besteht zur Zeit aus den Herren:

Gymnasiallehrer a. D. **Fack,** Vorsitzender, Kiel, Schulstraße 14.
Hauptlehrer **Dannmeier,** Schriftleiter, Kiel, Knooperweg 140a.
Lehrer **Th. Doormann,** Schriftführer, Kiel, Ringstraße 86.
Lehrer **A. H. Rottgardt,** Kassenführer, Kiel, Knooperweg 122.
Kustos **Splieth,** Kiel, Kirchenstraße 8.

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat“** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat“** gütigst zu beziehen.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 3. März 1896.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.

Herausgeber: H. Dannmeier, Hauptlehrer in Kiel, Knooperweg 140 a.

Inhalt:

Einzahlung der Beiträge für 1896.

Viele der geehrten Mitglieder haben ihren Beitrag für das Jahr 1896 bis jetzt noch nicht eingesandt. Nach § 9 unserer Satzungen läuft die Frist zur Einsendung mit dem Ende dieses Monats ab. Rückstände werden dann auf dem Wege der Postnachnahme erhoben. Nachnahmesendungen aber verursachen den Empfängern derselben unnötige Kosten und dem Kassierer sehr viel Mühe.

Ich bitte daher, das bisher Versäumte schleunigst nachholen zu wollen und dabei folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen per Postanweisung wolle man 5 Pfennig Bestellgeld beifügen.
2. Wo an einem Orte, bez. in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, mögen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Bietrages möglichst vereinigen.
3. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pf. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1895 mit dem nächsten Heft der „Heimat“ portofrei zuzusenden.

A. H. Rottgardt, Lehrer,
Kiel, März 1896. Knooperweg 122.

Mitteilungen.

Die Ringeltaube (Columba palumbus). Im Anschluß an den Artikel „Tierwelt Schleswig-Holsteins“ (s. „Heimat“ 1895 Nr. 1 u. 2) möchte ich über obengenannte Taube noch einige Beobachtungen mitteilen. Bis zum Jahre 1872 war der Vogel hier in der ganzen Marsch nicht heimisch, wohl aber auf der Geest in Waldungen, namentlich in Tannenhölzungen. Da (ob 1873 oder 1874, weiß ich nicht) war er auf einmal hier in zahlreichen Exemplaren. Zu gleicher Zeit wurde ein großes Tannenholz eine Meile östlich von Meldorf umgehauen. Solange das Gegenteil nicht er- oder bewiesen ist, mag die Annahme als richtig gelten, daß die Tauben, dort vertrieben, sich über die ganze Gegend verbreitet haben. Ringeltauben in der Marsch? Das Marschfeld ist zwar baumlos, aber in und bei jedem Ort ist meistens ein reicher Baumschmuck, bestehend aus Obst- und Schutzbäumen (Eschen, Pappeln, Linden, Kastanien, Ulmen, Ahorn, Eichen), die in unserm fetten Boden herrlich gedeihen. — Die Tauben waren also da und richteten sich auf hohen Bäumen

häuslich ein, wurden aber von den Krähen vertrieben und ihrer Nester beraubt. Sie bauten also niedriger und nahe bei den Wohnungen der Menschen. So war mehrere Jahre ein Nest in nur 5 m hohen Tannen unweit der Hausthür unseres Pastorats, und wenn Herr Pastor B. seine Tauben futterte, so stellte sich das Ringeltaubenpaar auch ein. Ebenso ist im Roßkastanienbaum, unmittelbar an unserer belebten Dorfstraße, unweit des Schulhauses jedes Jahr ein Nest. Die Tauben werden von unsern Dorfbewohnern geschont, auch wird möglichst jede Störung vermieden. — Noch eine zweite Beobachtung möchte der Erwähnung wert sein. Die Ringeltauben ziehen Ausgang Oktober weg und kommen Anfang April wieder. Im Winter 1892—93 blieben hier 8 und nährten sich, als das Feld voll Schnee lag, in Gärten vom hochgewachsenen Grünkohl. 6 habe ich noch beim Anfang des Frühlings beobachtet. Im selbigen Winter um Weihnachten sind die Ringeltauben bei Heide, im Dorfe Klev (Norderdithmarschen) und bei Woyens gesehen worden. Im folgenden Winter blieben hier keine, in diesem ein Paar. Ob in anderen Gegenden auch?

Barlt. J. Schümann.

Aus der Pflanzenwelt. 1. Auf einem Stück Weideland bei der Neustadt zu Flensburg hatte der schwarze Senf (Brassica nigra Koch), eine hier umher ziemlich seltene Pflanze, in 20--30 Jahren seinen dauernden Standort. — Als vor etwa 20 Jahren die Schiffswerft erbaut und das betreffende, nahe daranliegende Grundstück nach und nach zu anderen Zwecken benutzt wurde, da verschwand die Pflanze und sie fing zu wandern an. — Ein Jahr zeigte sie sich am „Mühlenstrom" zwischen Steinen der Ufermauer herauswachsend. — Das folgende Jahr war sie hier fort und fand sich auf dem „Munkentoft," in der Nähe desselben Stromes, ganz am südlichen Ende der Stadt. Hier hielt sie sich einige Jahre, dann wurde die Navigationsschule hier erbaut und — die Pflanze war wieder fort. — Sie war einige Jahre nicht zu finden, als aber am Nordende des Hafens eine große Fläche mit dem ausgebaggerten Mudder aufgefüllt worden war, kam unser Senf hier (ziemlich nahe seinem alten Standorte) einige Jahre massenhaft vor; jetzt steht er vereinzelt hier und da. Ich bemerke noch, daß die Wanderung nach Süden längs dem Mühlenstrom stromaufwärts ging.

2. Interessant ist die eigenartige Pflanzenwelt, welche bei Auffüllungen und anderen großen Erdarbeiten erscheint. — So erscheint an der jetzigen Auffüllungsstelle (mittelst des gebaggerten Materials) an der Ostseite des Hafens sofort eine die Fläche bedeckende Menge von Meerstrandsastern (Aster tripolium) in Meterhöhe. Nach 2 oder 3 Jahren, wenn der Grund trocken geworden, verschwindet die Pflanze. Vor der Auffüllung fanden sich nur vereinzelte Exemplare am Strande, nach dem Verschwinden der Wucherung verbleiben am Wasser wieder nur einzelne Exemplare.

3. Auf den Äckern nördlich von der Marienhölzung (bei Flensburg) wuchs vor etwa 40 Jahren recht häufig die verschiedenblättrige Distel (Carduus peterophyllus). Mit dem Nordwestwind flog der Same in die Hölzung, und wo ein lichter Platz war, zeigte sich, von Jahr zu Jahr weiter nach Südost vordringend, die Pflanze, bis sie im Süden über den Grenzwall der Hölzung ins Feld ging. Hier ist ihr die Kultur in den Weg gekommen; aber auf und neben dem südlichen Walle steht sie noch. In etwa 25 Jahren hat sie die Wanderung vollbracht. — Das nördliche Labkraut (Galium boreale), neben der Distel im Knick wachsend, wandelte einige Jahre mit der Nachbarin, zeigte sich hier und da im Walde, gab aber die Weiterreise auf und verschwand wieder, ist aber am alten Platze recht spärlich geworden.

4. Vor etwa 30 Jahren fiel mir an den Abhängen des „Norderhohlweges" (jetzt „Glücksburgerstraße") in Flensburg das auffallend breitblättrige Gras auf, womit der Erdboden längs dem Wege ganz bedeckt war. Bei näherer Besichtigung ergab sich, daß es Blätter einer dikotyledonischen Pflanze seien. Beim Aufwachsen und Blühen zeigte sich nichts als Kanadisches Berufskraut (Erigeron canadense). Ein Jahr darauf zeigte sich dieselbe Erscheinung an der entgegengesetzten Seite der Stadt, an Abhängen an der friesischen Straße. Nach 2 oder 3 Jahren war an beiden Stellen jede Spur verschwunden, dagegen trat die Pflanze massenhaft oberhalb der Stadt, auf dem alten Kirchhofe auf. Seit Jahren kommt sie dort, und in der Umgegend, in einzelnen Exemplaren zerstreut vor. Ob sie schon vor dieser Einwanderung dort war, kann ich nicht bestimmt sagen.

5. In der Nähe der Stadt werden oftmals einzelne Äcker und Wiesen mehrere Jahre hindurch ausschließlich zur Heugewinnung benutzt, und namentlich von den Ställen der Brennereien aus, regelmäßig mit Jauche bedüngt. Auf solchem Boden stellt sich dann regelmäßig der Waldkerbel (Anthriscus silvestris) ein, auch wenn er früher nicht oder sehr einzeln vorhanden war, in überraschender Menge und Größe, das ganze Feld überwuchernd.

6. Vor etwa 20 Jahren zeigten sich auf dem Flensburger Bahnhof einzelne Exemplare von der strahllosen Kamille (Matricaria discoidea). Die Pflanze, aus dem östlichen Asien oder dem westlichen Nordamerika stammend, war vor 40 Jahren schon bis Berlin

gewandert. Seit mehreren Jahren hat sie sich bei Flensburg sehr vermehrt, da sie jedoch sich in der Nähe der Stadt auf Schutt und aufgefüllten Plätzen vorzugsweise aufhielt, hat die Kultur ihr manchen Platz genommen und sie weiter hinaus geschoben.

7. Vor etwa 40 Jahren sollte einmal der alte Botaniker Hansen für seine Herbarien notwendig mehrere Exemplare von Meerkohl (Crambe maritima) brauchen. Er hatte die Pflanze in der Regel am Südufer von Schleimünde geholt, wollte jetzt aber die weite Reise gerne sparen. Er überlegte nun so: Da die Pflanze sich eine Reihe von Jahren auf der Südseite des Wassers gehalten hat, so kann es nicht fehlen, daß dann und wann Teile derselben mit Samen nach der entgegengesetzten Seite hinüber geschwommen sind. Sie muß sich höchstwahrscheinlich auch auf der Nordseite finden lassen. Die Reise ließ sich an einem Tage abmachen, und wir fuhren zu Wagen los bis an den Strand in der Gegend von Düttebüll. Von da aus wurde nun den ganzen Nachmittag eifrig gesucht, bis wir — die Hoffnung fast schon aufgebend — auf der Halbinsel Öhe schließlich einen einzigen, aber starken Busch fanden, der für den Bedarf ausreichte. Ich habe den Alten selten so froh gesehen, als über diesen nach vieler Mühe erlangten Fund! Er jubelte laut auf, hatte alle Müdigkeit vergessen und marschierte frisch und munter den stundenlangen Weg über Feld zu unserm Fuhrwerk zurück!

8. Die Eselsdistel (Onopordon Acanthium) zeigte sich früher westlich und südlich an Flensburg, häufig an Wällen und Wegen. Es hieß, sie sei aus einem Garten geflüchtet. Nachdem an den betreffenden Standorten gebaut worden, ist die Pflanze nach und nach verschwunden. Ich habe seit wenigstens 10 Jahren keine mehr finden können.

Flensburg. J. Callsen.

Wie kommt man mit Wenigem aus?

Anleitung zur häuslichen Geldwirtschaft und Buchführung von Julie Ravit. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. Geb. 50 Pf., 10 Exemplare 3 M. (ohne Porto).

Dies kleine (61 Seiten Oktav) Büchlein wird den Freunden der „Heimat" willkommen sein, wenn es auch nicht eigentlich dem Gebiete der Natur- und Landeskunde angehört.

Nach einer Bemerkung der Verfasserin in der Einleitung ist es in der Kieler Frauen-Gewerbe- und Haushaltungsschule in den letzten Jahren bereits teilweise als Hülfsmittel beim Unterricht benutzt worden. Es gewährt also einen gewissen Einblick in einen Zweig der Thätigkeit dieser Schule, und schon darum darf eine kurze Besprechung derselben in der „Heimat" ihren Platz finden. Vor allem aber, weil dem Buche eine weite Verbreitung in unserer Provinz zu wünschen ist. Es will Hülfe gewähren auf einem Gebiete, wo Hülfe not thut. Die Kunst, die Ausgaben den Einnahmen anzupassen, verstehen manche nicht zu üben, weil sie zu den Künsten gehört, die gelernt sein wollen. Dies Büchlein bietet sich zum Lehrer an. Es bringt freilich nur einfache Ratschläge, aber es giebt gewiß nicht viele Menschen, für die sie überflüssig wären.

Unter anderm werden sehr beachtenswerte Grundsätze aufgestellt über die Kosten der Aussteuer und der ersten Einrichtung, über die Höhe der Wohnungsmiete im Verhältnis zum Einkommen, über die Notwendigkeit, eine Lebensversicherung zu nehmen und einen Sparpfennig zurückzulegen, sowie einen Voranschlag zu machen und Buch zu führen. Das alles wird verständig begründet, an Beispielen im einzelnen erläutert und die praktische Durchführbarkeit nachgewiesen. Dabei wird besonderer Wert auf ausreichende Nahrung und auf die Pflege der Gesundheit gelegt. Den vorgeführten Beispielen liegen wesentlich die Kieler Verhältnisse zu grunde. Erwünscht wäre es, wenn bei einer hoffentlich bald notwendigen zweiten Auflage auch mehrere Beispiele eines eingehend begründeten Voranschlags für ländliche Haushaltungen geboten würden.

Wir sind überzeugt, daß dieses Büchlein in dem wirtschaftlichen Kampfe ums Dasein, der für viele schwer genug ist, die Kraft der Selbsthülfe wesentlich zu stärken vermag.

Tetenbüll bei Katharinenherd. R. Harder.

Neue Mitglieder.

1. Arpe, Seminarist, Segeberg.
2. Böttger, Seminarist, Tondern.
3. Detlefs, „ Segeberg.
4. Ernst, „ „
5. Kühl, „ „
6. Langemann, „ „
7. Lensch, Seminarist, Segeberg.
8. Lipp, „ „
9. Lund, „ „
10. Ratje, „ „
11. Sommer, „ „

Der Schriftführer:
Th. Doormann, Lehrer, Ringstraße 86.

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat“** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat“** gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat“
bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pfg. Bei Wiederholung kann der Preis ermäßigt werden.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 4. April 1896.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.
Herausgeber: H. Dannmeier, Rektor in Kiel, Knooperweg 140 a.

Einzahlung der Beiträge.

Nach unsern Satzungen hätten mit diesem Heft die rückständigen Beiträge durch Postnachnahme eingezogen werden sollen. Da indes noch über 500 Mitglieder den Beitrag nicht eingesandt haben, so würde die Versendung unter Nachnahme für die Expedition sowohl, wie für den Kassenführer ganz erhebliche Mühe verursachen. Ich bitte darum nochmals, die rückständigen Beiträge jetzt einsenden zu wollen, und verweise dabei auf die im vorigen Heft ausgesprochenen Wünsche.

A. H. Rottgardt, Lehrer,
Knooperweg 122.

Mitteilungen.

Eine Wespe als Fliegenfeind. Die Natur ist der Schauplatz eines großen Kampfes ums Dasein. Für Naturfreunde ist es sehr interessant, unbemerkt einem Tierkampfe beizuwohnen. Doch lassen sich solche Schauspiele nicht direkt aufsuchen; der Beobachter wird durch Zufall an den Kampfplatz geführt. — Als ich am 19. September d. J. in meinem Zimmer saß, wurde ich auf die ängstliche Stimme einer Stubenfliege — Musca domestica — aufmerksam. Diese war von einer Wespe — Vespa germanica — angegriffen worden. Der Kampf, welcher mit dem Tode der Fliege endete, dauerte 1—2 Minuten. Danach ging die Wespe auf neuen Raub aus. Sobald eine Fliege in ihre Nähe kam, stürzte sie sich hastig auf dieselbe. Solange ich die Wespe beobachtete, mißlang ihr kein Angriff. Wie hoch oben auch der Angriff erfolgt war, jedesmal stürzten beide auf die Fensterbank nieder. Doch nicht an jeder Stelle griff die Wespe an. Sie that es nur dann, wenn sich ihr auf der Fensterbank oder auf den Fenstersprossen — aber auch nur hier auf der oberen Seite derselben — eine Fliege näherte. Kam ihr z. B. eine Fliege nahe, wenn sie an einer Scheibe emporkletterte, so ließ sie dieselbe unbeachtet. Auf diese Weise tötete die Wespe an einem Nachmittage 33 Fliegen. — Mir schien, daß die reine Mordgier das Motiv dieses Tötens war. Meines Erachtens fraß die Wespe nichts von dem Erbeuteten.

Ist vielleicht jemand unter den Lesern der „Heimat,“ welcher ähnliche Erfahrungen gemacht hat?

Eggebek, 1894. Br. Albertsen.

Merkwürdige Steine.

1. Nördlich vom Scheersberge in Angeln, unweit des Dorfes Hattlund, lag früher ein ungewöhnlich großer Granitstein. Er war 3 m lang, 5 m dick und hatte etwa 18 m im Umfang. Von dem Steine erzählt die Sage: Er lag früher auf Sundewitt bei der Düppeler Mühle. Eine riesenhafte Zauberin (Troldkone) band den Stein an ihr Strumpfband und schleuderte ihn gegen die Querner Kirche (eben südlich vom Scheersberg), um diese zu zerstören. Ehe sie aber dem Steine den gehörigen Schwung geben konnte, riß das Strumpfband und der Stein fiel zu früh nieder. —

Später — es soll 1573 gewesen sein — jagte am Stillfreitage der adelige Herr von der Hagen auf dem nahen Gute Rübel einen Hasen, der aber der Teufel in dieser Gestalt war. Der Hase lief über den Stein, der Herr, zu Pferde, setzte nach, das Pferd stolperte und er brach den Hals. Die Spuren des Hasen wollte man im Steine noch sehen können. 1841 wurde der Stein gespalten, nach Flensburg geführt und zu Mühlsteinen („Läufer") für eine Ölmühle verarbeitet. (S. auch Jensens „Angeln" S. 156.)

2. Bei dem Dorfe Dingholz, zwischen Sörup und Quern in Angeln, lag seit alter Zeit ein ziemlich großer Granitstein am Wege. Auf demselben sieht man einen Eindruck in Form eines langen und spitzen Frauenschuhs mit hohem Absatz. Darüber erzählt die Sage: Auf einem Gute im östlichen Angeln war ein Leibeigener wegen eines Versehens von seinem Herrn zum Tode verurteilt. Die Frau des Mannes bittet wiederholt um seine Begnadigung, wird aber abgewiesen. Schließlich erklärt der Herr, ihr Mann solle frei sein, wenn die Frau vor Sonnenuntergang die Hälfte des Weges zwischen Kappeln und Flensburg abmessen könne. Sie macht sich sogleich an das schwere Werk, geht, die Schritte zählend, bis Flensburg, wendet und zählt, nun zurückgehend, die Hälfte der erhaltenen Summe und als sie diese Zahl erreicht hat, sieht sie am Wege gerade an der betreffenden Stelle einen Stein liegen, springt vor Freude so fest darauf, daß die Fußspur als bleibendes Zeichen des halben Weges sich eindrückt. Ermüdet ruht sie auf dem Steine sich ein wenig aus, kommt rechtzeitig herein und erreicht die Begnadigung ihres Mannes. — Wie noch an dem Stein zu sehen, hat man ihn später spalten und verarbeiten wollen, davon aber wieder abgesehen. Als 1873 der Weg chaussiert wurde, hat man den Stein wie ein Denkmal aufgestellt und mit Gebüsch umpflanzt. — (Die Sage wurde kürzlich in etwas anderer Form auch in der Zeitschrift „Niedersachsen" mitgeteilt.)

3. Am Strande auf der früheren Insel, jetzt Halbinsel „Öhe" an der Südostspitze von Angeln lag ein großer, oben platter Stein, von dem erzählt man sich: Als König Christian IV. im Jahre 1629 einen Zug gegen Schloß Gottorf machte, landete er mit seiner Flotte ein kleines Heer bei Öhe und speiste nach der Landung an diesem Steine, der daher auch lange nachher als Königsstein bezeichnet wurde. — Große Steine habe ich dort liegen sehen, ob aber dieser noch da ist, kann ich nicht sagen.

4. In der Nähe der Wirtschaft „Helligbek" an der Chaussee von Flensburg nach Schleswig liegt, etwas östlich vom Wege, an dem kleinen Bache „Hilligbek" ein großer platter Stein, auf 2 Steinen ruhend (wahrscheinlich ein altes Grab, ein sogenannter Überleger oder Dolmen), der auf seiner Oberfläche Eindrücke zeigt, die als Fußspuren gedeutet werden. — Es heißt, daß Bischof Poppo im 10. Jahrhundert auf diesem Steine vor dem Volke gepredigt und dann die Bekehrten im nahen Bache getauft habe. Der Stein heißt im Volksmunde der „Taufstein." — (Nach Schröders Topographie sollen da 2 Steine liegen, von denen der eine — wohl dieser — der „Tempel," der andere der „Taufstein" genannt wurde. Ich habe nur den einen bemerkt.) — Der Stein ist übrigens vor ungefähr 40 Jahren vom Fiskus mit einem kleinen Umkreise Land angekauft, mit Dornen und andern Büschen umpflanzt und geschützt. — (Gelegentlich früher in d. Bl. erwähnt.)

5. Eine kleine Strecke südlich von der Wirtschaft „Idstedter Holzkrug" liegt östlich am Wege in dem Idstedter Gehölz ein hügelförmiges Steingrab, in welchem einige Personen Platz finden können. Das ist die „Räuberhöhle," von der man früher Geschichten erzählte, welche wir Kinder nur mit Grausen anhörten.

6. In dem Königlichen Gehege „Rehberg," südlich von Satrup, befindet sich, aus großen, teilweise gespaltenen Steinen zusammengesetzt, ein altes ziemlich ausgedehntes Steingrab, im Volksmunde „Pinnes"- oder „Pinas"-Grab genannt. — Von demselben erzählt man, daß darin ein großer Räuberhauptmann Pinas begraben sei, der bei Lebzeiten auf seinen Fahrten zu Lande und zu Wasser (über den anliegenden, jetzt stark eingetrockneten Eckeberger See mit Zuflüssen) die Umgegend unsicher gemacht habe.

Merkwürdige Bäume.

1. Eben südwestlich außerhalb Schleswig steht, an dem Husbyer Stadtwege, der hier an dem Gehege Pöhl entlang geht, eine Eiche. Der bedeutende Umfang des Baumes, die handtiefen Risse seiner Rinde und der ganze Charakter des Baumes deuten auf ein hohes

Alter. Er gehört zu den größten Eichen im Lande und heißt im Volksmunde der „Brautbaum." Dieser Name kommt daher, daß wenn ein Brautpaar vom Dorfe Husby zur Trauung nach der St. Michaeliskirche in Schleswig fährt (wo das Dorf eingepfarrt ist), hier der ganze Hochzeitszug an dem Baume still hält und im Schatten seiner weit auslagernden Äste erst einen stärkenden und ermunternden Trunk genießt. So war es wenigstens noch vor 50 Jahren Sitte, und wird es wohl noch sein.

Der Baum hat aber noch eine andere historische Bedeutung. Die Feldmark der beiden großen nahe bei einander liegenden Dörfer Husby und Schuby wird durch diesen Weg begrenzt, so daß westlich von demselben Schubyer und östlich Husbyer Feld liegt. — Vor dem ¼ Stunde südlich von unserm Brautbaum auf der Höhe liegenden Dorfe Husby steht ein tiefer, ausgemauerter Ziehbrunnen, in dessen dunklen Schacht nur Kinder selten, aber immer mit unheimlichem Schaudern, hinabsehen. Nun wird erzählt, daß bei der Vermessung und Einkoppelung der Felder ein langwieriger und harter Streit zwischen den Bewohnern beider Dörfer entstand, der endlich dadurch zum Austrage kam, daß man die gerade Linie von diesem Brunnen bis zu jener Eiche als Grenzlinie annahm. Zum Andenken an den so geschlossenen Frieden sind denn der Baum wie der Brunnen bis zum heutigen Tage erhalten geblieben als ein paar ehrwürdige Merkzeichen, und damit die Entscheidung nie wieder vergessen werde und der Grenzstreit nie wieder aufkomme, steigt allmählich um Mitternacht ein feuriger Mann aus dem Brunnenschacht, zeigt nach jenem Baum hinunter und ruft: „Hier ist die Grenze!" Dann steigt er wieder in sein dunkles, kühles Naß hinab.

2. An der Chaussee von Satrup nach Schleswig steht etwas nördlich von dem Gehege Rehberg mitten auf einer Koppel des Esmarker Feldes eine alte, hohle, windschiefe Eiche. Sie hat dort schon Menschenleben einsam gestanden und wird, so lange noch Lebenskraft in ihr ist, dort wohl stehen bleiben. — Denn es hat mit dem Baume eine eigene Bewandnis. Vor vielen, vielen Jahren kommt ein Mann des Weges und erblickt vor sich das Dorf Esmark in Flammen stehen. — Es brannte aber nicht, der Mann erkannte die Erscheinung sofort als „Vorspuk." Schnell entschlossen läuft er zu jener Eiche und „mahnt" das Dorf da hinein. So lange nun der Baum steht, bleibt das Dorf vor Brand verschont, sobald aber der Baum verschwindet, bricht das Feuer aus. (Das dem Baume am nächsten stehende Haus ist freilich vor Jahren abgebrannt; aber das ist vom Dorfe aus gebaut und wird mit diesem nicht „weggemahnt" worden sein.)

3. In der Nähe von Wellspang stand vor mehreren Jahren ein Schlehengebüsch auf einer Koppel, in welches das Dorf Süderfahrenstedt „hingemahnt" sein sollte. — Der Busch wurde aber schon vor 30—40 Jahren immer mehr gerodet, so daß der Rest schon damals recht gering war. Er wird jetzt wohl verschwunden sein. (Mit welchen Manipulationen und Formeln man solches „Wegmahnen" bewerkstelligte, habe ich vergessen.)

Natur und Haus. Illustrierte Zeitschrift für alle Naturfreunde. Berlin. Robert Oppenheim. Monatlich erscheinen 2 reich illustrierte Hefte von 16 S. gr. 8⁰. Preis vierteljährlich 1,50 ℳ.

Die Zeitschrift behandelt besonders folgende Gebiete der Naturkunde: Säugetiere und Vögel. Amphibien und Reptilien (besonders Aquarienpflege). Blumen- und Pflanzenkunde und ihre praktische Anwendung für den Haus- und Zimmergarten. Entomologie. Geologie. Mineralogie und das Sammelwesen auf diesen Gebieten, sowie endlich Himmelskunde. Die mir vorliegenden Hefte enthalten u. a. Spaniens Reptilien, Mein Waldkauz, Einfach blühende Aster u. s. w. Einfache Apparate für Ab- und Zufluß und Durchlüftung in Aquarien, Die Pflanzung eines Hochstamms und dessen Pflege in den ersten Jahren, Das Sumatra-Huhn, Insektarien, Geschlossene Zimmeraquarien, Einheimische Stauden im Garten, Die Kalksteine. Die Zeitschrift ist Vereinsorgan der Deutschen Gesellschaft für volkstüml. Naturkunde. Mitglieder dieser Gesellschaft erhalten die Zeitschrift für jährlich 4,50 ℳ. statt 6 ℳ. Wir machen Freunde der Naturkunde auf die anregende und lehrreiche Zeitschrift aufmerksam.

D.

Umfrage: Der Herausgeber hat übernommen, in dem vom 22.—27. Juni in Kiel stattfindenden Jugendspiel-Kursus über das Mädchenspiel in Deutschland, besonders in Schleswig-Holstein, zu berichten. Um wirklich ein Bild von dem Umfang geben zu können, in welchem bisher schon gespielt ist, bitte ich alle Leser, mir Mitteilungen darüber zukommen zu lassen, wo und in welchem Umfange gespielt ist sowie, welche Spiele besonders beliebt waren. Willkommen sind mir Angaben über die den Gegenstand betreffende Litteratur aus unserm Gebiet, auch Berichte in Tagesblättern u. a.

Dannmeier.

Anzeigen.

Die Leser der „Heimat“ werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „Heimat“ gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat“

bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pfg. Bei Wiederholung kann der Preis ermäßigt werden.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. | № 5. | Mai 1896.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.
Herausgeber: H. Dannmeier, Rektor in Kiel, Knooperweg 140 a.

General-Versammlung
des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde.

Weil gewiß viele Lehrer zur Lehrer-Versammlung nach Hamburg reisen werden, hat der Vorstand davon abgesehen, für die Pfingstwoche eine General-Versammlung zu berufen. Er wird aber die Mitglieder Ende Juli oder Anfang August zu einer solchen nach Kiel einladen. Mit der Versammlung wird sich hoffentlich ein gemeinsamer Besuch der Schleswig-Holsteinischen Ausstellung verbinden lassen. Dannmeier.

Mitteilungen.

Der Vorspuk. Das ist ein Kapitel, von dem jetzt nicht viel gesprochen wird, das aber vor 50 Jahren noch den oft wiederkehrenden Gegenstand der Unterhaltung an den Winterabenden bildete. Eine gar große Zahl von Ereignissen, trauriger und freudiger Art, wichtig oder klein und unbedeutend, hatte irgend eine Person, sei es Mann oder Frau, lange vorher gesehen, erzählt und genau beschrieben, und sie waren dann auch gerade so eingetroffen. Namentlich erinnere ich manche Erzählungen, die sich auf einen bestimmten Mann bezogen (dessen Namen ich vergessen habe), der besonders viele im westlichen Angeln vor etwa 130 Jahren erbaute Kolonistenhäuser voraus gesehen und nach Lage, Einrichtung und Umgebung (mit Garten, Brunnen u. s. w.) im so geschauten Bilde seinen Bekannten und Nachbarn beschrieben habe, wie später die Häuser denn auch an dem von ihm bezeichneten Platze und in der beschriebenen Einrichtung ꝛc. alle entstanden seien. — Es sei alles voraus Gesehene dieses Mannes eingetroffen bis auf eine Erscheinung (ein besonders feierlicher Hochzeitszug längs einem Wege, der noch nicht existiert). Es fällt mir nicht ein, alle solche mir noch erinnerliche Vorspukgeschichten hier aufzuführen. Der verstorbene Dr. Meyn hat vor vielen Jahren einmal eine Veröffentlichung solcher Erscheinungen in den „Itzehoer Nachrichten" angeregt. Es erschienen auch sehr viele Mitteilungen, deren Abdruck durch eine Reihe von Nummern des Blattes hindurchging. Dr. Meyn stellte die Thatsachen zusammen und wollte daraus Schlüsse auf den Charakter solcher voraus sehenden Menschen wie auf die Eigenart unseres Volkes ziehen, das er in dieser Hinsicht mit den Engländern verglich. Resultate wurden aber, soweit ich erinnere, nicht erzielt. Er brach schließlich mit dem Gegenstande ab. — Heutigestags scheint wenig voraus gesehen zu werden, man hört wenigstens fast nie davon; doch habe ich manchen zuverlässigen Mann getroffen, der eigenartige Erlebnisse der Art zu erzählen wußte. Ein mir unvergeßlicher Fall möge doch hier Platz finden, ohne jegliche weitere Bemerkung: Es mag um das Jahr 1840 gewesen

sein. Wir wohnten damals südwestlich von Schleswig, in dem Dorfe Hüsby, und hatten die eine Wiese in der Nähe des Schlosses Gottorf. Der Weg dahin führte durch eine kleine Hölzung, das sogen. „Pulverholz," das jetzt verschwunden ist. An einem Sommertage fahren Vater und der Knecht nach der Mittagspause auf diese Wiese zu irgend einer landwirtschaftlichen Arbeit. Als sie eben in die Hölzung gekommen waren, wird Vater durch ein dicht hinter ihnen entstehendes ungewöhnliches Geräusch aufmerksam gemacht. Im Umsehen gewahrt er einen eigenartigen dunkeln Gegenstand, der unten Feuer zeigt und nach oben Rauch ausstößt. Eine dichte Rauchwolke steigt hier empor, und Geräusch und alles ist vorbei. Der Knecht, auf dem Wagen eingeschlafen, erwacht langsam auf Zurufen, sieht aber nichts. Nach Feierabend erzählte Vater diese merkwürdige Erscheinung, und bei Besuchen der Nachbarn pflegte er sie oftmals zu wiederholen. Dabei beschrieb er stets Richtung und Örtlichkeiten so genau, daß mir, der ich damals ein Knabe von etwa 9 Jahren war, die Thatsache unvergeßlich eingeprägt wurde. Als nun im Jahre 1869 die Schleswigsche Eisenbahn umgelegt und der Stadt Schleswig näher gebracht wurde, kamen die Schienen dort zu liegen, wo der geräuschvolle Gegenstand entlang gezogen war, und der Schleswigsche Bahnhof (Staatsbahnhof, da, wo die Erscheinung verschwand. So oft ich seitdem jene Strecke passiere, muß ich unwillkürlich mich jener Thatsache erinnern. (Ich bemerke noch, daß 1840 in der Gegend an eine Eisenbahn nicht gedacht wurde, Zeitungen wenig oder garnicht gelesen wurden und viele Leute nicht einmal von einer Eisenbahn eine Vorstellung hatten. Vater las keine Zeitung, kannte Jahre nachher noch keine Eisenbahn, war im übrigen in übersinnlichen Dingen sehr vorurteilsfrei.)

Flensburg. J. Callsen.

Einige kleine Tiergeschichten.

Bei einem Besuche teilte mir mein Schwager, der Forstbeamter und aufmerksamer Beobachter des Tierlebens ist, folgende Vorkommnisse mit:

1. Das Lauf-Exercise des Damwildes. Als ich einst durch das Gehege „Klippen" schritt, bemerkte ich in einem lichten Stangenholz sechs Alttiere (Hirschkühe, die schon gesetzt haben, zum Unterschiede von den Schmaltieren, bei denen dies nicht der Fall war), die ihre Kälber bei sich hatten. Eine der Mütter näherte sich ihrem Sprößling und gab ihm mit der Schnauze einige leichte Stöße in die Seite, so daß er zum Laufen veranlaßt wurde. Das Kalb lief in einem kleinen Kreise mehrmals um die Gruppe der versammelten Tiere, wobei es ohne irgend eine äußere Veranlassung die drolligsten Sprünge und Sätze machte. Nach einiger Zeit trat das Tier ihm in den Weg und gebot gewissermaßen Halt. Sofort trieb eine zweite Kuh ihr Kalb zum Lauf an, und dieses Treiben dauerte so lange, bis alle Jungen an die Reihe gekommen waren. Das ganze Rudel zog sich darauf langsam ins Dickicht zurück.

2. Das Sprechen der Tiere. „Es ist keinem Zweifel unterworfen," erzählte er mir auf meine Frage, „daß die Tiere imstande sind, ihre verschiedenen Empfindungen durch wesentlich verschiedene Töne so kundgeben zu können, daß sie nicht nur von den Individuen ihrer Gattung verstanden werden, sondern auch der Mensch, nach einiger Übung, genau die Paarungs-, die Klage- und Freudenrufe unterscheiden kann. Nur zwei Beispiele. Als ich im verflossenen Winter nach der Futterhütte des Damwilds ging, um Hafer in die Krippen schütten zu lassen, näherten sich zwei Rotkehlchen, die ein paar verschüttete Körner auflasen. Offenbar erfreut über den Fund ließen sie ein eigentümliches, schrilles Piepsen hören, infolgedessen eine ganze Schar kleiner Vögel, als Rotkehlchen, Rotschwänzchen, Schwarzkäppel, Binsensänger, Zaunkönige und Sperlinge, heranflog, um an dem reichlichen Mahle mit lautem Gezwitscher teilzunehmen. – Ein anderes Mal verfolgte ein Drosselpaar ein Eichhörnchen, das ihr Gelege aus dem Neste stehlen wollte, mit zwitscherndem Wutgeschrei. Vier Schwarzdrosseln eilten zur Hülfe, und alle sechs Vögel setzten dem fuchsroten Räuber mit Schnabelhieben und Flügelschlägen dermaßen zu, daß er unter schmerzlichem Pfeifen von Baum zu Baum flüchtete, um seine Schlupfhöhle zu erreichen."

Reinfeld i. H. J. Ebert.

Aus der Insektenwelt.

1. Mit der Post erhielt ich eines Tages von Föhr einen Totenkopf (Acherontia Atropus) lebend in einer Schachtel. Später wurde mir ein besser erhaltener von meinem Schwager aus der Gegend an der Treene (unweit Jübek) gebracht. Das sind die einzigen zwei lebenden Exemplare, die ich je gesehen. — Einmal fand ich in der Nähe der Stadt auf Kartoffeln eine Raupe dieses Schmetterlings, die durch ihr bekanntes eigentümliches Geschrei beim Anfassen auffiel. Mein Schwager fand ebenfalls einige solche Raupen. Wir beide brachten sie zum Verpuppen, aber alle Puppen starben.[1])

[1]) Eine Raupe ist mir von einer Schülerin gebracht; sie war auf einem Kartoffelfeld in der Nähe Kiels gefunden, weitere Nachforschungen an der Fundstelle seitens unsers Mitarbeiters H. T. Peters waren erfolglos. Dannmeier.

2. Ein Landmann in Angeln schaufelte Kies auf dem Wege. Da fliegt ihm ein Trauermantel (Vanessa Antiopa) vorbei. Er schlägt das Tier rasch mit seiner Schaufel herunter und bringt es fast unbeschädigt nach Hause. — Jahre nachher wurden mir zwei Exemplare von der Gegend der Treenė gebracht. Lebend habe ich den Schmetterling nie gefunden.

3. Auf einer botanischen Exkursion fand ich auf Silge (Selinum Carvifolia) Raupen vom Schwalbenschwanz (Papilio Machaon). Ich nahm sie mit, brachte sie zum Verpuppen und erhielt so den Schmetterling. Puppen habe ich nicht mehr gefunden, den Schmetterling ein paarmal gesehen, aber nicht fangen können.

4. Ein Arbeitsmann brachte mir aus Angeln ein in Sprit gelegtes Insekt, das er als „Moorkrebs“ bezeichnete, weil er es beim Arbeiten im Moor ergriffen hatte. Es war eine Maulwurfsgrille (Grillotalpa vulgaris). Ich ließ mir die Gegend angeben, besuchte gelegentlich die Stätte und fand eine moorige Wiesenpartie am Walde, arg von diesem Tiere zerwühlt. In den zahlreichen aufgewühlten Haufen fing ich mehrere alte und junge Exemplare. Nach etwa 20 Jahren suchte ich den Platz wieder auf, fand ihn ausgetrocknet, gepflügt und besäet. Die Grillen waren fort. Ich habe keine mehr gefunden.[1])

Flensburg. J. Callsen.

Aus der Pflanzenwelt.

9. Im August 1874 gehe ich mit meinem Schwager, von einer Exkursion zurückkehrend, von der Kupfermühle bei Flensburg nach der Chaussee hinaus. Während des Gesprächs stoße ich im Waldwege mit dem Fuß an einen in den Steig etwas vorspringenden Baum und sehe hier am Fuße des Baumes ein paar Exemplare einer blattlosen, blühenden, mir bis dahin unbekannten Pflanze. Es war der Weidenbart (Epipogon aphyllus), eine hier zu Lande seltene Orchidee. Mein Fuß hatte die spröden Dinger abgestoßen, und ich nahm sie mit. Erst 1876 oder 1877 fand ich, aber auf der entgegengesetzten Seite des Weges, wieder 1 oder 2 Exemplare. Die ließ ich stehen, habe aber seitdem nichts wieder finden können.

10. Das echte Veilchen (Viola odorata) suchte ich vor 40 Jahren in Angeln und der Umgegend von Flensburg im Felde immer vergeblich. Meine ersten Exemplare fand ich bei Schleswig. Seit mehreren Jahren zeigen sich hier bei Flensburg immer mehr Standorte, die von Jahr zu Jahr zahlreicher mit dieser lieblichen Frühlingspflanze besetzt sind. Sie muß sich hier recht vermehrt haben.

11. Bemerkenswert ist es, wie stark in den letzten Jahrzehnten einzelne Farne verschwinden. Teils mag die Liebhaberei der Gartenbesitzer und Gärtner dazu beitragen, großenteils aber wohl die Kultur. So war früher der Königsfarn (Ormunda regalis) in der Gegend bei der Flensburger Marienhölzung an mehreren Stellen vorhanden, jetzt ist längst keine Spur mehr davon. Bei Glücksburg war der Farn häufiger, nimmt aber dort auch stark ab. — Ebenso ist die Mondraute (Botrychium Lunaria) hier umher nicht mehr zu finden, die Natterzunge (Ophio glossum) und das Pillenkraut (Piluloria), scheinen auch von der Kultur vertrieben zu sein.

Flensburg. J. Callsen.

Dr. W. Martens, Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk. 3 Teile in 1 Bd. IX und 238, 160 u. 294 S. Hannover. Manz & Lange. Preis 8 M.

Das Buch giebt, was der Verfasser im Vorwort verspricht, eine auf dem Boden der neueren Forschung stehende, knappe Zusammenfassung des geschichtlichen Stoffes. Trotz der Kürze der Darstellung habe ich gerne in dem Buche gelesen; es ist interessant, weil der Verfasser mit gutem Erfolge dahin strebt, für die geschichtlichen Ereignisse Verständnis zu wecken. Unter den kürzeren, mir bekannten Darstellungen der Weltgeschichte ist es mir lieb geworden. D.

Umfrage betreffend Jugend- und Volksspiele. Rektor Rieper, Holtenauerstraße 132 in Kiel bittet um Mitteilungen über die Pflege der Jugend- und Volksspiele in Schleswig-Holstein. Jede auch kurze Mitteilung wird mit Dank entgegengenommen. Herr Rieper wird auf dem vom 21. bis 27. Juni in Kiel stattfindenden Jugendspielkursus über die Jugendspielbewegung besonders in Schleswig-Holstein sprechen. Ich schließe die Bitte um Mitteilungen über Mädchenspiele nochmal wieder an. Dannmeier.

[1]) In welchen Gegenden unsers Vereinsgebiets kommt das Tier vor?
Dannmeier.

Anzeigen.

Die Leser der „Heimat" werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „Heimat" gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat"

bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pfg. Bei Wiederholung kann der Preis ermäßigt werden.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 6 u. 7. Juni–Juli 1896.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in Heften von 1–1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.
Herausgeber: H. Dannmeier, Rektor in Kiel, Knooperweg 140 a.

Inhalt:

Eine Mitteilung über die General-Versammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde wird das August-Heft bringen.

Dannmeier.

Über unsere Brombeeren.

Von **F. Erichsen**-Hamburg, St. Pauli, Jägerstraße 52.

Eine der interessantesten, aber auch schwierigsten Pflanzengattungen unserer Heimat ist die der Brombeeren. Den Systematikern der alten Schule waren sie ein wahres Kreuz, durch das sie auf das eindringlichste daran erinnert wurden, daß die Natur nun einmal nicht für die Bequemlichkeit der Systematiker geschaffen ist. Man half sich lange Zeit dadurch, daß man die zahlreichen Formen zu einer Sammelart, dem Rubus fruticosus L., vereinigte, froh, sie in einem Fache untergebracht zu haben. Aber auch in der Gegenwart vernachlässigen viele, sonst eifrige Freunde der Botanik, das Studium dieser Gattung, obgleich in das Chaos unserer deutschen Brombeerformen längst durch die Arbeiten verdienstvoller Batologen, wie: Weihe, Nees von Esenbeck, Focke u. a. m. Ordnung gebracht worden ist. Diese Abneigung beruht z. T. auf den allerdings vorhandenen Schwierigkeiten, auf die man beim Studium der Brombeeren stößt, z. T. ist sie aber auch wohl Tradition. Denn nach den Erfahrungen, die der Unterzeichnete an sich selbst gemacht hat, eignet sich der angehende Botaniker einen großen, wenn nicht den größten Teil seiner Pflanzenkenntnis durch Vermittlung eines Lehrers, auf gemeinschaftlichen Exkursionen 2c. an und da gewöhnt er sich bald, da seinen Lehrern oder Führern die Brombeeren fast immer eine terra incognita sind und seine eigenen etwaigen Bestimmungsversuche anfänglich zu keinem Resultate führen, den Brombeeren höchstens zur Zeit der Fruchtreife einiges Interesse zu gönnen, sonst aber sie mit Verachtung zu strafen.

Schon vor mehreren Jahren hat Herr v. Fischer-Benzon im Monatsblatt für Gartenbau (Nr. 1, 1890) Interesse für unsere Rubi zu erwecken versucht. Noch immer aber finden sie nicht die Beachtung, die sie verdienen, und ein erneuter Versuch in diesem Blatte, zum Studium derselben anzuregen, erscheint mir deshalb keineswegs überflüssig.

Man überwinde also die traditionelle Abneigung, und bei einiger Ausdauer wird der Erfolg nicht ausbleiben. Gerade der Reichtum an Formen und Kreuzungen und die Schwierigkeit, diese richtig zu erkennen, geben dem Studium derselben einen eigenen Reiz. Da außerdem nur wenige sich mit ihnen beschäftigen, und viele Teile der Provinz noch ungenügend oder garnicht durchforscht sind, so ergiebt sich die Möglichkeit, wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Formen und ihrer Verbreitung liefern zu können, was bei unserer übrigen ziemlich genau bekannten Phanerogamenflora weit schwieriger ist.

Im letzten Jahrzehnt ist für die Erforschung der Brombeerflora unserer Provinz viel gethan worden. Unter dem Titel: Rubi exsiccati Daniae et Slesvigiae haben K. Friederichsen und O. Gelert in 3 Mappen eine vorzügliche Mustersammlung getrockneter Brombeeren herausgegeben. Nur wenige in Holstein vorkommende Arten fehlen dieser Sammlung. Ferner hat E. H. L. Krause in Prahls kritischer Flora der Provinz Schleswig-Holstein die Rubi bearbeitet. Der erste Teil, die Schul- und Exkursionsflora enthält eine brauchbare Bestimmungstabelle, der zweite Teil eine ausführliche Bearbeitung, welche sich auch auf die Brombeerflora der benachbarten Gebiete erstreckt und so einen sehr erwünschten Überblick über die Verbreitung unserer Arten gewährt. Zu empfehlen ist auch die von W. O. Focke stammende Bestimmungstabelle in Potoniés illustrierter Flora von Nord- und Mitteldeutschland. Nach Krause kommen im Gebiet 38 Arten und noch weit mehr Bastarde und Formen vor; doch ist diese Angabe sicher nur eine vorläufige. Eine Aufzählung und Beschreibung derselben zu geben, würde zu weit führen, es sei hier nur auf die obengenannte Arbeit Krauses verwiesen. Demjenigen, der sich mit den Bombeeren zu beschäftigen wünscht, dürften jedoch einige Winke, die zur Erleichterung seines Vorhabens dienen können, von Nutzen sein.

Die größte Schwierigkeit bereitet die große Neigung der Brombeeren, untereinander Bastarde zu bilden. Diese sind recht häufig, und wenn der Anfänger unglücklicherweise an einen solchen gerät, so führen natürlich seine Bestimmungsversuche nur selten zu einem Resultat. Zum Glück ist er imstande, eine große Gruppe dieser Bastarde, die, so verschieden sie untereinander sind, doch leicht erkennbare, gemeinschaftliche Merkmale besitzen, von vornherein beim Sammeln auszuscheiden. Es sind die Bastarde, die der Rubus caesius L., die durch blaubereifte Früchte sich auszeichnende Kratzbeere, seltener der Rubus Idaeus L., die Himbeere, mit den übrigen Arten bilden. Sie sind gerade in Schleswig-Holstein überaus häufig und dominieren oft in unseren Knicks. Sie eröffnen mit oft auffallend großen Blüten in schwachen Blütenständen den Reigen der blühenden Arten. Die Früchte schlagen meist fehl, dennoch breiten

sie sich mit Hülfe ihrer Schößlinge aufs üppigste aus. Der Schößling ist nie scharfkantig, sondern rundlich und schwach bereift. Das Hauptmerkmal sind jedoch die fast immer sitzenden seitlichen Blättchen der Schößlingsblätter. Man bezeichnet diese ganze Gruppe als Rubi corilifolii, d. h. haselblättrige.

Läßt er diese Corylifolii anfänglich unberücksichtigt, so wird es dem Anfänger bald gelingen, unter den Brombeeren seiner Gegend oft sehr von einander verschiedene und in ihren Merkmalen konstant bleibende Formen zu unterscheiden; und je mehr sich sein Blick für die unterscheidenden Merkmale schärft, desto mehr gut begrenzte Formen werden sich aus der ihm anfänglich unentwirrbar erscheinenden Formenmenge herausheben.

Natürlich ist es notwendig, daß er sich von den ihm auffallenden Formen behufs genauerer Untersuchung im Hause charakteristisches Material mitnimmt. Dasselbe muß stets nicht bloß in einem möglichst vollentwickelten Blütenzweig, sondern auch in Teilen des Schößlings mit den daransitzenden Schößlingsblättern bestehen. Dabei hat der Anfänger darauf zu achten, daß er beides von derselben Pflanze bekommt und nicht zu den Blütenzweigen Teile eines fremden Schößlings schneidet. Besonders in Knicks und Feldwegen, wo sich oft die verschiedensten Arten zu dichten Gestrüppen vereinigen, ist diese Gefahr nicht gering. Um später Vergleiche anstellen zu können und die in einem Sommer gewonnenen Kenntnisse bis zum nächsten Sommer nicht einbüßen zu müssen, ist es ratsam, das mitgebrachte Material zu trocknen und natürlich mit den nötigen Notizen zu versehen. Außerdem ist es notwendig oder doch von großem Nutzen, wenn der Sammler sich den Ort, wo er eine interessante Form fand, nötigenfalls mit Hülfe einer einfachen Bleistiftskizze genau merkt. Ohne Anwendung dieses Hülfsmittels ist es oft, besonders in den an Brombeeren so ergiebigen Feldwegen, den sogenannten Reddern, die ganz unregelmäßig verlaufen und sich vielfach verzweigen, sehr schwierig, nach Jahren noch einen Fundort wiederzufinden. Zur genauen Kenntnis einer Art trägt noch wesentlich bei, wenn der Sammler die zur Blütezeit beobachtete Pflanze zur Fruchtzeit wieder aufsucht. Der Habitus dieser Art ist um diese Zeit meistens am schärfsten ausgeprägt.

Wer also Zeit und Lust hat, einen dankenswerten Beitrag zur Kenntnis unserer heimischen Flora zu liefern, und etwas Mühe nicht scheut, der möge seine Aufmerksamkeit den Brombeeren zuwenden, für deren Studium die günstigste Zeit gerade bevorsteht. Sollte dieser oder jener, durch diese Ausführungen dazu veranlaßt, auf Schwierigkeiten stoßen, so ist der Verfasser gerne bereit, weitere Winke bezüglich des Sammelns zu geben, sowie das gesammelte Material durchzusehen und zu bestimmen.

Neue Mitglieder.

1. Follmer, Lehrer, Windbergen.
2. Horst, Kunstmaler, Hamburg.
3. Klüver, Seminarist, Hadersleben.
4. Kock, Buchhandlung, Kappeln.
5. Kolster, Briefträger, Kl.-Flottbek.
6. Matthiessen, Seminarist, Eckernförde.
7. Pädagogischer Verein für Brunsbüttel und Umgegend.
8. Ruppert, Lehrer, Schuby b. Eckernförde.

Der Schriftführer:
Th. Doormann, Lehrer, Ringstraße 86.

Anzeigen.

Die Leser der „Heimat" werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „Heimat" gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat"

bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 8. August 1896.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.
Herausgeber: H. Dannmeier, Rektor in Kiel, Knooperweg 140 a.

Inhalt:

Für die diesjährige

General-Versammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde u. s. w.

hat der Vorstand den **3. Oktober** und als Versammlungsort **Kiel** in Aussicht genommen. Der Vorstand wird versuchen, den Teilnehmern der Versammlung unter sachkundiger Führung das neugeordnete Thaulow-Museum, das Schleswig-Holsteinische Museum vaterländischer Altertümer, das Zoologische Institut und das Mineralogische Institut zugänglich zu machen. Sollte, wie der Vorstand hofft, die Provinzial-Ausstellung noch geöffnet sein, so ist ein Besuch derselben in Aussicht genommen, wobei das Landeskundliche in derselben und die Landeskunstausstellung besonders zu beachten wären. Die Tagesordnung wird das September-Heft enthalten.

J. A.: Dannmeier.

Berichtigungen.

In der vorigen Nummer der „Heimat" befindet sich ein von Pastor Gleiß in Westerland verfaßter Artikel über den Gut-Templer-Orden, welcher durch die tendenziöse Art der Darstellung wie durch die wesentlichen Unrichtigkeiten ein ungünstiges Licht auf den genannten Verein wirft. Es mögen daher ein paar kurze berichtigende Bemerkungen hier Platz finden. Der Verfasser tadelt den Orden zunächst in religiöser Beziehung, indem er einleitend hervorhebt, daß zu wünschen wäre, „daß er sich mehr und mehr in Art und Sitte unserer Kirche einlebe." In demselben Sinne deutet er sodann die unbedeutende und in jeder Hinsicht völlig harmlose Thatsache, daß während der diesjährigen Großlogenversammlung in Flensburg das Festkomitee für den Sonntagvormittag einen Ausflug nach der Marienhölzung auf das Programm gesetzt hatte. Wie haltlos derartige, unbegreiflicherweise immer wiederkehrende Anschuldigungen sind, geht schon daraus hervor, daß der Orden eine *soziale* Vereinigung bildet und in allen Fragen partei-religiöser Art sich durchaus neutral verhält. Daß er aber in keiner Weise religionsfeindlich auftritt, zeigt sich wohl am besten darin, daß beispielsweise jene vorhin genannte Versammlung mit einem Gebet eröffnet wurde. Sodann läßt Herr Pastor Gleiß den Orden sagen: „Ein Mäßigkeitsapostel schadet uns mehr als alle Bierbrauer Deutschlands zusammen. Der Alkohol in jeder Form gehört wie andere Gifte in die Apotheken, und es giebt keinen erlaubten mäßigen Gebrauch

dieses Giftes, auch nicht beim Abendmahl." Das ist einfach nicht wahr. Der Verfasser hätte das auch besser wissen **können**, da er jahrelang mit Guttemplern zusammenlebte, und besser wissen **müssen**, da diese Frage ihn als Geistlichen besonders interessierte und er den betreffenden Aufsatz für eine wichtige Festschrift verfaßte. Es steht ausdrücklich im Ordensstatut, daß der Weingenuß den Ordensmitgliedern zu rituellen Zwecken gestattet ist. Gegenteiliges hat nie bestanden. Ebenso hat der Orden nirgends die unsinnige Behauptung ausgesprochen, daß ein Mäßigkeitsapostel verderblicher wirke als alle Bierbrauer zusammengenommen. Es sind das zum mindesten höchst leichtfertige Beschuldigungen. Es ist aber sehr befremdlich, daß der Guttempler-Orden, der anerkanntermaßen in unserer Provinz mehr und mehr eine segensreiche Wirksamkeit zu entfalten beginnt, sich bis dahin noch so wenig der Sympathie unserer Geistlichen zu erfreuen hat.

Kiel, Walkerdamm 9. J. Petersen.

Im Juli- und August-Heft des 4. Jahrgangs der „Heimat" (1894) ist in dem „dritten Jahresbericht über die Thätigkeit des Botanischen Vereins zu Hamburg" von J. Schmidt (S. 183) angegeben, daß ich Drosera obovata M. u. K. im Meimersdorfer Moor nachgewiesen habe. Diese Notiz ist falsch. Auf dem genannten Moor kommt nur Drosera rotundifolia L., nicht aber Dr. anglica Huds. und also auch nicht der Bastard Dr. obovata M. u. K. vor.

E. Ohl, Lehrer.

Gaarden.

Im April-Heft der „Heimat" 1896 ist auf S. 74 ein grober Fehler durch mein Verschulden veröffentlicht. Es muß dort in der untersten Zeile heißen: — — „dessen Autoren am Ende des **10.** Jahrhunderts und 1003—1085 n. Chr. lebten[illegible]

[illegible]ebke.

Bargteheide.

Mitteilungen.

Aus der Tierwelt.

1. Der Totenkopf — Acherontia Atropus — ist hier bei Kiel als Raupe gefunden worden. Ich habe den Schmetterling nicht gefunden, erhielt nur einmal ein Exemplar von einem Schüler aus Southampton unter dem Namen „Todeskopf." Die Raupe habe ich gesehen auf Kartoffelfeld bei Delve in Norderdithmarschen; bei Eutin soll sie auch vorgekommen sein. Diesen Sommer (1896) ist die Raupe zu Grasholz bei Eckernförde gefunden; dieselbe hat sich verpuppt. Zu Schönkirchen sind zwei Raupen gefangen, die sich ebenfalls verpuppt haben.

2. Trauermantel — Vanessa Antiopa. — Bei Kiel im Viehburger Gehölz fand ich einmal einen Flügel; ich habe ihn fliegend gesehen bei Süderstapel und zu Rantzau bei Lütjenburg, gefangen habe ich ihn nicht.

3. Schwalbenschwanz — Papilio Machaon. Nach meiner Beobachtung kommt derselbe häufiger vor; ich habe ihn etwa ein Dutzend Mal gefangen, die meisten auf dem Meimersdorfer Moor in der Nähe von Kiel, einmal unterhalb Voßbrook am Ufer des Kieler Hafens. Gesehen habe ich ihn noch zu Kieler Kamp zwischen Nettelsee und Stolpe, sowie bei Niendorf an der Ostsee. P. Podalirius sah ich diesen Sommer zu Niendorf an der Ostsee; ich verfolgte denselben, konnte ihn aber nicht erwischen.

4. Sphinx Nerii — der Oleanderschwärmer —, wurde vor einigen Jahren auf einem Blumenbeet vor dem Gymnasium in Kiel lebend gefangen.

5. Die Maulwurfsgrille — Gryllotalpa vulgaris — habe ich gefunden auf einem sandig-moorigen Boden eben nördlich der Schwentinemündung und auf einer Hasseer Koppel unten am Drecksee. Ob sie noch jetzt daselbst vorkommt, ist mir nicht bekannt.

6. Die Wanderheuschrecke — Pachytylus migratorius — ist von mir zweimal gefangen, zu Neumühlen an der Schwentine und am Schulensee; ein drittes Exemplar sah ich bei einem Schüler, das auch in der Nähe von Kiel gefangen war.

F.

Kiel.

Aus der Pflanzenwelt.

Riccia natans bei Kiel. Bereits vor etwa 4 Jahren fand ich auf einem entomologischen Spaziergange in hiesiger Umgegend in einer mit Wasser gefüllten Torfgrube eine mir fremde Pflanze, die gleich unseren Lemna-Arten an der Oberfläche des Wassers schwamm. Im ersten Augenblick sie wirklich für eine solche haltend, fiel mir doch auf, daß die einzelnen Pflänzchen sich stets in einiger Entfernung von den zunächst befindlichen hielten. Bei näherer Untersuchung derselben stellte sich heraus, daß jedes Pflänzchen aus einem vierfach eingeschnittenen Blattkörper bestand, dessen untere Seite mit vielen sternförmig abstehenden, etwa

10 mm langen rauhen Würzelchen versehen war, welche die regelmäßige Entfernung von der Nachbarpflanze bewirkten. Die Pflanze als neu für unsere schleswig-holsteinische Flora haltend, brachte ich sie nach dem hiesigen botanischen Garten. Nach der Äußerung des damaligen Obergärtners daselbst war die Pflanze dort nicht bekannt. Sie wurde in ein Wasserbassin eines der Glashäuser gesetzt und scheint dort, weiter nicht beachtet, eingegangen zu sein, denn es fand sich auf meine spätere Erkundigung von ihr keine Spur. — Im folgenden Jahre beabsichtigte ich dem hiesigen Gymnasiallehrer Herrn Schade meinen Fund zu zeigen. Leider war unser Ausflug vergeblich, denn die Tausende von Pflänzchen waren spurlos verschwunden. Nach 2 weiteren Jahren nun, am 11. Juli d. J., führten mich gleiche Zwecke an denselben Ort, und ich fand zu meiner Freude die ganze Wasserfläche wieder mit der Pflanze bedeckt. Da mir die einschlägigen Werke zur Bestimmung der Art fehlten, brachte ich die Pflanze zu Herrn Schade, der die Güte hatte, meinen Fund zur Bestimmung nach Berlin an Herrn Hennings, den Assistenten des dortigen botanischen Gartens, zu senden. Es erfolgte denn bald von diesem Herrn die Auskunft, daß die Pflanze zu den Lebermoosen gehöre und von Moecheli nach Fr. Ricci in Florenz Riccia natans benannt sei. Es sind von diesem Genus 50 Arten bekannt, von denen neun sich im südlicheren Deutschland finden. Alle sind Landpflanzen, welche an feuchten Orten auf der Erde kriechen; nur die Riccia natans M. schwimmt an der Oberfläche ruhiger Gewässer, und ist einmal von Herrn Hennings in der Provinz gefunden worden. Ihr Vorkommen bei Kiel war nicht bekannt. Die Pflanze ist einjährig und vermehrt sich stark durch Teilung, wie ich an Exemplaren, die ich im Zimmer hielt, beobachtete. Ihre Sporenfrüchte sind im Laube eingesenkt und werden durch Fäulnis der Pflanzen, die im Spätherbst absterben, frei. Es ist durch diesen Umstand das zeitweilige, scheinbar gänzliche Verschwinden der Pflanzen, dessen ich erwähnte, zur Genüge erklärt, wenn angenommen wird, daß die vollkommene Entwicklung der Pflanzen aus den Sporen sich nicht in dem ersten auf das Eingehen der Mutterpflanzen folgenden Sommer vollzieht. Für manchen Pflanzenfreund dürfte es von Interesse sein, die Riccia natans M. als auch unserer Kieler Flora angehörend kennen zu lernen und an ihrem Fundort aufzusuchen. Gern bin ich zu näherem Nachweis bereit.

Kiel, Gerhardstraße 32. H. T. Peters.

Marterkreuz? Im ersten Jahrgang der „Heimat" ist eine von Herrn Dr. Hellwig an die Leser dieser Zeitschrift gerichtete Aufforderung enthalten, von etwaigen Marterkreuzen der „Heimat" Nachricht zu geben, damit Gelegenheit gegeben werde, eine umfassende Darstellung aller derartigen Steine zu bieten. An der Nordseite des Marktplatzes in Tondern, vor einem Wirtshause, finden sich zwei ähnliche Denkmäler, die zu beiden Seiten der Thür an der Giebelseite des Hauses aufgestellt sind. Von diesen Kreuzen ist das rechte etwas höher als das linke; jenes mißt 1,10 m, dieses nur 1,04 m. Die Steine haben eine Breite von 61, eine Dicke von 16 cm. Hinsichtlich der Gestalt sehen beide Steine dem von Herrn Dr. Hellwig abgebildeten Kreuz ähnlich. An der schmalsten Stelle findet sich auf dem rechten Stein die Zahl 15, auf dem linken steht 27. Der obere Teil des Steines ist achtseitig und mit zum Teil bedeutend beschädigten Rosetten verziert. Von figürlichen Darstellungen ist nichts zu finden; jedoch findet sich auf jedem von beiden Kreuzen eine kurze Inschrift, die stellenweise schon vom Zahn der Zeit arg angefressen ist. Auf dem rechten Stein liest man: Jck mog sterven, auf dem linken heißt die Inschrift vielleicht: ewich ick läncke. Über den Grund, weshalb die Steine gesetzt worden sind, habe ich nichts erfahren können.

Tondern, den 13. August 1896. G. Scheer, Seminarist.

Umfrage-Aufforderung.

Nachtwächterlieder. Der biedere Nachtwächter mit Hellebarde, Horn und Laterne ist bald nur mehr — ausgestopft — in den Museen zu finden; die hastende Zeit fegt ihn hinweg, und mit ihm entschwinden auch seine Lieder oder Stundenrufe. Und es liegt doch so viel Poesie und herzinnige Frömmigkeit und bisweilen auch schäkernde Schalkhaftigkeit in den Liedern der Nachtwächter, deren manch einer selbst in dunkler Mitternacht den Kuß der Muse verspürte und auf eigene Faust zu reimen begann, und also wäre es sehr zu bedauern, wenn alle diese Reste meist echter Volksdichtung verloren gingen.

Es ist daher ein sehr verdienstliches Unternehmen des bekannten Volksschriftstellers Professor Josef Wichner in Krems a. D. (Österreich), die noch im Gedächtnisse der Mitwelt lebenden Lieder, Rufe und Sprüche zu sammeln, ehe sie völlig der Vergessenheit anheimfallen. Der Sammler bittet alle jene, die noch solche Lieder im Gedächtnisse bewahren, in erster Linie die Prediger, Lehrer und Gemeindevorstände kleinerer Ortschaften und nicht zuletzt die schriftkundigen Nachtwächter selber, ihm hierbei durch Aufzeichnung und Einsendung der ihnen bekannten Stundenrufe behülflich sein zu wollen.

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat"** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat"** gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat"

bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 9. September 1896.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.
Herausgeber: H. Dannmeier, Rektor in Kiel, Knooperweg 140 a.

Inhalt:

General-Versammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde u. s. w.

Leider muß ich den Lesern die Mitteilung machen, daß die General-Versammlung unsers Vereins am 3. Oktober noch nicht abgehalten werden kann. Herr Prof. Matthaei hier hatte sich bereit erklärt, auf der General-Versammlung einen Vortrag zu halten. Er ist aber zu einer Übung als Reserveoffizier eingezogen gewesen und erst in diesen Tagen aus dem Manöver zurückgekehrt. Es ist ihm daher nicht möglich, am 3. Oktober einen Vortrag zu halten. Die Mitglieder werden durch die bald erscheinende Oktober-Nummer Mitteilung über Zeit und Tagesordnung der Versammlung erhalten. Herr Prof. Matthaei wird dann sprechen über die Beteiligung Schleswig-Holsteins an der Entwicklung der Kunst in den letzten drei Jahrhunderten und persönlich die Teilnehmer durch das Thaulow-Museum und die Kunsthalle führen.

Dannmeier.

Ugley oder Uklei-See?

Über die Schreibung und die Bedeutung des Namens dieses viel besuchten und besungenen holsteinischen Sees herrscht noch nicht überall Klarheit. Geibel z. B. singt von ihm:

> *Von Hügeln dicht umschlossen, geheimnisvoll*
> *Verhüllt in Waldnacht dämmert der Ugleysee u. s. w.*

In der Überschrift zu diesem hübschen Gedicht sagt der Dichter aber kurzweg: Der Ugley. Eine andere Schreibung dieses Namens ist Uckelei, Ukelei, Uklei u. s. w. Was bedeutet dieser Name, und welche Schreibung ist richtig?

Zur Aufklärung mag folgendes dienen:

1. In Brockhaus' Konversationslexikon findet sich für die Fischgattung „Lauben“ (Alburnus lucidus) neben dem Namen Nestling auch die Bezeichnung „Uckelei.“

2. Im „holsteinischen Idiotikon“ von Joh. Fr. Schütze (Hamburg, 1802) wird im 3. Teil der Fisch Cyprinus alburnus L., als ein „in holsteinischen Bächen und Seen gemeiner Fisch“ mit dem niederdeutschen Namen „Leiken“ oder „Ukleiken“ bezeichnet, und letzterer Ausdruck wird dort ausdrücklich als Verkleinerungswort zu dem eigentlichen Namen „Uklei“ angegeben. Letzterer Ausdruck dürfte also wohl den alten Fischnamen in richtiger (niederdeutscher) Schreibung angeben. Aus vorstehender Darlegung ergiebt sich dann zugleich, daß die zuweilen gebrauchte kurze Form „Uklei“ für den betreffenden See nicht genügt, denn „Uklei“ ist nur der alte Name für den Fisch, nach welchem der See einst vom Volke genannt worden ist. Wir besuchen und besingen also nicht den Uklei, sondern den Ukleisee. — Beispiele, daß Seen nach den darin hauptsächlich vorkommenden Fischarten genannt worden sind, finden sich bekanntlich mehrfach.

(Im Anschluß an vorstehende Auskunft möchte ich mir die Anfrage erlauben, ob einer unter den Lesern der „Heimat“ mir vielleicht behülflich sein möchte, den 1. und 2. Teil des „Holsteinischen Idiotikons von Schütze“ antiquarisch billig zu erwerben. Im Buchhandel ist es nicht mehr zu haben.)

Ratzeburg. R. Tepelmann, Rektor.

Erster Bericht des Museums dithmarsischer Altertümer in Meldorf, zugleich ein Festgruß zur Eröffnung des neuen Museums=Gebäudes am 15. Juli 1896. Herausgegeben vom Vorstande des Museums. Meldorf, Verlag des Museums dithmarsischer Altertümer. 1896. Druck von Lütcke u. Wulff, Hamburg.

Es wird sicher die Leser der „Heimat“ interessieren, etwas Genaueres über das dithmarsische Museum in Meldorf zu erfahren. Der von dem Vorstande in Veranlassung der Einweihung des neuen Museums=Gebäudes am 15. Juli d. J. herausgegebene erste Bericht bringt interessante Mitteilungen. Zunächst führt der Herr Landrat Jürgensen aus Meldorf auf 22 Seiten die „Entstehung und seitherige Entwickelung“ des Museums vor. Seit der vom Meldorfer Bürgerverein im Jahre 1872 gegebenen ersten Anregung konnten nur deshalb so erfreuliche Resultate erzielt werden, weil viele Kräfte in patriotischer Hingebung und Opferwilligkeit für den gemeinsamen Zweck zusammen wirkten. In hochherziger Weise hat Seine Majestät der Kaiser für die Veranstaltung der Veröffentlichung des vorstehend genannten Berichtes und für die künstlerische Ausstattung des neuen Museums=Gebäudes 2000 *M.* bewilligt. Sodann haben die Staatsregierung der Provinz, die Kreisvertretungen von Süder= und Norderdithmarschen, die Gemeinden und Sparkassen beider Kreise und nicht zum mindesten die Bevölkerung und die Lehrer durch eine sachkundige Thätigkeit und reiche Gaben die rasche Entwickelung der Museums=Angelegenheit gefördert. Hervorragendes Verdienst um die Sache haben sich der Photograph Claußen und der Lehrer Goos in Meldorf erworben.

In einem zweiten Abschnitt giebt Herr Lehrer Goos auf 56 Seiten eine Beschreibung der wichtigsten Sammlungen, die an und für sich von historischer Bedeutung oder besonders geeignet sind, alte dithmarsische Sitten und Gebräuche zu illustrieren. Zunächst werden Möbel und Holzarbeiten besprochen. Genannt werden die Truhen oder Laden, die Schränke, die Tische, die Stühle, Pesel und Peselteile und andere verschiedene Holzarbeiten — alles von großer kunsthistorischer Bedeutung; es ist vorzugsweise die Renaissance, die an unserm Auge vorübergeführt wird. Blatt= und Pflanzenornamente, Darstellungen aus der biblischen Geschichte, Tugendfiguren, Engelsköpfe u. s. w. fesseln den kunstverständigen Leser. Der spätere Rokokostil ist durch zahlreiche Stühle vertreten. Sodann werden kirchliche Altertümer vorgeführt, die zum Teil über die Reformationszeit zurückreichen und als gotische Kunstarbeiten eine hervorragende Bedeutung haben. In dritter Reihe folgen die Metallarbeiten: Silber, Messing, Zinn, Eisen; darauf die Töpferarbeiten, die Glasmalerei, alte Trinkgeschirre, alte Trachten.

In einem dritten Abschnitt beschreibt Herr Dr. Deneken, Assistent am Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, Marcus Swyns Pesel auf 48 Seiten. Außer einer eingehenden Schilderung des bedeutenden Kunstwertes des Pesels wird die Lebensgeschichte Marcus Swyns, des ersten Landvogtes des im Norderteil nach der Unterwerfung 1559 in drei Teile zerlegten dithmarscher Landes, mitgeteilt, zugleich ein interessantes Stück Kulturgeschichte.

Außer einem Bilde vom neuen Museumsgebäude und von Marcus Swyns Pesel erhöhen zahlreiche bildliche Darstellungen der verschiedensten Gegenstände den Wert des Berichtes in bedeutsamer Weise. Wir haben denselben mit ganz besonderem Interesse gelesen. — Wir beenden unsere Besprechung mit den Worten, mit denen der Herr Landrat Jürgensen seine Darstellung abschließt: „So möge denn das dithmarsische Museum in der neuen Wohnstätte sich zu weiterer Blüte entfalten. Möge ihm die bisher geschenkte Gunst und nicht minder die allseitige Teilnahme der dithmarsischen Bevölkerung bewahrt bleiben. Möge es dazu beitragen, die Liebe zu der heimatlichen Scholle zu stärken und die berechtigte dithmarsische Eigenart dem jungen Geschlecht zu erhalten!“

Hemmingstedt. H. Harder.

Im Banne der Nordsee. Von Eugen Traeger. Kiel: H. Eckardt, 1895. 59 S.; 8⁰. M. 1,00.

In einem Zyklus von wohlgelungenen Gedichten sucht der Verfasser das Mitleid weiterer Kreise für die Leiden der Halligbewohner zu erwecken. Schon seit Jahren hat er sich als beredter Anwalt der Halligen erwiesen, und nunmehr wendet er sich wieder an das gesamte deutsche Vaterland um Hilfe, erinnert an die Erfolge der neueren Zeit und fordert, an die Wiedergewinnung Helgolands anknüpfend, auf, des Meeres rohe Gewalt durch Rettungsbauten vom friedlichen Strande der Halligen fernzuhalten. Das Gedicht „Erster Halligbesuch" erklärt uns, wie der Fremdling ein derartiges Interesse an dem Schicksal der Halligbewohner gewinnen konnte. Im „Seemannsleben" aber entrollt er ein Bild, das auch jedem mitfühlenden Leser zeigt, daß hier geholfen werden muß. Wo aber dieses Urteil ausgesprochen wird, da erhebt sich oft der Einwand: „Warum haben die Halligbewohner sich dort angesiedelt? Warum haben sie nicht, wie die Bewohner der Festlandsköge, sich rechtzeitig zu Deichverbänden vereinigt?" Diese und andere Einwände werden im Schlußgedicht „Auf der Düne" durch den Fremdling erhoben, aber durch einen Greis und ein Weib, als Vertreter der Halligen, widerlegt, und als endlich der Fremdling, von den unverschuldeten Leiden der Friesen überzeugt, auf die rechte Hilfe verweist:

„Hier erntete der Staat noch Millionen,
Wenn er den ersten Spatenstich gethan,"

da hat er der tief im Herzen der Inselbewohner gehegten Hoffnung Ausdruck verliehen und geht fort, um die Kunde von dem Elend der Halligen ins deutsche Land zu tragen. Die Hoffnung ist jetzt zur Wirklichkeit geworden; die Arbeiten zur Sicherung der Halligen haben ihren Anfang genommen. Möchten die Erfolge derselben dazu spornen, die den Angriffen der Nordsee geöffneten Thore (durch zielbewußte, die Sicherung und allmähliche Gewinnung des ganzen Wattengebietes bezweckende Dammbauten nach den Plänen Ludwig Meyns) zu schließen.

A. P. Lorenzen.

Mitteilungen.

Aus der Tierwelt.

Als ich vorigen Sommer in den Ferien zu Hause bei meinen Eltern weilte, mußte ich eines Tages bei dem Hafer arbeiten. Da fand ich zwischen den aufgerichteten Garben einen lebenden Trauermantel, vollkommen unbeschädigt. Ich nahm an, daß er sich vor dem eingetretenen Regen hierher geflüchtet hatte. Einige Tage später unternahm ich eine Spaziertour von Böken nach dem Dorfe Wasbeck bei Neumünster. Mein Weg führte durch eine Heidegegend, die stellenweise mit Tannenhölzungen bedeckt war. Hier kreuzten zwei Trauermantel fortwährend meinen Weg. Trotz aller Anstrengung konnte ich sie nicht greifen. Auf dem Wege von Innien nach Nortorf habe ich ebenfalls ein Exemplar gefunden. — In derselben Gegend fand ich eine Raupe vom Schwalbenschwanz. — Auch habe ich dort Gelegenheit gehabt, die Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris) zu finden. — Der Totenkopf wurde als Raupe von einem meiner Kollegen bei Eckernförde gefunden. Er hatte deren zwei und hat sie zum Verpuppen gebracht. Da er bald danach fortzog, habe ich nicht erfahren, ob er den Schmetterling erhalten hat. — Die Wanderheuschrecke (Pachytylus migratorius) ist mehrfach gefangen auf dem Wege von Eckernförde nach Altenhof. — Dieser Tage schoß ein Förster hier in der Nähe eine weiße Schwalbe. Leider war sie ganz zerschossen.

Hof Möglin bei Bovenau. Böde, Seminarist.

Im Jahre 1892 hielt ich mich längere Zeit im Bade zu Niendorf an der Ostsee auf. Niendorf liegt mit den meisten Hôtels auf einer Düne, die nach der Wasserseite von einer Felsenmauer geschützt ist. Auf der Landseite ist die Düne durch Anpflanzung der strauchartigen Ölweide — Elaeagnus latifolia L. — gedämpft. Bei meiner Ankunft daselbst — Mitte Juli — war es längere Zeit trocken gewesen, und Blätter und Sprossen der genannten Pflanze waren mit Marienkäfern — Coccinellen — besetzt. Tausende von diesen Tieren saßen hier ruhig und nur wenige krochen bei Tage auf den Blättern herum. Bei Seewind und namentlich nachts mußte wohl ein feiner Niederschlag aus der feuchten Seeluft sich auf den Blättern der Pflanze absetzen, welcher durch den ausströmenden Duft der Pflanze zu einem Nahrungsmittel für die Käfer wurde. Außer allen bekannten Arten fing ich auch Coccinella ocellata L. in einem Exemplar, ein zweites entwischte mir. Als später Westwind eintrat mit Regen, waren in einer Nacht sämtliche Käfer verschwunden.

Kiel. Fack.

Anzeigen.

Die Leser der „Heimat" werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „Heimat" gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat"

bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 10. Oktober 1896.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.

Herausgeber: H. Dannmeier, Rektor in Kiel, Knooperweg 140 a.

Inhalt:

General-Versammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Sonnabend, den 14. November 1896,

im Innungshause „Harmonie“ in Kiel.

Tagesordnung:

I. Besichtigung des Thaulow-Museums und ev. der Schleswig-Holsteinischen Kunsthalle unter Führung des Herrn Professor Matthaei (nachmittags 2 Uhr).

II. Versammlung im Innungshause „Harmonie,“ Faulstraße (nachmittags 4 Uhr).

1. Vereinsangelegenheiten: Rechnungsablage. Wahl eines Herausgebers der „Heimat“ an Stelle des auf seinen Wunsch ausscheidenden Rektors Dannmeier. Wahl zweier Vorstandsmitglieder. Wahl eines Revisors.
2. Vortrag des Herrn Professor Matthaei: „Die Beteiligung Schleswig-Holsteins an der Pflege der bildenden Kunst.“
3. *Geselliges Beisammensein in der „Harmonie.“*

Alle, die sich für die Kunde unserer Heimat interessieren, auch Nichtmitglieder, sind herzlich willkommen.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Weil durch meine Schule, meine Kinder und noch einige andere Angelegenheiten meine Zeit und Kraft im letzten Jahre so in Anspruch genommen sind, daß ich der „Heimat“ nicht die Zeit und Arbeit zuwenden konnte, die im Interesse der Vereinsbestrebungen erforderlich ist, so muß ich den Verein für Natur- und Landeskunde bitten, mich aus der Stellung als Herausgeber der „Heimat“ mit Schluß des laufenden Jahres zu entlassen.

H. Dannmeier.

Franciscus de Tessen-Wesierski, Lic. s. theol., **De tribus episcopis Slesvicensium a sede condita primis.** Paderbornae. Apud Ferdinandum Schoeningh. MDCCCLXXXXV. IV, 80 S.; 8°. — 0,80 *M.*

Wie schon der Name des Verlegers andeutet und aus dem Schriftchen selbst unzweifelhaft hervorgeht, haben wir es mit der Arbeit eines katholischen Verfassers zu thun.

Derselbe hat sich zur Aufgabe gemacht, die verschiedenen Angaben über Namen und Regierungszeit der drei ersten schleswigschen Bischöfe auf's neue zu untersuchen und in dieser wegen der Beschaffenheit der Quellen höchst schwierigen Frage zu einem gewissen Abschluß zu kommen. In der Einleitung weist er auf die frühere merkantile Bedeutung Schleswigs hin, welche für Ansgar Veranlassung wurde, diese Stadt zum Mittelpunkt seiner dänischen Mission zu machen und später bei der Errichtung der Suffraganbistümer den Blick Adaldags vor allem auf diesen Ort lenkte. Die Untersuchung über die Gründung des Bistums Schleswig, welche im Anfang des ersten Teils »de Horedo ep.« geführt wird, gelangt zu dem Resultat, daß die auf Initiative Otto d. Gr. und des Erzbischofs Adeldag von Bremen zurückgehende Errichtung dieses Bistums mit dem Jahre 948 abgeschlossen gewesen sei und in demselben Jahre auch der erste Bischof sein Amt angetreten habe. Am 7. Juni des genannten Jahres waren die Bischöfe von Schleswig, Ripen und Aarhus in Ingelheim. Über den Namen des ersten Bischofs gehen die Angaben der Quellen weit auseinander, der Verfasser entscheidet sich für Hored. Das Ende der Regierungszeit desselben zu bestimmen, fehlt jeder Anhalt, nur Horeds Todestag ist überliefert. — Der zweite Abschnitt „de Marcone ep." verbreitet sich über das Verhältnis der Bistümer Schleswig und Oldenburg. Helmold berichtet nämlich (Chron. Slav. I cap. 12), daß Kaiser Otto den Marco zum (ersten) Bischof von Oldenburg machte und neben andern Gegenden auch die Stadt Schleswig seiner Fürsorge anvertraute. Thatsächlich verhielt es sich aber umgekehrt. Marco, über den wir auch aus Magdeburger Quellen etwas erfahren, war der zweite Bischof von Schleswig, dem auch Oldenburg unterstand. Wahrscheinlich im Jahre 965 ist die Trennung erfolgt, da, wie berichtet wird, in diesem Jahre der Mönch Egwardus Bischof von Oldenburg wurde. Es ist anzunehmen, daß diese Änderung erst mit dem Ableben Marcos eintrat, sodaß derselbe also etwa bis 965 den Bischofssitz innegehabt hätte. — Der Nachfolger Marcos ist der durch das Gottesurteil bekannte Poppo, über welchen der dritte Abschnitt „de Poppone ep." handelt. Das Jahr seines Amtsantritts läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; 988 scheint er nicht mehr Bischof von Schleswig gewesen zu sein, da in diesem Jahre das Bistum Odense von Schleswig abgezweigt wurde. Nach des Verfassers Meinung hat Poppo, durch die Bedrückungen der heidnischen Dänen veranlaßt, sein Amt niedergelegt; da er aber nach glaubwürdigen Quellen das Jahr 1000 noch erlebt hat, soll der ehemalige Schleswiger Bischof identisch sein mit dem Poppo, der als Bischof von Aarhus genannt wird, während Jörgensen aus dem Bericht des Widukind: »nunc vero religiosam vitam ducens« folgern will, daß Poppo nach seinem Rücktritt in Schleswig Mönch geworden sei.

Preetz. P. Witt.

Mitteilungen.

1. Vor etwa 30 Jahren fand man an der Südseite von Flensburg beim Graben eines Brunnens einzelne Stücke Braunkohle. Proben davon wurden an Dr. Meyn gesandt, der diese Kohle dort als auf sekundärer Lagerstätte sich befindend erklärte, das eigentliche Lager aber müsse am jenseitigen (also nördlichen) Ufer der Föhrde zu suchen sein. Er untersuchte später die Sache, und es fand sich auch bei Kollund (der Stadt gegenüber) ein ziemlich starkes Lager. Es wurden von den Grundbesitzern nun ein paar Bergleute angenommen, welche einen Stollen eintrieben und die Kohlen zu Tage förderten. Diese erwiesen sich als stark erdig und von geringem Brennwert. Die Sache hörte bald auf, und der Stollen ist längst verfallen. Damals wurde in den „Itzehoer Nachrichten" und andern Blättern mehrfach darüber geschrieben, doch möge die Thatsache hier wieder in Erinnerung gebracht werden. Die Braunkohlenformation mit ihrem reichen steinfreien Thonlager, Formsand u. s. w. breitet sich hier an der Flensburger Föhrde ziemlich weit aus. Als vor 2 Jahren das Elektrizitätswerk angelegt wurde, kamen beim Wasserbohren mehrere handgroße Stücke fester Braunkohle (in der Stadt) zu Tage.

2. Der Aufsatz des Herrn Siebke über alte Äcker in Norddeutschland (in Nr. 2—4 d. Bl.) erinnert mich an eine Beobachtung aus meinen Schuljahren. Wir wohnten in den Jahren 1836—42 in Hüsby, eine Stunde südwestlich von Schleswig. Auf dem westlichen Teile der ausgedehnten Feldmark dieses ziemlich großen Dorfes lag damals eine bedeutende Strecke Moor- und Heideland. Die Heide stand hier wohl meterhoch mit fast fingerdicken

Stämmchen. Manch liebes Mal bin ich mit andern Knaben durch diese Heide hindurchgewandelt, meistens um Vogelnester zu suchen. Dabei fiel mir jedesmal auf, wie unter den Büschen der Boden regelmäßige Äcker bildete, die in der Mitte (soweit ich noch erinnere) etwas erhöht waren und noch deutlich erkennbare Furchen zeigten. Diese Erscheinung war auf einer großen Fläche zu beobachten. Alle Fragen über die Ursache dieses Umstandes blieben von den Bewohnern unbeantwortet. — Gegen 30 Jahre später fand ich einen Aufsatz in einer hiesigen Zeitung, welcher dieselbe Thatsache von verschiedenen Gegenden des schleswigschen Landrückens berichtete und auf eine in früherer Zeit stattgefundene starke Entvölkerung des Landes, mutmaßlich auf den schwarzen Tod (1350 ff.) zurückführte. Ob der Verfasser Recht hat? — Als ich vor mehreren Jahren mein altes Heidefeld wieder aufsuchte, wogte dort kräftiges Korn, soweit ich sehen konnte. Anderswo werden wohl auch viele dieser alten Äcker verschwunden, d. h. kultiviert sein.

3. Über den Weihnachtsbaum und dessen Verbreitung in Schleswig-Holstein ist wiederholt in der „Heimat" geschrieben worden. Ich kann nicht unterlassen, noch Folgendes hinzuzufügen: Man bezeichnet die Aufstellung eines Weihnachtsbaumes immer als eine altdeutsche Sitte. Das mag vom Süden gelten, hier im Norden ist die Sitte neu und gegenwärtig wohl noch kaum als allgemein zu bezeichnen. Ich habe in meinen Kinder- und Schuljahren in und außerhalb Angeln gewohnt und gar wenig von dieser Sitte erfahren. Von 1831—35 wohnten wir im westlichen Angeln, von 1835—36 weiter nach Osten; an beiden Orten aber gab's keinen Weihnachtsbaum. Von 1836—42 lebten wir südwestlich von Schleswig in einem großen Dorfe, wo ich die ersten 5 Jahre in die Schule ging. Ich habe dort weder einen Weihnachtsbaum gesehen, noch je von einem solchen gehört, oder ihn in einem Bilde gesehen (denn wie wenig Bilder sahen wir Kinder damals!). Von 1842—45 wohnten wir wieder in Angeln, im selben Dorfe, wo wir von 1835—36 waren. Hier wurde, ich meine im Jahre 1843, von einer jungen Frau, die bei meinem Onkel zur Miete wohnte, meinem kleinen 7jährigen Vetter ein solcher Baum gestellt und geputzt. Das war ein so neues Ereignis, daß alle Leute im Dorfe hinliefen, das Wunderwerk anzusehen. Es wurde aber in den folgenden Jahren meines Wissens kein Baum wieder geputzt. Von 1845—47 wohnten wir in einem benachbarten Dorfe. Ich habe dort keinen Baum gesehen, auch, selbst in der Schule, von keinem gehört. Wir Kinder stellten an all diesen Orten unsern Teller auf. Nach meiner Konfirmation lebte ich 4½ Jahre im nördlichen Angeln, habe aber noch keinen Weihnachtsbaum gesehen. — In den Jahren 1851—54 besuchte ich in Segeberg das Seminar. Ein Jahr habe ich die Weihnachtsferien dort auch verlebt. Ob in den Häusern, wo ich aus- und einging, ein Weihnachtsbaum stand, erinnere ich nicht. Von 1854—57 habe ich wieder im nördlichen Angeln gelebt, aber keinen solchen Baum gesehen. Als ich 1857 nach Flensburg kam, wurde in den Häusern, wo ich wohnte und verkehrte, kein Baum gestellt. Auf dem Markte wurden freilich Weihnachtsbäume verkauft, doch nur in geringer Zahl. Nach 1864 zog ein Herr Hoffmann im Schleswigschen mit einem künstlichen, zerlegbaren Baume umher, den er in verschiedenen Schulen aufstellte (hier u. a. in einer Freischule), um die schöne Sitte unter dem Volke zu verbreiten. — Jetzt hat in der Stadt der Verkauf von Tannen zu Weihnachtsbäumen einen bedeutenden, von Jahr zu Jahr steigenden Umfang gewonnen, und in Schulen, vielen Vereinen, in Kirchen (bei Kindergottesdiensten) und in immer zahlreicheren Häusern brennt der lichtervoll geschmückte Baum zur großen Freude der Kinder! Man kann füglich sagen, daß erst nach 1864 und besonders nach 1870 der Weihnachtsbaum im Schleswigschen eingeführt und volkstümlich geworden ist. Auf dem Lande sind aber wohl jetzt noch die meisten Häuser ohne diesen Festschmuck. Wie es weiter im Norden steht, weiß ich nicht. Wer macht Mitteilungen darüber?

4. Der Wachholderbaum (Juniperus communis, dänisch und schwedisch: Enebærtræ), der von alters her bei den Germanen in besonderem Ansehen stand, spielt noch im Norden eine Rolle. Als ich vor zwei Jahren eine Reise nach Schweden machte, fand ich im südlichen Teile des Landes in mehreren Häusern die Wohnstube mit einem Zweig oder Strauß von dieser Pflanze versehen; regelmäßig war aber der Spucknapf mit Nadeln und kurzen Zweigstücken ausgelegt. In Gotenburg waren selbst die Dielen der Aborte damit bestreut, wohl des Wohlgeruchs wegen. (Brennend entwickelt der Strauch allerdings einen starken Duft.) Die Landleute, namentlich die Milchverkäufer, brachten die Sträucher mit zur Stadt; in den Dörfern lag mehrfach neben der Hausthür ein Büschlein als Vorrat zum Abpflücken und Ausstreuen.

Flensburg. J. Callsen.

Um baldige Einsendung der Ergebnisse der **phänologischen Beobachtungen für 1896** bittet dringend

Kiel, Beseler-Allee 54. P. Knuth.

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat“** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat“** gütigst zu beziehen.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 11. November 1896.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.

Herausgeber: H. Dannmeier, Rektor in Kiel, Knooperweg 140a.

Inhalt:

Die sechste Generalversammlung unsers Vereins in Kiel

am 14. November d. J. wurde im Sitzungssaale des Innungshauses „Harmonie" abgehalten und war von etwa 60 Mitgliedern und mehreren Gästen besucht.

Nachmittags 2 Uhr versammelten sich die Teilnehmer im Thaulow-Museum, um dasselbe unter der kundigen Führung des Herrn Professor Dr. Matthaei einer Besichtigung zu unterziehen. Vor derselben gab Herr Professor Matthaei eine Übersicht über die Geschichte des Museums, seinen Zweck und die jetzige Gruppierung der Gegenstände. — Um 4 Uhr fand die eigentliche Generalversammlung in der „Harmonie" statt. Nach einigen einleitenden Worten des Vorsitzenden, die die späte Abhaltung der Versammlung begründeten, erstattete der Unterzeichnete den Kassenbericht für das Jahr 1895. Darnach betrugen die Einnahmen 4048,20 M., die Ausgaben 3973,16 M., sodaß am 1. Januar d. J. ein Kassenbehalt von 75,04 M. vorhanden gewesen ist. Die Einnahmen setzen sich zusammen aus einem Kassenbehalt von 49,37 M., Mitgliederbeiträgen 3933,60 M., Zinsen 33,82 M. und 31,45 M. für Annoncen. Die hauptsächlichsten Ausgaben sind: Druck der „Heimat" 2131 M., Expedition, Porto und Kuverts zur Versendung der Monatsschrift 781,26 M., Neudruck der Adressen 114 M., Illustrationen 57,30 M., Honorar für Beiträge 319,50 M., Honorar für den Vorstand 400 M. Die Abrechnung war von den Herren Jappe und Hoff revidiert und für richtig befunden worden. Zu Revisoren für das laufende Jahr wurden Lehrer Hoff und Lehrer Iversen ernannt. Da der bisherige Kassierer Rottgardt als Seminarlehrer nach Segeberg verzogen ist, der Herausgeber der „Heimat," Rektor Dannmeier, wegen Überhäufung mit Arbeiten sein Amt niederzulegen wünscht, der Beisitzende Dr. Splieth ebenfalls um seine Entlassung aus dem Vorstande gebeten hat, auch der Vorsitzende, Gymnasiallehrer a. D. Fack, sein Amt niederlegte, und der Unterzeichnete dem Turnus nach auszuscheiden hatte, so war eine vollständige Neuwahl des Vorstandes notwendig. Die Wahl des Schriftleiters erfolgte durch Zettel, die der übrigen Vorstandsmitglieder durch Akklamation. Die Wahl ergab folgendes Resultat: Zum Vorsitzenden wurde Rektor Peters-Kiel, zum Herausgeber der „Heimat" Rektor Lund-Kiel, zum Schriftführer Lehrer Barfod-Kiel, zum Kassenführer der Unterzeichnete und zum Beisitzenden Hauptlehrer Eckmann-Ellerbek erwählt.

Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles hielt Herr Professor Dr. Matthaei einen überaus anregenden Vortrag über „Die Beteiligung Schleswig-Holsteins an der Pflege der bildenden Kunst." Einleitend bemerkte der Redner, daß unser Land nach dem Wort

„Holsatia non cantat" freilich den Musen nicht hold sei, daß es sich bei genauerer Betrachtung aber doch zeige, daß Schleswig-Holstein sich wohl an der Pflege der bildenden Künste beteiligt habe, und daß man berechtigt sei, von einer schleswig-holsteinischen Kunst zu sprechen. Der Vortragende ging nun ein auf die einzelnen Perioden in der Entwicklung der Kunst und schilderte zunächst die Kunstbewegungen in der Zeit des Mittelalters, darauf die Zeit der Renaissance, des Barockstils, der Rokokokunst und die neuzeitlichen Kunstbestrebungen. Mit der Aufforderung, die Kunstbestrebungen unserer Provinz nach Möglichkeit zu unterstützen, schloß der mit Beifall aufgenommene lehrreiche Vortrag.

Ein geselliges Beisammensein bildete den Schluß der diesjährigen Generalversammlung.

Kiel, im November 1896. Th. Doormann.

Da von Neujahr an Rektor Lund, Düppelstr. 72 hier, die „Heimat" herausgeben wird, so bitte ich, Manuskripte und andere Zusendungen an ihn gelangen zu lassen. Die noch mit in meinen Händen befindlichen Einsendungen werde ich meinem Freunde Lund übergeben oder an die Verfasser zurücksenden. Für die mir vielfach zuteil gewordene Unterstützung und die mir gewährte Nachsicht danke ich bestens. Dannmeier.

Mitteilungen.

Aus der Vogelwelt.

1. Eines Tages bringt mir ein Schüler einen Mäusebussard (Buteo vulgaris Bechst.) in die Schule. Er hat ihn an seinem Schulwege neben dem Telegraphen tot gefunden. Es war ein schönes Exemplar, jedenfalls in raschem Fluge gegen den Draht gestoßen und dabei ums Leben gekommen. Ich legte ihn vorläufig ins Lehrerzimmer. Als ich nach der Stunde hier eintrat, war der Vogel wieder zur Besinnung gekommen und wehrte sich seines Lebens. Er wurde getötet und ausgestopft. Beim Ausbalgen fand sich in seinem Magen ein ganzer Haufen von Lerchenfedern. Als Mäusevertilger steht der Bursche bekanntlich unter gesetzlichem Schutz; aber wie viele Vögel mag er nebenbei verzehrt haben?

2. In einer Nacht hörte ich in der Nähe meiner Wohnung in den Lindenbäumen wiederholtes starkes Schreien einer Eule. Morgens darauf brachte ein Schüler ein schönes Exemplar eines Waldkauz (Strix aluco L.) Er hatte tot gelegen im Nachbarhofe. Beim Ausstopfen fand sich im Magen eine ganze Ratte. Ob die nun vergiftet gewesen ist, oder ob der Vogel sich daran verfressen hatte? Jedenfalls hatte der Fraß dem Vogel Schmerz und Tod bereitet.

Flensburg. J. Callsen.

Aus dem Hexenbuche des verst. Hans Meß, Nachtwächter zu Wankendorf.

Ein Beitrag zur Geschichte des Volksglaubens.

Mitgeteilt von Joh. Fr. Kummerfeld in Wankendorf.

Der obengenannte Nachtwächter ist schon längst gestorben und verdorben und mit ihm ein Teil Sympathie, Hexen- und Aberglauben. Wie viele waren seinerzeit da, die sich von ihm, dem Allerweltsdoktor, kurieren, besprechen und raten ließen „im sicheren Glauben, von diesem, ihrem Leibarzte, geholfen zu werden. Und hat es auch nichts genützt und geholfen, was dieser Mann bei den abergläubigen Leuten anwandte, so hatten sie doch festes Zuvertrauen zu ihm und waren überzeugt, daß er eine Heilkraft besaß, die sonst keinem in Wankendorf zu Gebote stand.

Hatte vielleicht einer die Rose, Gicht oder sonst etwas in seinem Körper, was der Arzt nicht heilen oder abwehren konnte, so war es Hans Meß, der die Schmerzen zu lindern und die Fehler zu beseitigen vermochte. Durch sein Raten und Besprechen war bald geholfen, und stand er daher in hohem Ansehen.

Nachfolgendes ist einem seiner Bücher entnommen und zeigt, wie stark und fest der Mann in seinem Thun und Glauben sich darstellte. Es sind nur wenige Nummern, die Schreiber dieses bei einem Besuche des Genannten flüchtig notiert, und manches Interessante wäre am Ende in diesem Buche noch zu finden und des Aufschreibens wert gewesen; allein der Mann wollte es nicht verraten, nahm das Buch und legte es bei

Seite. Alle Versuche, das Zauberwerk wieder in Händen zu bekommen, sind mir mißlungen, und nehme ich an, daß selbiges wohl verbrannt ist.

Nr. 1. Des Nachts zu sehen wie am Tag. Man will sagen, wenn man die Augen mit Blut einer Fledermaus bestreicht, so soll man des Nachts sehen als am Tage.

Nr. 2. Nimm eine Gall von einem Rebhuhn, schmiere damit die Schläffe wol alle Monat einmal, so überkommst Du fast ein gut Gedächtniß.

Nr. 3. Einen Traurigen Menschen fröhlich zu machen. Welcher beschwert ist am Geblüt, daß er allezeit traurich ist, der esse das Kraut Storch Schnabel mit Polei und Rauten gepulvert und esse das mit Brod, macht das Hertz fröhlich.

Nr. 4. Das man einen nicht sehen könne. Stich einer Fledermaus das rechte Aug aus, und wenn du es bei dir hast, so bist du unsichtbar. Oder nimm ein Ohr von einer schwartzen Katzen und sichts mit Milch von einer schwartzen Kuh, danach mach dir ein Däumling daraus, und steche ihn an dein Daumen, so siehet man dich nicht.

Nr. 5. Daß man einen nicht überwinden kann. Nimm Berfuß Safft aus der Apotheken, schmiere dich damit bis an die Elenbogen, und bestehe dann einen Kampff mit einem, so wirst du siegen.

Nr. 6. Daß du behaltest, was du liesest. Nimm ein Aug von einem Widhopffen und trage es bei dir.

Nr. 7. Ein anders. Bestreiche um Mitternacht das Haupt und die Stirne mit Rosen Wasser, so bekommst du ein gut Gedächtniß.

Nr. 8. Zu Schießen was du willst. Nimm daß Hertz und Leber von einer Fledermaus, Thue es unter daß Blei, wenn du Kugel gießes, so kannst du Treffen was du willst und siehest.

Nr. 9. Daß dich ein Feuer nicht brenne. Nimm Eisen-Kraut und Eier-Klar, temporiers untereinander und schmiere die Hand damit.

Nr. 10. Glück im Spiel zu haben. Wer ein Eulen Hertz bei sich trägt, soll Glück zu spielen haben.

Nr. 11. Ein anders. Nimm den Stein, den die Fledermaus in den Rücken trägt, und trag ihn bei dir, Oder trag ein Widhopffen-Kopff bei dir.

Nr. 12. Daß man einen nicht betrügen könne. Trag ein Widhopffen-Hertz bei dir.

Nr. 13. Heimlichkeit zu erfahren. Nimm das Hertz von einen Raben und legts dem Schlaffenden auf daß Hertz, so erfährst du es.

Nr. 14. Das man einen liebe. Trag Widhopffen-Augen bei dir, so bist du lieb und angenehm.

Nr. 15. Oder Trag das Aug von einem Dachsen bei dir, so gefallest du jedermann woll.

Nr. 16. Frauenheimlichkeit zu erfahren. Nimm ein Leber von einen Hasen und schreibe ihren Namen auf ein neu Leinen Tuch und legts ihr unter das Haupt, daß sie nichts davon weiß, danach sagt sie alles, was man sie fragt. Ende.

Der Abschnitt **„Hahnbeer“** in der Arbeit „Zeugen vergangener Zeiten aus dem Kirchspiel Weddingstedt in Norderdithmarschen“ in der August-Nummer des laufenden Jahrganges der „Heimat“ giebt mir Veranlassung zu der Mitteilung, daß eine ähnliche Unsitte noch jetzt in hiesiger Gegend besteht. Bei einem in diesem Sommer im benachbarten Gremersdorf von den Dorfmägden unter Teilnahme der Knechte veranstalteten „Topfschlagen“ sah ich, daß unter den fast ganz in die Erde gegrabenen großen Topf ein Haushahn gesetzt war. Das Zerschlagen des Topfes, sodaß das eingekerkerte Tier ängstlich flatternd die Freiheit gewinnen konnte, erbrachte die Königin-Würde und somit den ausgesetzten Preis. Es wurde mir mitgeteilt, daß man bisweilen auch einen geschmückten Kater unter den Topf bringe. Allgemein scheinen diese Gebräuche hier nicht zu sein. Es wäre aber wünschenswert, daß auch die letzten Reste derartiger Belustigungen um der Tierquälerei willen recht bald beseitigt würden.

Heiligenhafen. W. H. Becker, Lehrer.

Der geschäftsführende Ausschuß

besteht zur Zeit aus:

Rektor Peters, Vorsitzender, Kiel, Waisenhofstraße 4.
Rektor Lund, Schriftleiter, Kiel, Düppelstraße 72.
Lehrer Barfod, Schriftführer, Kiel, Ringstraße 86.
Lehrer Th. Doormann, Kassenführer, Kiel, Kirchhofsallee 86.
Hauptlehrer Eckmann, Ellerbek.

Anzeigen.

Die Leser der „**Heimat**“ werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „**Heimat**“ gütigst zu beziehen.

Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.

Küster Rohwer, Kiel,
Waisenhofstraße 42.

Anzeigen für „Die Heimat“

bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

6. Jahrgang. № 12. Dezember 1896.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in Heften von 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, jedes Heft 40 Pf., jedes Doppelheft 80 Pf.
Herausgeber: H. Dannmeier, Rektor in Kiel, Knooperweg 140a.

Inhalt:

Da von Neujahr an Rektor Lund, Düppelstr. 72 hier, die „Heimat" herausgeben wird, so bitte ich, Manuskripte und andere Zusendungen an ihn gelangen zu lassen. Die noch mit in meinen Händen befindlichen Einsendungen werde ich meinem Freunde Lund übergeben oder an die Verfasser zurücksenden. Für die mir vielfach zuteil gewordene Unterstützung und die mir gewährte Nachsicht danke ich bestens. Dannmeier.

Zur Klarstellung.

(Berichtigung einer „Berichtigung," Nr. 8 d. J. XXV und XXVI.)

Der kleine Artikel von P. Gleiß-Westerland über den Guttempler-Orden hat von Lehrer Petersen eine scharfe Zurückweisung erfahren. Da Gleiß wegen des persönlich verletzenden Tones — Petersen wirft ihm Unwahrhaftigkeit vor — nicht antworten will, fällt mir als dem Leiter der Festschrift diese Aufgabe und Pflicht zu. Ich nehme die Punkte so auf, wie Petersen sie bringt. 1. betr. den Tadel in religiöser Beziehung. — Gleiß spricht nicht von der religiösen Stellung des Ordens, sondern von der kirchlichen. Kirchlich erfreulich kann es keiner finden, daß ein Orden, der *auf Religion Wert legen will*, bei seinem Hauptfeste in die Zeit des Gottesdienstes einen Spaziergang legt. 2. betr. jene Sätze, die „einfach nicht wahr" sein sollen, — die Gleiß hätte besser wissen können und müssen. — Gleiß kennt augenscheinlich die **maßgebende** Ordensliteratur und -Vorschriften besser als Petersen. Es heißt (proceedings of the annual 33. session of the right worthy grand lodge I. O. G. T. Saratoga Springs 1887) S. 155 der amtlichen Ausgabe: „In Anbetracht der moralischen Unterstützung des Getränkehandels, der ernstlichen Versuchung für gebesserte Trinker, des schweren Unrechts für jugendliche Enthaltsame, des ungeheuren Gewissensanstoßes (enormity of the offense to the conscience) für aufgeklärte Teetotaler, und vor allem der entsetzlichen Schändung (the dreadfulness of the dishonor) des Namens, der über alle Namen ist, durch den Gebrauch des alkoholischen Weins beim Abendmahl, spricht diese hochwürdige Weltloge ihre Freude über das rasche Wachstum derjenigen Kirchen aus, die beim Sakrament ungegohrenen Wein brauchen, und prägt allen Logen und Mitgliedern ernstlich die Pflicht ein, diese höchst wünschenswerte kirchliche Reform mit Anspannung aller Kräfte zu fördern."*) Gegen die Bestimmungen der Weltloge kommen die Ordensstatuten eines Landes, dem man zur Zeit noch mancherlei Dispens gewährt, nicht in Betracht. Das Gegenteilige der Guttemplerpraxis besteht nicht allein, sondern es ist das in Wahrheit „offiziell Giltige." — Die „unsinnige Behauptung," daß ein Mäßigkeitsapostel verderblicher wirke als alle Bierbrauer (Deutschlands) zusammen-

*) Ins Deutsche übertragen, einzelne Worte von mir gesperrt. Ebenso beim folgenden Zitat. St.

genommen, ist in persönlich zugespitzter Fassung von hervorragender Guttemplerseite am 5. Mai d. J. in Holstein verfochten. Die Ausmerzung des Persönlichen schadet — wie oftmals — auch hier nicht; denn daß diese Anschauung der offiziellen Betrachtungsweise des Ordens entspricht, ergiebt sich z. B. aus folgendem Abschnitt der bereits zitierten Proceedings: — — „Das Gesetz des Ordens ist völliger und unversöhnlicher Gegensatz zum Erlaubniswesen, wie man es auf den Handel mit scharfen Getränken anwendet, überall und unter allen Umständen. Es folgt, daß ein Guttempler, der ein Glied der gesetzgebenden Körperschaft ist, sein Gelübde verletzt, wenn er für ein Gesetz stimmt, das eine hohe Abgabe dem Getreidehandel in einem Staate auflegt, wo starke Getränke jetzt unter einer niedrigen Abgabe verkauft werden." (Dieses Letztgenannte ist bekanntlich etwas, was von den „Mäßigkeitsaposteln" mit aller Macht erstrebt wird.)

Wenn hiesige Guttempler ihre eigene, in letzter Instanz auch für Deutschland maßgebende Welt-Ordensliteratur ungenügend kennen, so ist das nicht die Schuld von Gleiß. Die Entrüstung hiesiger Guttempler über das, was in der Weltloge Grundsatz ist, kann uns nur freuen, wenn sie ein Zeichen davon sein sollte, daß der von Gleiß ausgesprochene Wunsch, der Ausländer möge sich mehr und mehr in Art und Sitte unseres Volkes und unserer Kirche einleben, in Erfüllung ginge; nur sollen sie sich nicht entrüsten, wenn jemand der Wahrheit gemäß von diesen Grundsätzen schreibt und daran Kritik übt. — Richtig ist, daß Gleiß von dem, was aus taktischen Gründen, auf dem Wege des Dispenses, den Guttemplern Deutschlands z. Zt. noch freisteht, hätte schreiben können. Daß aber eine solche taktische Toleranz oft von recht kurzer Dauer ist, hat der Guttempler-Bierstreit gezeigt; jedenfalls trägt sie nichts aus, wenn es sich darum handelt, das Wesen einer Bewegung auf engstem Raume zu zeichnen. — Vor allem wäre es elementare Pflicht von Petersen gewesen, sich vor seinem Schreiben erst mal S. 123 und den angeführten Aufsatz anzusehen. Da hätte er bereits Beläge für Gleißsche Äußerungen gefunden. Da findet sich auch (bei der breiten Anlage des ganzen) ein Eingehen auf die jetzige hiesige Praxis des Guten Tempels. (Bei der Festschrift hatte ich ausdrücklich gebeten, den Raum einer Seite nicht zu überschreiten.) — Hätte Petersen doch das von Gleiß Angeführte vorher angesehen, so hätte er mindestens seine Worte anders gewählt. — Jemanden einfach der Unwahrheit und leichtfertiger Beschuldigung anklagen, während man nicht einmal von ihm selbst angegebene Beweise geprüft hat, wie soll man das nennen? Ich antworte nur: die gegen Gleiß erhobenen Äußerungen fallen auf den Schreiber selber zurück. —

Ich schließe: Gleiß hat das Vertrauen, welches ich in ihn gesetzt habe, nicht getäuscht. Er hat auf Grund wissenschaftlichen Studiums und persönlicher Kunde ein kleines Bild gezeichnet, nicht ohne Anerkennung und Liebe (vgl. Absatz 3, 1 und durchweg auch 4), aber auch nicht ohne Kritik (Absatz 1, 2 und am Schluß von 4). — Gutgemeinte Kritik ist übrigens auch ein Liebesdienst.

Eine segensreiche Wirksamkeit des Ordens wird selbst bei seinem jetzigen Stande weder von Gleiß noch von mir bestritten; die Meinung ist lediglich, daß der Segen noch größer sein werde, wenn der Ausländer unserer deutschen Art in Kirche und Volksleben sich mehr anpasse. — Ich persönlich bin kein Guttempler und möchte nicht die breite Basis des Deutschen Vereines gegen Mißbrauch geistiger Getränke mit einer engeren vertauschen, aber ich sehe im Kampfe gegen den Alkoholismus Bundesgenossen aller Art gerne, auch die, welche in den Formen einer Loge arbeiten.

Die Schriftleitung der Kieler Festschrift:
Stubbe, P.,
als Vorsitzender des Kieler Zweigvereins g. M. g. G.

Anm. Vgl. zu dieser Auseinandersetzung die ausführlichere in den „Kieler Neuesten Nachrichten": Petersen in Nr. 169 und 272, Stubbe in Nr. 271 und 275.

Nachschrift des Herausgebers. Da jetzt nach Herrn Petersen Herr P. Stubbe als Schriftleiter der Festschrift das Wort gehabt hat, muß es den Lesern überlassen werden, sich selbst ein Urteil zu bilden. Eine Fortsetzung des Streites an dieser Stelle scheint mir weder im Interesse der „Heimat" noch der Sache zu liegen. Dannmeier.

Hochzeitgeschenke aus früherer Zeit.

Die Sitte, bei einer Hochzeit die Brautleute durch Geschenke zu ehren, ist uralt. Bei der Wahl der Geschenke waren Geschmack, Sitte und Brauch entscheidend. Wie hat sich in einem Jahrhundert doch so vieles geändert! Hat es doch Zeiten gegeben, wo man beim sog. „Fensterbier" in wohlwollender Meinung und sinniger Einfalt seinem Gönner Fensterscheiben mit Hausmarke und Namen verehrte. In den Museen und vereinzelten alten Gebäuden findet man solche Scheiben erhalten. Auch die großen zinnernen Bierkrüge waren

als Geschenke sehr beliebt. Es ist mir gelungen, hierorts einige gut erhaltene Zinnkrüge aufzuspüren, die als ein teurer Familienschatz, freilich nur als Zierat, gehütet werden. Blendend weiß gescheuert stehen sie auf dem alten geschnitzten Schrank. Sie sind zylinderförmig, mit Deckel versehen, haben einen Durchmesser von 11 cm, eine Höhe von 27 cm.

Wir geben einige Inschriften wieder:

1. Deckel: Maas Rohde W. B.
1795.
An der Seitenwand: Ich wünsche von herzen,
vergnügst zu leben,
das wolle der Höchste
vom Himmel euch Geben.

2. Deckel: Peter Karstens. W. B.
1795.
Seite: Ich wünsche dieses junge Paar
Glück, Heil und Gottes Seegen,
das Sie auch mögen viele Jahr
in Frieden und Ruhe leben.

3. Deckel: Maas Rohde W. B.
1795.
Seite: Gott Sey mit euch beyden,
in Trauren und in Freuden.

4. Deckel: Frans Martens W. B.
1795.
Seite: Seegen, Fried und Einigkeit
Gebe Gott die jungen Eheleut.

(Über dieser Inschrift steht eine männliche Figur in Uniform und hält in der Hand einen Stab mit einem rechteckigen, punktierten Brettchen.)

5. Deckel: Hinrich Tiessen.
1812.

Statt der Inschrift an der Seite eine holländische Mühle. Ein Müller namens Thiessen war hier früher wohnhaft.

6. Deckel: Claus Claussen.
1812.
Seite: Gottes lieb und
einigkeit Das
Wünsche ich Sie
euch Jeder zeit.

7. Deckel: Hans Friedrich.
1812.
Seite: Seegen Fried
und Einigkeit
Das Gäbe Gott
Die Jungen Ehe
Leut.

In einem Hause fand ich noch vier ähnliche Kannen aus den Jahren 1793 und 1756. Leider scheint die Seiteninschrift durch Scheuern verwischt zu sein. Sämtliche Kannen zeigen Ornamente, meistens Ranken und Blumen. Wie ich durch Mitteilungen älterer Leute in Erfahrung gebracht, wurden solche Kannen meistens von den Schaffern (Schenken) zu Hochzeiten gewidmet. Sie wurden auch sonst bei Festlichkeiten, z. B. bei der Gildefeier, in Gebrauch genommen und haben dabei augenscheinlich nicht wenig gelitten.

Windbergen.

J. Schwarz.

Neue Mitglieder.

1. Dr. Ahlmann jun., Kiel.
2. Blaas, Seminarist, Eckernförde.
3. Christiansen, Seminarist, Eckernförde.
4. Glüsing, Wrohm bei Dellstedt.
5. Hempel, Seminarist, Eckernförde.
6. Johnsen, Welt bei Tönning.
7. Lausen, Lehrer, Flensburg.
8. Lempfert, Seminarist, Eckernförde.
9. Lensch, Pastor, Neu-Galmsbüll.
10. Matthaei, Professor Dr., Kiel.
11. Micheels, Seminarist, Eckernförde.
12. Rahlf, Seminarist, Eckernförde.
13. Saß, Dr. phil., Kiel.
14. Stoltenberg, Seminarist, Eckernförde.
15. Tiedemann, " "
16. Thomsen, " "

Der Schriftführer:
Th. Doormann, Lehrer, Kirchhofsallee 86.

Anzeigen.

Die Leser der „Heimat“ werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „Heimat“ gütigst zu beziehen.

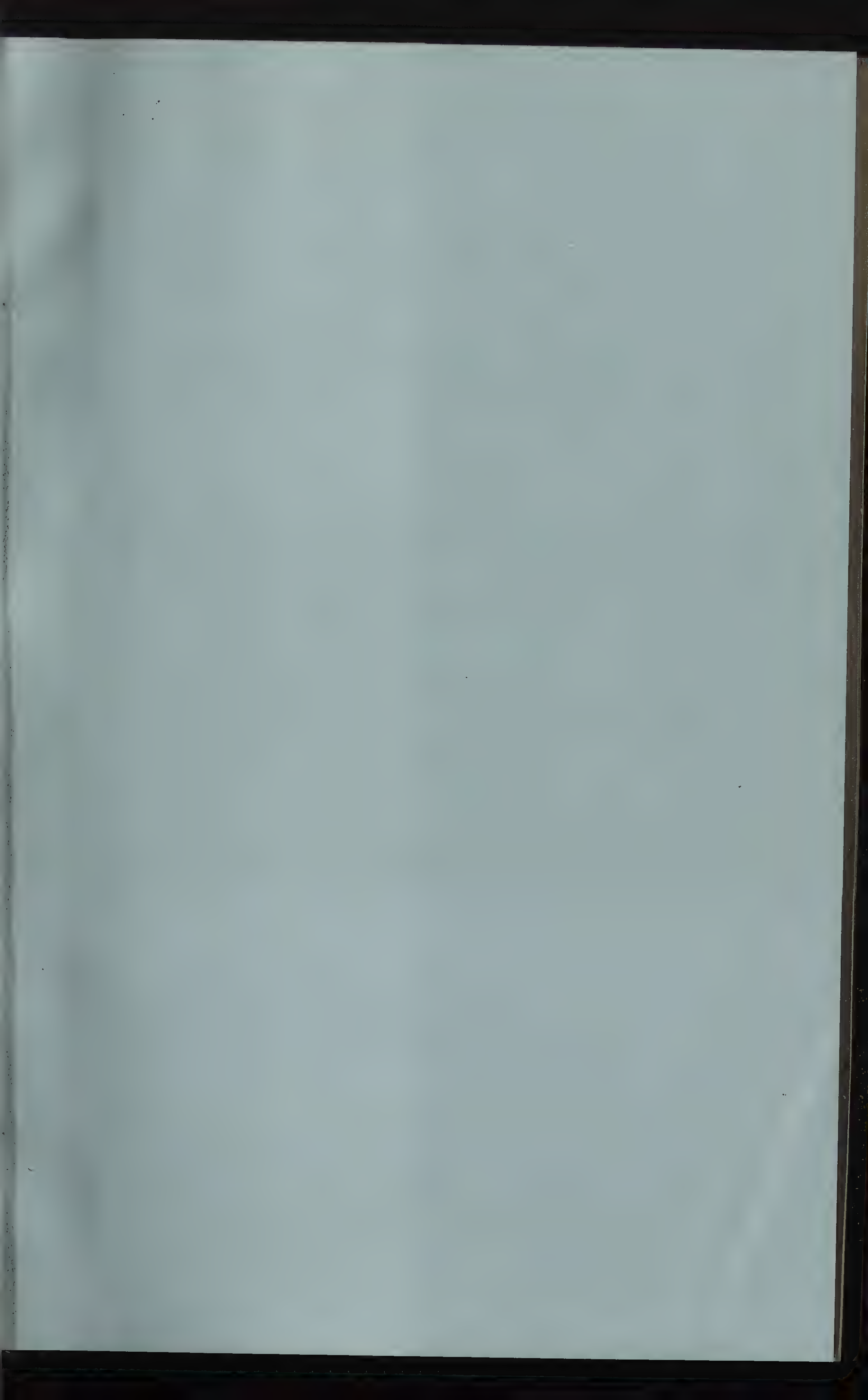
Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.

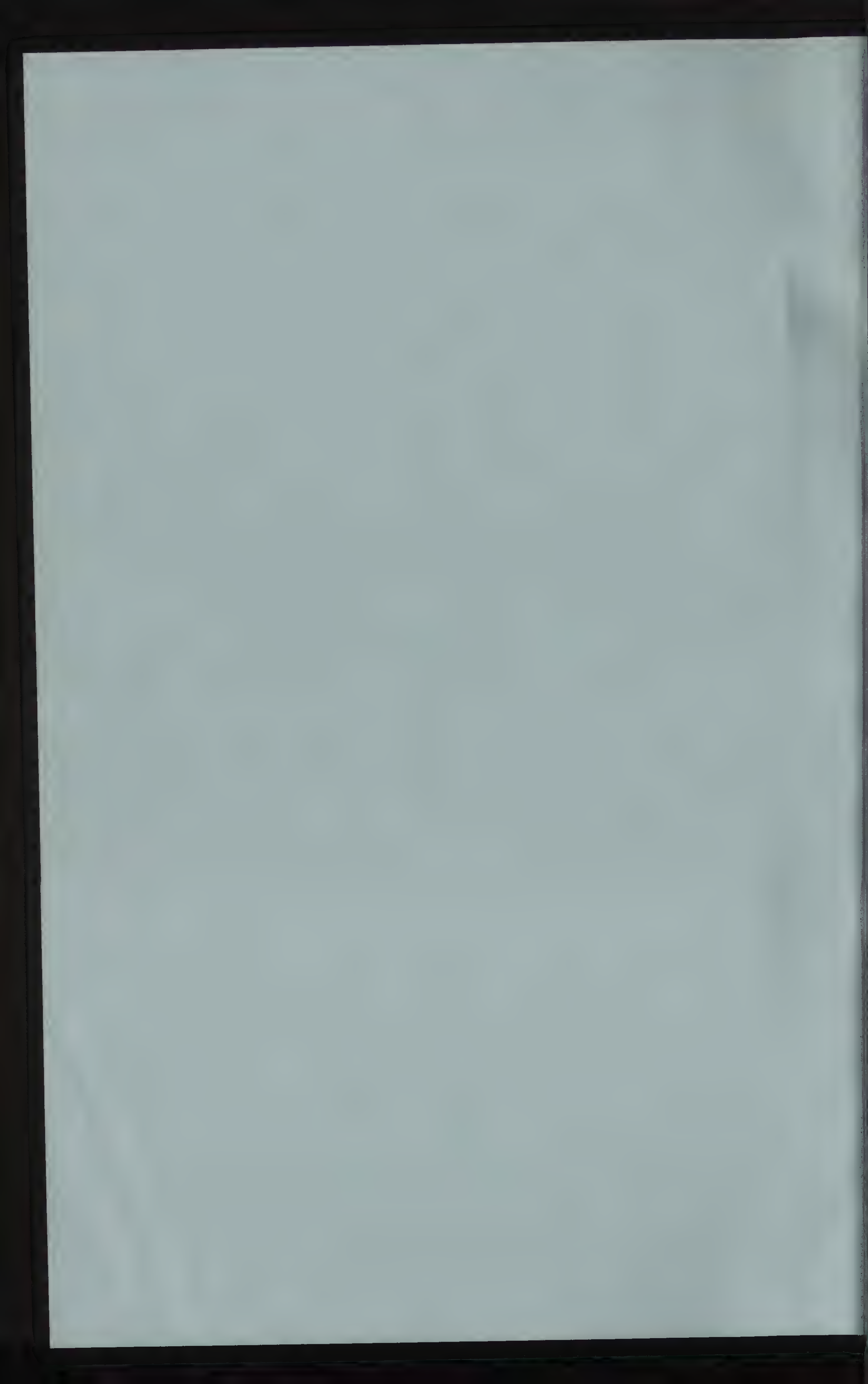
Küster Rohwer, Kiel,
Waisenhofstraße 42.

Anzeigen für „Die Heimat“

bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.





Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

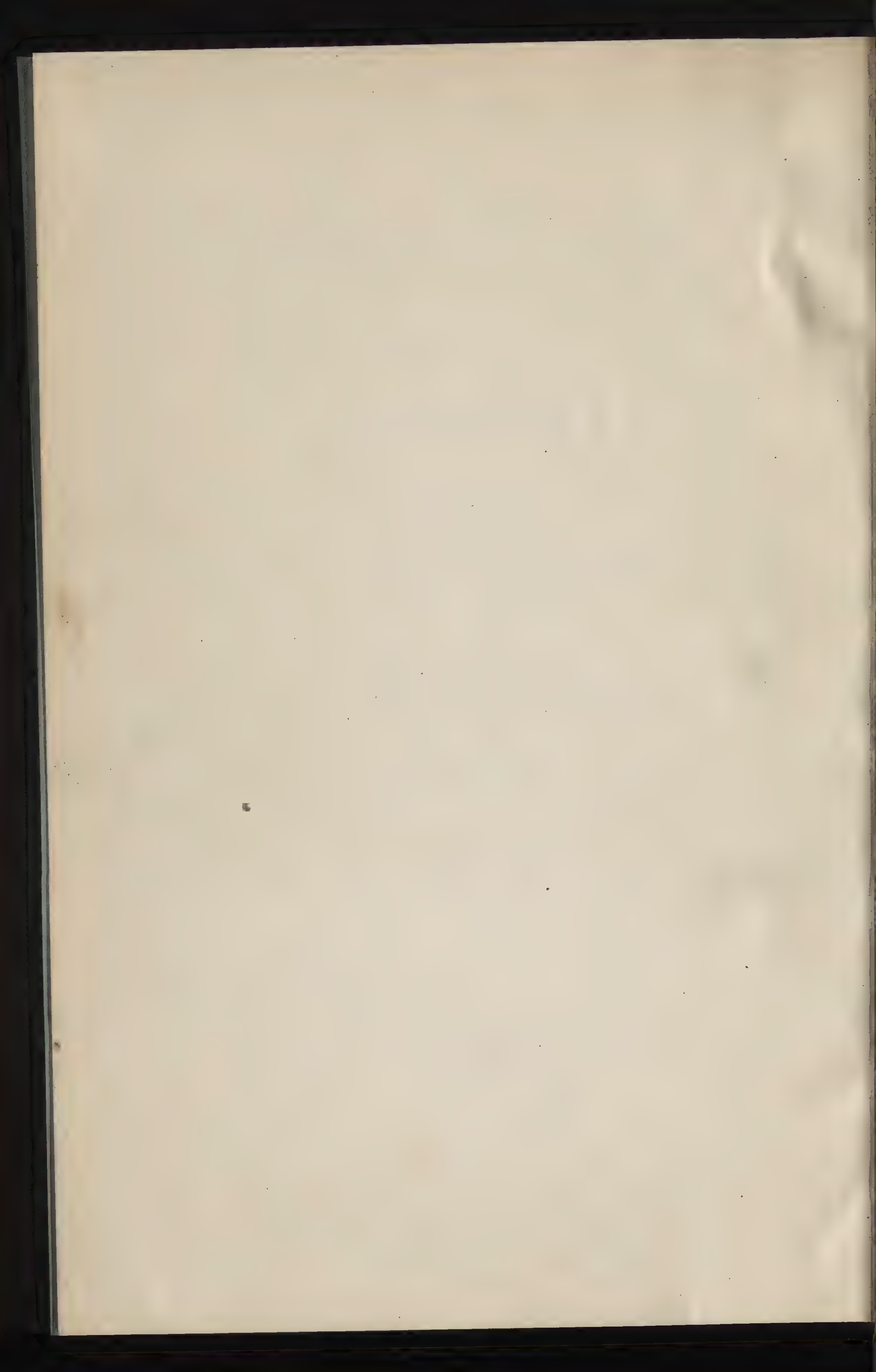
Fürstentum Lübeck.

VII. Jahrgang.



Kiel, 1897.

Druck von A. F. Jensen.



Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Naturkunde.

Plattdeutsches.

Volkskunde (Sagen, Märchen, Lieder, Bräuche, Spiele usw.)

Verschiedenes.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 1. Januar 1897.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von J. Mestorf in Kiel.

Die seit den letztverflossenen Jahrzehnten in fast allen Ländern Europas gegründeten Vereine und Zeitschriften für Volkskunde sind eine beachtenswerthe Erscheinung. Sie zeigen, daß man überall die Gefahr erkennt, daß der Väter Sitte und Brauch nicht nur in ihrer Existenz, sondern sogar in der Erinnerung zu schwinden im Begriff sind. Das Leben ist in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein anderes geworden, als es ehedem war. Der erleichterte und infolge dessen lebhaftere Verkehr hat den Gesichtskreis erweitert. Die Ereignisse der Gegenwart beschäftigen die Gemüther so ausschließlich, daß das Interesse an der Vergangenheit erlischt. Wo sich ehemals an den langen Winterabenden die Familie um das Heerdfeuer zusammenfand, da erzählten die Alten aus ihrer Jugend oder von den Begebenheiten älterer Zeiten, wie sie sie in ihrer Kindheit von den Lippen der Eltern gehört hatten, oder wie sie in der Hauschronik aufgezeichnet waren. Sagen, Märchen, Lieder und Räthsel erfreuten Alt und Jung und vererbten sich in mündlicher Tradition von Geschlecht zu Geschlecht. Heutzutage greifen die Männer nach dem Zeitungsblatt, die Unterhaltung dreht sich um die neuesten Nachrichten aus Afrika oder Amerika oder um die Dramen, die sich vor den Schranken der Gerichtshöfe abspielen; aus alten Zeiten zu erzählen und zu hören, hat keiner mehr Muße und Lust. Die Pietät stirbt aus.

Hier und dort giebt es indessen noch Männer und Frauen, die ein Herz für die Vergangenheit ihrer Heimath haben, und sie sind es, welche die Erzählungen und Erinnerungen aus alter Zeit sammeln, und die Zeitschriften für Volkskunde sind die Schatzkästlein, welche diese Perlen bewahren, bis sie dereinst von berufener Hand hervorgeholt und geordnet werden zu eigentlichen Volksbüchern, die einerseits lokale Eigenart, andererseits die Verwandtschaft mit den Stammesgenossen offenbaren. Ein solches Schatzkästlein kann „Die Heimat“ werden. Wenn ich recht verstanden, beabsichtigt die Redaktion einen Fragekasten einzurichten, und wenn jeder Leser aus seinem Wohnort Antwort giebt, wird da

ein reiches Material zusammengetragen werden, dessen Sichtung der Redaktion anheim gegeben werden muß.[1])

Schleswig-Holstein birgt noch ungeahnte Schätze an Erinnerungen und uralten Sitten und Bräuchen. Man soll sich nur die Mühe geben, zu sammeln. Die Namen der Felder z. B. können hinweisen auf historische Ereignisse und untergegangene Ansiedelungen. In Betracht kommen ferner: das Haus, mit Benennung der einzelnen Räume, mit seinem Hausgeräth und der Nutzanwendung jedes einzelnen Stückes; Beschäftigungen der Männer und Frauen; Kleidung der Alten; Speiseordnung (im Alltagsleben und bei Jahres- und Familienfesten, mit Angabe der Zubereitung); der Garten (mit Obst- und Gemüsebau und Blumen, mit den ortsüblichen Namen); Spiele, alte Tänze (Lichtertanz, Siebensprung u. s. w.); die Ruf- und Familiennamen — kurz, nichts ist so unbedeutend, daß es nicht genannt zu werden verdient, da es vielleicht dem Mythenforscher und Kulturhistoriker wichtige Andeutungen zu geben vermag.

Wenn es nun, wie wir wünschen und hoffen, der Redaktion gelingen wird, ein reiches Material in oben angedeuteter Richtung zu sammeln, so reicht diese Kunde von dem Leben und Treiben und Glauben unserer Vorfahren doch immer nur um einige Jahrhunderte zurück. Wollen wir weiter in die Vorzeit eindringen, da können wir von den Lippen der Lebenden keine Belehrung empfangen; wir müssen sie aus der Hinterlassenschaft längst verstummter Geschlechter herauslesen. Diese Hinterlassenschaft besteht in dem, was wir in den Gräbern der Vorzeit, auf alten Wohnplätzen und sonst im Moor- und Erdboden an Werken von Menschenhand finden. Das ist ein sprödes Material, schwer zu heben, schwer zu konserviren, schwer zu verstehen. Um den Werth einer Bilderschrift zu erhalten, bedarf es einer Fülle desselben, denn so wenig ein Dutzend von jedem einzelnen Buchstaben des Alphabets genügt, um ein Buch zu drucken, so wenig genügt ein Dutzend Steinäxte, Bronzeschwerter oder Schmucksachen, um ein Bild der Vorzeit zu entwerfen, wobei noch zu beachten ist, daß die Art und Weise, wie ein Objekt im Grabe oder neben anderen im Erdboden gelegen, oft wichtigeren Aufschluß über eine Frage zu geben vermag, als das Geräth an sich.

Was wir bis jetzt aus den Altsachen über die Bewohner unseres schönen Landes in vorgeschichtlicher Zeit haben herauslesen können, wird in den nächsten Nummern der „Heimat" in Kürze mitgetheilt werden.

---

[1]) Es darf nicht ungesagt bleiben, daß „Die Heimat" in ihren verschiedenen Jahrgängen bereits mehrere schätzenswerthe Beiträge zur Volkskunde gebracht hat. Erwähnt seien nur: „Pingsthöge" und „Hochäcker" von Siebke in Bargteheide; „Jugend- und Volksspiele" von Peters; „Unsere Bauerngärten" von Professor v. Fischer-Benzon; „Etwas über Vornamen" von Bürgermeister Kinder; „Nationale Eigentümlichkeiten unseres schleswigschen Volkes" von Franzen; „Zeugen vergangener Zeiten aus dem Kirchspiel Weddingstedt" von Johnsen und manches andere mehr.



Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.

Von Architekt C. **Voß** in Kiel.

(Mit 10 Abbildungen.)

Ein Werk, welches wie kaum ein anderes berechtigt ist, in unserem der heimatlichen Landeskunde gewidmeten Blatte hervorgehoben zu werden, ein Werk, welches aber auch in den weitesten Kreisen, die sich für das Innere des Volkslebens und für Kulturgeschichte interessieren, Beachtung in hohem Maße verdient, ist das von Professor R. Meiborg in Kopenhagen verfaßte Buch: „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig und das Leben des schleswigschen Bauernstandes im 16., 17. und 18. Jahrhundert.“ Gewidmet ist dasselbe der erhabenen Tochter unserer Provinz, der deutschen Kaiserin. Professor R. Haupt in Schleswig, bekannt als Konservator der Bau- und Kunstdenkmäler für Schleswig-Holstein, hat das Buch, unter Wahrung der ganzen Eigenart der Meiborgschen reinen und natürlichen Schreibweise, ins Deutsche übersetzt.

Julius Bergas in Schleswig hat das Werk herausgegeben; es weist in Großfolio einen Text von 200 Seiten mit fast 300 in denselben verstreuten, von Künstlerhand gezeichneten Original-Illustrationen auf.

Meiborg schildert die der Reformation folgende Zeit, das 16., 17. und 18. Jahrhundert, indem er so weit in die Vergangenheit zurückgreift, als die Überlieferungen es ihm gestatten, um ein völlig abgerundetes Bild von den Zuständen im Lande zu gewinnen; er versäumt nicht, auch auf noch frühere Zeiten dort hinzuweisen, wo es zur Anschaulichmachung oder zur Entwickelung der Zustände des besonders von ihm behandelten Zeitraumes nötig ist.

Er giebt, indem er strenge, trockene, systematische Darstellung stets vermeidet, in ganz eigenartig-schönen, natürlichen und klaren Schilderungen ein überaus treffliches Bild von den landschaftlichen Eigenarten der verschiedenen Teile Schleswigs, von dessen Bewohnern und deren Leben und Treiben, ihren Sitten und Gebräuchen.

Er begiebt sich, — indem er stets abrundend und verbindend vorgeht und augenscheinlich mit seinen Schilderungen mitten im Volksleben steht —, nie zu weit auf eines der mannigfaltigen Studiengebiete, sodaß der Leser sich mit unterhaltender, leichter Sicherheit in den verschiedenen Landesteilen nicht nur zurechtfindet, sondern sich mit verstehendem Behagen bewußt wird, Zeile um Zeile, Seite um Seite seine Heimatskenntnisse ergänzt und erweitert, neue Gesichtspunkte gewonnen, mancherlei Eigenartigkeiten unseres Landlebens aus Meiborgs Erläuterungen heraus erst neu und ganz verstanden zu haben.

Ein gewaltiges Material an Urkunden, Akten, an gedruckten und ungedruckten Quellen hat der Verfasser mit Bienenfleiß durchsucht, öffentliche Archive und private Schriftsammlungen an allen Ecken und Enden des Herzogtums

gesucht, gefunden und durchstöbert; er ist persönlich in die entlegensten Ortschaften gereist, er hat Schleswig von einem Ende zum anderen durchstreift, ist ins Wattenmeer hinausgefahren, hat den Besuch selbst auf den kleinsten der Westsee-Inseln nicht vergessen; er hat sich allerorts mit den Bewohnern in engste Verbindung gesetzt und mit offenem Auge, scharfem Blick, mit frischer Auffassung und innigem Interesse beobachtet, was nur der Auffassung wert erschien.

Eine solche Arbeit und deren sichere Durchführung kann von einem einzelnen Mann nur unternommen werden, wenn er von vornherein das ungeheure zu bewältigende Material einigermaßen zu ermessen vermag; es ist keine kleine Aufgabe, welche sich der Verfasser selbst stellte; — es ist geradezu eine Lebensaufgabe, deren Lösung wir nunmehr in dem Werke vor uns haben.

In einer besonderen Anlage, die allein 50 Seiten füllt, findet sich das Quellenmaterial genannt und geordnet; auch dieser Anhang ist noch durchflochten von zahlreichen kleinen Flurkarten, von Lageplänen und dergleichen, und stellt in sich schon ein wertvolles wissenschaftliches Material dar.

Die Art aber, wie die Resultate dieses erstaunlichen Sammelfleißes für das Buch verwertet wurden, darf geradezu mit Bewunderung erfüllen, und es ist zunächst nicht leicht begreiflich, wie derselbe Mann, welcher sich in den Aktenstaub vergraben mußte, welcher in dunklem Archivraume sich tief und tiefer in das Material hineinzubohren hatte, welcher der trockenen, schematischen Arbeit des Sichtens, des Zusammenstellens, des Ordnens sich widmen mußte, — wie derselbe Mann eine solch köstlich-frische, natürliche, tief empfundene Schilderung hat entwickeln können, wie sie uns in dem Buche entgegentritt.

Jedenfalls eine selten-vielseitige Begabung; denn, was uns Meiborg erzählt und was Haupt so treffend und klar für die deutsche Sprache nachempfunden hat, erinnert nicht im entferntesten an andere, ähnliche Absichten verfolgende Werke.

Die Hervorhebung des Wortes „Bauernhaus" im Titel des Buches erweckt zunächst den Gedanken, daß es sich hier handele um ein Glied in der Kette der im ganzen deutschen Reiche augenblicklich herrschenden, von den verbundenen Architekten-Vereinen besonders gepflegten Bestrebungen: die ländlichen Bauarten in den verschiedenen Teilen Deutschlands festzustellen und zu ergründen. Diesen Bestrebungen haben sich neuerer Zeit auch unsere Nachbarländer, Oesterreich und die Schweiz, zur Seite gestellt.

Auch bei uns in Schleswig-Holstein ist man bemüht, hierfür sein Bestes zu thun, ohne indessen bislang bemerkenswerte Erfolge aufweisen zu können.

Es ist nun aber nicht Meiborg's Absicht, das „Bauernhaus" als „Gebäude" zu schildern, sondern er behandelt das „Bauernhaus" als Mittelpunkt des ländlichen Volks- und Wirtschaftslebens und in diesen Schilderungen steht dann das „Bauernhaus" als Gebäude, als Wohnstätte — wie Rochus Freiherr v. Liliencron in einer Besprechung des Buches sagt —: „als Markstein da, an dem der Wanderer seinen Weg findet."

Will man aber das „Gebäude“ alleine für sich aus dem Werke herausheben, so zeigt sich, daß Meiborg auch auf diesem Gebiete ein klares, in sich



Aus: Meiborg-Haupt, Das Bauernhaus in Schleswig. Abb. 1. Hauberg, Gegend von Garding.

abgerundetes Bild, eine Entwicklungsgeschichte des schleswigschen „Bauernhauses“ geschaffen hat, sowohl in Bezug auf den Grundriß, als auch auf die äußere Gestaltung, die Hauptkonstruktionen, auf äußere und innere Ausstattung und

Ausschmückung. Ja! er hat mit seinem Werke geradezu einen Leitfaden gegeben für den Weg, auf welchem das Verständnis für die Entwickelung der ländlichen Bauweisen zu erlangen ist, und er hat gezeigt, daß ein Angreifen solcher Aufgaben — technischerseits — nur ersprießlich sein kann auf Grundlage der eingehendsten, von Meiborg gekennzeichneten Vorstudien.

Ob anderen Ortes diese Vorstudien jener Gründlichkeit entbehren können, der sich Meiborg befleißigt, mag unerörtert bleiben; jedenfalls wird dem schleswig-holsteinischen Leser und dem schleswig-holsteinischen Techniker klar, daß in unserer Provinz nur so und nicht anders vorgegangen werden kann.

Möchten sich jetzt allerorten in der Provinz Männer finden, welche Meiborgs Buch mit Fleiß lesen, um dann auf Grund dieses Studiums die von technischen Gesichtspunkten aus zu betrachtenden Aufnahmen aller Arten von Bauernhäusern in allen Gegenden unserer Provinz vorzunehmen. Die Anregung zu solcher Weiterarbeit giebt unmittelbar Meiborgs Buch selbst, und mit kleinen Mühen könnten z. B. die über ganz Schleswig-Holstein verteilten Mitglieder des „Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde“ imstande sein, wertvolle Beiträge zu der Geschichte des schleswig-holsteinischen und des deutschen Bauernhauses zu liefern.

Meiborg hat sein Buch in sieben Abschnitte eingeteilt, welche, vom Süden nach Norden aufsteigend, nacheinander die verschiedenen Landstriche behandeln.

Er beginnt mit „Fehmarn,“ welches bis zum Jahre 1867 als zu Schleswig gehörend betrachtet wurde, führt uns dann westlich zum Festlande in „das Land zwischen Schlei und Eider;“ nach Westen fortschreitend kommen wir in „die Landschaft Eiderstedt,“ daran nördlich anschließend in „das übrige Nordfriesland,“ zu welchem die West-Inseln und die Halligen gehören. Darauf gehen wir in die Mitte des Festlandes, in „die Heidegegenden Mittelschleswigs,“ kommen dann an die Ostküste nach „Angeln, Sundewitt und Alsen“ und zum Schlusse nach „Nordschleswig“ mit der Insel Röm, bis zu der dänischen Grenze.

Alle diese Landstriche zeigen in sich ein eigenartiges Gepräge der Natur und des dort hausenden Menschenschlages; die Bewohner sind von jeher den verschiedenartigsten Einflüssen ausgesetzt gewesen.

Die Bewohner der West-Inseln liegen meist der Schiffahrt ob, während die allein bleibenden Frauen die Landwirtschaft betreiben; die Männer erstarken im Kampf mit den Elementen; die Reisen erweitern ihren Blick.

Auf dem westküstlichen Festlande haben Bodenbeschaffenheit und Bauart der Häuser Ähnlichkeit mit holländischen Verhältnissen; die Kleidung hob sich wirksam gegen diejenige der binnenländischen Nachbarn ab; die Wohlhabenheit zeigt sich in üppiger Weise in den Häusern; die Menschen erwuchsen in starkem, selbständigem Gefühle.

Anders entwickelt sich der Mensch in der östlichen Gegend des Striches „zwischen Schlei und Eider,“ denn hier hatte die Bevölkerung schwer unter der

Leibeigenschaft zu leiden; hier sank durch erzwungene Armut und maßlose Unterdrückung die persönliche Selbständigkeit tief hinab.

Wieder anders steht der Heidebauer Mittelschleswigs da; er ringt auf magerem Boden um sein täglich Brot. Keinen Wechsel giebt es da, keine guten, keine besonders schlechten Jahre. Der Bauer kennt nur diese stete Plage von heute zu morgen; er wird zähe. Er liebt aber sein Land nichtsdestoweniger ebenso wie der Bauer reicher Gegend; siedelt sich ein Heidebauer in waldreicher Gegend an, „so fühlt er sich bedrängt und eingeengt und hat Heimweh nach seinen weiten Flächen mit ihrer lockend weiten Aussicht.“

Auf Fehmarn zeitigten die früheren Jahrhunderte den Großbauern, welcher sich Wappen zulegt und einhergeht mit dem Paradedegen, und daneben entstand die bedrückte Klasse der wirtschaftlich Schwächeren.

In Angeln, Sundewitt, auf Alsen wurde Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts noch arg mit den Bauern umgesprungen durch harte Frohndienste und Vertreibung vom Besitze.

Auf den Halligen wohnt ein gottergebener Menschenschlag; jeder Kampf mit dem Element ist umsonst; früher oder später reißt das Meer einem jeden von seinem Besitze Stück um Stück ab. Auf den Halligen wohnt ein starker, aber stiller Menschenschlag.

Meiborg beginnt seine Abschnitte mit seinen eigenartig-reizvollen landschaftlichen Schilderungen, die mit wenigen markigen Strichen dem Leser die Besonderheiten einer jeden Landschaft vor das geistige Auge zaubern; man dünkt sich in dem Walde gehend, den Meiborg beschreibt, genießt die Aussicht und sehnt sich förmlich, die von ihm geschilderten Gegenden wirklich kennen zu lernen.

Es möge gestattet sein, eine solche Schilderung aus dem Kapitel „Nordschleswig“ hier einzuschalten:

„Im ganzen Nordschleswig ist die Erscheinung der schönsten Wälder dieselbe, wie auch die Bodenbeschaffenheit, mit tiefen Thälern zwischen schmalen, langgestreckten hohen Rücken, dieselbe ist. Die wellenförmige Oberfläche ist schon an sich anmutig; aber den eigentlichen Schmuck verleihen der Gegend die prächtigen Baumgruppen. Zwischen den ins Rund gestellten Bäumen fällt Licht und Luft in reichen Strömen herein. Die Buche ist fast Alleinherrscherin. Ihre Stämme, hoch und schlank, sind oft von oben bis unten so voller Knospen und Zweige, daß sie Säulen gleichen, die zum Feste geschmückt sind. Den Boden deckt, je nach der Jahreszeit, eine zahllose Menge von Blumen, weiße, gelbe und blaue Anemonen, Sauerklee, Sternblumen, süßduftende Maiblumen und Waldmeister; und wenn sie verblüht sind, breitet sich überall ein weicher, blaugrüner Rasen aus. — In dieser Gegend hat man nicht das Gefühl des Eingeschlossenseins, wie es oft in den flachen Waldgegenden der Fall ist; denn vom Kamm der Anhöhe blickt man durch das Laubdach der Abhänge über die Baumwipfel des Thales hinaus, und es ist oft, als befände man sich zwischen den Kronen der Bäume. Auf der einen Seite alle Abstufungen von Grün;

zahllose durchscheinende Zweige stehen in goldigem Schimmer, und die Wasser, auf die man von oben blickt, sind von weißem, silberglänzendem Lichte umflossen. Auf der entgegengesetzten Seite leuchtet es auf den Kronen, den Stämmen und dem Waldboden von Sonnenblitzen, so mannigfaltig wie das Gelände selber. — Fern von Menschen, in der ungestörten Einsamkeit, tritt man ins Tierleben. Man blickt dem schwarzen Storch ins Nest; der Kukuk ruft, die Singvögel zwitschern droben und drunten und an allen Enden; Habicht und Geier schießen durch den Wald; Rehe strecken den Kopf hervor, lugen und lauschen; Füchse spielen wie Kätzchen und schlagen mit dem Schweif ins hohe Gras."

Hier oben herrschte früher ein bedeutender Holzreichtum; der anderthalb Meilen breite Waldgürtel, welcher Jütland von Schleswig trennte, erstreckte sich von der Ost- bis zur Westküste.

Wenn man Meiborg erzählen hört, daß in jenem Striche, der von Hoyer anderthalb Meilen weit nach Norden geht, die meisten Höfe noch im vorigen Jahrhundert eine jährliche Holzabgabe von zwei bis vier Fudern zu entrichten hatten, ja, teilweise sogar Holzkohlen liefern mußten, wenn man erfährt, daß, um Wölfe zu vernichten, — einmal sogar um eine Diebesbande auszuräuchern —, ganze Waldbestände einfach abgebrannt wurden, — so lernt man verstehen, wie es möglich war, in wenigen Jahrhunderten die völlige Verwüstung dieses ungeheuren nordschleswigschen Waldbestandes fertig zu bringen. Mitte des 16. Jahrhunterts mußten Königliche Verbote erlassen werden gegen den Bau der Holzhäuser, um wenigstens einen Teil des Holzbestandes noch zu retten.

In dem Kirchspiel Wester-Westedt findet man noch Baumstämme unter dem Sande; es sollen sogar solche auch auf dem Watt zwischen dem Festlande und der Insel Röm zum Vorschein kommen.

Durch den Waldgürtel führten nur drei Hauptwege nach Jütland hinein, über Gredstedbrück, Foldingbrück und Koldingbrück. Einzelne Ortschaften lagen so fest im Walde eingeschlossen, daß nur Reitwege den Verkehr nach außen hin vermittelten. Das Holz und die Schweinezucht waren Haupterwerbsquellen; später, als der Wald abgerodet war, — und zwar schon im 16. Jahrhundert, — war es die Vieh- und Pferdezucht, mit welcher das beste Geschäft gemacht wurde. (Fortsetzung folgt.)



Major Schills Ende.

Von **v. Osten** in Ütersen.

Das Leben und Streben des Majors Schill ist Gegenstand der deutschen Geschichte; eine Schilderung seines letzten Kampfes dürfte jedoch auch für „Die Heimat" geeignet sein, da ein holsteinischer Husar dem tapferen Helden den Tod bereitet hat.

Schills Ende wird auch in besonderen Biographien und in einigen Geschichtswerken beschrieben, jedoch weichen die Verfasser in dieser Beziehung so sehr von einander ab, daß es nicht möglich ist, zu einem sicheren Resultat zu gelangen. Nach Weber fiel Schill unter den Säbeln holländischer, oldenburgischer und dänischer Reiter; nach Meyers Lexikon wurde er nicht durch Säbelhiebe, sondern durch Flintenschüsse getötet. In der Biographie von Leyde, verfaßt unter Mitwirkung eines früheren Schillschen Offiziers, heißt es: „Indem er jetzt wieder in die Fährstraße einbiegt, um vielleicht das gleichnamige Thor zu gewinnen, stößt er auf einige holländische Gegner, die bei einer Wasserpumpe mit Blutabwaschen beschäftigt waren. Es fällt unter ihnen der Ruf: „Das ist Schill," — und ohne Verzug ergreifen die Jäger ihre Gewehre und schießen nach ihm. Da er aber nur schwankt und nicht stürzt, so laufen die Jäger ihm nach und hauen ihn vollends vom Pferde." Der Verfasser scheint indes seiner Sache nicht sicher zu sein, denn nach dem beigefügten Bilde, „Schills Tod" darstellend, befindet sich der edle Patriot in einem wütenden Säbelkampfe mit zwei Husaren. Heusser schreibt (Deutsche Geschichte III, S. 337): „Man hat ihn noch gesehen, wie er, von einigen seiner Getreuen umgeben, im gestreckten Galopp und mit geschwungener Klinge durch die Gassen sprengte und alles, was sich vom Feinde zeigte, vor sich niederwarf. Von einem dänischen Husaren durch einen Säbelhieb an der Stirn verwundet, wollte er umkehren, fiel aber holländischen Jägern in die Hände, die ihn am Rufe eines seiner Leute erkannten. Aus ihren Reihen hat ihn die tödliche Kugel getroffen." Zu einer ganz anderen Vorstellung gelangt man nach einem Bilde in der Gartenlaube, 1860, S. 468. Er ist hier umringt von Infanteristen, die mit dem Bajonett nach ihm stechen, sein Pferd anhalten ꝛc. Im Texte liest man: „Verzweifelt stürzte sich Schill auf den ihm entgegenkommenden holländischen General Carteret und hieb ihn mit einem Streiche vom Pferde, aber in demselben Augenblick traf ihn ein Schuß, er sank herab, und die Bajonette der dänischen Musketiere bohrten sich in seinen Leib." Nach Kohlrausch fiel er unter den Streichen dänischer Reiter ꝛc.

In der Gegend von Ütersen haben vier dänische Husaren, die zu dem Ottensener Regiment gehörten, einen Orden und eine jährliche Pension erhalten, weil sie, wie man sagt, Schill getötet haben: K. Lorenz in Heist, J. Krohn in Appen, H. Lüdemann in Esingen und J. Kock in Holm. Die Volkssagen, die sich in diesen Dörfern gebildet haben, lauten aber so verschieden und zum Teil so unglaublich, daß gar kein Wert darauf zu legen ist. Es ist anzunehmen, daß die Husaren bei dem fürchterlichen Gewirr, welches in den Straßen von Stralsund entstand und bei der fieberhaften Aufregung den Verlauf des Kampfes nachher gar nicht in seinen Einzelheiten erinnert haben. Mit Hülfe ihrer Phantasie entwarfen sie sich ein Bild des Tages, wie es ihnen zusagte, und glaubten später selber, daß die Sache sich so verhalten habe. Es kommt noch hinzu, daß sie es sich als „eine Ehre" anrechneten, den „Räuberhauptmann," wie Schill nach dem Vorgange französischer und dänischer Tagesbefehle genannt wurde, getötet zu haben. Da auch nach dem Befreiungskriege nichts Nennens-

wertes geschah, um Schills Unternehmen in das rechte Licht zu stellen, so vererbte sich der Gedanke an den „schwarzen Räuber" und an die „Schillsche Bande" auf Kinder und Kindeskinder. Bemerkenswert ist noch, daß Schill in den Volkssagen nicht wie ein Held, sondern wie ein Feigling erscheint.

Um bei den widersprechenden Nachrichten einen festeren Anhalt zu gewinnen, wandte ich mich an den Gastwirt Krohn in Nortorf, einen Sohn des vorhin genannten, in Appen gebürtigen alten Husaren. Von ihm erhielt ich folgende Darstellung, die mir weit wahrscheinlicher klang, als die hier verbreiteten Volkssagen. Er schreibt: „Am Tage der Erstürmung Stralsunds war mein Vater als Ordonnanz bei einem höheren Offizier. Als er mit seinem Vorgesetzten durch die Stadt reitet, sieht er einen feindlichen Offizier aus einer Sackgasse heraussprengen. Da derselbe einen Orden trug, so mußte mein Vater ihn für deu Major Schill halten, weil den Soldaten gerade der Orden als Erkennungszeichen angegeben war. Auf Schills Haupt war aber eine hohe Prämie gesetzt. Der feindliche Offizier greift nach einer Pistole, doch kommt mein Vater ihm zuvor und giebt ihm einen Säbelhieb über den Kopf, daß er tödlich getroffen zu Boden sinkt. Mein Vater springt schnell vom Pferde, um ihm den Orden abzunehmen; aber schon haben die Holländer sich des Sterbenden bemächtigt. Meinem Vater gelingt es jedoch noch, dem Offizier die Sporen abzureißen. Die Holländer sollen den Leichnam ganz unkenntlich gemacht haben. Mein Vater erhielt später den Danebrogsorden und eine jährliche Pension von 50 Reichsthalern. Die Sporen habe ich nie gesehen, wahrscheinlich hat mein Vater sie in Kopenhagen abliefern müssen." Nach anderen Nachrichten hat General Ewald den Husaren J. Krohn am Tage nach dem Kampfe vor die Front gerufen und ihn öffentlich wegen seiner Tapferkeit gelobt. — Auffallend war mir, daß in diesen Berichten gar nicht von K. Lorenz die Rede ist, der doch nach seiner eigenen bestimmten Aussage in Stralsund immer an Krohns Seite geritten hat.

Da mich der Brief aus Nortorf noch nicht befriedigte, so schrieb ich „an einen Lehrer in Stralsund" und bat den mir unbekannten Kollegen, mir mitteilen zu wollen, ob nicht in der dortigen Stadtchronik das Ende des Helden ausführlich beschrieben sei 2c. Nach einiger Zeit erhielt ich nicht von einem Lehrer, sondern von dem Stadtbibliothekar Dr. Baur ein freundliches Schreiben, welches nach Weglassung der Einleitung und des Schlusses so lautet: „Auf Ihre Frage, wie das Ende Schills hier dargestellt wird, gebe ich Ihnen eine Stelle aus einer Schrift, die hier 1859 zur halbhundertjährigen Gedächtnisfeier von Schills Tode aus amtlichen Aufzeichnungen und privaten Überlieferungen zusammengestellt wurde und wohl als zuverlässig gelten darf. Da heißt es: — — Da biegt er in die Fährstraße ein. An der Pumpe (Schillsfood genannt) sind holländische Voltigeurs mit einem Gefangenen beschäftigt, der aus mehreren Wunden blutet. Als dieser seinen Kommandeur vorübersprengen sieht, ruft er: Schill, Schill! Sofort geben die Voltigeurs Feuer auf Schill. Die Straße hinauf kommt ihm eine Abteilung holländischer Jäger entgegen; er wird um-

zingelt, wehrt sich aber mit der Wut der Verzweiflung. Der dänische Oberstlieutenant v. Fries kommt darüber zu, wie Schill, nachdem er mit seinem Säbel mehrere Hiebe pariert, die ein dänischer Husar Krohn auf ihn geführt, einen furchtbaren Hieb über die Stirn bekommt, sodaß ein Blutstrom über sein Gesicht stürzt. Auf den Zuruf, sich zu ergeben, hört Schill nicht, sondern fährt fort, sich zu verteidigen, bis er eine Kugel in den Hinterkopf erhält. Da sinkt er vor dem Hause Fährstraße 21 vom Pferde. Die Holländer reißen ihm den Orden ab, den er um den Hals trägt, und plündern den Sterbenden, der unter ihren Händen den Geist aufgiebt."

Aus dieser Darstellung ist zwar nicht mit Sicherheit zu erkennen, wer Schill den letzten wuchtigen Schlag gegeben hat; wenn es aber in dem Rapport des dänischen Generals Ewald [1]) heißt: „Es war ein dänischer Husar, welcher Schill niederhieb," und wenn wir die Nachrichten aus Nortorf vergleichen, so kann es wohl nicht zweifelhaft sein, daß dem Husaren Krohn diese „Ehre" gebührt.[2]) Eine offene Frage bleibt nun, von wem Schill den letzten Schuß in den Kopf erhalten hat. In dem Rapport des Generals Ewald liest man: „Schill bat den Husaren, der ihm den fürchterlichen Hieb gegeben hatte, er möchte ihn vollends töten. Ein Holländer erfüllte sogleich sein Begehren." Auch in einigen Geschichtsbüchern wird diese That einem Holländer zugeschrieben; nach anderen, mündlichen Nachrichten ist sie von einem Dänen ausgeführt worden. Im übrigen wird man wohl dem Bericht aus Stralsund mehr innere Wahrscheinlichkeit zuerkennen müssen, als dem Bericht des Generals Ewald.

Die Namen, welche bei Schills Ende in Betracht kommen, würden wir sicher erfahren haben, wenn die Prämie ausgezahlt worden wäre, welche Napoleon auf den Kopf „des Aufrührers" gesetzt hatte. Als aber die Holländer mit Schills Haupt in Kassel anlangten, wurde ihnen von der Regierung des Königs Jerome geantwortet, die Aussetzung der Prämie beziehe sich nicht auf ein Gefecht, sondern auf „eine nicht kriegerische Beseitigung des Geächteten."

Es drängt sich nun die Frage auf: Was haben die drei übrigen holsteinischen Husaren, die durch einen Orden ausgezeichnet worden sind, eigentlich gethan? Ich habe mir erlaubt, bei der Ordenskommission in Kopenhagen anzufragen, bin aber ohne Antwort geblieben. Mit Anerkennung nennt der dänische Bericht

---

[1]) „Auszug aus dem von Sr. Excellenz dem Herrn Generallieutenant v. Ewald herausgegebenen Rapport über die Affäre bei Stralsund gegen die schillsche bewaffnete Bande." Mir von Freundeshand zur Durchsicht überlassen.

[2]) Rudolf Schleiden schreibt in seinen „Jugenderinnerungen" S. 57: „Der einzige andere, weniger rühmliche Waffengang bestand in der Beteiligung eines Hülfscorps an der Verfolgung des deutschen Patrioten Schill, dessen Tod in den mit ihm sympathisierenden Herzogtümern um so mehr beklagt wurde, weil der treffliche Mann durch die Hand eines holsteinischen Husaren Krohn gefallen war (31. Mai 1809)."

Dagegen muß doch bemerkt werden, daß nur einige Gebildete in Schleswig-Holstein mit Schill sympathisierten; im Volke war das deutsche Nationalgefühl noch nicht erwacht, die Teilnahme an der Erstürmung Stralsunds galt für eine ruhmvolle That, die Tötung Schills für ein verdienstvolles Werk.

vier Husaren und zwei Reiter, „welche General Ewald zu seiner persönlichen Bedeckung bei sich hatte und welche demselben unablässig durch das stärkste Feuer als treue und tapfere Soldaten folgten." Vielleicht sind ja diese sechs Husaren alle für ihre Tapferkeit belohnt worden. Da unter den „Reitern" wahrscheinlich Ordonnanzreiter zu verstehen sind, so werden unsere Gedanken wieder auf J. Krohn und K. Lorenz hingelenkt, welche nach der Tradition als Ordonnanzen im Stabe des Generals Ewald fungiert haben.

Fassen wir nun die Berichte, welche am meisten Glaubwürdigkeit für sich haben, zusammen, so könnte das Ende des braven Vorkämpfers deutscher Freiheit mit folgenden Worten geschildert werden:

Als Major Schill mit einigen seinen Getreuen über den Marktplatz galoppiert, sucht der holländische General Carteret ihn aufzuhalten. Mit einem kräftigen Säbelhieb schlägt er aber seinen Gegner vom Pferde herunter,[1]) und sprengt dann in die Fährstraße hinein. Bei einem Brunnen, an welchem er vorüberkommt, steht ein preußischer Gefangener, dem man die blutigen Wunden auszuwaschen sucht. Dieser erkennt sogleich seinen geliebten Führer und ruft: O Schill, Schill! Dadurch werden zunächst die holländischen Jäger, die sich mit dem Gefangenen beschäftigen, auf ihren Feind aufmerksam und richten ihre Gewehre gegen ihn. Bald aber entsteht auf der Straße ein solches Gewoge von Holländern, Oldenburgern, Dänen und Preußen, von Infanteristen und Kavalleristen, daß der Kampf sich zu einem wilden Handgemenge gestaltet. Der schon verwundete und im Sattel schwankende Schill gerät in einen Zweikampf mit dem dänischen Husaren Krohn, wendet zwar noch einige Hiebe ab, erhält dann aber einen solchen Hieb vor die Stirn, daß sogleich das Blut über sein Gesicht strömt. Dennoch setzt er den Kampf verzweifelt fort, bis ein Schuß in den Hinterkopf (von einem Holländer oder von einem Dänen) ihn seiner letzten Kräfte beraubt. Vor dem Hause Nr. 21 (wo jetzt ein einfacher Denkstein steht) sinkt er ohnmächtig vom Pferde, hier „ging das tapferste Herz zu Grund'." Die Holländer nehmen den Sterbenden in Empfang, reißen ihm den Orden ab und schleppen die Leiche im Triumph nach dem Rathause.[2]) Am folgenden Tage gab der holländische General Gratien einem Stabsarzte den Auftrag, Schills Haupt vom Rumpfe zu trennen und in Weingeist aufzubewahren. Der Leichnam, der nach dieser Verstümmelung noch übrig blieb, wurde auf einem mit Stroh belegten Leiterwagen nach dem Begräbnisplatze abgeführt und ohne allen militärischen Anstand verscharrt.

---

[1]) Im dänischen Rapport heißt es: „Man beklagt sehr den Verlust des Generals Carteret vom holländischen Generalstabe, welcher auf dem Felde der Ehre fiel." Daß der „Räuberhauptmann" ihn durch einen Schlag vernichtet hat, wird veschwiegen.

[2]) Es scheint, daß an der Stelle, wo Schill fiel, von der dänischen Armee außer dem General Fries nur 2 Husaren gegenwärtig gewesen sind, nämlich Krohn und vielleicht K. Lorenz, die beiden Ordonnanzen. So wird es erklärlich, daß die Holländer, die in größerer Anzahl vorhanden waren und nicht zu Pferde saßen, sich sogleich der Leiche bemächtigen konnten.

E. M. Arndt schrieb 1812 im „Lied von Schill":

Da schläft nun der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt,
Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

In späterer Zeit ist aber auch durch äußere Zeichen dafür gesorgt worden, dem edlen Freiheitskämpfer ein dankbares Andenken zu bewahren.



Moderner Hexenglaube.

Von **J. Kinder** in Plön.

Noch in jedem Jahrhundert unserer Zeitrechnung hat die Menschheit vermeint, auf der Höhe der Geistesbildung zu stehen, und selbstgefällig oder mitleidig auf die Beschränktheit der Großväter herabgesehen. Auch die Gegenwart nennt sich das Zeitalter der Aufklärung und des Fortschritts. In den Tagesblättern können wir es immer wieder lesen, daß die finsteren Zeiten des Mittelalters vorüber sind und wir uns freigemacht haben von allen Wahnvorstellungen der Vergangenheit.

Wer jedoch mitten im Volksleben steht und die Augen nicht verschließt, wird sich eingestehen müssen, daß, wie der Wald seit Menschengedenken um keinen Zoll an Höhe zugenommen hat, nicht in den Himmel hineingewachsen ist, so auch die Volksseele mit ihrem Fürchten, Hoffen und Sorgen sich nicht verändert hat. Freilich wird niemand bestreiten, daß wir unser Wissen durch Entdeckungen und Erfindungen in großem Maßstabe erweitert, in Büchern aufgespeichert, die Naturkräfte auf dem Wege der Mechanik und der Chemie uns dienstbar gemacht, kurz, unsern geistigen Hausrat erstaunlich vermehrt haben. Aber wie gering ist doch noch die Anzahl derjenigen, welche sich diesen Hausrat *wirklich zum vollen Eigentum erwerben* können, und wann wird jemals der harte Kampf um das tägliche Brot eine große Vermehrung der Wissenden zulassen? Wo das Wissen aber aufhört, da fängt der Glaube an, und welche schrankenlosen Pfade dieser auch in unserer Heimat noch wandelt, mag folgende Geschichte zeigen.

Im September 1892 klagte der — sagen wir — Einwohner Adlof in Vertretung seiner Schwiegermutter, der Witwe Beld, vor dem Königlichen Schöffengericht zu X. wider die Ehefrau Hohn wegen Beleidigung. Letztere habe öffentlich erzählt, daß seine Schwiegermutter ihr Kind behext und „unter sich gehabt" habe; die Alte sei dafür bekannt, daß sie Menschen etwas anthun könnte. Die vorgeschlagenen Zeugen bestätigten eidlich, daß sie jene Äußerungen gehört hätten, führten noch an, daß die Beklagte ihnen mitgeteilt habe, ihr Kind habe seit einem Besuche bei der Witwe Beld unaufhörlich geschrien und die Muttermilch nicht mehr genommen. Von der Kartenlegerin Wels, an

welche die ratlose Mutter sich um Hülfe gewandt habe, sei ebenfalls sofort erkannt worden, daß eine Hexe das Kind in der Gewalt habe. Trotz aller Besprechung und Beräucherung sei das Kind gestorben.

Die Beklagte mußte die Zeugenaussagen im wesentlichen als richtig anerkennen.

Auf die von dem Richter an die Parteien gerichtete Ermahnung, sich in Güte zu vergleichen, da ja doch alles Unsinn sei, erklärte der Vertreter der Klägerin, daß er zwar zu einem Vergleiche bereit sei, jedoch mit der Bedingung, daß die Beklagte außer der Kostenerstattung seiner Schwiegermutter eine öffentliche Ehrenerklärung gebe, denn es seien zu viele Leute da, welche glaubten, daß seine Schwiegermutter Hexerei treibe.

Der Vergleich kam nach vielem Zureden auf dieser Grundlage zustande.

Nunmehr erhob die Amtsanwaltschaft wider die Kartenlegerin Wels Anklage wegen Betrugs, und in der folgenden Strafprozeßverhandlung kamen nachstehende Thatsachen an das Licht.

Die Ehefrau Hohn hatte mit ihrem halbjährigen Kinde zuweilen ihre Nachbarin, die Witwe Beld, besucht. Da war sie eines Tages von anderen Nachbarinnen vor dem Verkehr mit der Witwe gewarnt worden. Dieselbe habe einen „bösen Blick.“ Solche Leute hätten das Bedürfnis, immer eine Seele in ihrer Gewalt zu haben, und es sei zu vermuten, daß die Witwe Beld bald das Kind der Hohn „unter sich haben“ werde.

In der That war nach der Meinung der Ehefrau Hohn ihr Kind nach dem letzten Besuche bei der Witwe unruhig geworden. Es schrie seitdem Tag und Nacht. Als sie den Nachbarinnen ihre Not klagte, antworteten diese: „Ja, da hast du es! Der Ehefrau K. ist es ebenso ergangen. Jetzt wende dich an die Frau Wels, denn diese allein kann noch helfen; die hat schon vielen geholfen und empfängt sogar aus Amerika noch Dankschreiben.“

Die Mutter des Kindes folgte dem Rat und ging zur „klugen Frau“ Wels. Diese legte sogleich die Karten und las aus den Karten heraus, daß das Kind „berufen“ sei, daß eine das Kind unter sich habe und zwar sei das eine blonde Witwe. Es sei die allerhöchste Zeit, daß die Mutter zu ihr komme, denn ein Sarg stehe schon daneben. — Nach Empfang einiger Nickelmünzen versprach sie, der Mutter einen Besuch in ihrer Wohnung machen zu wollen. Das geschah bald darauf. Das Kind wurde untersucht, von der klugen Frau mit der Zunge beleckt und dann die Diagnose gestellt: ja, es schmecke schon salzig; eine habe das Kind unter sich. Die Angeklagte gebrauchte hierauf ihre „Kunst,“ besprach das Kind unter Beobachtung einiger Formalitäten und überließ der Mutter einige Kräuter (Dill) zum Ausräuchern. Ferner gab sie die Anweisung, daß während der Ausräucherung alle Fenster und Thüren fest zu verschließen seien. Diejenige nämlich, welche das Kind in ihrer Gewalt habe, werde dann herbeikommen und unter dem Vorwande, einen Gegenstand leihen zu wollen, in das Haus einzudringen versuchen, um der Räucherung entgegen zu arbeiten. Das müsse unter allen Umständen verhindert werden.

Bei dem zweiten Besuche brachte die kluge Frau der Mutter ein weißes Pulver mit, welches dem Kinde eingegeben werden sollte, erteilte auch den Rat, das Kind von der Mutterbrust zu entwöhnen. Dieses verstarb jedoch nach einigen Tagen.

Im weiteren Verlaufe der Gerichtsverhandlung gab die Angeklagte die Richtigkeit der angeführten Thatsachen zu. Das weiße Pulver sei ein Kinderpulver aus der Apotheke gewesen, welches ihr einst von dem verstorbenen Physikus R. als gut empfohlen worden sei. Sie glaube selber fest an ihre Kunst, bei welcher sie weder fluche noch schwöre, habe dieselbe auch bei ihren eigenen sieben Kindern angewendet und diesen damit geholfen. Den Arzt regelmäßig zu Rate zu ziehen, habe sie kein Geld gehabt. Gelernt habe sie die Kunst von einer alten Frau Groth. Wenn sie gegen das Schreien der Kinder rate, so spreche sie:

Roth as en Kräv (Krebs),
Witt as en Dodenhand,
Damit help ick di in dinem Kindesstand!
Im Namen des Vaters, des Sohnes u. s. w.

Gegen Herzspannen der Kinder gebrauche sie den Spruch:

De erste Vagel, de œwer dit Kind flügg,
Nehm de Krankheid ünner de Flügg!
Im Namen u. s. w.

Sie vermeine, mit solchem Raten nichts Übles zu thun, fordere von den Hülfesuchenden auch kein Geld, sondern nehme nur das, was freiwillig gegeben werde. Was das Kartenlegen anbetreffe, so sei vieles eingetroffen, was sie vorhergesagt habe.

Das Gericht verurteilte die Angeklagte wegen Betruges unter Annahme mildernder Umstände zu einer Geldstrafe von 5 *M.*

In der Regel kommen solche Vorgänge garnicht an die Gerichte, bleiben öffentliche Geheimnisse. Man kann ohne Gefahr der Übertreibung behaupten, daß es heute in jedem Kreise des Staates wenigstens *eine* Person giebt, von welcher angenommen wird, daß sie hexen, oder wahrsagen, die Karten legen, bannen oder raten kann. Bei der Erteilung des Jugendunterrichtes dürfte es deshalb noch keineswegs für überflüssig erachtet werden, die der Menschenseele von Natur innewohnende Furcht, das Glauben und Meinen der Kinder, insbesondere der Mädchen, sorgfältig zu überwachen und in die *richtigen Bahnen* zu leiten.

Lessing läßt seinen Nathan zu dem Tempelherrn sprechen:

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.



Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Kiel.

Man sagt den Schleswig-Holsteinern vielleicht mit Recht nach, daß das Heimatsgefühl bei ihnen lebhafter entwickelt sei, als bei manchen andern Volksstämmen. Wer die Schönheit unsers Landes kennt, den wird das nicht wundern; wer seine Geschichte studiert hat, wird es selbstverständlich finden. Fortgesetzte Kränkung alter Rechte durch den übermächtigen Nachbar im Norden, eine ruhmvolle Erhebung wider die Fremden, die uns knechten wollten, wiederum jahrelanger Druck, Spott und Hohn des triumphierenden Gegners: dies alles hat in unserm Volke eine Liebe zur Heimat erweckt, die alle Not vergangener Jahre überdauert hat und auch jetzt noch, da wir uns ruhigerer Zeit und gefestigter Verhältnisse erfreuen, die Herzen höher erglühen macht.

Aber diese Liebe macht nicht einseitig. Sie hat von jeher die starken Wurzeln ihrer Kraft im großen deutschen Vaterlande gefunden, und heute schließt sie sich mit besonderer Begeisterung in alter deutscher Treue an Kaiser und Reich an.

Das hat uns der 24. November des verflossenen Jahres gezeigt. An diesem Tage wurde in Gegenwart unsers Herrscherpaares in Kiel das Provinzial-Denkmal für Kaiser Wilhelm I. enthüllt. Es war eine Feier, in der Schleswig-Holstein seinen Dank darbrachte für seine Befreiung. Diesen Charakter trug das Fest; diesen Sinn predigt auch[1] das Denkmal.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Kiel.
Nach einer Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.

In den Gestalten vorn und hinten am Sockel verkörpert sich schleswig-holsteinisches Volkstum. Vorn sieht man zwei weibliche Gestalten von ernster und kraftvoller nordischer Schönheit. Die eine, aufrecht stehend, schlingt ihren Arm um die sitzende Gefährtin: ein Bild der eng verbundenen Lande. An den Symbolen der Fischerei und des Ackerbaues erkennt man die zwei Hauptbeschäftigungen unseres Volkes. Das unsere Heimat umschlingende Meer findet sein Bild in dem kraftvollen Jüngling auf der Rückseite des Denkmals. Schwert und Flagge, Tauwerk und Anker

1) Die Abbildung ist uns von der Redaktion des „Daheim" zur Verfügung gestellt worden.

deuten sowohl auf die friedliche Thätigkeit des Handels, als auf das kriegerische Handwerk unserer Marine hin. Es sind Gestalten, an denen man sich nicht satt sieht, die bei jedem neuen Besuch neue Schönheiten offenbaren. Die Seiten des Sockels schmücken zwei Reliefs; das eine stellt den Sieg bei Eckernförde, das andere die Grundsteinlegung zum Nordostsee-Kanal dar. Sie erinnern an zwei Tage, an denen der Name unseres Landes überall in der Welt mit Ehren genannt wurde.

Hoch oben aber sitzt zu Roß der Held, der unserm Lande heimische Art und Sitte gesichert, der unsere Landesgeschichte zum Abschluß gebracht hat. In edler, ruhiger Größe sitzt er droben, nicht als thatendurstiger Held, sondern als Landesvater, der allezeit bereit ist, Gefährdetes zu schützen, Gewonnenes zu bewahren und Segen auszustreuen über sein Land. Er ist dargestellt worden, wie wir ihn alle geschaut haben, wenn er unter uns weilte: als der freundlich ernste Greis, der, ob auch gebeugt von der Last der Jahre, doch keine Zeit hatte, müde zu sein.

Der Schöpfer des Denkmals, Adolf Brütt, ist ein Sohn unsers Landes. Er ist im Jahre 1855 in Husum geboren, hat in Kiel bei Müllenhoff seine Lehrzeit durchgemacht und dann in München und Italien weitere Studien getrieben. Jetzt lebt er, zum Professor ernannt, in Berlin. Manches hervorragende Werk hat ihm bereits einen angesehenen Namen gemacht; sicher wird diese neueste Schöpfung dazu beitragen, ihm noch reichere Anerkennung zu sichern. Heinr. Lund.



Volksmärchen aus Schleswig-Holstein.

1. De Wulf un de Voß.[1])

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen nach Mitteilungen aus Henstedt, Kreis Segeberg.

Malins weern de Wulf un de Voß tosamen up'e Reis. Se weern all'n ganzen Dag ünnerwegens west un harrn noch keenen Happ'n to freten hatt. Do seggt de Wulf: „Wat bün ick hungrig! Wo kriegt wi wat in'n Liew?" De Voß wüß Rat. He seggt: „Lat uns na'n Burn gahn. De hett'n Barg Speck un Fleesch in sinen Keller." De Wulf befünn dat vör god, un se sleken sick nu in'n Düstern hin. Aewer wo schull'n se dar rin kamen? Nu füngn se an to kratzn un to arbeid'n, bet se toletzt 'n Lock kreegen, wo se hindœrch kamen kunn'n. In'n Keller fünn se vullup Speck un Fleesch un leten sick dat god smecken.

As de Voß den grœffsten Hunger stillt harr, dach he: „Schaft doch eerst mal tosehn, wat du ok noch weller ut dat Lock kamen kannst," un sprüng ut un in. „Wat wullt du?" seggt de Wulf. — „Ick wull man mal tosehn, wat dar ok Lüd kamt. Fritt du man düchdig to, ick will wull uppassen." — De Wulf leet sich dat nich tweemal seggen, un sin Buk wörr ümmer dicker. De Voß œber harr all lang in'n Sinn hatt, den Wulf mal düchdig antoföhrn. He mök nu bi sin Rümspringn so veel Larm, dat de Bur dat hörn müß. De wüß nich, wat dar los weer, steek sin Lücht an, nehm'n goden Knüppel un güng na'n Keller hin.

De Voß seeg em kamen — un witsch — weer he na dat Lock rut. De Wulf wull nu flink achteran, œber he harr sick so dick freten, dat he nich mehr dœr kunn. De Bur nich to ful, nehm den Knüppel un slög up den Wulf los, wat Tüg un Tœgel holn wull.

Toletzt klemm de Wulf sick doch mit aller Gewalt hindœr, un mit'n paar grote Sprüngn weer he in'n Düstern verswunn'n. Aewer do kunn he ok knapp mehr gahn un stahn, un dat dur lang, bet he bi den Voß ankeem. „Wonehm büst du so lang west?" seggt de Voß. „Och," seggt de Wulf, „ick kunn nich so gau weller dœr dat ol Lock

[1]) Man vergleiche das gleichnamige Grimmsche Märchen sowie das Büchlein: „Die Füchsin und der graue Wolf. Nach dem Russischen von K. Kind."

kamen. Do baller de Bur mit sinen Knüppel up mi los, un wenn ick mi nich tolezt mit nauer Not dœrklemmt harr, denn har he mi dotslan."

„Denn lat uns man maken, dat wi wegkamt," seggt de Voß, „ehr se mit de Hunn kamt." Darmit nei he ut, un de Wulf hink achteran. Aber dat dur nich lang, do bleev de Voß torüg un stähn: „Och, wat bün ick krank, wat bün ick krank!" Dat duer den Wulf, un he seggt: „Sett di up minen Nacken; ick will sehn, dat ick di mit foortkrieg."

As de Wulf sick nu mit em afflep un man eben jappen kunn, füng de Voß ganz lis' an to sing'n: „De Kranke drigt den Sund'n,[1])
De Kranke drigt den Sund'n."

„Wat meenst du?" seggt de Wulf. — „Man to, man to," röppt de Voß, „de Jäger kumt mit de Hunn!"

Sprichwörter und Redensarten.

Rudolf Eckart in Nörten bei Hannover hat im Jahre 1893 unter dem Titel „Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten" ein Buch herausgegeben, in dem er aus dem ganzen niederdeutschen Sprachgebiet, aus mündlichen und schriftlichen Quellen alles einschlägige Material mit großem Sammelfleiße zusammengetragen hat. Das Sammeln derartiger Erzeugnisse des Volksgeistes ist lohnend, denn „die Sprichwörter geben ein Spiegelbild des Volkes, seiner Gedanken, Anschauungen, Einrichtungen und Lebensgewohnheiten." Es ist aber schwierig, denn es sind „alles Vögel, die im Fluge erhascht sein wollen; nur die gemeinsten sitzen an Allmannswegen und halten still, bis man sein Notizbuch hervorgezogen — wenn man's nicht gerade vergessen hat in die Tasche zu stecken. Das Beste muß man erlauern, kann man nicht einmal erfragen; sammeln ist fast so schwer als machen."[2]) (Klaus Groth.) Aber es ist die höchste Zeit, daß es geschehe, denn unser Volksleben befindet sich in rascher Umwandlung, und die Kinder der Eltern, deren Mund noch von solcher Rede überfloß, haben ihren Gebrauch völlig verlernt. Freilich wird dem Sammler manches aufstoßen, was nicht salonfähig ist; unsere niederdeutschen Sprichwörter sind eben nicht im Salon entstanden. Aber „auch das scheinbar Anstößige birgt eine tiefe Wahrheit in sich. Bogumil Goltz sagt: Wen die deutschen Sprichwörter nicht durch und durch erbauen, der hat kein deutsches Gewissen und keinen deutschen Witz." (Eckart.)

Aber eine Sammlung, wie diese, kann, so sorgfältig sie auch angelegt sein mag, niemals völlig zum Abschluß kommen. So fehlen auch hier Sprichwörter aus unserem Lande in großer Zahl. In einer Sammlung, die ich seit Jahren geführt habe, finde ich über 100, die bei Eckart ganz fehlen; eine viel größere Zahl der angeführten aber kenne ich mit zum Teil charakteristischen Abweichungen. Das thut dem Werte des Buches keinen Eintrag, fordert aber zu weiterer Arbeit auf diesem Gebiete auf. Was zu thun ist, wird ein Dreifaches sein.

1. Die Sammlung muß durch lebhafte Beteiligung aller, die mit unserm Volke Fühlung haben, ergänzt werden.

2. Es muß genauer das Verbreitungsgebiet der einzelnen Sprichwörter festgestellt werden. Das ist in dem Werke von Eckart nur in unzureichendem Maße geschehen. Zwar steht hinter den meisten die Bezeichnung eines bestimmten Teiles unseres Sprachgebietes, aber immer nur eines einzigen, während das betreffende Wort vielleicht mit geringen Abweichungen in den verschiedensten Gegenden gebraucht wird. Es ist in keiner Weise zu erkennen, welche Sprichwörter z. B. in Schleswig-Holstein thatsächlich im Gebrauch sind. Deshalb wäre es wünschenswert, wenn in unserem Lande, womöglich auch in seinen einzelnen Teilen, Lokalsammlungen angelegt würden, damit das Geltungsgebiet der einzelnen Worte genau festgestellt werde.

---

[1]) trägt den Gesunden.
[2]) in der Vorrede zu Ehlers' schleswig-holsteinischem Rätselbook.

Nach beiden Richtungen bietet sich die „Heimat“ als Sammelstelle an.

3. Noch eine dritte Aufgabe wird zu lösen sein. Die mir bekannten Sammelwerke ordnen sämtlich alphabetisch nach Stichwörtern. Eine solche Ordnung ist für den Sammler nicht zu entbehren; will man aber die Ergebnisse der Sammlungen kulturhistorisch verwerten, so muß auch versucht werden, sie nach der inneren Zusammengehörigkeit zu ordnen. Das ist außerordentlich schwer, zumal die Sprichwörter bei den verschiedensten Gelegenheiten gebraucht werden. Aber wenn man sich durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken läßt, so gewinnt man durch solche Zusammenstellungen überraschende Einblicke in den Volkscharakter. Außerdem haben solche Zusammenstellungen den Vorteil, daß sie die Gedanken der Suchenden in eine bestimmte Richtung lenken; das verspricht reichere Ausbeute, als das „Schweifen in der Wilde.“ Möge es denn gestattet sein, hin und wieder solche Zusammenstellungen zu bieten in der Absicht, dadurch zunächst auf solchem beschränkten Gebiet durch Mitteilungen aus allen Teilen des Landes möglichste Vollständigkeit zu erzielen, die Abweichungen festzustellen und die Verbreitungsgrenzen der einzelnen Ausdrücke zu bestimmen. Die folgende Sammlung stammt ausschließlich aus dem Dänischen Wohld.

1. Bei der Mahlzeit.

Eten un Drinken hölt Lief un Seel tosam.
Wer ni kümmt to rechter Tied, de geit de Mahltied quit.
He kann an'n Proppen rüken.
He mutt Hungerpoten sugen.
He böd mi ni Natt un ni Drög.
He mag sick datt ni tämen.
Mi hängt de Mag scheef.
Man kann em dat Vaterunser dör de Backen blasen.
Blöd' Hunn ward selten fett.
„Ick kann ni ankaam!“ — Dat sä de Düwel ock, as he sien Großmudder beween' schull.
Wenn't lang' Nödigen keen Enn hett —!
Gottesfürchtig un dummdrist.
Utverschamt lett ni god, awer't födt doch god.
He itt as 'n Schündöscher.
Dat smeckt na mehr.
Dat smeckt na Teer: man ümmer mehr her!
Da steit mi de Lecker na.
Leckertän, magst ock grön Seep?
Du büst keen Kostverachter.
All' schier Fett, Madam; dat kann de Herr woll eten.
God Eten un Drinken mag ick; darvœr will ick ock min Gemütlichkeit hemm.
All'ns god, wat Gott gifft; awer watt Großmudder gifft, smeckt doch noch beter.
Dar lickt he sick alle fief Fingern na!
Dat smeckt, as Knüppel oppen Kopp.
Dat smeckt as Schöttelwater.
All' Backen un Bru'n gerad ni.
En Schelm gifft mehr as he hett.
Beter, en Lus in Kohl, as gar keen Fleesch.
He itt allns vör Manschester weg.
Wat de Bur ni kennt, dat itt he ni.
Wat de Een ni mag, is den Annern sin best' Kost.
Jedereen na sien Mœg.
Itt, wat du magst, un sing, wat du weest.
Wer de Wahl hett, de hett ock de Qual.
Itt langsam un kau god, denn kannst du am meisten laten.
Wer dat Krüz hett, de segnt sick.

Geduld œwerwind't den Swiensbraden.
Swiensföt smeckt söt.
Kalffleesch, half Fleesch.
Dat jüngste Gericht. (Fleisch vom nüchternen Kalbe.)
Ei is'n Ei, sä de Preester, do lang he na't Goosei.
De Mann en Vagel. (Ein Ei für jeden.)
Ve Bütt sind god, wenn de Maisünn in't Water kiekt.
Dat Dick' hett dat meist' Geld kost'. (Beim Kaffee.)
So fett spiest min Meister ni! (Das ist zu gut für dich!)
Du büst god to Deernsmeeden. (Wenn die Spuren vom genossenen Fett am Munde sichtbar sind.)
De Mund is'n Schelm. (Wenn man dem Nötigen nachgiebt.)
En Mund as en Schoh und liekers bito.
Bi em sünd de Ogen gröter as de Mund. (Wenn er sich zu viel auf den Teller gelegt hat.)
„Dat is mi to veel!" — Veel föhrt man up'n Wagen.
Ick heff wat in'n verkehrten Hals kregn.
Ick heff wat in'n sünndagschen Hals kregn.
Dat Messer snitt ock in dree Dag mehr as in een (wenn es stumpf ist).
So vel Soltkörn, as du spillst, so vel mal mußt du an de Himmelsdœr kloppen.
De wat hegt, de hett wat.
De sick ni satt itt, de lickt sick ock ni satt.
Du mußt rein Hus maken.
Nu heff ick en annern Glowen in'n Mag.
Morgen ward't god Weder (wenn alles aufgegessen ist).
Nu hett de Mund Fierabend.

Heinr. Lund.

Geschichten aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben.[1]

1. Was ein holsteinischer Bauerknecht von dem Berufe eines Rechtsanwaltes hält.

„Nu hebbt s' mi wegen Wilddeberie anzeigt!" — mit diesen Worten betrat ein Bauerknecht aus einem benachbarten Dorfe das Zimmer eines Pinneberger Rechtsanwaltes.

„Wa keem denn dat?" fragte der Rechtsanwalt.

„Je, dat segg'n S' man! Wa kümmt de Voß to den rugen Steert? He kann dar nix vœr, un ick ok nich!"

„Na, denn vertelln S' mal Ehr Sak" — sagte der Rechtsanwalt.

„Süh, dat keem so. Vör'n Dagener dree gah ick so lanks'n Knick vun een vun min Buern sin Koppeln, un da fallt mi op, dat dor baben op den Wall so'n groten Hümpel dröges Low liggt; ick purr dor ja nu en Bet in 'rüm, un, ick verfehr mi örnlich, liggt dor en Flint verkleit."

„En Flint leeg dor op'n Wall?"

„Ja, as ick segg, liggt dor en Flint! — J, denk ick bi mi sülben, wen mag de Flint to hören?"

---

[1]) Unter dieser Gesamtüberschrift wird die „Heimat" von verschiedenen Verfassern alte und neue, kurze und längere Geschichten bringen, in denen sich die Art unseres Volkes wiederspiegelt. Manche sind früher bereits in Tagesblättern, z. B. in der Täglichen Rundschau, gedruckt gewesen; freundliche Bewilligung gestattet uns, das Zerstreute hier zu sammeln. Andere sind speziell für die „Heimat" niedergeschrieben worden. Wenn die Erzählungen in der Regel eine humoristische Spitze zeigen, so wird das hoffentlich von den Lesern freundlich aufgenommen werden; jedenfalls wird nach Kräften dafür gesorgt werden, daß nur solche Aufnahme finden, die, wie uns hinsichtlich der obigen vom Herrn Verfasser mitgeteilt wird, den Vorzug haben, „wirklich dem Leben entnommen zu sein."

„Dat weer ja ok merkwürdig!" bemerkte der Rechtsanwalt.

„Na, denk ick wider," fuhr der Knecht in seiner Erzählung fort, „wen se tohört, de ward se ja woll sülben weller afhal'n."

„Dat weer ja ok wahrschinli," warf der Rechtsanwalt dazwischen.

„Na, as ick all gahn will, mutt mi dat infallen, 't is doch eegentli schad, dat Ding verrust dor ja rein, schallst se man leewers mitnehmen; ick wull se natürli to'n Ortsvörsteher drägen, weer dat ni Recht?"

„Natürlich sünd Se en ganz rechtschaffen Mann, wenn Se de Flint na'n Ortsvörsteher drägen wulln."

„Dat meen ick ok; ick nehm also dat Ding un gah darmit los. As ick nu œwer de Koppel gah, ward ick wies, dat uns' Nahwer sin Knecht op de Koppel blang an bi to plögen is. Dunnerslag! denk ick, dor kunnst Du schön in Ungelegenheiten kamen, wenn de Di hier mit de Flint œwer de Koppel gahn süht; schallst se man leewers weller hendrägen, wo se legen hett. Ick dreih also weller üm, un lop denn je nu en bet vœrsichti in 'n Graben lanks den Knick dahl un bün jüst derbi, de Flint weller ünner 't Low to klein, do kümmt de Jagdopseher —"

„Na un do?" fragte der Rechtsanwalt.

„Ja, is dat denn nu Wilddeberie?!"

„Ne, dat is keen Wilddeberie."

„Dat meen ick ok!" sagte der Knecht, „un weer 't nu woll dat Best, wenn Se mit min Sak an't Gericht güngen."

„Ne, min leeve Mann," entgegnete der Rechtsanwalt, „de Geschicht is so wunnerschön, de kann keen Minsch beter vertell'n as Se, dar gahn Se man sülben mit an't Gericht."

„Ja, schülln se mi dat woll toglöben?"

„Ne, glöben doht se dat nich!" sagte der Rechtsanwalt ganz ernsthaft.

„Heff ick mi ok all dacht, un dordrüm möten Se woll in't Geschirr!"

„Ne, min leeve Mann," erwiderte der Rechtsanwalt, „mit de Geschicht wull ick eegentli nich geern wat to dohn hebbn, dat is jo allns lagen!"

„Ja," bestätigte der Knecht, „lagen is't, awer woför sünd Se denn süß Avkat?!"

F. v. Levetzow.



Winterwald.[1])

Die Nacht des Wintermorgens, sanft vom Mond
Erhellt, bedeckte noch die stille Straße.
Es knirschte unter unserm Tritt der Schnee.
Im frühen Lampenlichte glühten hier
Und dort die eis'gen Blumen auf den Scheiben.
Sonst alles dunkel, alles schweigend rings.
Der Knabe springet wie ein munteres Füllen;
Das Mädchen trippelt emsig. Eilig geht's,
Daß wir vor Frührot noch den Wald erreichen.
Und als wir auf der Höhe standen, lag
Die Föhrde eingehüllt in grauen Nebel.
Kein Lüftchen wehte, aus den Schloten stieg
Der Rauch ganz kerzengrade in die Luft.

— Ein rechter Wandermorgen, nicht, Papa?
Ich glaub', die Rehe warten schon auf uns.

---

[1]) Obiges Gedicht ist bereits im Jahre 1879 in den „Schleswiger Nachrichten" abgedruckt gewesen. Sowohl der Herr Verfasser, der Herr Geheimrat Petersen in Schleswig, als auch die Redaktion der Zeitung haben es bereitwilligst der „Heimat" zur Verfügung gestellt.

Wenn wir nur jeden Morgen sie besuchen,
So werden bald sie aus der Hand uns fressen.
— Ich glaube nicht, die Tiere sind zu scheu. —
— Du darfst nur deinen Stock nicht sehen lassen,
Daß sie ihn nicht für eine Flinte halten. —
— So will ich ihn verbergen; doch jetzt leise
Den Wald betreten. Ihr geht nun voran
Und sucht die Fährten in dem frischen Schnee. —
Die Kinder schleichen auf den Zeh'n dahin
Geräuschlos und behend. Wie klein sie sind
Hier unter mächt'gen Buchen; Däumling scheint
Der Knabe mir zu sein, die Kiesel suchend,
Mit welchen klüglich er den Weg gezeichnet.
Nun winken beide gar geheimnisvoll,
Nach oben deuten sie: wie Schattenbilder
Auf dämmerigem Himmelsgrunde gleiten
Eichkätzchen zwei durch hohe Buchenwipfel. —
— Wie zierlich, ach — die sind früh aufgestanden;
Am Sonntag dürften sie wohl länger schlafen. —

Doch weiter, daß wir noch die Rehe finden,
Die in der Dämmrung dort zu streifen pflegen.
— Die Spur, Papa! schau her, gespalt'ne Hufe;
Vier Tiere sind's, dort gingen sie hinunter. —
Die Fährte führt uns weiter in den Wald.
Da stehn sie auf der Höhe, emsig scharrend,
In Schnee und Laub die karge Nahrung suchend.
Wie zierlich sie die schlanken Glieder regen!
Da stehn sie alle vier, die Ohren spitzend,
Und schauen uns neugierig furchtlos an.
— Papa, laß links uns gehn, sie nicht zu stören. —

Schon ist's so hell, daß wir die leichten Tritte
Der Vögel und der Mäuse unterscheiden.
Der Schnee soll heute uns das Leben zeigen,
Das Nacht und Einsamkeit uns sonst verbirgt.
Kein Tritt, und wär' er noch so leicht, kein Schleifen
Des Schweifes, das der Schnee uns nicht verriete.
Hier ging das Tier in trägem Tritt, hier stand es,
Dort macht' es Kehrt, in Sprüngen floh es nun,
Die Spuren des Verfolgers dann, der Kampf,
Doch es entkam, die Spuren führen weiter.

Die Höhe aufwärts. — Sieh, Papa, hier hatten
Wohl hunderttausend Vögel sich versammelt,
Der ganze Boden rings verkraxelt. Sollte
Wohl eine Vogelgilde hier gehalten sein? —

Inzwischen zog der Nebel kalt herauf
Und hing wie graues Spinnweb in den Bäumen.
— Papa, was meinst du, so ein Schlückchen Kaffee?
Ein kleines Feuer wäre auch nicht übel.
Hu, wir sind hungrig, wie die Wölfe. — Ja,
Hier in der Schlucht wär' keine üble Stelle;

Nur Holz gesammelt und dort aus den Tannen
Holt dürre Reiser! — Wie so eilig doch
Die kleinen Arm' und Beine nun sich regen.
Wo nur ein dürrer Zweig dem Schnee entraget,
Wird er erwischt und tüchtig abgeschüttelt.
Bald lodert's hoch empor. Die Funken steigen
Bis in die Wipfel. Roter Wiederschein
Bemalet Schnee und grobe Buchenstämme.
Behaglich hocken wir herum. — Darf ich, Papa,
Ein wunderschönes Märchen euch erzählen,
Bis unser Kaffee kocht? — Es war einmal
Ein Eichhorn, Erstgeburt der Eltern, die
In einem Weizenfeld — Papa, das ist
Ganz falsch, was sie erzählt; viel anders war's.
Kein Eichhorn, eine Feldmaus. — Du hast recht,
Erzähle du; doch holt zunächst noch Holz. —
Bald kocht der Kessel, und der heiße Trank
Mit frischem Brote mundet herrlich uns.
Leicht war das Feuer dann mit Schnee gelöscht,
Und weiter ging's. Der Nebel war gesunken,
Es stand der Wald in Reif und Sonnenschein,
Und wie der Frühling hallte Vogellaut.
Ernst glänzt' das braune Laub der Hagebuche,
Das braune Farrenkraut auf weiter Strecke.
An Buchenstämmen leuchtend graues Moos,
Auf dem der Wanderspinne fein Gespinnst
Im weißen Reif sich zierlich breitete.
Dazwischen ranket dunkelgrüner Epheu.
Wo niedrer Busch vor Schnee den Boden schützte,
Da raschelt Maus und Vogel, Nahrung scharrend.
In tausend Spuren malten ihre Gänge
Die Mäuschen in den Schnee von Loch zu Loch.
Ein Schneepalast ist jedes. — Sieh, Papa, o sieh,
Die vielen Spuren vor dem Loch! ein kleiner
Geburtstag, glaub' ich, wird da drin gefeiert;
Auch Fink und Wiesel scheinen eingeladen.
Und hier, sieh, wie ein Mäuschen wunderbar
Im Kreis umhergerannt, die Kreuz und Quer.
Pst, pst, da sitzt sie ja, ganz regungslos.
— Sie sitzt dort, ja, doch tot, gebroch'nen Auges,
Erstarrt an einem Blatte festgefroren;
Das Schwänzchen starrt wie eine graue Nadel.
— Das arme Tierchen! Laßt uns Feuer machen,
Daß sie lebendig wird. — Das hilft ihr nicht. —
— Dann laß uns sie begraben, daß der Fuchs
Die Arme nicht noch frißt. — Der Boden ist
Gefroren. — In der großen Buche dort
Sind viele Höhlen; dort sei sie begraben. —
Und so geschieht's. Mit Moos wird zugedeckt
Das Grab, ein wahres Pharaonengrab.

— Doch sagt, wo sind wir? Ist der Weg hier recht?
Mir scheint, daß wir zu weit nach links geraten.
— Wir sind ganz recht, Papa; sieh dort das Haus,

Wo wir im Sommer mit dem Manne sprachen;
Die Henne hatte junge Enten ja gelegt.
Weißt du nicht mehr? — Ganz recht; wir gehen rechts.
Hier in den Tannen soll ein Eichhorn nisten.
Seht doch, hier streift des Marders breite Spur.
— Der Schlingel will gewiß das Eichhorn fressen.
Wenn wir ihn finden, schlagen wir ihn tot!
Das ist doch keine Sünde, nicht Papa? —
— Da mußt zur Nacht du bleiben, junger Held!
— Ja dann ist's aber dunkel doch, Papa,
Und wenn es dunkel, kann man ihn nicht sehn! —

Die bunten Häher streifen übern Weg,
Zaunkönig mit dem Weibchen huscht im Busch,
Die Mantelkrähe fliegt in dreister Nähe.

Sieh hier, Papa! hier giebt es Menschenspuren,
Das ist gerade, wie im Robinson.
Ob's Jäger, die die kleinen Rehe schießen?
— Es waren keine Jäger, seht nur dort,
Das schlanke Bäumchen haben sie gebrochen,
Hier schleiften sie's im Schnee, dann auf die Schulter
Ward es gehoben und so fortgetragen.
Holzdiebe, die der Jugend nimmer schonen. —
Sie schau'n erschreckt. — Thun sie uns was, Papa?
— Nicht eurer, nur der Bäume Jugend gilt's. —

Jetzt gehen wir zur Linken zu den Dachsen,
Die liegen jetzt im festen Winterschlaf.
Doch Reinecke wird seine Fährte zeigen.
Nicht fern der Buche, die mit hundert Armen,
Vielknorrig, niedrig dort sich breitet, liegt
Der Hügel, welchen Fuchs und Dachs bewohnen.
Gewölbte Thore führen rings hinein;
Baumwurzeln krönen sie in starken Bogen. —
— Ob Reinecke zu Haus? — Zählt nur die Fährten,
Wie viele ein, — wie viele auswärts führen.
— Fünf Fährten gehn hinein und vier heraus;
Der Fuchs ist also drinnen in dem Bau.
— O wär' Krummstiefel oder Fanni hier,
Die würden ihn gar bald zu Tage bringen,
Den Hasenmörder, den verruchten Dieb. —
— Wir warten hier umsonst. Er liebt es nicht,
Besuche vor der Thüre zu empfangen.
Gehn wir zurück zum Wege oder quer?
Waldein, Papa, und dann querfeld nach Hause.
Es ist so lustig, über Wälle klettern. —
So kommt! — Der Weg ist weit und voll Beschwer.
Durch Schnee und Laub, durch Zäune, Brombeerstauden;
Vom Zaune werden Mehlbeer'n, schwarze Schlehen,
Vom Frost gereift, im Wandern abgenascht.
Die kleinen Beine trippeln grad' so flink,
Wie sie vom Hause eilten, auch zurück,
Die Wangen blühen frischen Äpfeln gleich.
— Bist du nicht müde, Mädchen? — Nein, Papa,

Die Beine thun mir nur ein wenig weh. —
— Mir thun die Beine garnicht weh, Papa.
Die Mädchen sind so zimperlich, nicht wahr?
Doch schrecklich hungrig bin ich; Du nicht auch?
Wenn nur Mama genug für uns gekocht! —

So sind wir endlich heim. Schon auf der Treppe
Beginnt, bevor Mama noch hören kann,
Die Schilderung der Abenteuer. Schier
Vergangen scheint der Hunger, denn es dampft
Die Schüssel auf dem Tisch, und dennoch findet
Der kleine Mund zum Essen keine Zeit;
Zunächst muß er erzählen, viel erzählen.



Jugend- und Volksspiele.

1. Der Läuferball.

Im Dorfe Kuden in Süderdithmarschen wurde in den sechziger Jahren ein eigentümliches Volksfest gefeiert, das wie so manches dieser Art der Neuzeit längst gewichen ist — der Läuferball. Es war hauptsächlich ein Fest für Unverheiratete und wurde an einem Sonntagnachmittag während des Sommers gefeiert. Die Vorbereitungen waren einfach. Zum Laufen meldeten sich ein gewandter junger Mann („Knecht") und zehn Mädchen. Auf einem möglichst geraden und geebneten Wege wurde eine Strecke von 100 Ruten Länge bezeichnet. Der Läufer nahm am Anfang der Strecke seine Aufstellung, auf einem Punkte von je 10 Ruten Abstand stand ein Mädchen. Das erste Mädchen, mit dem Läufer am ersten Punkte stehend, trug ein Taschentuch. Nachdem alle Aufstellung genommen, begann auf ein gegebenes Zeichen der Wettlauf. Während der Läufer die ganze Strecke von 100 Ruten zu durchlaufen hatte, durchlief jedes der zehn Mädchen eine solche von 10 Ruten. Zur Kontrolle mußte das erste Mädchen das Taschentuch an das zweite, dieses an das dritte u. s. w. geben. Außerdem hatte der Läufer in der Mitte, also beim 5. Punkte noch in der Geschwindigkeit — einen Schnaps zu trinken. Wer zuerst am Endpunkte anlangte, hatte gesiegt. Die Verlierer hatten dann eine Bowle Punsch zu liefern, welche im Wirtshause unter allgemeiner Heiterkeit getrunken wurde. Mit dem üblichen Tanz fand das Fest unter großer Beteiligung seinen Abschluß.

Besteht dieses Volksfest irgendwo noch heute? Ist es sonst in der Provinz gefeiert worden?

Windbergen. J. Schwarz.

2. Das „Tacktack-Spiel."

Der Artikel über „Das Stockumstoßen" von Herrn Pastor Dr. Stubbe in Nr. 11 der „Heimat" (Novbr. 1896) veranlaßt mich, ganz kurz über ein ähnliches Spiel, welches unter den Kindern meiner früheren Schule zu Lottorf bei Schleswig sehr beliebt war, zu berichten. Wenn es die Witterung erlaubte, dann konnte ich meinen „Turnern" (es waren nur 12—15) keine größere Freude bereiten, als sie nach Schluß der Freiübungen zum Tacktack-Spiel auf eine unbenutzt daliegende Koppel zu führen. Letztere bildete ein sehr hügeliges Terrain (infolge früherer Steinausschachtungen) und bot darum Verstecke mannigfachster Art. — Eduard R. hat das Los getroffen. Er begiebt sich auf das Mal, das durch einen großen Findling in einer Kiesgrube gekennzeichnet ist. Während er laut ruft: „1 — 2 — 3!" schwärmen die Spieler nach allen Seiten aus, um ein Versteck zu gewinnen. Mit dem Rufe „3!" beginnt Eduard R. die Suche. Vorsichtig wird möglichst nach allen Seiten hin „rekognosziert." Heinrich L. wird infolge seiner Neugierde gesehen. Ein Wettlauf beginnt, will doch jeder den andern durch sein „Tacktack"

bannen. Erreicht Heinrich L. zuerst den Stein, so war alle Mühe des Suchenden vergebens. Er muß aufs neue zählen: „1 — 2 — 3!“ und den andern Spielern steht es frei, sich ein neues, vielleicht noch besseres Versteck aufzusuchen. Aber der Suchende ist schneller als der „Ertappte“; dieser wird ans Mal gefesselt. Jetzt ist es Ehrenpflicht der Spieler, den Gefangenen zu befreien. Das geschieht dann, wenn es einem Schlaukopf gelingt, sich unbemerkt ans Mal heranzuschleichen, um durch seinen Ruf „Tacktack Eduard R.!“ (begleitet mit leichten Schlägen gegen den Stein) den Suchenden seine Müh' von vorne wieder beginnen zu lassen. Im übrigen sind dieselben Kniffe zu beobachten, von denen Herr Pastor Stubbe spricht. — Zum Schluß sei noch bemerkt, daß dies „Tacktack“-Spiel in andern Dörfern des Kirchspiels Haddeby unbekannt war. Es zeigte sich, daß mein Vorgänger, Lehrer C. N. (gebürtig von Föhr) dies interessante Spiel dorthin verpflanzt hatte. H. Barfod-Kiel.

Mitteilungen.

Über die Verbreitung von Calosoma sycophanta.

In dem 4. Litteraturbericht für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck, Beilage zur „Heimat“ Nr. 10, ist unter „Lenz, Die Fauna der Umgegend von Lübeck“ bemerkt, daß unter den Carabiden Calosoma sycophanta in dem genannten Gebiete ihre Nordgrenze zu finden scheine. Diese Bemerkung bedarf der Berichtigung. — Calosoma sycophanta ist wie von mir selber im verflossenen Sommer auf dem Breitenburger Wege bei Itzehoe, so vor Jahren von der Mutter des Seminarlehrers Nissen (Hamburg) in Nordfriesland gefangen worden. Herr Lehrer Andersen in Hadersleben, ein eifriger Sammler, hat den Käfer bei Blankenhof westlich von Hadersleben und in Stursbüll nördlich von Hadersleben gefunden. Ein Stück ist ihm gebracht worden, das auf Sylt gesammelt war. Ferner ist laut Mitteilung des Herrn Andersen C. s. gefunden in Odense von Rektor Jörgensen, in Ordrup nördlich von Kopenhagen von Kandidat Meldahl, in Taarbäk unweit Helsingör von Kandidat Collin. Landrat Fabricius de Tengnagel hat festgestellt, daß das Tier auf Lolland vorkommt. Der berühmte Entomolog Professor Thomsen in Lund sagt: Sällsynt i södra Sverige. Der Puppenräuber erreicht also keineswegs seine Nordgrenze bei Lübeck. Bekanntlich ist er überall in unseren Gegenden sehr selten.

Schleswig, den 27. November 1896. H. Greve.



Anregungen und Fragen.

Das Vorkommen der Mistel in Schleswig-Holstein.

Die Mistel (Viscum album) zählt zu den seltensten, wenn nicht gar gänzlich verschollenen Kindern der Flora unseres Heimatlandes. Wir besitzen Zeugnisse dafür, daß dieser interessante Schmarotzer mit seinen grüngerindeten, gabelig verzweigten Ästen, mit seinen gegenständigen, schraubig gedrehten, lederartigen, immergrünen Blättern, unscheinbaren Blüten und weißen, klebrigen Beeren auch bei uns zu Lande ehedem häufig, wenigstens nicht selten gewesen sein muß. So fand Herr Prof. v. Fischer-Benzon in einem kleinen Torfmoore (Waldmoor) bei Dietrichsdorf an der Mündung der Schwentine neben Resten von Eichenstämmen, Eichenblättern und Eicheln, neben Haselnüssen und Blättern des Haselstrauchs ꝛc. auch Blätter und Stengelstücke von der Mistel, welche er in der Juni-Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein vorlegte. Die Mistel fand sich so zahlreich, daß sie eine förmliche Schicht bildete; Blätter und Stengel waren lebhaft grün; viele waren von einem Pilze befallen. Schon früher hatte derselbe Gewährsmann Mistelreste in einem Moore von ganz ähnlicher Zusammensetzung am Winterbeker Wege (bei Kiel) gefunden, und zwar in Gemeinschaft von Resten der Stieleiche. Danach scheint es, als ob die Eiche eine bei uns bevorzugte Trägerin der Mistel gewesen sei. In den Rheinlanden und dem Tyroler Innthale werden besonders die Apfel- und Birnbäume, in Brandenburg die Kiefer, in Alt-Preußen besonders die Pappeln von der Mistel heim-

gesucht. Die Eiche ist überall nur ein seltener Wirt. Herr Prof. Knuth giebt das Vorkommen (mit einigen Einschränkungen) für die Gegenden bei Segeberg, Arnis, auf Alsen und bei Husum (hier auf einem Birnbaume) an. Bei Hamburg soll sie nicht mehr beobachtet worden sein. Beiläufig sei erwähnt, daß sie im alten botanischen Garten in Kiel lange Jahre auf einer Weißbuche (?) als Rarität gehalten wurde. Der Garten ging ein, der Wirt der Mistel wurde gefällt, und der dürre Ast mit dem verdorrten Mistelbusche soll jetzt noch im botanischen Institut zu sehen sein. Angesichts der hohen Bedeutung, welcher sich die Mistel im nordischen Mythos, bei den keltischen Druiden zu erfreuen hatte und noch heute z. B. in England zur Weihnachtszeit sich erfreut, dürfte es vielleicht angebracht sein, die Aufmerksamkeit der Leser unserer „Heimat“ auf folgende Fragen zu lenken:

1. Wieweit trifft das oben angedeutete Vorkommen der Mistel heute noch zu?
2. Sind andere Fundorte aus gegenwärtiger oder früherer Zeit bekannt?
3. Welches mag die Ursache des allmählichen Verschwindens der Mistel aus unserem Lande sein? (In Thüringen, Württemberg, Elsaß rc. kommt sie massenhaft vor, wird sogar als reichlich Milch gebendes Viehfutter verwertet.)
4. Lebt das Gedächtnis von früherer Heiligkeit der Mistel heute noch bei unserm Volke in Sage, Aberglaube, in Sitten und Gebräuchen fort?

Um von vornherein Irrtümer zu vermeiden, will ich noch bemerken, daß die Mistel weder mit dem sog. „Hexenbesen“ der Tannen (einer Wachstumsabnormität, erzeugt durch einen kleinen Pilz (Aecidium elatinum), der Birke, Lärche, Fichte, Buche, deren Erzeuger noch nicht in allen Fällen bekannt sind), noch mit der Mispel (Mespilus germanica L.), einem in unsern Gärten vielfach angepflanzten Baume, dessen Scheinfrüchte erst mit beginnender Fäulnis eßbar werden, verwechselt werden darf.

Kiel, Ringstraße 86 II. Barfod.

Verwandte Bestrebungen.

1. Verein zur Förderung des Thaulow-Museums. Unter diesem Namen ist ein Verein gegründet worden, der den Zweck hat, das Kieler Thaulow-Museum nach allen Kräften zu fördern. Er beabsichtigt, festzustellen, woher einzelne Gegenstände des Museums stammen, will beitragen zur Aufklärung über die einzelnen Zweige der kunstgewerblichen Thätigkeit, Nachweise liefern über etwa noch vorhandene und zu erwerbende Kunstwerke und will dem Kuratorium des Thaulow-Museums für den weiteren Ausbau der Sammlung Vorschläge machen. Er hält monatlich Versammlungen ab, erhebt keinen Beitrag und wünscht sich über die ganze Provinz auszudehnen.

2. Vereinigung zur Errichtung einer historischen Landeshalle. Das Bestreben, die historische Abteilung der Schleswig-Holsteinischen Ausstellung vom verflossenen Sommer dem Lande zu erhalten, hat zur Bildung einer Vereinigung geführt, die eine historische Landeshalle ins Leben zu rufen wünscht. Diese soll eine möglichst vollständige Sammlung von Porträts solcher Personen enthalten, welche in der Geschichte der schleswig-holsteinischen Lande denkwürdig geworden sind, insbesondere derjenigen, welche sich um die Lande verdient gemacht haben, ferner soll sie eine Sammlung von solchen Bildern und Denkwürdigkeiten enthalten, welche einen Beitrag zur Landesgeschichte bieten. Die Kosten der Herstellung sollen durch freiwillige Beiträge beschafft werden.

3. In Kiel hat sich ein plattdeutscher Verein unter dem Namen: „Jungs, holt fast!“ gebildet. Er bezweckt die Pflege der plattdeutschen Sprache und Litteratur durch Förderung aller Bestrebungen, welche geeignet sind, die plattdeutsche Sprache als Volkssprache zu erhalten.

4. Es ist ein provisorisches Komitee zusammengetreten, welches die Vereinigung aller zur Förderung der Heimatkunde gebildeten Vereine herbeizuführen beabsichtigt. Es wird ein Aufruf erlassen werden, und man hofft, bis zum nächsten Geographentage zu Jena, Ostern 1897, dem lange vergeblich erstrebten Ziele so nahe gekommen zu sein, daß an die endliche Verwirklichung des Plans herangetreten werden kann.

Buchbesprechungen.

A. J. Arfsten sin Düntjis ütjdenn fan Dr. Otto Bremer. Halle, Max Niemeyer, 1896. 76 S. 8. Preis 90 Pf. (?)

Unter diesem Titel hat kürzlich der um die Erhaltung der Föhringisch-amringischen Sprache verdiente Dr. Otto Bremer in Halle das zweite Buch seiner „Ferreng an öömreng

Stacken" herausgegeben, nachdem er inzwischen in dem „Ferreng an öömreng Allemnack" für 1893, den derselbe wie die folgenden Jahrgänge in Verbindung mit Dr. Schmidt-Petersen in Bredstedt und dem unlängst verstorbenen Nickels Jürgens in Kiel herausgab, manche amüsante Wetterregeln 2c. von Arfsten veröffentlichte, deren Lesern sicherlich die damals schon angekündigte neue Sammlung Arfsten'scher Düntjis sehr willkommen ist.

In der Vorrede giebt Bremer nicht nur Aufschluß über die Zeit der Entstehung der 15 kleinen, auch der Form nach korrekten Erzählungen, die Arfsten, der 1812 in Nieblum geboren wurde, seit 1858 aber als Gärtner in Husum lebte, zumeist vor 40 Jahren in dem Nieblumer Dialekt der Föhrer Sprache geschrieben hat, der jetzt nur mehr von einzelnen Personen gesprochen wird. Mit Recht hebt der Herausgeber hervor, daß die Düntjis dem Volke abgesehen sind und somit ein treues Bild vom Föhrer Volk damaliger Zeit geben. Wer sie liest, wird seine Freude daran haben. Fast jedes Stück wird ihm ein herzhaftes Lachen abnötigen.

Ob Talke an Jong Mantje ein Gespräch über das Waschen halten, ob die spaßhaften Geschichten aus dem Hualewjonken oder die Stücke von dem umgetauschten Kalb und von dem Schwein, das Jilke Schneider für einen Hahn verkaufte, 2c. erzählt werden, immer weiß Arfsten gleich humorvoll den Leser zu unterhalten.

Das kleine Buch sei daher allen denen, die sich für das echt Volkstümliche interessieren, besonders den Föhrer Landsleuten Arfstens, wo sie auch weilen mögen, warm empfohlen.

Oevenum bei Wyk (Föhr) im November 1896. Christian Jensen.

Briefkasten.

Für den neuen Jahrgang haben folgende Mitarbeiter Beiträge zur Verfügung oder in Aussicht gestellt: Direktor Ahrens in Kiel, Lehrer Callsen in Flesburg, Lehrer Carstens in Dahrenwurth, Buchhändler Eckardt in Kiel, Lehrer Eschenburg in Holm bei Ütersen, Hauptlehrer L. Frahm in Poppenbüttel, Institutsvorsteher Fehrs in Itzehoe, Lehrer Greve in Schleswig, Professor Dr. Haas in Kiel, Rentner Henningsen in Lottorf, Dr. Herting in Flensburg, Lehrer Jensen in Övenum bei Wyk auf Föhr, Bürgermeister Kinder in Plön, Lehrer W. Kruse in Kiel, Lehrer W. Lobsien in Kiel, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Postdirektor a. D. v. Levetzow in Hildesheim, Professor Dr. Matthaei in Kiel, Frl. Mestorf, Dir. des Schleswig-Holsteinischen Museums in Kiel, Seminarlehrer Nehl in Augustenburg, Dr. Splieth, Custos am Schleswig-Holstein. Museum in Kiel, Frau Hauptpastor Schnittger in Schleswig, Organist Schwarz in Windbergen, Hauptpastor Stoltenberg in Schleswig, Lehrer Suck am Realprogymnasium in Oldesloe, Lehrer Tießen in Meldorf, Architekt Voß in Kiel, Gymnasiallehrer M. Voß in Husum, Gemeindevorsteher Ziese in Ahrensburg u. a. m.

Außer den Fortsetzungen der in dieser Nummer begonnenen Abhandlungen werden in nächster Zeit Bearbeitungen folgender Themen Aufnahme finden: Schleswig-holsteinische Herzoge im Dienst der Hohenzollern. — Ein dunkles Blatt aus alter Zeit. — Beschreibung eines Sachsenhauses. — Burg Arnesvelde. — Der Meggerkoog. — Vom Nordseestrand. — Aus der Zeit des Flachsbaues. — Till Eulenspiegel. — Ostenfeld. — Schulverhältnisse im Jahre 1589. — Eindeichung des Stedebüller Koogs. — Die Eckernförder Fischerei. — Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen. — Sagen, Märchen, Lieder, Reimsprüche u. s. w.

Es lagern bei der Schriftleitung noch Manuskripte in großer Zahl, über welche eine Entscheidung noch nicht hat getroffen werden können. Die geehrten Einsender werden gebeten, noch einige Wochen Geduld zu üben.

Es wird beabsichtigt, von der nächsten Nummer an in kurzen Übersichten die Thatsachen und Ereignisse zusammenzustellen, welche für die Natur- und Landeskunde des Vereinsgebietes von Bedeutung sind. Für diesen Zweck ist die Einsendung kurzer Mitteilungen bei vorkommenden Fällen sehr erwünscht.

Die nächste Nummer der „Heimat" erscheint am 1. Februar.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 2. Februar 1897.

Till Eulenspiegel.

Zur Erinnerung an seine Geburt vor 600 Jahren.

Von Seminarlehrer **Rehl** in Augustenburg.

all de hir voröver gan
moten mi glick werden.

I.

Lebenslauf. Till[1]) Eulenspiegel, eines Bauern Sohn, wurde am Ende des 13. Jahrhunderts in dem braunschweigischen Dorfe Kneitlingen[2]) bei Schöppenstedt geboren. Sein Vater hieß Klaus Eulenspiegel, seine Mutter Anna Wibcken. Tills eigenartige Natur offenbarte sich früh, und die Klagen der Nachbarn über ihn bewogen seine Eltern, ins Magdeburgische zu ziehen; sie wohnten fortan im Heimatsorte der Mutter, einem Flecken an der Saale unweit Staßfurt. Bald nach der Übersiedelung starb der Vater und ließ Weib und Kind in Armut zurück. Till trieb unbekümmert seine tollen Streiche, bezeigte keine Lust ein Handwerk zu lernen und ging, als er sechszehn Jahre alt geworden war, in die weite Welt. Er trieb sich in einem großen Teile von Deutschland als Abenteurer, Volks- und Hofnarr umher, kam auch nach Prag, Polen und Dänemark und starb im Jahre 1350 zu Mölln in Lauenburg im Beisein seiner Mutter.

Charakter. Eulenspiegels Witz ist echter Bauernwitz: derb, mit den Händen greifbar, oft unflätig, wie das im Geschmacke seiner Zeit lag und noch heute beim ungebildeten Teil des Volkes Beifall findet; aber ins Sexuell-Obscöne verliert er sich nie. Eulenspiegel ist ein Landstreicher, der nirgends bleiben darf, weil er seinem Brotherrn bei nächster Gelegenheit einen Schabernack spielt, vor dessen Folgen der Narr sich durch schleunige Flucht retten muß. Er ist der Schalk aller Stände, der Fürsten, Junker, Gelehrten, Handwerker, Gastwirte, Pfaffen, Mönche, Bauern und der privilegierten Hofnarren, die er

[1]) Tilemann, Til, Thyl, Thiel, Dyl, Diehl sind alte, sächsische Namen oder wie Thiele, Thilo Abkürzungen von Theophilus.

[2]) Kneitlingen liegt am Elm, einem Waldgebirge, welches im Kuxberge eine Höhe von 327 m hat.

im Wettstreite besiegt. Er wird niemandes Knecht, sondern beherrscht auch in dienender Stellung oder in Bedrängnis die Lage. Der Obrigkeit schlägt er ein Schnippchen: in Nürnberg läßt er die Stadtsoldaten ins Wasser plumpen, und in Lübeck hilft er sich los, als er schon am Galgen steht. Die ihm erteilten Aufträge führt er buchstäblich aus, und aus solchem Gehorsam entsteht ein verkehrtes Thun und ein Schabernack für den Auftraggeber. Eulenspiegel reist inkognito, und wo er sich unmöglich gemacht hat, hinterläßt er den Geprellten, die bei dem damaligen Stande der Volksbildung sehr oft des Lesens und Schreibens unkundig waren, ein Rebus, dessen Lösung kein Kopfzerbrechen erfordert: er malt mit Kreide und Kohle eine Eule und einen Spiegel über die Thür und schreibt dabei: Hic fuit.[3]) In seinem Charakter liegt ein Zug hämischer Bosheit, der in dem Streich mit dem hilfsbereiten Bauern, welcher Pflaumen zu Markt fährt, den häßlichsten Ausdruck findet. Einige seiner Schwänke sind feinerer Art, so zu sagen salonfähig, z. B. Eulenspiegel im Bienenkorb, das Schneiderkonzil, der Flugversuch vom Rathause, die Bezahlung mit dem Klang des Geldes, der Esel in der Leselehre, der Hahn als Pfand für die Hühner, die umgewehten Schneidergesellen. Von köstlichem, derben Humor ist das Osterfestspiel in der Kirche, zu dem Eulenspiegel als Küster den Bauern die Rollen so einstudiert hat, daß sich das heilige Spiel zu einer profanen Prügelei entwickeln muß. Er bleibt ein Schalk bis zum letzten Atemzuge; denn als seine Mutter ihn, den Sterbenden, bittet, ihr zum Abschiede noch ein süßes Wort zu sagen, antwortet er: „Honig." Vier Wochen nach seinem Tode entbrennt der Streit der von ihm letztwillig eingesetzten Erben um die Hinterlassenschaft, da die verschlossene Truhe statt der gehofften Schätze nur Steine enthält.

Bedeutung. Eulenspiegel ist ein Beitrag zur Sittengeschichte und Charakteristik des deutschen Volkes. Wir gewinnen einen Einblick in die Gebräuche und Denkungsweise damaliger Zeit und sehen den niederdeutschen Humor mit seiner Derbheit und Schadenfreude, sowie die Lust am freien Wanderleben personifiziert. Aber weil diese Züge überall hervorgekehrt und maßlos übertrieben werden, so erscheint Eulenspiegels Charakter als ein verzerrtes Spiegelbild des Volkscharakters. Daher die Sinnbilder Eule und Spiegel; denn die Eule mit ihrem dicken Kopf und sonderbaren Wesen — Knacken mit dem Schnabel, Öffnen und Schließen der großen Augen — hat etwas Fratzenhaftes und darum zu den Redensarten: wunderlicher, sonderbarer, drolliger, närrischer Kauz Veranlassung gegeben.

Auch geschichtlich ist Eulenspiegel von Bedeutung. Die alte Kirche war entartet, und die Unwürdigkeit ihrer Diener forderte den Spott heraus. Deshalb nehmen die Possen, welche Eulenspiegel den Pfaffen, Mönchen und Nonnen spielt, einen breiten Raum in den Historien ein. Diese ausgesprochene Feindseligkeit, die wir auch im Reinecke Fuchs finden, war eine furchtbare Waffe gegen den Katholizismus und half der Reformation das Feld bereiten.

[3]) Der ist es gewesen.

Eulenspiegels Name ist in Deutschland allgemein bekannt, im Volke bekannter als der Name derjenigen Männer, welche die Geschichte mit dem Beinamen der Große ausgezeichnet hat. Jeder weiß, welchen Begriff er mit den Worten Eulenspiegel oder Eulenspiegelei zu verbinden hat. Ob das aber so bleiben wird, ist fraglich; denn dem gebildeten Teil unseres Volkes wird Eulenspiegel mehr und mehr entfremdet, weil seine groben Witze für unsere Kultur nicht taugen; vor Kindern muß man das Volksbuch wegschließen. Es giebt andere Bücher und Zeitschriften genug, die das Bedürfnis nach Humor befriedigen, ohne Anstand und gute Sitte zu verletzen. So bleibt Eulenspiegel in diesen Kreisen nur noch eine litteraturhistorische Kuriosität. Aber man darf doch nicht vergessen, daß die menschliche Natur mit allerlei Schwächen behaftet ist, die mit der Ästhetik in Widerspruch stehen, und daß die Großen dieser Erde den Geringen darin gleich sind. Diese Erkenntnis söhnt uns mit dem stark realistischen Eulenspiegel wieder aus und macht ihn zu einer Abwehr gegen Hochmut und alberne Ziererei.

Litteratur. Eulenspiegels Thaten gingen wie die alten Sagen von Mund zu Mund. Wahrscheinlich erst 1483 erschienen sie gedruckt und zwar in plattdeutscher Mundart, da der Held in Niedersachsen zu Hause ist; aber kein Buch oder Blatt dieser Ausgabe ist auf unsere Zeit gekommen. 1515 druckte Johannes Grieninger in Straßburg eine Übersetzung des niedersächsischen Eulenspiegels ins Hochdeutsche. Das einzige noch vorhandene Exemplar besitzt die Bibliothek des britischen Museums; es enthält 130 Seiten und wimmelt von Druckfehlern. Eine verbesserte Auflage bei demselben Verleger erschien 1519; auch von dieser giebt es nur noch ein Exemplar, das der Herzoglichen Bücherei zu Gotha gehört. Als Verfasser der beiden ersten erhaltenen Eulenspiegel-Ausgaben gilt der Franziskanermönch Dr. Thomas Murner; doch läßt sich diese Annahme nicht mit Sicherheit beweisen. Die letzte Historie des Murnerschen Volksbuches führt die Nummer 96; da aber auf 41 gleich 43 folgt, so sind es im ganzen nur 95 Historien. Eine Ausgabe von Melchior Sachs, Erfurt 1832, bringt Zusätze und vermehrt die Zahl der Historien auf 102.

Der „Eulenspiegel" hat bis auf unsere Tage weit über hundert Bearbeitungen und Auflagen erfahren; es ist in Millionen von Exemplaren verkauft und zum bekanntesten Volksbuch geworden. Es hat Druckereien gegeben, welche ihren Haupterwerb aus dem „Eulenspiegel" zogen, den sie hundertweise an Händler verkauften, die damit hausierten oder auf Jahrmärkten ausstanden. Die Bücher trugen meistens den Stempel ewiger Jugend: Gedruckt in diesem Jahr. Nicht nur das deutsche Volk, sondern auch die benachbarten Nationen haben an dem „Eulenspiegel" ihre Freude gehabt, denn er ist ins Niederländische Englische, Dänische, Französische, Polnische und Lateinische übersetzt worden. Der französische „Eulenspiegel" heißt »Espiègle,« der englische »Owleglasse.«

Auch die Dichter haben sich Eulenspiegels bemächtigt. Es konnte nicht fehlen, daß der größte Satiriker Deutschlands, Johann Fischart, genannt Mentzer, [4])

[4]) Weil er in Mainz geboren war.

diesen Stoff benutzte. 1571 erschien von ihm in Frankfurt a. M. bei Johann Schmiedt: „Eulenspiegel Reimenweis." Schon damals waren die Streiche des lustigen Narren allgemein bekannt, sodaß Fischart treffend und schön von ihm sagt:

Am ganzen Rheine auf und ab
Der Menschen Gedächtnis ist sein Grab.

Fischarts vortreffliches Gedicht hat eine zweite Auflage nicht erlebt, da die geistvollen, bilderreichen Verse dem Verständnis der großen Menge ferner lagen als die einfachen Erzählungen des Volksbuches. Einen „Eulenspiegel," der die Thorheiten der Gegenwart geißelt, bietet Julius Wolff in seinem „Till Eulenspiegel redivivus." Berlin, Grote. 1892. Das Gedicht ist von hohem, poetischen Schwung und köstlichem, feinem Humor. — Luther, Goethe, Lessing erwähnen Eulenspiegel; Hans Sachs hat ihn dramatisiert; Gellert machte ihn zum Gegenstande einer Fabel; das Märchen vom tapferen Schneiderlein hat den Schwank Eulenspiegel im Bienenkorb und Fritz Reuters Gaushandel den vom grünen Londoner Tuch zum Vorbilde. — Paul Geisler, ein begabter Komponist, hat den Eulenspiegel in Musik gesetzt; von ihm ist erschienen: Till Eulenspiegel, eine symphonische Dichtung.

Von Eulenspiegel-Ausgaben mit Erläuterungen, kritischen Bemerkungen &c. seien folgende genannt:

Dr. Thomas Murners „Ulenspiegel." Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Leipzig, Weigel. 1854. 470 Seiten. Diese Arbeit ist unter allen die gründlichste und reichhaltigste.

Schalksbücherey. 1. Heft. „Thiel Eulenspiegel." Leipzig, Fritz Thiel. Gedruckt in diesem Jahr. 172 Seiten. Sammlung deutscher Volksbücher von Karl Simrock.

„Till Eulenspiegel." Frankfurt a. M., Christian Winter. Gedruckt in diesem Jahr. 182 Seiten. Preis 1,50 M. Die unflätigen Ausdrücke sind gemildert, im übrigen aber alle Historien der älteren Ausgaben aufgenommen worden mit Ausnahme zweier, die sich zum Gipfel des Ekelhaften steigern.

Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 15. und 16. Jahrhunderts. „Till Eulenspiegel." Abdruck der Ausgabe vom Jahre 1515. Halle a. S., Max Niemeyer. 1885. 145 Seiten. Preis 1,20 M.

Abbildungen. Ein Mann, mit dessen Thaten viele Millionen Papierbogen bedruckt worden sind, mußte auch den Griffel des Zeichners, den Pinsel des Malers und den Meißel des Bildhauers beschäftigen. Die älteste bildliche Darstellung befindet sich auf einem Ziegelsteine im Mauerwerk der Marienkirche zu Wismar. Der Stein liegt in einem Fries unterhalb des Daches des südlichen Seitenschiffes, welches von 1339—1358 fertiggestellt worden ist. Das Bild, 29 cm lang und 13 cm breit, ist in den Stein, bevor er gebrannt wurde, eingeritzt worden und stellt in groben Zügen eine Eule dar, welche ein menschenähnliches Gesicht hat und in der rechten, erhobenen Klaue einen Spiegel hält. Eulenspiegel ist nach dem Volksbuche mehrmals in Wismar gewesen; es liegt die Vermutung nahe, daß ein lustiger Ziegelarbeiter in einem müßigen Augenblick Eulenspiegel verewigte; oder dieser selbst hat in der Ziegelei gearbeitet, dort einen tollen Streich ausgeführt und sein Zeichen zurückgelassen; man hat

ihm darob nicht gezürnt, sondern vielmehr Sorge getragen, daß der Stein sichtbarlich und so hoch vermauert worden ist, daß zerstörungssüchtige Hände ihn nicht erreichen konnten.

Etwa hundert Jahre nach Eulenspiegels Tode befand sich sein koloriertes Bild im Rathause zu Mölln. Es stellte einen jungen Mann in der modischen Tracht damaliger Zeit dar: mit kleinem Federhut, sehr kurzem Mantel, enganschließenden, an beiden Beinen verschieden gestreiften Hosen und Schnabelschuhen. In der rechten Hand trug er einen Becher, aus dem ein trinkender Narr hervorsah, in der linken einen ganzen Korb voll kleiner Narren, von denen einer herausfiel. Oben rechts war eine Narrenkappe mit Spiegel und Eule, unten links ein kleiner Hund mit einer Schellenkappe angebracht. Das Bild ist noch 1607 von Stadelmann kopiert worden, nachher aber verschollen. Die Stadelmannsche Kopie hat v. Hefner in seinem Werke: „Trachten des christlichen Mittelalters“ veröffentlicht.

Eulenspiegel-Figuren befinden sich an der Marktsäule zu Goslar und am Dombrunnen zu Trier, beide in despektierlicher Haltung. Ein Turm des Schlosses zu Bernburg, wo Eulenspiegel nach dem Volksbuche Turmbläser des Grafen von Anhalt war, heißt heute noch der Eulenspiegel. Man zeigt dort Bruchstücke einer gläsernen Trompete und eines irdenen Kruges, sowie die Überbleibsel einer Kappe und eines Mantels als Eulenspiegel-Reliquien.

Die Holzschnitte zu den Volksbüchern zählen nach Tausenden und sind zum großen Teil von jämmerlicher Ausführung. Der älteste Kupferstich, genannt der Eulenspiegel, ist von Lukas von Leiden und stellt die Übersiedelung des alten Klaus Eulenspiegel von Kneitlingen ins Magdeburgische dar. 1520 kaufte Albrecht Dürer in Brüssel zwei Stück für einen Stüber;[5]) 1670 war der Stich schon so selten geworden, daß er mit 600 M. bezahlt wurde. Andere künstlerisch schöne Bilder sind von Rembrandt 1642, Felder, Ramberg 1827 und Schrödter.

(Fortsetzung folgt.)



Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.

(Fortsetzung.)

Die Bauart der Häuser in Schleswig ist eine sehr mannigfaltige; Dänen, Friesen und Sachsen bauten verschieden, stellenweise mischte sich die dänische mit der sächsischen Bauart, welche beide sich sonst im Grundrisse und Aufrisse scharf von einander abheben. Die Verschiedenartigkeit des erreichbaren Baumaterials thut auch das ihre, um den Bauten in den Landesteilen ein gänzlich unterschiedliches Gepräge zu verleihen und verschiedene Konstruktionen hervorzurufen.

Ein Bauer, welcher Wald hat, konstruiert sein Haus anders als ein

[5]) Ein holländischer Stüber = $8^1/_2$ Pfennig.

Marschbauer ohne Wald. Dieser baut massiv in Ziegelsteinen, jener in Holzkonstruktion in ausgemauertem Fachwerk, oder mit Bohlenwänden; die materialärmste Gegend hat sogar Wände in Flechtwerk aus Heidekraut und Stroh.

Auch die Stellung des Hauses ist verschieden: der Bauer auf der Insel Röm hat den eigenartigen T förmigen Grundriß, ein Arm (der Scheunen- und Stallbau) steht von Norden nach Süden, der dagegen gebaute Arm (das Wohnhaus) von Osten nach Westen. Die gewaltigen über das Meer daher brausenden Westwinde gebieten eine solche Stellung, so daß Eingänge und Fenster geschützt liegen und der Bewohner sich im Schutze des Hauses wenigstens ein kleines Ziergärtchen anzulegen vermag.

Abb. 2. Aus einem Hauberg. Eine der oberen Ecken des Vierkants, vom Bodenraum aus gesehen. Von J. Wilhjem. Aus Meiborg-Haupt.

Ziemlich weit an der Westküste hinauf reichen die eigentümlichen Bauten der holzarmen Marschen, die friesischen sog. „Hauberge"; man findet dieselben besonders noch in der Landschaft Eiderstedt.

Von der „Landschaft Eiderstedt" schildert Meiborg uns die Ausgiebigkeit des Bodens und die sonstigen Segnungen, welche sie zu der reichsten Gegend des Landes machen:

„Zu guten Zeiten steht das Getreide so dicht, daß man es nicht mähen kann, sondern mit der Sichel schneiden muß; der Hafer trägt dreißig-, die Gerste vierundvierzigfältig."

Wer von den angrenzenden Halden des mittleren Schleswigs, die den mageren Sandboden haben, hinüberkommt nach Eiderstedt, dem erscheint es, als komme er in ein ganz anderes Land.

Trägt Eiderstedt heute unter den Gegenden dieser Lande den Preis

davon, so muß es sie doch ehemals noch ganz anders überragt haben; ein zuverlässiger Bericht sagt, daß um 1643 der Marschbauer Christian Meinsdorf von seinem Gerstenacker das 63fache Korn bekam, während zur selben Zeit ein Bauer im königlichen Teile Dänemarks behauptete, froh sein zu können, wenn er das 5fache ernte.

„Für einen Bauer, der nur Weideland hat, ist jeder Tag Ruhetag," da er nur das magere Vieh kauft, welches ohne Aufsicht bis zur Verkaufszeit grast. Die notwendige Arbeit während der Heuernte thun ihm fremde Schnitter.

„Und doch," sagt Meiborg, „ist die Marsch kein Schlaraffenland. Der Ackerbau ist beschwerlich, der Ertrag nicht sicher. Bei trockener Witterung ist der schwere Kleiboden so hart, daß der Pflug nicht hindurch kann, und bei Regenwetter so weich, daß die Pferde nicht hindurch können. Vor dem Pfluge gehen ihrer vier bis sechs, und dabei müssen hie und da die Schollen noch besonders mit Schlägeln zertrümmert werden."

Die „Hauberge" sind Bauten, welche unter möglichst geringer Verwendung von Holz — da Holz hier selten war — einen unter einem einzigen Dache befindlichen, möglichst großen Lagerplatz für Heu erstrebten.



Abb. 3. Aus der Gegend von Hoyer.
Von Hans Dall. Aus Meiborg-Haupt.

Diese Gebäude konnten einen Raum von 200 000 Kubikfuß überdecken; der gewaltige Dachschirm breitet sich über eine Fläche von 10 000 Quadratfuß aus, von denen nur vier oder sechs von den das Dach tragenden Stützen eingenommen werden.

Charakteristisch ist bei diesen Gebäuden das in der Mitte befindliche „Vierkant." „Das Vierkant ist hoch wie eine Kirche. Selbst an sonnenhellen Tagen ist es düster, da Licht nur durch ein einziges Loch im First einfällt, das 50 Fuß über dem Fußboden angebracht ist.

Das Licht trifft die schweren Holzstützen mit ihren zahlreichen Kopfbändern, die verzweigten Baumstämmen ähnlich emporstreben. Über und hinter ihnen erblickt man im Halbdunkel das mächtige Dach, das sich dem Eintretenden als eine einzige Schattenmasse darstellt, bis nach und nach die Glieder dem Auge hervortreten und das Zimmerwerk erkennbar wird." (Abb. 2.)

Weit verschieden von diesen Haubergen waren die älteren Wohnstätten Eiderstedts, welche mit den alten Wohnstätten, die sich heute im übrigen schleswigschen Friesland finden, übereinstimmten.

Der einzige Überrest älterer friesischer Bauart, welchen Meiborg gefunden hat, ist der in Abb. 4 dargestellte Giebel.

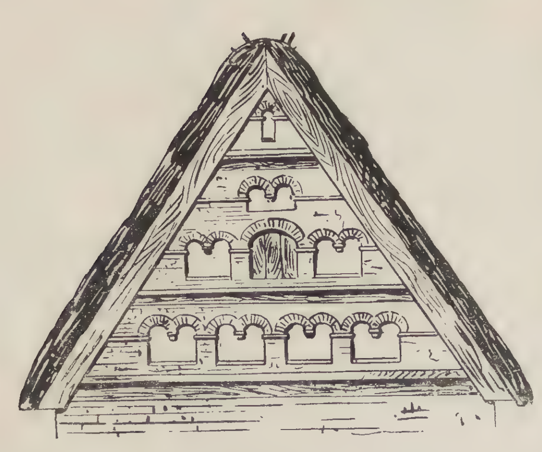


Abb. 4. Friesischer Giebel aus dem 16. oder 17. Jahrhundert. Aus der Gegend von Tönning. Nach Meiborg-Haupt verkleinert. (N.-O.-Ztg.)



Abb. 5. Giebel eines Hauses aus der Gegend von Husum und Tondern. [Kurz nach der Sturmflut von 1634 erbaut. Nach Meiborg-Haupt verkleinert. (N.-O.-Ztg.)

„Für diese ist eigentümlich, daß in dem aus Balken, Sparren und Hahnenbalken bestehenden Zimmerwerk die Fächer ausgemauert wurden, ohne daß Riegel oder Streben zur Anwendung kamen, und daß romanisierende Blenden zum Schmuck in großer Anzahl Verwendung fanden."

Zum Vergleiche geben wir noch zwei Giebel in Abbildung, von denen Nr. 5 sich in der Gegend zwischen Husum und Tondern, Nr. 3 sich in der Gegend von Hoyer befindet.

Wie schon früher bemerkt, herrschte in den östlichen Gegenden des Landes zwischen Schlei und Eider die — etwa um 1600 eingeführte — Leibeigenschaft längere Zeit; im westlichen Teile dieses Landstriches indessen war der Bauer frei und die Gemeinden hatten Selbstverwaltung.

Hier wurden als Strafen Geld-Brüchen auferlegt, dort regierte die Peitsche und der Pfahl.

Diese Zustände, welche Meiborg auf das treffendste schildert, hatten natürlich auch Einfluß auf die Bauart der Häuser; im Westen baute man geräumig mit reicher Ausstattung, im Osten unansehnlich, gleichgültig, in jeder Beziehung ärmlich.

Im Westen findet sich die große, sich von Giebel zu

Giebel ziehende Diele (Abb. 6, I), im Hintergrunde der gemauerte, freistehende offene Herd (II), einem heidnischen Opferaltar ähnlich, die Wand hinter dem Herd geschmückt mit Kesseln, Kannen und Schalen. Das ganze Gebäude ohne eigentliche Scheidewände; rechts und links zu Seiten des Herdes die sogenannten „Sitten" (V), in Nischen gelegte Sitzbänke mit den dahinter liegenden großen Betten.

Vorne, zunächst dem Eingange, die Ställe (IV), an den seitlichen Durchgängen (III) finden sich die einzigen Scheidewände, welche bei den älteren Bauten auch noch gefehlt haben mögen.

Meiborg schildert unter Beigabe zahlreicher Grundrisse, Aufrisse und Schnitte diese älteren, fast verschwundenen Gebäude, um dann auf die Veränderungen derselben überzugehen, bei welchen, anstatt des einzigen Raumes, die große Stube, der „Pesel" und die Kammern für sich abgeschlossen gruppiert sind.



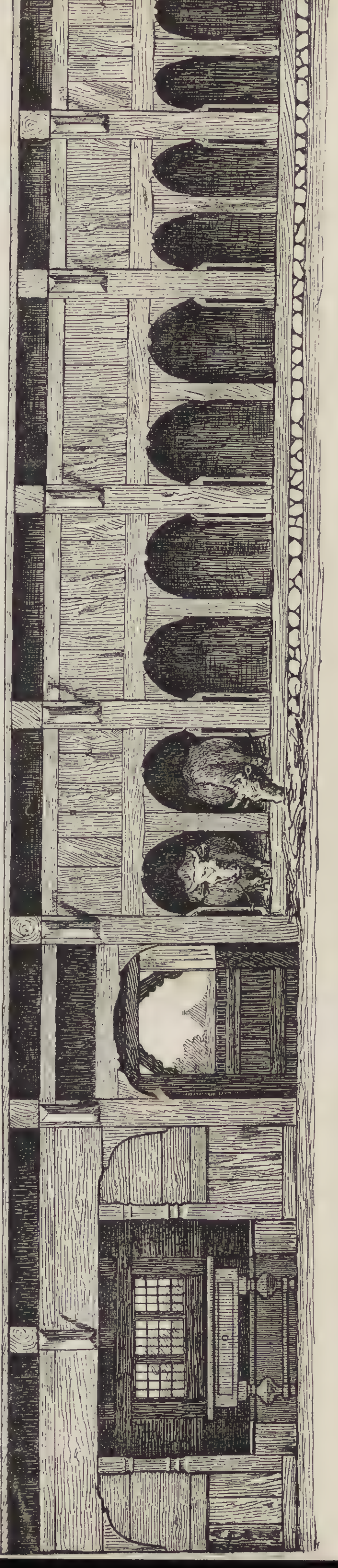
Abb. 6. Aus der Gegend von Husum. Aus Meiborg-Haupt.

Er vergißt auch nicht, der Art der Benutzung der Gebäude während der Arbeit und zu Versammlungszwecken zu gedenken.

Wir werden in ein Haus zur Zeit einer Gildeversammlung geführt.

Der Empfang, die Waffenablegung der Ankömmlinge, deren Eintritt, die feierliche Eröffnung der Gilde, die ernsten Verhandlungen und deren fröhliche Fortsetzung bei Tanz und Trunk, die wachsenden Schwierigkeiten für den Ältermann, Frieden und Ordnung zu halten, — alles wird uns in spannender, treuer, miterlebender Klarheit erzählt.

(Schluß folgt.)


Abb. 7. Längedurchschnitt einer Diele zu Ostenfeld. (Von Alfred Larsen und R. Meiborg.) Aus Meiborg-Haupt.

Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen.

Von Lehrer **Tiessen** in Meldorf.

Es wird häufig von älteren Leuten, die stets aufmerksame Beobachter des Tierlebens gewesen sind, behauptet, daß seit etwa 60—70 Jahren die Anzahl der Tiere in Dithmarschen merklich abgenommen habe, daß also einige der Tiere, die damals noch die dithmarsischen Wälder und Felder bewohnten und von jedermann gekannt waren, sich jetzt nicht mehr vorfinden und viele noch vorhandene Arten an Individuenzahl abgenommen haben. Ich habe mich seit mehreren Jahren mit dieser Behauptung beschäftigt, und was ich, teils als Resultat eigener Erfahrung, teils aus den Mitteilungen glaubwürdiger Altersgenossen gefunden habe, das stelle ich gern der „Heimat" zur Verfügung.

Daß noch zu unserer Väter- und Urväterzeit mehrere jagdbare Tiere die dithmarsischen Wälder bewohnten und nicht selten der Wirtschaft, vielleicht gar dem Leben der Menschen bedrohlich wurden, davon erzählen noch manche Sagen und Ortsnamen, deren historischer Hintergrund sich nicht wohl in Frage stellen läßt. So erzählte mein Vater (geb. 1773), daß er als Knabe oftmals Zeuge gewesen sei, wie Rudel von Hirschen und Rehen, geführt von einem Bock, auf Äsung oder zur Tränke ausgezogen seien. Auch in meiner Jugendzeit — in den dreißiger Jahren — wurden noch dann und wann Hirsche von den Jägern erlegt, doch sind diese wahrscheinlich aus den großen Gehegen Holsteins herübergewechselt; Rehe kommen jetzt auch noch ganz vereinzelt oder in kleinen Truppen an abgelegenen Stellen unserer Wälder vor, indes sind höchst wahrscheinlich auch diese nur Überläufer aus den Domänewäldern; wenngleich man mitunter auch die Behauptung hört, daß dieselben als Überlebende der ausgestorbenen Familien anzusehen sind. Wir dürfen also wohl behaupten, daß dieses sog. Hochwild sich fast gar nicht mehr in Dithmarschens Hölzungen vorfindet.

Ebenfalls läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in noch früherer Zeit, etwa vor 200 Jahren, Wildschweine und Wölfe, auch die Wildkatze nicht seltene Bewohner unserer Wälder gewesen sind. Wenn mein Vater in dieser Beziehung nicht aus eigener Erfahrung sprechen konnte, so standen ihm die selbsterlebten Berichte seines Vaters und Großvaters doch noch so lebhaft im Gedächtnis, daß man an der Glaubwürdigkeit seiner Erzählungen nicht wohl zweifeln kann; auch von seinen Altersgenossen haben wir recht oft den Erzählungen über diese einstigen Bewohner des Waldes mit großem Interesse gelauscht; ebenfalls deuten noch einige Namen besonderer Örtlichkeiten auf das einstige Vorkommen von Wölfen hin, z. B. Wulfskuhle, Wulfsberg u. s. w.

Diese Tiere sind also schon lange aus unseren Waldungen verschwunden. Sie haben wohl der vordringenden Kultur, die viele Wälder lichtete und den Kampf gegen die Verwüster der Felder oder die Fleischspender der Wirtschaft so lange fortsetzte, bis nichts mehr übrig war, weichen müssen. Schonungszeiten gab es dazumal nicht, und Gehege, in welchen man diesen Mitbewohnern Schutz und Pflege gewährte, hielt der freie dithmarsische Bauer nicht für notwendig.

Ich komme jetzt zu den Tieren, deren Vorkommen noch in meinem Erfahrungskreis liegt. Als Knaben war es ein Hauptvergnügen für uns, im Frühling die Nester des Eichhörnchens (Kateker) aufzusuchen und uns an dem Spiel dieser flinken Springer zu belustigen, wie sie sich von Baum zu Baum schwangen und mitunter auch, wenn sie einen Fehlsprung thaten, in unser unterwaldiges Revier hinabpurzelten, wo sie dann nur mit genauer Not ihr Fell retten konnten. Damals war das Eichhörnchen ein sehr bekannter und wegen seiner Possierlichkeit bei allen beliebter Gast unserer Wälder. Jetzt kann man einen ganzen Tag den Wald durchstreifen, ohne ein einziges Eichhorn zu Gesicht zu bekommen; eine ganz bedeutende Abnahme ist also nicht in Abrede zu stellen. Einige wollen indes die Wahrnehmung gemacht haben, daß in den letzten Jahren wieder eine Zunahme stattgefunden habe. — Ebenfalls fand man in meinen Knabenjahren, freilich nur selten, in Gesträuchen große von Mäusen bewohnte Nestbauten, deren Insassen wir freilich als Feldmäuse betrachteten. Es ist mir jetzt fraglich, ob dieselben nicht Haselmäuse gewesen sind; die Feldmaus lebt ja bekanntlich nur in unterirdischen Bauten. Jetzt kennt man diese Bauten nicht mehr. Ein anderes, jetzt nur noch ganz selten gesehenes Waldtier war in damaliger Zeit der Dachs (in der Volkssprache Grev genannt). Die Dachshöhlen wurden fleißig von den Tierfängern aufgesucht und ausgegraben, wobei der von dieser Bestimmung benannte „Teckel" hülfreiche Dienste leisten mußte. Der Dachs wurde allgemein als ein schädliches Tier angesehen, da man ihm Schuld gab, daß er den Waldbeeren, namentlich den Erd- und Brombeeren, nachgehe. Imker hatten ihn auch in Verdacht, daß er unter ihren Bienenvölkern mitunter nächtliche Raubzüge halte. Infolge des eifrigen Nachstellens ist er jetzt fast ganz ausgerottet, und die Jüngeren kennen den Dachs fast garnicht mehr. Ob auch die Füchse und Hasen abgenommen haben, darüber steht mir kein Urteil zu; ein Wunder wäre es allerdings bei der jetzigen Jagdfreiheit nicht.

Wir wenden uns jetzt zu der Vogelwelt, und hier will man ganz besonders, wenn nicht ein Aussterben, so doch wenigstens eine sehr merkliche Abnahme bemerkt haben. Auf der an der Ostseite des Kirchspiels Albersdorf belegenen, wenig kultivierten Moorstrecke an der Eiderküste wohnte noch in meiner Jugendzeit ein von den Jagdliebhabern sehr geschätztes und darum auch mit Leidenschaft aufgesuchtes Huhn, das Birkhuhn. Es mögen etwa 30 Jahre her sein, als mein dort (in Offenbüttel) wohnhafter Vetter mir erzählte, daß nur noch ein Pärchen vorhanden sei, das aber auch bald den Nachstellungen zum Opfer fiel. Auf den dithmarsischen Feldern kommt es nicht mehr vor; ob überhaupt noch in Schleswig-Holstein, dürfte fraglich sein.

In meiner Kindheit ergötzten wir Knaben uns oftmals an dem eigentümlichen, an den Kuckuck erinnernden Ruf des Wiedehopfs, der aus einer zwischen zwei Waldstrecken belegenen, von einem Bächlein durchrieselten Waldwiese zu uns herübertönte. Wir nannten diesen Vogel nach seinem Ruf Hubbub. Ich erinnere nicht, daß ich ihn je gesehen habe; doch wollten einige meiner Spielkameraden ihn mehrmals bei seiner Nahrungssuche beobachtet haben, und diese

wußten nicht genug von seinen drolligen Bewegungen zu erzählen. Ich habe jetzt schon mehrfach in meinem Geburtsorte (Arkebek) nachgefragt, ob man diesen Vogel jetzt noch da kenne, aber immer eine verneinende Antwort erhalten. Er wird damals auch schon im Aussterben begriffen gewesen sein, weil wir ihn nur als Bewohner der vorhin bezeichneten, einsam belegenen Örtlichkeit kannten.

Auch ein anderer Vogel belustigte uns Knaben oft durch seinen Ruf sowie auch durch sein glänzendes Gefieder: der Pirol, von uns Pfingstvogel genannt. Es gab Sommer, da man seinen Ruf allenthalben hörte und man ihn nicht selten auch vor der Hausthür in den Haus- und Gartenbäumen beobachten konnte. Sein Nest, nach dem wir eifrig suchten, haben wir nur in seltenen Fällen gefunden; in andern Sommern war er nicht so reichlich, aber es verging doch kein Sommer, in dem wir nicht seinen Ruf hörten. Einige wollten bemerkt haben, daß er am zahlreichsten in heißen Sommern sich einfinde; ja, man schloß von seinem frühzeitigen Erscheinen im Frühling auf einen warmen Sommer. Jetzt habe ich diesen Vogel seit Jahren nicht gehört, und meine Schülerinnen, die ich oftmals darnach fragte, kannten diesen Ruf garnicht. An dem vorjährigen Pfingstmorgen hörte ich ihn nach langer Zeit wieder, aber auch nur das eine Mal. Auch dieser schmucke Sommergast scheint also bei uns im Aussterben begriffen zu sein.

Bei Arkebek befinden sich recht umfangreiche Waldstrecken, in denen zu meiner Jugendzeit noch viele kolossale Baumriesen sich befanden, und es war ein Hauptvergnügen der Schuljugend, an den freien Schultagen Streifzüge in den Wald zu machen. Auf einem derselben entdeckten wir einst in der Gabelung einer dicken, fast schon verdorrten Eiche ein radförmiges, durch einen ungewöhnlichen Umfang uns sogleich imponierendes Nest. Unter dem Baum und am Stamm desselben fanden wir den Unrat der Nestbewohner, aber diese selbst waren abwesend. Nach einigen Tagen waren wir so glücklich, auch einen Vogel auf dem Nest zu erblicken, der uns gleich als ein Verwandter des Storchs auffiel und ganz richtig als schwarzer Storch bezeichnet wurde. Ältere Leute, denen wir von unserm Fund erzählten, und die auch schon das Nest gefunden hatten, bestätigten unsere Vermutung und machten uns zugleich die Mitteilung, daß sie vor einigen Jahren noch 2—3 Nester dieser Art gekannt hätten. Wenn ich nicht irre, wurde das von uns entdeckte Nest noch einige Sommer von den Alten bewohnt — und damit scheint das letzte Paar verschwunden und der schwarze Storch nur noch als ausgestorbener Vogel in der Erinnerung der Alten zu bestehen. Wo in Schleswig-Holstein kommt der schwarze Storch jetzt noch vor? — Spechte findet man allerdings jetzt noch in Dithmarschen, aber auch dieser Vogel scheint sich von Jahr zu Jahr zu vermindern.

Ältere Leute, besonders aus den Gegenden, wo der weiße Storch eine ergiebige Beute findet, behaupten auch mit Bestimmtheit, daß dieser fast zum Hausvogel gewordene Liebling der Dorfbewohner von Jahr zu Jahr an Anzahl zurückgehe; sie beweisen es mit den vielen leerstehenden Nestern auf den Häusern, die ohne Bewohner geblieben sind. Bei älteren, mit der Natur

verwachsenen Leuten gilt es auch als Glaubenssatz, daß die Zahl der Singvögel in den letzten Jahrzehnten ganz bedeutend zurückgegangen sei, ja, daß einige, die man früher noch als beliebte Sänger gekannt habe, jetzt garnicht oder doch höchst selten noch vorkommen. Allerdings will unsereinem auch vorkommen, daß zur Frühlings- und Sommerszeit der Waldgesang nicht mehr so mannigfaltig und anheimelnd ist wie zur Zeit unserer frohen Jugend, welche die Sprache der Vögel versteht. Ob das aber nicht eine in den verschiedenen Gemütsstimmungen begründete Täuschung ist? Beispielsweise beklagt man es, daß der Nachtigallschlag nicht mehr so häufig und auch nicht mehr so schön sei. Indes eine Erfahrung aus meiner Knabenzeit möchte ich doch noch anführen. Wir Kinder hatten unsere Freude an einem in der Gabelung einer Buche, nicht sehr hoch über dem Erdboden, aus Moos bereiteten Nest. Es war mit Seitenlöchern versehen und für das Nest eines Singvogels von ungewöhnlicher Größe. Doch sahen wir die kleinen Bewohner aus- und einschlüpfen und wir hielten dafür, daß der Bau von mehr als einer Familie bewohnt sei, was wir aus der großen Anzahl der aus- und einschlüpfenden Vögel schlossen. Den Vogel, der damals noch ein nicht seltener und sehr beliebter Bewohner unserer Wälder war, nannten wir „Steertmeesch"; es war die sog. langgeschwänzte Meise. Auch diesen Vogel finde ich beim Durchstreifen der Wälder meiner Jugend fast garnicht mehr vor; vielleicht liegt dies aber auch nur daran, daß ich den Spürsinn auf Vögel, der hauptsächlich den Kindern eigen ist, mir nicht in seiner Frische bewahrt habe. Aber wenn ich die jetzigen Kinder nach diesem Vogel frage, so erhalte ich meistens eine von Unkunde zeugende Antwort.

Früher war der Drosselfang im Herbst eine recht ergiebige Erwerbsquelle für Kinder sowohl als für Erwachsene. Jetzt wird dieser Sport nur noch vereinzelt und fast ausschließlich von Kindern betrieben, obgleich der Preis für dieses Geflügel wohl um das Dreifache gestiegen ist. Wenn man nach der Ursache fragt, warum dieser Erwerbszweig jetzt so vernachlässigt wird, so bekommt man zur Antwort: *es lohnt sich nicht.* Früher war im Herbst, besonders zu der Zeit, wenn die Weindrosseln strichen, der ganze Wald von dem Gezwitscher und Gesange der Drossel erfüllt. Allenthalben kreuz und quer sah man Dohnensteige, und geschickte Dohnensteller brachten ihre tägliche Ausbeute in der ergiebigsten Zeit auf mehrere Dutzend. Jetzt freut man sich schon, wenn man einmal an einem fangreichen Tage ein paar Dutzend heimbringen kann, obgleich die Zahl der Fänger ganz bedeutend abgenommen hat. Der wirkliche „Krammetsvogel," von den Drosselfängern blaue Drossel genannt, wird fast garnicht mehr gefangen. Daß die Zahl der Drosseln in Dithmarschen bedeutend zurückgegangen ist, dürfte mithin nicht zu bezweifeln sein und wird einstimmig von älteren Leuten bestätigt. Ob überhaupt eine Abnahme dieser Vögel infolge der Nachstellungen eingetreten ist, oder ob, was auch nicht im Bereich der Unwahrscheinlichkeit liegt, diese Vögel ihren „Wanderstrich" verändert haben, bleibt der näheren Nachforschung überlassen. Aber selbst die sogenannte Singdrossel, im Volksmunde „Holzdrossel" genannt, die bei uns nistet, also hier ihre Heimat

hat, findet sich jetzt viel seltener als früher, wo man auf einer Streife durch den Wald in kurzer Zeit mehrere ihrer sehr kunstreich eingerichteten Nester mit dem grünen schwarzpunktierten Gelege antreffen konnte. Es beruht also doch wohl auf Wahrheit, wenn behauptet wird, daß die Zahl der Singvögel in den dithmarsischen Wäldern abgenommen hat. Es sprechen gar zu viele Gründe dafür. (Schluß folgt.)



Der Schinder von Dingwatt.

Wie alt die Geschichte ist, kann ich nicht sagen. Großmutter hatte sie nicht erlebt, erzählte sie aber gerne, und wenn sie jetzt lebte, wäre sie etwa 140 Jahre alt. Die Geschichte muß also noch älter sein, lebt aber in Angeln noch im Munde des Volks. — Sie lautet etwa so:

Es war einmal ein Schinder zu Dingwatt („Racker" — sagten die Alten), der holte aus der Umgegend die gestorbenen Pferde, Kühe, Schafe, Hunde, Katzen und andere Tiere auf seiner Karre, zog ihnen daheim die Haut ab und verscharrte sie. Dafür bekam er einen geringen Lohn. — So ein Geschäft war aber verachtet, und der Schinder galt — wie alle seinesgleichen im Lande — für unehrlich. Er durfte zu niemandem ins Haus kommen, und niemand kam zu ihm, denn wer mit ihm umging, wurde unrein und verachtet. Wer dem Meister „Kaltschlachter" (so war sein amtlicher Titel) bei seiner Arbeit die geringste Handreichung that, war unehrlich und mußte sein Lebenlang Schinder bleiben. Ja, wenn jemand gestohlen, geraubt oder ein anderes schweres Verbrechen begangen hatte und von der Obrigkeit verfolgt wurde, so hatte er sofort vor jeder weiteren Verfolgung Ruhe, wenn er nur einen Schinder erreichen und dessen Arbeit mit angreifen konnte; er war dann genug gestraft, denn er war — aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen.

Einsam und still lebte nun so ein Verachteter dahin. Er besorgte sein Geschäft und mußte daneben dann und wann einmal dem Scharfrichter Hülfe leisten, wodurch er in den Augen seiner Mitmenschen noch tiefer sank. Die größte Not aber kam für ihn, wenn er oder ein Mitglied seiner Familie gestorben war, denn alsdann konnte der Tote wohl einen Platz an der Kirchhofsmauer bekommen, aber jedermann scheute sich, ihn dorthin zu bringen.

Unser Schinder wohnte, wie gesagt, zu Dingwatt in einer kleinen Kate. Dingwatt aber liegt östlich von der alten Hardeskirche Struxdorf, in deren Nähe die Stätte des alten Dinggerichts gewesen. Es liegt an einem Bache, der hier die Landstraße nach Boel und Süderbrarup schneidet und ehedem durchwatet werden mußte. Jetzt gehören die hier liegenden Stellen zum Kirchspiel Thumby, der Schinder aber soll sich zur Kirche nach Boel gehalten haben. Doch gleichviel, es war für ihn überall gleich.

Eines Tages stirbt ihm ein Kind, und für die Leiche wird ihm denn auch ein Grab neben dem Kirchhofe eingeräumt. Wie soll er aber die Leiche dahin schaffen? Auf seinem Schinderkarren kann er sein Kind doch nicht fahren, und niemand leiht ihm ein Fuhrwerk, niemand will sonst Hülfe leisten.

Was thut nun der gute Mann? — Er bereitet seinem Kinde ein Grab im Garten und bestattet es hier selbst. Dann greift er zur Feder und schreibt — mit schwerer Hand, aber getrostem Mute — an seinen Landesherrn, den König. Er klagt sein Leid, betont, daß er mit seinem Amte einen notwendigen Posten in der Gesellschaft bekleide, sich und die Seinen damit eben so ehrlich durchgeschlagen habe, wie jeder andere Meister in seinem Geschäft, und — dennoch für unehrlich gehalten werde. Er beschwert sich über seine Kirchspielsgenossen und bittet um Hülfe in seiner Not.

Die Antwort enthält den allerhöchsten Bescheid: Dem Kinde des Schinders ist ein ehrliches Grab zu gewähren, die Kirchspielsleute der Nachbarschaft haben die nötige Handreichung zu thun zum Begräbnis, und — der Schinder mit seiner Familie, wie auch die Schinder im Lande samt und sonders sind als ehrliche Leute anzusehen und zu behandeln. — Und, das war der regelmäßige Schluß der Erzählung, „so wurden die Schinder ehrlich."

Die Sage setzt nun dieser Geschichte noch Folgendes hinzu:

So lange der Schinder unehrlich war, konnte man ihn wohl von der menschlichen Gesellschaft ausschließen, aber nicht aus der Kirche und von seinem Gott verdrängen. Er durfte aber auch hier nicht mit den ehrlichen Leuten aus- und eingehen. Man baute daher an der Hinterseite der Kirche (dem Eingang gegenüber — meistens an der Nordseite) eine eigene Thür, die zu einem abgeschlossenen, dichten Stuhlstande führte, von dem aus man wohl den Prediger hören und sehen, aber keinen Kirchenbesucher wahrnehmen konnte. Als nun der Schinder für ehrlich erklärt wurde, brach man in den Kirchen die Schinderstühle weg und vermauerte die Thür dazu.

Eine solche „Schinderthür" kann man heutigen Tages noch an manchen Angler Kirchen sehen, und oftmals, wenn wir Knaben an dieser Thür vorübergingen, standen wir still und erzählten uns mit geheimem Grausen die Geschichte vom Schinder zu Dingwatt.

Daran mögen folgende Fragen angeschlossen werden:

1. Hat man in anderen Gegenden unseres Landes auch solche vermauerte oder längst versperrte Kirchenthüren, und dafür auch die genannte Bezeichnung?
2. Welche Bestimmung mögen diese Thüren gehabt haben? Waren sie etwa:
   a. wirklich für die „Unehrlichen," auch für die zeitweilig zur Kirchenbuße Verurteilten bestimmt? oder
   b. wurden sie vielleicht bei kirchlichen Umzügen (Prozessionen) benutzt? oder
   c. beruht die Vermauerung bloß auf baulichen Veränderungen? — oder endlich:
   d. hat nur der Volkswitz diesen unbenutzten, gleichsam in Verachtung gekommenen Thüren den Namen gegeben?

J. J. Callsen.



Allerhand ut de Kriegstiden 1848/50.

Von **F. v. Levetzow,** Kais. Postdirektor in Hildesheim.

1. Uns' Herrgott levt noch!

1848 stünn ick as Leutnant bi de 5. Swadron vun't 2. Sleswig-Holsteensche Draguner-Regiment, Rittmeister v. Wittenhorst-Sonsfeld. Utgangs Juni leeg de Swadron in Lügumkloster [1]) en beten scharp an de Luft, nix achter uns, un de dänsche Kaffallerie, de op unsen Rüggmarsch ut Jütland achter uns her zuckelt weer, spökel œwerall in de Heid, af un to ok Infanterie, de vun de Schep an't Land sett un ok weller afhalt wörd, dat ehr man slecht bitokam' weer. Eens Morrns in alle Fröh wörd weller mal Allarm blast, un vœrwarts güng't op de Landstrat nah Arrild [2]) to.

Man pleggt to segg'n, de Krig lett de Lüd verwillern un makt se roh. — Ja, en slechten, un wenn de Krig lang wahrt, mag woll op so'n Schol ok männi lichtsinnigen Kerl sick ganz to'n Röwer un Ströper utbill'n, — dat will ick ni striden, awer en braven Soldaten, vœr allen den vun'n Lann', de sick för Religion un Gottsforcht noch nich to klok dücht, den geiht dat as de Seelüd, de ok wennt sünd, Dag fœr Dag tüschen Dod un Leben to sweben; dat bringt se ehrn Herrgott neeger, se föhlt, dat se in Herrgotts Hand staht, un kümmt denn mal en Fall, de jüm dat recht gründli ünner de Näs rivt, denn kann'n dat ut vulle dankbare Boß hör'n: „Uns' Herrgott levt noch!" Na, un bi so'n Gedanken hört alle Slechtigkeit vun sülb'n op! Un god is't fœr'n

[1]) Flecken 2 M. nördlich von Tondern, 4 M. westlich von Apenrade.

[2]) Arrild, Kirchdorf 1½ M. nördlich von Lügumkloster an der Landstraße nach Ripen, dänische Enklave.

Soldaten, wenn he af un to so'n lütten Denkzeddel kriggt! En beten lichtsinnig makt dat Soldatenhandwark doch, — un wenn't ok männimal scharp an de Kant vun Awergloben stripen deiht, — 't schadt nich, so'n Awergloben bringt unsen Herrgott in een Ogenblick mehr dankbare Kinner t'rügg, as de schönste lange Predig, bi de de Buur sick doch man mit Mög den Slap ut de Ogen rivt.

Ja, uns' Herrgott levt noch! Dat schull'n wi den Dag ok noch to weten krig'n. De Tofall mak den Dag so'n lütten Denkzeddel t'recht, bi den'n warrafti fölen kunn, uns' Herrgott harr sin Hand darbi in't Spill. Dat güng so wunnerbar to, dat de Geschicht woll dat Vertelln wert is.

As wi op de Landstrat nah Arrild værgüngen, hör'n wi in unse rechte Flank scheten, un Stovwulken in de Grund wisen ut, dat Kaffallerie in rasche Gangart in de Richtung op Lügumkloster reed, as wenn se uns affniden wull. „Schwadron — halt!" kummandeer de Rittmeister, un Patrulljen susten dal in de Grund, üm to seh'n, wat dor vörgung. Na — Dänen weern't nich; 't weer de Swadron vun Rittmeister v. Egloffstein vun uns' Regiment, de dor lang störmt weer.

Rittmeister v. Egloffstein weer mit sin Swadron vun Heldevad[1]) ut in uns' rechte Flank værgahn. En halve Stünn vær Branderup[2]) begegent em en Tog vun'n anner Swadron vun uns, de vun'n Patrullj vun Nor'n her t'rügg keem un dörch Branderup reden weer, ahn' en Dänen to sehn. — Also wider. Kort vær Branderup hört de Rittmeister ut Vörsicht noch en Buern af, de jüst den Weg lang to riden kümmt: „Ne, dor weer nix los, uns' eegen Draguners weern je noch eben dörch't Dörp reden." — Na, dat stimm ja, un se rid geruhig drop los. De Rittmeister ritt værn bi de Spitz, — as he kort vær't erste Hus is, fallt en Schuß, un dormit ward't ok in't Dörp lewig. Dänsche Jägers slikt vun achtern ut de Hüs un sökt mit Lopen achter de Knicks vun dat Redder[3]) to kam', wo de Swadron in marscheer.

Nu goll't ja, för de Swadron frien Rum to gewinn', denn hir weer se inkielt twischen Knick un Moor. As de eerste Schuß knall, harr de Rittmeister „Schwadron — kehrt!" kummandeert, un in Gallopp sus se rüggwarts ut dat Redder. För de dänschen Jägers harr sick de Sak to gau affpelt, — 'n Ballern achterher, ahn' een Mann to drapen. De entfamte Buer harr sick wildeß ut'n Smok makt. — So wit güng't je all ganz gewöhnli to, awer dat dick Enn keem nah!

As wi an de Swadron 'ran keem'n, visenteer de Swadronstierarzt jüst den Rittmeister sin Perd, dat doch en Schuß kregen harr. De wunnerwarkt nu an dat Perd 'rümmer, beföhlt un schüddkoppt. „J," seggt he, „wa is dat mægli, de Schuß is ja vun baben dal kam'! Herr Jes, Herr Rittmeister," röppt he, „de Schuß is ja dörch Ehr'n Pistolenholfter gahn, un dat vun baben dal!" — un so weer't ok!!

Gott weet, dörch weckern Tofall — den Rittmeister sin eegen Pistol weer in den Ogenblick, as he an't eerste Hus 'rankeem, in'n Holfter vun sülben losgahn, wobi dat Perd en Striepschuß langs dat rechte Værbeen kregen harr. Düß Schuß geev dat Singenal to'n Kehrn, wil de dänschen Jägers, de woll dachen, dat ehr Plan ni mehr 'lücken wörd, op den ok ut de Hüs 'rutbreken deden. Weer de Pistol nich losgahn, harrn de Dänen seker de Swadron ruhig in't Dörp 'rinlaten, un bi dat Gewehrfüer ut alle Finstern weer woll de halve Swadron kaputt west!

„Uns' Herrgott levt noch!" säden de Draguners ut vullen Harten, un weer't ok man en wunnerbar glücklichen Tofall, wer much jüm woll den Globen nemen, uns' Herrgott harr se bewahrt, dat se nich dot schaten weern as en tosamdreben Hümpel Hasen. Ick behaupt gewiß nich to veel, wenn ick segg, dat so'n Belevnis de Lüd mehr Gottvertrugen gifft as en lang Predig vun den besten Paster.

---

1) Kirchdorf, 2 M. westlich von Apenrade an der Landstraße nach Lügumkloster.
2) Kirchdorf, $1^1/_2$ M. nordöstlich von Lügumkloster.
3) Mit Wall und Zaun eingefaßter Landweg.



Sprichwörter und Redensarten.[1])

2. Wie man über anderer Leute Aussehen redet.

Dat is en Kirl as 'n Bom Holt.
He is so schier, as wenn he ut'n Deeg wöltert weer.
He is man dree Kees hoch.
He is in de Saat schaten.
He is so lang as Lawerenz sin Kind; dat weer söwen Eel länger as de Weeg.
He is so witt, as Kalk an de Wand.
Man kann em dat Vaterunser dœr de Backen blasen.
Kul'n in de Backen, Schelm in'n Nacken.
He is ni so dumm, as he utsüht.
He makt en Gesich, dar kann man Rotten un Müs mit bang maken.
He süht so schulsch ut.
Wat sühst du denn so sur ut? So seh ick von Natur ut.
He süht ut, as wenn he een up hett un will bi den annern anfangn.
He makt en Gesicht, as de Katt, wenn't donnert.
He makt en Lipp so bred, dar kann en Kluckheen mit söben Küken up sitten.
He kiekt mit dat rechte Oog in de linke Tasch. (Der Schielende.)
He süht ut, as de Uhl in'n Dies Heed. (Wenn jemand sich nicht gekämmt hat.)
He is so glatt, as wenn de Bull em lickt harr.
Rod Haar un Ellernbüsch wafft up keen goden Grund.
Johann vun Steendoor hett sin Mütz up een Ohr.
He sitt bet œver de Ohren in't Linntüg.
He hett'n Verdruß (einen Buckel).
Grade auf, wie ich! sä jener pucklige Snieder.
He is so krumm, as'n Flitzbogen.
He is so stief, as'n Bessenstœl.
He is'n hölten Hinnerk.
He hett sick schön wat up de Rippen puhlt.
He hett Föt as'n Pagelun (Pfau).
He perrt so hoch, as de Pogg in'n Maanschien.
He springt herüm, as'n kopplosen Hahn.
He fallt öwer sin egen Föt.
He steiht dar as Botter an de Sünn.
He lett de Ohren hängen.
He steiht dar, as'n begaten Pudel.
Dat steiht em an, as den Burn dat Aderlaten.
He is so smerig; wenn man em an de Wand smitt, so blifft he hängen.
Man mag em ni mit de Fürtang anfaten.
Baben fix un ünner nix.
Buten blank un binnen krank.
He hett sick utziert as'n Pingstoss! (Pfingstochse).
En smucken Kirl vun Mul un Poten: Gun Dag, Ap!
't is en Ünnerscheed twischen de beiden, as twischen König Salomo un Jörn Hotmaker.
Uns' Herrgott hett allerlei Kostgänger. Heinr. Lund.

[1]) Von manchen Seiten sind Ergänzungen zur Sprichwörterreihe der vorigen Nummer eingetroffen; weitere Sendungen stehen in Aussicht. Noch ist die Zahl so groß nicht, daß es sich der Zusammenstellung verlohnte; doch zeigen schon die vorhandenen Nachträge, daß hier noch ungeahnte Quellen fließen. Sowie eine genügende Anzahl vorhanden ist, wird die Veröffentlichung erfolgen. Es wird aber beabsichtigt, die Sprichwörterreihen abwechseln zu lassen mit Abschnitten aus einer sehr reichhaltigen Sammlung von Kinder- und Volksreimen, die von Herrn J. H. Suck, Lehrer am Realprogymnasium in Oldesloe, zur Verfügung gestellt worden ist.

Ein Volkslied.

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

Nachstehend teile ich ein Volkslied mit, das jetzt ziemlich in Vergessenheit geraten zu sein scheint, das aber, wie meine Nachfragen ergeben haben, früher in Holstein verbreitet gewesen ist. Gar oft habe ich gelauscht, wenn meine liebe Mutter das Lied anstimmte, doch habe ich den Text nicht genau behalten und die nachstehende Aufzeichnung stammt aus Hennstedt, Kreis Segeberg, ich entsinne mich aber, daß auch meine Mutter das Lied fast genau ebenso kannte. Mit ziemlicher Abweichung von den mir bekannt gewordenen Variationen findet sich das Lied in der Monatsschrift für Volkskunde „Am Urquell" Bd. I S. 50—51. Eine Anmerkung an dortiger Stelle weist noch auf „Wunderhorn" S. 58 hin.

Es wohnte ein König wohl an dem Rhein,
Der hatte drei stolze Töchterlein.

Die erste ging in das fremde Land,
Darinnen wollt' sie bleiben ganz unbekannt.

Die zweite ging in das Kloster hinein,
Darinnen wollt' sie bleiben ganz keusch und rein.[1])

Die dritte ging vor des Edelmanns Thür,
Mit ihrem Finger klopft sie dafür.

„Was ist denn nur vor meiner Thür?" —
„Ein artiges Dienstmädchen ist dafür." —

„Ein solches Dienstmädchen brauche ich nicht,
Das mir bei der Nacht die Thür einbricht." —

„Ein solches Dienstmädchen bin ich auch nicht,
Das dir bei der Nacht die Thür einbricht." —

Es dauerte nur eine kleine Zeit lang,
Da ward das artige Dienstmädchen krank.

„Ach Mädchen, wenn du krank willst sein,
So mußt du mir sagen deine Freundelein."[2])

„Der alte König wohl an dem Rhein,
Das ist der herzliebste Vater mein."

„Ach Mädchen, hättst du es nicht eher können sagen,
Die adligen Kleider hättst du können tragen." —

„Die adligen Kleider, die brauche ich nicht,
Denn zu dem Tode bereite ich mich." —

Und als das artige Dienstmädchen starb,
Da ward sie begraben nach königlicher Art.

Was wuchs denn nun auf ihrem Grab?
Eine weiße Lilie wuchs darob.

Was stand denn wohl darauf geschrieben?
Das Mädchen war bei Gott geblieben.

Mitteilungen.

1. Eine Industrie aus alter Zeit. Herr Organist em. H. J. Horns in Jevenstedt teilt eine interessante Beobachtung mit über „eine Industrie aus alter Zeit":

„Zwischen den Dörfern Jevenstedt einerseits und Nienkattbek und Stafstedt andrerseits streicht ein unbedeutender Höhenzug, nördlich von Nienkattbek anhebend und westlich

[1]) Variante: hübsch und fein.
[2]) Variante: So sage, wo wohnen die Eltern dein.

von Spannan endigend, die sogenannte Kattsheide, größtenteils noch unurbar. Die Sage will, daß dieser Höhenzug in alter Zeit so stark bewaldet gewesen sein soll, daß ein Eichhörnchen von Kattbek nach Hamweddel von Baum zu Baum hat springen können, ohne die Erde zu berühren. Die beiden Seiten dieses Höhenzuges flachen sich sanft ab und gehen auf der südlichen Seite in Moorland, auf der nördlichen Seite in Moor- und Wiesenland über. Auf der Grenze zwischen Höhenzug und Moorland finden sich nun stellenweise kleine runde Erhöhungen von 1—1,5 m Höhe und 10—12 m Durchmesser. Durchgräbt man diese Erhöhungen, so findet man, daß dieselben aus Asche, Holzkohlen, Eisenschlacken und Wiesenrasenstein (Raseneisenerz) bestehen, alles durcheinander geworfen. Es kann gar keine Frage sein, daß man hier aus dem in der Gegend stellenweise sehr häufig gefundenen Rasenstein Eisen geschmolzen hat. Wie viele solcher Schmelzstellen im Bereich der Kattsheide liegen, kann ich nicht sagen; 6—7 derselben sind mir bekannt. Vor einigen Jahren wurden beim Abtragen einer solchen Schmelzstelle zwei Stangen von Schmiedeeisen gefunden, die der Finder leider an einen Schmied verkaufte, welcher dieselben für besonders schöne Ware erklärte. Wann diese Schmelzereien bestanden haben, ist unbekannt; dem Volke ist jede Kunde von denselben, selbst in der Sage, entschwunden. Nur die Namen anliegender Landstücke auf Jevenstedter Feld Ohlenhütten und Hüttenbrook leben noch fort."

Die Gewinnung von Eisen aus der Verhüttung von Raseneisenerz hat in Schleswig-Holstein bis in dieses Jahrhundert fortgedauert. Am längsten hat der Betrieb in der Karlshütte bei Rendsburg sich erhalten, wo ein für das Schmelzen von einheimischem Raseneisenerz eingerichteter Hochofen betrieben wurde, allerdings nur periodisch, um das der Hütte erteilte Privileg nicht erlöschen zu lassen. Die älteste auf Gewinnung von Eisen aus einheimischem Rohmaterial gerichtete Industrie ist uns aus historischer Zeit vom Jahre 1286 aus Segeberg bekannt. Auf Grund vorgeschichtlicher Funde aus römischen und vorrömischen Urnenbegräbnissen können wir die ersten Spuren einer einheimischen Eisengewinnung bis in die letzten Jahrhunderte v. Chr. verfolgen. Dagegen sind die alten Schmelzstätten selbst bisher nur sehr spärlich bekannt und noch niemals von Sachkundigen untersucht worden.

Wir richten deshalb im Anschluß an die dankenswerte Mitteilung des Herrn Horns an unsere Leser die Bitte, die Redaktion oder das Schlesw.-Holst. Museum vaterländischer Altertümer in Kiel von Funden ähnlicher Art in Kenntnis setzen zu wollen, damit eine gründliche Untersuchung der nicht unwichtigen Sache erfolgen kann. *

2. „Da ist kein Löffel an der Wand." Diese sprichwörtliche Rede soll nach Klaus Harms („Gnomon" S. 321) zu seiner Zeit zur Bezeichnung großer Armut gedient haben. Heute wird man sie wohl nirgends mehr anwenden hören, denn die Sitte, die Löffel des Gesindes hinter einen schmalen, durch Nägel ösenförmig an den Wänden oder Thüren befestigten Lederstreifen zu stecken, ist meines Wissens nur noch ausnahmsweise zu finden. Im Hause des zu Kattendorf bei Kaltenkirchen im vorigen Jahre verstorbenen Hofbesitzers Büsch wurde sie bis zu seinem Tode beachtet. Die stattliche Reihe der an den Kammerthüren zur Seite der „großen Diele" befestigten Löffel erzählte dem Besucher, daß er sich im Hause eines wohlsituierten Landmannes befände, der neben seinem im besten Sinne patriarchalischen Verhältnisse zu seinen Dienstboten auch die alten Gebräuche beibehalten wollte.

Hamburg. Dannmeyer.

3. „Good to Deernsmeeden." Diese Redensart aus der Zusammenstellung der vorigen Nummer scheint nicht überall mehr verständlich zu sein. Sie ist wahrscheinlich vor allem in den adeligen Gütern zu Hause. Dort war in den großen Meiereien, bevor der jetzige Centrifugen-Betrieb eingeführt wurde, eine nicht geringe Anzahl von Meiereimädchen nötig. Als man diese noch in der Umgegend bekommen konnte und noch nicht auf Zuzug von Ostpreußen oder Schweden angewiesen war, mußte einige Zeit vor dem Termin des Wechselns ein Mann die Gegend abstreifen, um Mädchen aufzusuchen und zu mieten. Weil dabei aber nicht nur der Lohn, sondern auch vor allem Aussicht auf gutes Essen und Trinken in Betracht kam, wählte man für das Geschäft des Mietens nicht gern jemanden, dem man das Vaterunser durch die Backen blasen konnte, sondern sorgte dafür, daß der Abgesandte schon durch seine äußere Erscheinung etwaiges Mißtrauen im Keime ersticken konnte. Auf diesem Hintergrunde wird das Scherzwort verständlich, welches jemanden, bei dem die Spuren fetter Speise noch am Munde sichtbar sind, für besonders geeignet erklärt, das Geschäft des Mietens zu besorgen.

4. Volkswitz in Ortsbezeichnungen. Überall in Deutschland kommt es häufig vor, daß alleinstehende Häuser, zumal Wirtschaften, die in irgend einer Weise auffallen, mit Namen bezeichnet werden, die als Ausflüsse des Volkswitzes angesehen werden müssen. Auch in unserer Heimat, wie im ganzen niederdeutschen Sprachgebiet, sind derartige Namen nicht

selten. Eine Anzahl derselben findet sich in der äußerst interessanten „Sammlung imperativischer Wortbildungen im Niederdeutschen“ von R. Wossidlo in Waren (Mecklenburg). Außer dieser besonderen Art der Bezeichnungen kommen aber auch mancherlei sonstige Namen vor, die, in fröhlicher Stimmung entstanden, Beifall gefunden haben und an der betreffenden Örtlichkeit haften geblieben sind. Die nachfolgende Zusammenstellung erhebt nicht den Anspruch, vollständig zu sein, möchte aber zu ähnlichen Mitteilungen anregen.

Buddelhoch, zwischen Süderbrarup und Kappeln. — Grapsau, bei Langwedel. — Holbi, zwischen Flensburg und Apenrade. — Jappup, zwischen Altona und Ütersen. — Katt un Hund, zwischen Schleswig und Idstedt. — Kiekut, zwischen Eckernförde und Gettorf, und anderswo. — Kehrwieder, Straße in Hamburg, Wirtshaus bei Ratzeburg. — Kiekinsdorf, bei Faulück in Angeln. — Kiekindiesee, im Alten Christian-Albrechts-Koog bei Tondern. — Krupunder, Wirtshaus in Rellingen; ausgebaute Stelle in Bornstein bei Eckernförde. — Lurup, bei Ahrensburg; Haus auf Windeby bei Eckernförde. — Lustiger Bruder, zwischen Kiel und Preetz. — Passup, kommt mehrfach vor. — Plierup, bei Westerrönfeld im Kreise Rendsburg. — Packau, in Pansdorf bei Lübeck. — Scharpeck und Schnurrüm, zwischen Eckernförde und Kappeln. — Spannan, bei Jevenstedt im Kreise Rendsburg. — Schlutup, bei Lübeck. — Stahfast, bei Offenbüttel im Kirchspiel Hohenaspe. — Stahwedder, bei Haffkrug und bei Pinneberg. — Schwartbuck und Wittschaap, zwischen Kiel und Achterwehr.

Anregungen und Fragen.

Landeskundliche Themen. Manches Feld harrt auf dem Gebiete der Landes- und Volkskunde noch der Bearbeitung, und wir brauchen nicht zu fürchten, daß es unserer „Heimat“ an Stoff mangeln werde. Von geschätzter Seite ist uns nachfolgende Zusammenstellung von Themen, deren Bearbeitung von Interesse sein würde, zugegangen, und wir veröffentlichen sie in der Hoffnung, daß mancher sich dadurch angeregt fühlen möge, über eins oder das andere, das ihm nahe liegt, eine Arbeit zu liefern.

Tiere als Vorboten. — Orakelpflanzen der Heimat. — Mäuseplagen. — Mißwachsjahre. — Die Torfbäckerei. — Die letzten Wölfe. — Die Reiherhorste in Schleswig-Holstein. — Kaninchen auf Amrum. — Versunkene Orte an der schleswigschen Küste. — Eindeichungen Dithmarschens. — Die Leuchttürme unserer Heimat. — Die Elbfluten. — Der Eiderkanal. — Die Eisenbahnen der Provinz. — Die Rolande Holsteins. — Die Thore Lübecks. — Die Duburg. — Hartwig Reventlow. — Die Schlacht bei Sehestedt. — Heimatlicher Wandschmuck. — Der Wildschütz Eidig. — Die Piraten der Westküste. — Der alte Frachtwagenverkehr. — Die ersten Zeitungen. — Die Glashütten. — Die Galmeiwerke. — Falschmünzer in Schleswig-Holstein. — Die Sparkassen. — Die Ferienkolonien. — Vorbedeutungen. — Volkssympathien. — Kindtaufsgebräuche. — Hochzeitsgebräuche. — Sterbegebräuche. — Wo standen Galgen? — Alte Burenspröke. — Der Seestermüher Gartentag. — Die Kolmar-Kirmes. — Der Westerauer „Burenklas.“ — Hausinschriften. — Pfingstfeste. — Kartenspiele. — Seltsame Feste. — Die schwarze Grete. — Glockensagen.

Briefkasten.

Eingegangen sind Arbeiten von H. Sp. aus W., G. Sch. aus T., J. J. C. aus F., B. in H., J. in Sch., J. H. S. in O. Antwort nächstens.

J. P. in K. Die Debatte ist geschlossen, und dabei wird es sein Bewenden haben müssen. — Sp. in W. Sehr interessant; aber dürfen wir die Übersetzung ohne weiteres abdrucken? Muß nicht die Einwilligung des Verlegers erwirkt werden? — A. R. in S. Sprichwörter und Redensarten sollen verwendet werden. — T. in B. „Neujahrskuchen“ wird abgedruckt werden. Es liegen darüber aber zwei fast gleichlautende Arbeiten von Ihnen vor; welche soll ich nehmen? — Fr. in Sch. Nächstens briefliche Nachricht. — Br. in Aug. Sollte vielleicht die Abbildung aus Haupt (Trap) beigegeben werden können? Ich werde sie bekommen können. — L. F. in P. „Der Hecht“ und „Alte Chronikblätter“ angenommen. Wie steht's mit den Bildern zum Flachsbau? — H. Sch. „Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners“: Name und Adresse erbeten. — v. O. in Ü. Herzlichen Dank.

Manche Artikel werden zurückgesandt werden müssen, weil sie viel zu lang sind. Ein Monatsblatt von beschränktem Umfange wird in der Regel kürzere Arbeiten bevorzugen müssen, und die Schriftleitung bittet deshalb die geehrten Einsender, nicht zu umfangreiche Themen in einer Abhandlung bearbeiten zu wollen.

Die beabsichtigte Zusammenstellung wichtiger Ereignisse und Erscheinungen auf dem Gebiete der Landeskunde hat diesmal aus Mangel an geeignetem Stoff noch nicht geliefert werden können. Die Schriftleitung bittet nochmals um Einsendung einschlägiger Mitteilungen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 3. März 1897.

Till Eulenspiegel.

Zur Erinnerung an seine Geburt vor 600 Jahren.

II.

Der geschichtliche Eulenspiegel. Einige Forscher, unter diesen Lappenberg, sind der Ansicht, daß Eulenspiegel eine leibhaftige Person gewesen ist, während andere, z. B. Simrock und Görres, die Meinung vertreten, daß die wahren und erfundenen Streiche der Hof- und Volksnarren, der Handwerksburschen und fahrenden Leute des Mittelalters gesammelt und auf eine erfundene Person, genannt Till Eulenspiegel, übertragen worden sind.

Für den historischen Eulenspiegel sprechen folgende Erwägungen: Es ist urkundlich festgestellt worden, daß der Name Eulenspiegel im 14., 15. und 16. Jahrhundert vorkommt; denn in den Gerichtsakten der Stadt Braunschweig vom Jahre 1337 und 1355 wird als Klägerin eine Frau Ulenspeygel genannt; in einer Soester Urkunde vom Jahre 1474 steht der Name des Anwalts Johannes von Lunen, genannt Ullenspeigell, und in einer braunschweigischen Soldaten-Musterrolle vom Jahre 1547 wird aufgeführt Hans Ulenspeigel, welcher eine Rüstung hatte und drei Gulden Sold empfing. — Eulenspiegels Sterbehaus in Mölln, das Hospital zum Heiligen Geist, welches noch heute vorhanden ist und als Krankenstation dient, wird urkundlich schon im Jahre 1289 erwähnt. — Der Einwand, daß Eulenspiegel unmöglich bald als Schuster, bald als Schneider, bald als Bäcker u. s. w. in Arbeit treten konnte, weil die Meister sich seinen Lehrbrief vorlegen lassen mußten, ist nicht stichhaltig, da die Gilden damals noch nicht so fest gefügt waren; so sind z. B. die Einrichtungen der Handwerker-Ämter in Hamburg erst 1376 vom Rate festgestellt und gesammelt worden. — Es ist kein Grund vorhanden, die Möglichkeit zu bezweifeln, daß im Jahre 1350 ein fahrender Mann mit Namen Eulenspiegel in Mölln erkrankt, ins Heiligen Geist-Hospital gebracht, dort gestorben und auf dem Kirchhofe in Mölln begraben worden sei. — Es wäre ein grober Betrug seitens der alten Möllner Kirchenbehörde gewesen, wenn sie einen gefälschten Grabstein hätte anfertigen und an geweiheter Stätte niederlegen lassen. — Wem

ein so vielbewegtes Leben, wie Eulenspiegel es geführt hat, unmöglich erscheint, der wolle nicht vergessen, daß der Lebenslauf manches Menschen, zumal der eines fahrenden Mannes im Mittelalter, verwickelter ist als die Irrfahrten eines Romanhelden.

Ein urkundlich sicherer Beweis für den historischen Eulenspiegel und sein Grab in Mölln läßt sich nicht erbringen; nunmehr, da Menschen schweigen, rede der Stein!

Der Grabstein. Die wichtigste Eulenspiegel-Reliquie ist unstreitig der Grabstein zu Mölln. Die älteste Nachricht über Eulenspiegels Tod befindet sich in einer handschriftlichen Chronik der Hetlingischen Familie zu Halberstadt vom Jahre 1486: „1350 sterff Ulenspeygel to Möllen unde de Gheyseler Broder kemen an." 1550 berichtet Reimar Kock über Eulenspiegel, 1592 Michael Heberer, 1614 Merian über Grab und Grabstein. Nach diesen Beschreibungen waren Bild und Inschrift des Steins anders beschaffen als heute. Man müßte daher annehmen, daß der ursprüngliche Grabstein nicht mehr vorhanden, sondern, nachdem die Inschrift im Laufe der Jahrhunderte verwittert war, durch einen neuen Stein mit verschönerter Zeichnung und Inschrift ersetzt worden sei. Das könnte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zwischen 1614 und 1631 geschehen sein; denn in einer handschriftlichen Chronik des Seedorfer Predigers Dethlev Dreyer vom Jahre 1631 wird der noch gegenwärtig vorhandene Grabstein wie folgt beschrieben:

„In diesem Jahr (1350) ist gestorben der wunderbahre vnd seltzsahme Mensch oder zu vnsen Zeiten also genandte vnd der gantzen Welt bekandte Luttherische Heilige[6]) Tiel Eulenspiegel, eines Bauren Sohn, gebürtig aus dem Lande zu Braunßweig unweit Helmstädt in dem Dörff Knöttlingen, welcher sein Leben mit vieler schalckheit und betrug (zugebracht), wie den ein gantzes buch von ihm geschrieben außweiset. Der letzte Athem ist in ihm außgegangen in dem an Lübeck[7]) gehörigen Städtlein Möllen, lehnet daselbst begraben an der linken seiten, wen man in die Kirchthur gehen will, woselbst ein holtzern Stacket und darin ein langer (!) Leichstein, darauff Er abgebildet und ausgehauwen; sein groß und kleiner Pantzer ist auch noch heutigeß tages alß ein alterthumbß gedechtnüß vnd rarität daselbst uffn Rathhauß zu sehen. Gleich wie er nun seine gantze Lebenßzeit närrisch zugebracht, also ist es auch bey seiner einsenckung inß Grab wunderlich zugegangen, in dem das Tauw zerrißen und der Sarck also par malheur zu lehnen kommen. Die garstige positur ist solchergestalt auf seinem grabstein zu sehen; auff dem Kopff hat er einen Hut mit

[6]) Obwohl Eulenspiegel in einer lutherischen Stadt begraben liegt und die Lutheraner den Pilgerfahrten und dem Wunderglauben abhold sind, kamen doch Wanderer von nah und fern, um Eulenspiegels Grab zu sehen und von der hölzernen Einfriedigung einen Span abzuschneiden, der, als Zahnstocher benutzt, das Zahnweh stillen sollte. So wurde der alte Feind der Pfaffen, Mönche und Nonnen zwar nicht kanonisiert, aber doch zu einem Special-Nothelfer.

[7]) Mölln war von den lauenburgischen Herzögen von 1359—1683 an Lübeck verpfändet.

Federn und in der Hand einen Spiegel nebst einem Korb mit Eülen haltend,[8]) eingehauwen, und ist darauff dießeß schöne Epitaphium zu bemerken." Es folgt die Grabschrift, die, abgesehen von einigen orthographischen Abweichungen, auch die heutige ist. „Und damit dießeß herrliche Monumentum nicht möge mit der Zeit vergehen, sondern den Nachkömmlingen zum kräfftigen Trost erhalten werden, alß ist noch vor wenig Jahren ein Stacket de novo gemacht, weile man, wie spargirt wird, par simplicite daß holtz von dem alten abgeschnitten, solche splitter zu vertreibung des Zahnweheß employiret. Eß ist auch olims Zeiten die fiegur dieseß Patrons zu Möllen in allen Stuben an die Wand geschmieret worden, so aber nun meistentheils von den neuen Eulenspiegeln ausgelöschet. Eß hat ein alter Poetaster selbem zu Ehren folgende Grabschrift gemacht:

Hier ist begraben Tiel Ulenspiegel
Auff diesem hohen Erdenhügel,[9])
Wer dran zweiffeln wil, ihn selbst verlangt zu sehen
Der schau im Spiegel nach, so wird er vor ihn stehen.
Und weil daß Seil zerriß, da man ihn wolt einsencken,
So liegt und steht er nicht, er lehnend blieb behencken.
Wie er im Leben wahr von großer Wunderkrafft,
So ist auch sein Geripp nicht sonder Heilungß=Safft,
Daher wer Zahnweh hat, kan solches bald vermeiden,
Wo er ein Stöcher wird von dem Stacket abschneiden,
Den ja das alte hat so große Werk gethan,
Wie solches ihm nachrühmbt und noch weiß Jedermann.
Drum, lieber Leser, dencke frey,
Daß Eulenspiegel maußtodt sey,
Ist daß nicht schad: Ey! Ey! Ey! Ey!

Ein ander Grabschrifft von dem heiligen Tiel Ulenspegel.[10])

Umb ein Schilling ein gantzen Hauffen,
Sie wollen mir aus dem Korb entlauffen.
Mich dünckt, ich habe schon etliche verlohrn,
Die gute Eulenspiegel sind worden.
So gute Art seind meine Kind,
Daß man sie in allen Landen itzt find
Mit Schalckheit und Betrügerein;
Wollen dennoch keine Eulenspiegel sein.
Sufficit.[11]) Ich setze der Feder dieseß Ziehl,
Eß giebt der Eulenspiegel noch sehr viehl."

Im Jahre 1710 berichtet v. Uffenbach, daß der Stein, um ihn vor weiterer Verwitterung und muthwilliger Beschädigung zu bewahren, mit einem Häuschen

[8]) Hier irrt sich Dreyer. Eulenspiegel hält auf dem Grabstein nicht einen Korb, sondern eine einzige Eule. Wahrscheinlich dachte Dreyer, als er seine Beobachtungen niederschrieb, an das Bild im Rathause.

[9]) Die Möllner Kirche und der alte Kirchhof liegen mitten in der Stadt auf einem abgeplatteten Hügel, der sich über die angrenzenden Straßen erhebt.

[10]) Bezieht sich auf das Bild im Möllner Rathause.

[11]) Es genügt.

umgeben worden sei, „so ringsherum zugeschlagen ist und nur vorne ein offen Fenster oder Loch hat.“ Von dem Bilde sagt er, „es ist in Lebens-Größe, obgleich nicht völliger Natur und Länge nach.“ Es könnte scheinen, als ob dieser Grabstein nicht der von Dreyer beschriebene, sondern schon wieder ein neuer sei, auf dem sich Eulenspiegels Bild bis etwa zu den Knieen dargestellt befände, aber seine Angabe bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß die ganze Figur nur 1,29 m hoch ist, die Schultern zu schmal und die Arme viel zu kurz geraten sind.

Spätere Reisende konnten keine Inschrift wahrnehmen, was nicht Wunder nimmt, da der Holzverschlag so beschaffen war, daß er die ganze Inschrift verdeckte und nur die Figur freiließ.

Auf Eulenspiegels Grab stand eine Linde, in deren Stamm jeder reisende Handwerksbursche einen Nagel oder einen Pfennig schlug, so daß die Rinde zuletzt ganz mit Metall gepanzert war. Die Pfennige waren ein komisches Opfer für den lutherischen Heiligen, und mit dem Nagel schlug jeder sein Zahnweh auf Nimmerwiederkehr in den Stamm. Der alte Baum starb allmählich ab, und als sich im Jahre 1810 holländische[12]) Soldaten darauf schaukelten, brach die Ruine zusammen. Jetzt steht an derselben Stelle wieder eine Linde, die kräftig gedeiht. Das Einschlagen von Nägeln findet in unserer aufgeklärten Zeit nicht mehr statt, würde auch nicht mehr erlaubt werden.

1877 in der Nacht vor dem Himmelfahrtstage wurde der Holzverschlag um den Grabstein erbrochen und Eulenspiegels angeblicher Krug gestohlen. Das Gefäß war aus Holz gedrechselt, faßte etwa zwei Liter, hatte drei geschnitzte Reifen, war bauchig und besaß eine so enge Öffnung, daß man kaum einen Thaler hineinstecken konnte. Eulenspiegel ließ sich diesen Krug machen, weil seine Mutter ihm den Rat gegeben hatte, die Nase nicht zu tief ins Glas zu stecken.

(Schluß folgt.)



Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.

(Schluß.)

Von Fehmarn, mit dessen Kapitel das Buch beginnt, und welches ebenfalls mit einer reizvollen Landschafts-Schilderung eingeleitet wird, soll hier, da der zur Verfügung stehende Raum knapp wird, nicht gesprochen werden, obgleich die Verlockung groß ist, auch aus diesem Abschnitt einiges hervorzuheben; wir wollen nur eine von den für das Kapitel Fehmarn bestimmten 23 Illustrationen geben, die Darstellung des Giebels von einem gewöhnlichen Bauernhause. (Abb. 8.)

[12]) Lauenburg war von 1810—1813 dem französischen Kaiserreich einverleibt, Holland desgleichen von 1810—1814.

Ein weit interessanterer, von Meiborg rekonstruierter Giebel, welcher reiches Holzfachwerk, Schnitzereien und in Mustern ausgemauerte Fächer zeigt, kann leider nicht gegeben werden, da das Format des Bildes für unser Blatt zu groß ist.

Zum Schlusse sei uns noch gestattet, Meiborg auf die Halligen zu folgen, auf die stets in Gefahr schwebenden Eilande, welche von Tag zu Tag abnehmen und, früher von blühendem Marschboden eingeschlossen, jetzt in steter Gefahr der Zerstörung schweben.

Man wird fast wehmütig gestimmt bei der einfachen Schilderung dieser einsamen Inseln mit ihren hervorstehenden Wohnstätten, den „Warfen,“ wenn nach Beschreibung der unheimlichen Zerstörungen, welche die Sturmfluten hervor-



Abb. 8. Von Fehmarn. Gewöhnliches Bauernhaus von der Gartenseite gesehen. Von Hans Dall und R. Meiborg. (Aus Meiborg-Haupt.)

riefen, der Liebe gedacht wird, mit welcher der Hallig-Bewohner an seiner Heimat hängt, und des Stolzes, welchen er für die Schönheit seiner Insel und ihrer Umgebung empfindet.

„Niemand kann von einem Fleckchen Erde sagen, es sei sein. Das Vieh weidet gemeinsam, und wenn das Heu gemäht werden soll, so messen die Frauen die Wiese mit dem Harkenstiel aus, und jeder erhält sein Teil. Da das Land beständig abnimmt, so muß es häufig neu geschützt werden; wird ein Anteil so klein, daß er zum Unterhalt nicht mehr ausreicht, so muß einer, den es trifft, seinen Rest an seinen Nachbar verkaufen und abziehen; Schritt vor Schritt werden die Wohlhabenden bedürftig, und die Dürftigen verarmen.“

Wehmütig auch wird man gestimmt, wenn man die heutigen Bestrebungen, durch geeignete Wasserbauten dem Meere wiederum einen Teil des entrissenen Landes abzuringen, gegenüberhält den vergeblichen Versuchen des Hamburger Ratsherrn Rudolf Amsink und seines Bruders nach der Sturmflut von 1634, um ihren Besitz (Hamburger Hallig) gegen die Zerstörung zu schützen.

„Nach 1634 folgte Sturmflut auf Sturmflut, Deichbruch auf Deichbruch, ein Stück Landes verschwand nach dem anderen, achtzehn Kirchen und Hunderte von Häusern wurden wüste. Bis 1650 hatte Amsink 200 000 Reichsthaler an die neuen Deiche gewandt, da mußte er innehalten. In dem zerfallenen Prachtbau starb er als armer, einsamer Greis. Als er 1656 gestorben war, mußte seine Leiche nach Husum hinübergeschafft werden, denn die Kirchhöfe alle ringsum waren wüste. Das ganze Unternehmen hat eine halbe Million lübsche Mark gekostet, und die Ausbeute waren — zwei losgerissene Halligen."

Abb. 9. Ein Warf auf der Hallig Gröde. Von Knud Larsen. (Aus Meiborg-Haupt.)

Da die Gebäude auf den Halligen und an der Küste Stürmen und Hochfluten trotzen müssen, so sind sie sorgsam gestützt; ein Beispiel hiervon zeigt Abb. 10.

Hiermit sei die Auslese aus dem hochinteressanten Meiborg-Hauptschen Buche geschlossen; absichtlich ist systematische Gliederung vermieden worden; es sind vielmehr Teilstücke herausgegriffen worden, weil so dem Leser besser die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Werkes vor Augen zu führen möglich erschien.

Aber selbst die Verdoppelung solcher Auslesen wird nicht imstande sein, einen Teil des Genusses zu ersetzen, den das Lesen des Buches bereitet.

Das Meiborg-Hauptsche Werk darf als eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schleswig-holsteinischen Landeskunde bezeichnet werden. Der Mann der Wissenschaft nicht nur, sondern ebenso derjenige, welcher das Leben und Treiben seiner Väter kennen lernen will, findet volle Befriedigung und Anregung.



Abb. 10. Gegend zwischen Husum und Tondern. Aus einem Stalle; man erblickt die mächtigen krummen Streben, die Balken und Pfosten verbinden. Von Hans Dall. (Aus Meiborg-Haupt.)

Meiborg verfügt dabei über eine solch reine, natürliche Sprache, schildert auch die Schönheiten der schleswig-holsteinischen Landschaft so anmutig, weiß so anregend zu erzählen, daß das Buch für jeden, besonders aber für jeden Schleswig-Holsteiner schon allein als Unterhaltungs-Lektüre wertvoll ist.

Nächst Meiborg müssen wir Professor A. Haupt dankbar sein für seine Übersetzung des Werkes ins Deutsche, in welcher er es verstanden hat, die ganze fesselnde Eigenart der Meiborgschen dänischen Ausgabe wiederzugeben.



Spinnrad und Webstuhl einst und jetzt.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

I.

Das „Jetzt" kennt jeder, meint es wenigstens zu kennen — aber das „Einst"? Im vorliegenden Falle soll es zu den allerältesten und im Ursprung unnachweislichsten Stücken der Kulturthätigkeit gehören. Wollen wir auch nicht so vorwitzig weit zurückgehen, wie jenes mutwillige: „Als Adam grub und Eva spann" es that, so ist doch ein sehr frühes Bedürfnis nach Geweben vorauszusetzen. So ist's auch kaum verwunderlich, daß die Forscher gestehen, [1]) „nicht die leiseste Ahnung davon zu haben, — — durch welchen Vorgang oder Zufall die Menschen auf die Idee kamen, die Fasern zu gewinnen und den

[1]) Die Kunstweberei der Alten von Dr. Kuhn, Konservator in München (Sammlung kunstgewerblicher und kunsthistorischer Vorträge.)

schwierigen Prozeß bis zur Verarbeitung durch Spindel und Webstuhl mit so einfachen Mitteln zu lösen." Bekannt ist's ja aber, daß die altasiatischen Kulturvölker, als sie in den geschichtlichen Gesichtskreis traten, eine seit langem vollentwickelte Kunstweberei mitbrachten, die weder in ihrem orientalischen Stammsitz, noch — nach technischer Seite hin — anderswo je übertroffen ist.

In der „Heimat" aber ziehen wir den Kreis des „Einst" sofort ein gewaltiges Stück enger und sitzen — so vor reichlich 50 Jahren — nach solchem gewagten Ruck behaglich in Mutters Spinnstube. Wir haben dann auch mit keinem der edleren oder unedlen Stoffe zu thun, die im Laufe der Zeiten sich zur Verarbeitung neu anboten, neben den von alters her verwendeten — Wolle, Seide, Flachs, Baumwolle —, sondern von diesen nur mit zweien: dem Flachs unserer Felder und der Wolle unserer Schafe. — Wie „hild" hatten es all die großen Leute, wenn im Herbst das lustige Geklapper der Flachsbrake von einer nahen Hofkoppel herüberklang, und wie standen „die Kleinen" überall im Wege, wenn wir neugierig die Nase zwischen die Reihe der Arbeiter steckten. Es sah aber doch zu hübsch aus, wenn aus der langen „Brakkuhle," über welcher der Flachs dörrte, so auf freiem Felde die farbigen Flämmchen herausschlugen, besonders wenn man selbst einmal mit einer Stange im glimmenden „Schäf" rühren durfte. Darnach ging's — immer von einem häuslichen Fest zum anderen! — zum Hecheln in die abgelegenste Kammer auf dem alten Hausboden, wohin vielleicht außer den fleißigen Spinnen und den kleinen Mäusen das Jahr hindurch sonst niemand kam. Nun war's hier bunt genug: die Luft von Staub schier nahrhaft, Mägde und Tagelöhnerfrauen hockten, seltsam vermummt, vor ihren vielspitzigen Werkzeugen, in denen die rauhe, minderwertige Heede beim Durchziehen der langen Strähne sitzen blieb. Probieren mußten auch wir das gewagte Stück Arbeit; all' die ganz kleinen interessanten Löcher heilen in Kinderfingern ja schnell. Nun sah aber der früher so spröde Flachs schon fein aus, fast wie das weiche Haar einer blonden Märchenmaid. Die schweren Kränze, aus geknotetem Flachs zusammengefügt, waren nun salon-, d. h. spinnstubenfähig. Spinnstube war bei uns zu Hause die „Leutestube," der Dienstbotenwohnraum. Feste Bänke zogen sich an den Wänden entlang, ein umfangreicher Torfkasten diente als Sitz oder Lagerplatz neben dem ungefügen, mit biblischen Reliefs bedeckten Ofen. Gegessen wurde — gemeinsam aus nur 2 Schüsseln — an einem elefantengleichen Eichentisch, mit 4 massig geknauften Beinen, die ein Haus hätten tragen können, und mit schwerem Fußbrett — jedenfalls dort besser am Platz, als jetzt mitunter im Salon voller Nippsschränke.

Auf der langen Tischplatte wurde dann mit feierlicher Sorgfalt der Flachs dünn entlanggebreitet und um das hohe, spitze Wockenholz gewickelt, ein buntes, mitunter gesticktes Wockenband darüber. War nun das Rad geschmiert und der hängende Behälter mit Wasser gefüllt zum Anfeuchten des Fadens, dann konnte es losgehen — d. h. wenn man's verstand. Solch ein Rädchen hat oft verzweifelte „Nücken," die nur durch Ausdauer zu überwinden sind. Die schöne, feine Gutsfrau aber und die älteste Tochter waren Hochmeisterinnen in der

Kunst, mit dem allerfeinsten Faden aufs schnellste die Spule zu füllen. Und so saßen sie — wie die Mutter den Brauch von den bäuerlichen Ahnfrauen ererbt hatte — manche Tagesstunde im Kreise der spinnenden Mägde; wohl die sicherste Gewähr, daß alles wohlanständig zugehe! Mit Eindringen der Neuzeit, bei Vermehrung des Hausstandes durch Kostgänger, Hauslehrer oder Gouvernanten nahm auch diese alte Sitte ihren Abschied. — Wir Kleinvolk aber kauerten — d. h. so lange wir artig waren — auf Schemeln dazwischen herum und ließen uns erzählen. Fast am besten verstand das die alte, dicke Lena, die manches Jahr lang mit dazu gehörte. Zu häßlich sah sie aus — fast wie ihre Märchenhexe —, wenn die wulstigen Lippen voll nasser Flachs- oder Heedensträhne hingen, weil sie immer den Finger in den Mund steckte, statt ins Wasser. Es war aber „keine Grimmigkeit bei ihr erfunden," und trotz mangelnder Reize hat später ein guter Mann — und noch dazu ein jüngerer, wie sie stolz erzählte — sie genommen. Er hat an ihrer großen Tugend sich genügen lassen und — an ihrem vielen Leinenzeug. Lena gehörte nämlich zu der jetzt ausgestorbenen Sorte, die, als sie am Maitag den Hof heraufgefahren kam, und schon vorher Dorf aus und ein, wenn alles den Kopf ans Fenster steckte, es hätte hören können: „Süh, dat daare is noch mol en ördentliche Deern, de is chut un nehmen bi; dat's keen so'n nakente Een." Also, to en „ördentliche Deern" gehörte es, daß sie beim Einzug recht breit und vermögend zwischen einer umfangreichen Kiste mit buntem Eisenbeschlag und einem ähnlichen kleineren Koffer thronte; hintenauf standen Spinnrad und Haspelholz. Kommoden und Kleiderschränke sind für Dienende viel später als Ersatz eingetreten, voller Schinkenärmel, Pelzwerk und Schleierhüte. Wie aber jetzt die erste Mark im Sparkassenbuch, so zwang damals noch viel dringender die erste volle Garnspule zum Sparen, d. h. Sparen, Geizen mit Zeit und Geld. Wurde beides achtlos vertrödelt, wie jetzt so oft, dann gab's für die späten Tage sicher keine Kiste voller Betten, Leinenballen und „steewiger" eigengemachter Kleider. Durch welch eine achtunggebietende Ausdauer diese zustande kamen — unsere *sämtlichen Häklerinnen usw. brächten nicht* genug davon zusammen! — Das wird klar, wenn man weiß, daß damals sämtliche Zeit der Landmägde ihrer Herrschaft gehörte, daß es einen selbstverständlichen Feierabend für sie nur am Sonnabend gab. Die Spinnerin aber erkaufte sich Zeit durch Fleiß; sie drehte sich beim „Süseln" doppelt so flink, nur um ans Rad zu kommen. In der Spinnerei nämlich gab es ein Zahlen-Haspelholz, einen Garnabwickler mit Zifferblatt, ein Ding, das wohl längst niemand mehr kennt. Als ich zum „Fräulein" avanciert war, habe ich es zahllose Male drehen müssen, immer wieder, bis es beim vollen Hundert anschlug und dann anzuschreiben war. Waren die bedungenen Hunderte voll, dann gehörten dem Mädchen — je nach Geschick und Anhalten — 1 oder 2 letzte Wochentage; dazu kam der Sonntag, an dem sie natürlich auch nicht „to Dörp" ging. Weil nun vielerwärts im Lohn Wolle- und Flachslieferung bedungen war, wird es erklärlich, wie die Tüchtigen es zu einem Hausschatz für Lebenszeit bringen konnten, da sie nicht, wie jetzt in

dieser Gesellschaftsschicht leidiger Brauch ist, glaubten schon als halbe Kinder heiraten zu müssen.

War nun im Frühjahr das Gespinnst gereinigt und gewickelt, dann wurden, da die Zeit längst vorbei war, da jedes Gehöft sein eigenes Webemädchen gehabt hatte, die Säcke voll fester Knäule zum Weber geschickt und eine der Töchter hinterher, um beim „Scheren“ nach der Richtigkeit zu sehen. Ich kann mich freilich nicht erinnern, dort je etwas geleistet zu haben. Kaffee aber gehörte mit zur Feierlichkeit und noch dazu aus Mutter Webersch ihrer Staatstasse, die, vom „Rich“ heruntergenommen, mit der Schürzenecke gewischt war, so daß wohl nicht allzuviel Webestaub drin blieb. Ohne ein tüchtig Mundvoll Schnack that aber Hans Weber es auch nicht. Er war einer von dem „apartich Kloken,“ die um deswillen überall in Gemeindesachen gebraucht, aber ebensoviel gefürchtet werden. Ein altes Webemusterbuch, das ich dort besah, mit „Munsters for die Herren und Grafen“ und mit langen, gewiß sehr schönen Versen, wird wohl leider verzettelt sein. — Eine weithin bekannte Persönlichkeit war auch in demselben, zu meines Vaters Gut gehörigen Dorfe Haveholz der Damastweber Wollesen, einer von den Stillen im Lande, mit einem Anflug von Bildung, der mit seinen unermüdlich wieder gewebten Rosen usw. sogar der Kunst zu dienen glaubte. So verfehlt die ganze Streublumerei mir auch schien — der Mann verstand es, seinen erstaunlich komplizierten Webestuhl zu meistern, und seine kostbaren, tadellosen Leinwanddamaste, die doch meistens nur den Festtagsschmuck bilden, werden ihn vielerwärts um Jahrhunderte überleben. Eine etwas ruhelose Unternehmungslust trieb den Braven nach Amerika, wo er die Grabesruhe gefunden hat.

Es folgt die Bleiche — Naturbleiche, da die Erleichterung durch Chlorkalk erst später hinzukam: Frühmorgens die Hunderte von Ellen auf den taufeuchten Grasplätzen ausrollen, abends die schweren Ballen zusammenziehen und unter Dach bringen, zwischendurch begießen — das war der Abschluß dieser Winterarbeit des norddeutschen Bauernhauses von ehedem; ich meine, eine Arbeit, vor der Respekt haben muß, auch wer sie nicht zu schätzen weiß. Beklagt aber hat sich damals niemand über „menschenunwürdige“ Sklaverei. Wer den Winter hindurch auch an denselben Sitz gebunden war, schwatzte, lachte und sang oft ganz lustig mit gesunder Lunge gegen das Rädergesurre an. — Nebenher war noch — mit der Schafschur anfangend — die Zubereitung und Verarbeitung der Wolle gegangen. In meiner Heimat, Angeln, muß sie aber keinen so breiten Raum in der Hausarbeit beansprucht haben wie der Flachs, obgleich es niemals an warmen Strümpfen, Kleidern und Betten mangelte — die letzteren oft durch Generationen sich vererbend. Und sonderbar: erhielten sich denn die Alten auf und unter ihren dicken Federbergen, in strahlenden, rot oder blau und weiß gestreiften Wollenbühren eingefaßt — die jetzt so ungesund sein sollen — nicht länger frisch, als ihre Nachkommen auf dem kühlen Krollhaar? Und doch mag in den Wandbetten der Voreltern, mit den staubschluckenden eigengewebten Behängen davor, die Lüftung recht mangelhaft gewesen sein! Deshalb

wollen wir zufrieden sein, daß wir jetzt luftiger schlafen dürfen. — Bemerkenswert ist aber, was vor nicht lange aus England mitgeteilt wurde. Wo unsere Stammesgenossen, die Nachkommen der Angeln, sich stellenweise ziemlich unvermischt erhielten, da halten sie an ihren ererbten Schrankbetten noch immer zähe fest. Hat eine humane Herrschaft dem Landarbeiter aus Fürsorge für sein Wohlsein offene Bettstellen geschenkt — so bald er sich unbeobachtet weiß, kriecht er wieder in den müffigen Kasten. (Schluß folgt.)



Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen.

(Schluß.)

Was die Reptilien anbetrifft, so ist es wohl nur eine ungegründete Vermutung, daß, wie einige behaupten wollen, vor langer Zeit Schildkröten in den sumpfigen Gewässern anzutreffen gewesen seien; aber die Abnahme der Repräsentanten dieser Tierklasse seit einem Menschenalter dürfte wohl nicht zu bestreiten sein, — und ganz unbestritten hängt diese mit der Urbarmachung der öden Heidestrecken zusammen. Der dithmarsische Bauer nennt nur vier dieser Gattung, von denen die eine zu den Eidechsen gehört: Ringelnatter (Snork genannt), die graue und die rotbunte Kreuzotter (graue und rotbunte Schlange) und die Blindschleiche (Söndrang), die man für blind hält und deren Stich nach alter Volksmeinung vor allen Dingen gefährlich sein soll. Ein alter Reim heißt: De Söndrang kann nich sehn, stickt awer dær den hartsten Steen. Kreuzottern werden gottlob! nicht häufig mehr angetroffen, und selbst die unschädliche Ringelnatter scheint im Rückgang begriffen zu sein, denn jeder, dem ein schlangenähnliches Tier über den Weg läuft, hat nichts Eiligeres zu thun, als demselben den Garaus zu machen und die Getötete an einem langen Stocke weithin sichtbar aufzuspießen, damit jeder Vorübergehende die Heldenthat bewundern mag. Aus Unverstand wird mithin der Unschuldige mit dem Schuldigen getötet. Allerdings soll zugestanden werden, daß eine bessere Naturkenntnis schon anfängt, der Ringelnatter Schonung angedeihen zu lassen. Die Blindschleiche findet sich nur noch ganz vereinzelt, ja, es giebt genug jüngere Leute, welche dieses Tier garnicht aus eigener Anschauung kennen.

Ob in früheren Zeiten auch Unken in den im Waldesdunkel versteckten Wassertümpeln sich aufgehalten haben, ist doch wohl zweifelhaft, obgleich ältere Leute diesen Ruf in ihrer Jugend gehört haben wollen. Jetzt kennt der Dithmarscher den nicht leicht zu überhörenden Unkenruf nicht.

Hinsichtlich der Fische ist mir noch keine Kunde von der Abnahme derselben zu Ohren gekommen. Allerdings läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Anlage von Fischteichen, mithin die künstliche Fischzucht, bedeutend abgenommen

hat. Mehrere niedrige Stellen, die ich noch in der Jugend als Fischteiche kannte, sind neuerdings in Acker- und Wiesenland umgewandelt worden, und neue Fischteiche werden nur ausnahmsweise angelegt. Der Grund von dem Rückgange dieses Erwerbzweiges mag teils in dem Aufschwung der Ackerwirtschaft, teils aber auch in den natürlichen Wasserverhältnissen liegen. Auch fehlt dem dithmarsischen Bauer, mit wenig Ausnahmen, die hinreichende Kenntnis zum Betriebe einer rationellen Fischzucht, so daß die darauf verwendete Mühe nur selten ihren gebührenden Lohn findet. Fremde Fischzüchter haben allerdings Versuche gemacht, durch kontraktliche Vereinbarung mit einigen Hofbesitzern der Fischzucht weider aufzuhelfen, aber wohl mit wenig Erfolg. Neuerdings fangen unternehmende Landleute auch an, die Goldfischzucht zu kultivieren, ob mit Erfolg, ist abzuwarten. Auch mit der Aufzucht der medizinischen Blutegel hat man stellenweise angefangen, und wie man hört, mit einigermaßen günstigem Erfolge. In meiner Jugendzeit bezeichnete man noch einige Wassertümpel, in denen sich die „echten" Egel aufhalten sollten; einzeln wurden diese auch gefangen und an Blutegelhändler abgesetzt; ob diese Tiere die rechten gewesen sind, ist wohl zu bezweifeln. Jetzt kennt man solche Wassertümpel nicht mehr.

Im Vorstehenden habe ich versucht, die Behauptungen von dem Rückgange des Tierlebens in Dithmarschen auf ihren Thatbestand zu prüfen, soweit ich davon Kunde habe. Sollte ich in einzelnen Angaben mich geirrt oder vielleicht Einzelheiten, die in diesen Bereich gehören, übersehen haben, so werden kundigere Federn gerne eine Berichtigung bringen. Es ist uns ja nur um Wahrheit zu thun.

Ich erlaube mir, noch einige Nutzanwendungen inbezug auf den nicht wohl abzuleugnenden Rückgang der nützlichen und angenehmen Vogelwelt hinzuzufügen. Einige wollen diese Thatsache auf eine Verwüstung der Wälder zurückführen. Aber ist die Verwüstung wirklich so bedeutend, wie oft behauptet wird? Ein Gesetz, betreffend Waldschutz, ist in Dithmarschen nicht erst mit dem Übergehen der Herzogtümer an Preußen eingeführt worden, wie man irrtümlicherweise wohl mitunter annimmt; ein solches hat vielmehr schon im vorigen Jahrhundert bestanden, ist auch, soviel mir erinnerlich, mit Konsequenz durchgeführt worden, so daß das Ausroden der Waldareale den dithmarsischen Bauern schon von jeher verboten gewesen ist. Das Waldareal ist deshalb seit einem Jahrhundert im ganzen dasselbe geblieben. Nur wo abgesonderte kleine Hölzungen im Ackerfelde der Wirtschaft schadeten, war das Ausroden erlaubt; eigentliche Waldstrecken durften nur mit obrigkeitlicher Genehmigung in Ackerboden verwandelt werden, und diese wurde nur ausnahmsweise erteilt. Dahingegen sind die großen, Jahrhunderte alten Baumriesen nach und nach der Axt zum Opfer gefallen und ganze Waldflächen abgeholzt; aber auf Nachwuchs ist immer mit Sorgfalt gehalten, mitunter sind auch neue Anpflanzungen gemacht worden. Tannenwaldungen haben ohne Zweifel in den letzten Jahrzehnten bedeutend zugenommen. Die dithmarsischen Wälder sind mithin in ihrem Arealbestande geblieben, aber sie sind nicht mehr in ihrem Holzbestande so imponierend und

undurchdringlich wie früher. Das Verschwinden der größeren Waldtiere mag aus dieser Thatsache, in Verbindung mit der Nachstellung durch die Menschen, zu erklären sein; aber die kleine liebliche und nützliche Sängerwelt hat andern Einflüssen weichen müssen. Der Vertreiber derselben ist allein der Mensch, so hoch der jetzige Dithmarscher sich auch über seinen Vorfahren, was Kultur anbetrifft, erhaben dünken mag. Es fehlt dem Volke — und es wird nicht allein in Dithmarschen so sein — der Natursinn, ja, die Naturpoesie (wenn man dies Wort nicht mißdeuten will). Der jetzige Landmann hat dank der gesteigerten Schulbildung mehr wissenschaftliche Naturkenntnis; sein Vorfahr schöpfte seine Naturkenntnis aus der eigenen Beobachtung und den Mitteilungen seiner Standesgenossen, und er war, was von dem jetzigen Geschlecht nicht gesagt werden kann, deshalb mit der Natur hinsichtlich seines Denkens und Sinnens verwachsen; sie war ihm eine vertraute Freundin und Lehrerin geworden, deren Sprache er zu deuten suchte. Für jeden Vogel, für jede Blume, die er bei seiner Arbeit antraf, hatte er einen Namen und machte sich einen Vers darauf; wenn diese Ausdrücke auch nicht mit den wissenschaftlichen Ausdrücken übereinstimmten, die Volkssprache schuf für die Naturgeschichte ein eigenes Lexikon. Fragt jetzt einen Jüngling oder ein nach der neuesten Mode gekleidetes Mädchen nach dem Namen und der Naturgeschichte des auffliegenden Vogels, der am Wege duftenden Blume, sie halten's nicht der Mühe wert, dem ihre Beachtung zu schenken, und wenn sie auch vielleicht aus der naturwissenschaftlichen Unterrichtsstunde noch den wissenschaftlichen Namen im Gedächtnis haben, das Interesse an der Natur haben sie nicht mitgebracht. Was den Alten Schonung gegen die Natur — und namentlich gegen die Vogelwelt — einflößte, das war der von der Mutter und dem Vater geerbte Natursinn. Deshalb schonte man den Vogel, ja, deshalb hielt man es für einen Frevel, mutwillig ein Vogelnest zu zerstören. So oft wir auch als Kinder im Walde umherstreiften und Vogelnester aufsuchten, niemals fiel es uns ein, ein solches Wunder der Natur mit frecher Bubenhand zu zerstören, wenn auch ein Vogelschutzgesetz nicht drohend uns die Hände band. Jetzt hat man die nötigen Gesetze erlassen, aber die Zerstörungswut tritt dabei mit der größten Roheit hervor. Besuche man einen Wald zur schönsten Sommerzeit, wenn die Kinder ihre Waldpartien am Tage vorher ausgeführt haben, und man wird Spuren des Zerstörungsunfugs genug finden.

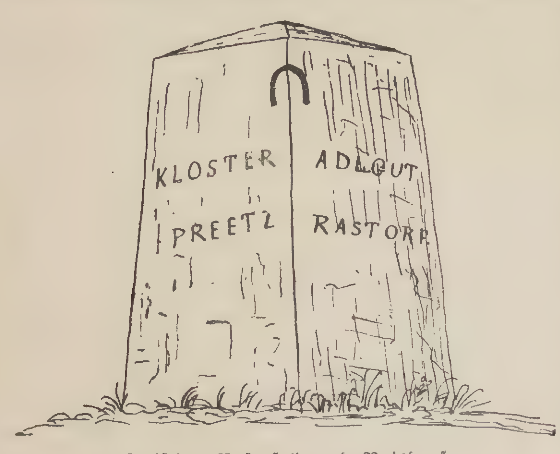
Wollen wir damit gegen ein Gesetz für Vogelschutz etwas gesagt haben? Mit nichten! Auch halten wir den Naturgeschichtsunterricht in der Schule für durchaus kulturgemäß. Aber auch im Schulunterricht sollte die größte Aufmerksamkeit auf Pflege des Natursinns gerichtet sein, damit Gesetz und Polizei überflüssig werden. Freilich kann die Schule in dieser Hinsicht wenig thun, wenn die Eltern derselben nicht ihre Unterstützung angedeihen lassen.



Hufeisensteine in Holstein.

Von Dr. **W. Splieth** in Kiel.

Der noch heute bestehende Glaube an den Glück und Schutz verleihenden Zauber des Hufeisens ist bekannt. Demselben Glauben verdankt der Brauch seinen Ursprung, Grenzsteine mit dem Zeichen des Hufeisens zu versehen und sie dadurch zu weihen. Dergleichen Steine sind besonders durch die Bemühungen des † Professors H. Handelmann und des Lehrers F. Siebke in Bargteheide bekannt geworden und zwar fast ausnahmslos aus dem Gebiet der alten Völkerscheide zwischen Deutschtum und Wendentum, der Sachsengrenze Karls des Großen. Wir finden vier dieser Steine im Gebiet der unteren Schwentine, drei standen im Kirchspiel Bornhöved, einer bei Segeberg (?), neunzehn sind aus dem Kreise Stormarn und einer ist aus dem Kreise Herzogtum Lauenburg bekannt. Das Hufeisen ist vertieft oder erhaben in den Stein gehauen und dem Wege zugekehrt. Die Seitenflächen des Steines pflegen die Bezeichnung der durch die Scheide von einander abgegrenzten Gebiete zu tragen. Das Alter der Steine ist verschieden. Die meisten entstammen diesem oder dem vorigen Jahrhundert, doch wird der Brauch weiter zurückreichen. Die Kenntnis von seiner eigentlichen Bedeutung scheint dem Volke verloren gegangen zu sein, und man hat das Zeichen bei einer Erneuerung der Grenzsteine mechanisch von den älteren Markscheiden übernommen. Die Verbreitung der Hufeisensteine über das genannte Gebiet ist merkwürdig und bisher nicht erklärt. Vielleicht liefert eine Prüfung alter Grenzsteine in anderen Gebieten, zu der ich hiermit auffordern möchte, den Nachweis eines weiteren Vorkommens.



Zwischen Rosenfeld und Raisdorf, an der Schwentinebrücke.



Am Wege von Ellerbek nach Clausdorf.

Ein vergessener Abschnitt aus dem Quickborn.

In den ersten Auflagen des Quickborns lautete das bekannte Gedicht „Unruh Hans, de letzte Zigeunerkönig" in manchen Einzelheiten anders, als es uns jetzt entgegentritt. Die Änderungen sind nach einer Mitteilung des Dichters auf Ratschläge seines Freundes Müllenhoff zurückzuführen. Mancher, dem die ursprüngliche Fassung lieb geworden war, hat sich schwer an die neue Form gewöhnt; insbesondere ist ein kleiner Abschnitt schmerzlich vermißt worden, der dort als Einlage das Gespräch des Vaters mit dem heimkehrenden Sohne einleitete. Der Dichter hat freundlichst gestattet, diesen kleinen Abschnitt, der für sich verständlich ist, durch erneuten Abdruck in der „Heimat" der Vergessenheit zu entreißen.

Heft du en ole Moder sehn?
Se sitt un spinnt, alleen, alleen,
Se sitt un spinnt de ganze Dag,
Un liggt un gruwelt Nach vœr Nach;
Se firt er Wihnacht blot mit Weenn,
Un firt er Ostern noch alleen,
Un Summers inne warme Sünn
So sitt se noch alleen to spinn';
Un wedder is de Winter dar:
Du lewe Gott — dat drütte Jahr!
De stillen Winterabnds begünnt,
Se sitt der noch alleen un spinnt.
De Snee de knarrt von menni Tritt,
De Een man blot is nich dermit,
De is so wit, Gott weet wohin,
Un se mutt weenn un spinn' un spinn'.
Dar — hör'! dar kummt en Schritt hentlank,
De hett dat ili, na de Gank,
De hett wul noch wat Wichtigs vœr,
De — hör! de kummt an unse Dœr —
Un langs de Del — wer schull dat wen?
Moder, — hol op! dat is din Sœn!

Klaus Groth.



Volksmärchen aus Schleswig-Holstein.

2. König Medowulf.

(Dithmarschen.)

Nach mündlicher Mitteilung aufgezeichnet von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.[1])

In alten Zeiten lebte ein Bauersmann, der hatte eine einzige Tochter, die mußte alle Arbeiten mit verrichten und auch immer mit dreschen. Das gefiel ihr schon lange nicht mehr und sie hatte sich schon oft einen Mann gewünscht. Aber es kam keiner, der sie zur Frau haben wollte. Da sprach sie eines Tages: „Ich möchte doch am liebsten verheiratet sein, und wenn auch ein Wolf käme und mich zur Frau haben wollte." Kaum war aber das Wort aus ihrem Munde gekommen, so stand ein Wolf bei ihr, der sprach: „Soll dein Wort, das du eben gesagt hast, nun auch noch gelten?" „Ja," sagte das Mädchen ganz herzhaft. „Dann huck nur auf," sprach der Wolf, nahm sie auf seinen Rücken und trug sie fort. Als sie einen weiten Weg gemacht hatten, kamen sie zu einer

[1]) Man vergleiche: Schwedische Volksmärchen von B. Turley. Nr. 22: Der Wolfprinz. — Die Überschrift ist von der Erzählerin übernommen.

Höhle. Da führte der Wolf sie hinein, und hier lebten sie lange Zeit in Glück und Frieden. — Aber so gut es der Frau hier auch gehen mochte, so dachte sie doch oft an ihre Eltern zurück, und eines Tages sprach sie zu ihrem Wolf: „Ach, lieber Wolf! bringe mich doch noch einmal wieder zu meinem Vater und meiner Mutter. Ich habe sie so lange nicht mehr gesehen." Der Wolf war gleich dazu bereit und trug sie hin. Er wollte aber nicht mit hineingehen, sondern blieb draußen und sprach: „Ich will hier so lange warten, bis du wiederkommst. Du mußt nur nicht gar zu lange wegbleiben." — Als nun die Eltern ihre Tochter nach so langer Zeit einmal wiedersahen, war ihr Herz voll Freude, und des Fragens und Bewunderns war kein Ende, denn die Tochter wußte viel zu erzählen, wie es ihr ergangen war und wie gut ihr Wolf immer sei. Da sprach die Mutter zu ihr: „Weißt du denn noch immer nicht, wer dein Wolf eigentlich ist? Du kannst es leicht erfahren, wenn du meinem Rate folgst. Du brauchst nur drei Tropfen von deinem Blute auf ihn fallen zu lassen, so wirst du sogleich seine wahre Gestalt erkennen." — Endlich nahm die Tochter Abschied von ihren Eltern, und ihr Wolf trug sie wieder heim. Er hatte aber alles gehört, was sie geredet hatten. Als sie nun wieder in ihrer Höhle angekommen waren, sprach er zu seiner Frau: „Wenn du mich lieb hast, so thu' es nicht, was deine Mutter dir geraten hat. Sonst bringst du uns ein großes Unglück."

Das versprach sie ihm gerne, — doch die Worte ihrer Mutter wollten ihr nicht mehr aus dem Sinn kommen, und als der Wolf nun nach der mühsamen Reise in einen tiefen Schlaf gefallen war, konnte sie es nicht lassen, schnitt sich in den Finger und ließ drei Tropfen von ihrem Blute auf den Schlafenden fallen. Sogleich erblickte sie statt des Wolfes einen wunderschönen Prinzen. Er schlug die Augen auf und sprach betrübt: „Ach, hättest du doch auf meine Bitte gehört. Es wäre nur noch eine kurze Zeit bis zu meiner Erlösung gewesen, aber nun muß ich dich verlassen." Darnach nahm der Prinz Abschied von ihr, ob sie gleich noch so sehr weinte und flehte.

Als er aber nach einiger Zeit nicht wieder zurückgekommen war, hielt sie es nicht länger aus und machte sich auf den Weg, ihren Prinzen wieder zu suchen. Sie wanderte den ganzen Tag, ohne eine Spur von ihm zu finden, und als es Abend ward, kam sie an ein kleines Haus. Darin wohnte eine alte Frau; zu der sprach sie: „Ach, liebe Frau, laßt mich zur Nacht ein wenig in eurem Hause ausruhen." — „Nein," sprach diese, „das geht nicht, denn mein Sohn, der Wind, wird bald nach Hause kommen. Der kann es gleich riechen, daß du hier bist, und dann wird es dir schlimm ergehen." Da erzählte die betrübte Frau ihr ganzes Unglück und weinte so sehr, daß es der Alten zu Herzen ging, und sie verbarg die Frau unter dem Bette. Als nun der Wind nach Hause kam, rief er gleich: „Ich rieche! Ich rieche!" — „Was riechst du?" fragte die Alte. — „Hier ist Menschenfleisch im Hause!" — „Nein, mein Sohn," sagte die Alte, „es ist wohl ein Rabe übers Haus geflogen, der einen Menschenknochen im Schnabel hatte." — „Das kann auch wohl sein," meinte der Wind, gab sich damit zufrieden und setzte sich zum Essen. Als er satt war, sprach die Alte zu ihm: „Mein Sohn! Ich habe dir noch etwas zu sagen. Du mußt nur nicht gar zu böse[1]) werden." — „Was giebt's denn?" — „Ich habe eine arme Frau im Hause versteckt, die ausgegangen ist, ihren Mann wieder zu suchen, den sie verloren hat." — Der Wind verlangte sie zu sehen, und die Frau mußte hervorkommen. Sie erzählte alles, wie es sich zugetragen hatte. Der Wind that ihr kein Leid, sondern versprach ihr seine Hilfe. Am andern Tage blies der Wind mit solcher Kraft wie nie zuvor, aber auch er fand den verlorenen Mann nicht, und die betrübte Frau mußte weiter wandern. Als sie fortgehen wollte, sprach die Alte: „Ich will dir etwas verehren,[2]) das kann dir noch von großem Nutzen sein!" und gab ihr ein schönes Silberkleid.

Die Frau bedankte sich aufs beste und zog weiter, den verlorenen Mann zu suchen. Am Abend kam sie wieder an ein kleines Haus. Sie ging hinein und traf eine

---

[1]) zornig. [2]) schenken.

alte Frau; zu der sprach sie: „Ach, liebe Frau, laßt mich doch diese Nacht in eurem Hause zubringen!" — Die Alte erwiderte: „Nein, das geht nicht, denn bald kommt mein Sohn, der Mond, nach Hause. Der wird sogleich merken, daß du hier bist, und dann wird es dir übel ergehen." — Aber die Frau erzählte ihr großes Unglück und weinte so heftig, daß es die Alte dauerte, und sie versteckte sie unter dem Bette. Bald kam der Mond nach Hause, und als er kaum eingetreten war, rief er: „Ich rieche, ich rieche!" und fing an zu suchen. „Was riechst du?" sprach die Alte. — „Du hast Menschenfleisch im Hause!" — „Nein," sagte die Alte, „es wird wohl ein Rabe übers Haus geflogen sein, der einen Menschenknochen im Schnabel hatte." Der Sohn gab sich damit zufrieden und setzte sich zum Essen. Als er satt war, fing die Alte an: „Mein Sohn! Ich habe dir noch etwas zu sagen. Du mußt nur nicht gar zu böse werden." — „Was hast du denn?" — „Es ist eine arme Frau hier, die ist ausgegangen, ihren verlorenen Mann zu suchen." — „Wo hast du sie?" sprach der Mond. Und nun mußte die Frau hervorkommen und genau erzählen, wie es ihr ergangen war. Als der Mond alles vernommen hatte, versprach er, ihr zu helfen, und in der Nacht schien er so prächtig, daß die Leute meinten, es sei heller Tag geworden. Doch den verlorenen Prinzen konnte er auch nicht finden. Da sank der armen Frau der Mut immer mehr, und am andern Morgen wollte sie sich in großer Betrübnis weiter auf den Weg begeben. Da sprach die Alte zu ihr: „Ich will dir etwas verehren, das kann dir noch großen Nutzen bringen," und reichte ihr ein überaus prächtiges Goldkleid.

Die Frau bedankte sich vielmals und zog weiter.

Am Abend kam sie nochmals zu einem kleinen Hause, und als sie eintrat, fand sie wieder eine alte Frau; zu der sprach sie: „Ach, gute Frau, laßt mich doch diese Nacht in eurem Hause ausruhen." — „Nein," sprach diese, „das geht nicht an. Denn wenn mein Sohn, die Sonne, nach Hause kommt, wird er es gleich merken, daß du hier bist, und dann sieht es schlimm für dich aus."

Da erzählte die arme Frau all ihren Kummer und weinte so sehr, daß es die Alte dauerte, und sie verbarg sie unter dem Bette. Als nun bald darnach der Sohn nach Hause kam, rief er gleich: „Ich rieche, ich rieche!" — „Was ist?" sprach die Alte. — „Es riecht hier nach Menschenfleisch." — „Mein Sohn, es wird gewiß ein Rabe übers Haus geflogen sein, der einen Menschenknochen im Schnabel hatte." — „Kann sein," sprach der Sohn, beruhigte sich dabei und setzte sich zum Essen.

Als er satt war, sprach die Alte: „Ich habe dir noch etwas zu sagen; du mußt nur nicht gar zu böse werden." — „Laß hören!" sprach die Sonne, und die Alte fing an: „Ich habe eine arme Frau im Hause versteckt, die ihren Mann verloren hat." Die Sonne verlangte sie zu sehen, und die Frau mußte hervorkommen. Als sie nun in großer Betrübnis ihr Herz ausgeschüttet hatte, versprach die Sonne, den verlorenen Mann suchen zu helfen. Am andern Tage schien die Sonne so hell, daß es eine Lust war, aber den verlorenen Prinzen vermochte sie nicht zu finden. Das betrübte die arme Frau sehr, aber die Sonne versprach ihr, auch am andern Tage fleißig zu suchen. Da schien die Sonne am andern Tage noch viel heller, daß sich jedermann verwunderte, und als sie am Abend heimkehrte, brachte sie der armen Frau die Nachricht: „Dein Prinz ist nun schon König geworden und wird bald seine Hochzeit mit einer andern Frau feiern." Da ließ es der armen Frau keine Ruhe mehr, und sie wollte sogleich forteilen. Da sprach die Sonne: „Ich habe den Ort noch nicht genau erforscht, wo du deinen Mann findest, und kann dir noch nicht genau sagen, welcher Weg dich am besten zu ihm führt. Darum warte noch einen Tag, bis ich es herausgebracht habe, dann magst du weiterziehen." Und ob die Frau noch so ungeduldig war, so mußte sie sich doch darin fügen. Da schien die Sonne am dritten Tage so schön, wie niemals zuvor und erforschte alles aufs genaueste.

Als nun die Frau alles erfahren hatte, wollte sie am andern Morgen früh Abschied nehmen. Da sprach die Alte zu ihr: „Ich will dir noch etwas verehren, das wird dir auch von großem Nutzen sein," und schenkte ihr ein Kleid von lauter Gold und Demant.

Die Frau bedankte sich aufs beste und machte sich auf den Weg. Als sie lange Zeit gewandert war, kam sie endlich an ein kleines Haus zu einer alten Frau; die bat sie um Unterkunft für einige Tage, denn sie wußte, daß sie nicht mehr weit von des Königs Hof war. Die Alte nahm sie gerne auf, und als die Frau ihr schlimmes Schicksal und ihr Vorhaben erzählt hatte, sagte sie ihr, wann die Hochzeit gefeiert würde. Zu diesem Tage schmückte sich die Frau, legte ihr schönes Silberkleid an und ging auch hin zu des Königs Hochzeit. Als nun die Königin sie unter den Gästen erblickte, verwunderte sie sich sehr, trat zu ihr und sprach: „Was hast du für ein prächtiges Kleid; das möchte ich dir gerne abkaufen. Was soll ich dir dafür geben?" — „Das schöne Kleid verkaufe ich nicht," antwortete die Frau, „und doch — wenn du mir gestattest, daß ich in dieser Nacht bei dem König vor dem Bette sitzen kann, so will ich dir's schenken." Die Königin wollte gar zu gerne das schöne Kleid haben und willigte ein, befahl aber dem ersten Diener, er solle dem König einen Schlaftrunk vorsetzen. — Als nun die Frau in der Nacht vor dem Bette des Königs saß, rief sie:

König Medowulf, du schönster Herr!
Ich bin bei dir gewesen in der ganzen Welt,
Bei Wind, Mond und Sonne,
Bei kalt Hagel und Schnee.
Nach dir thut mir mein junges Herz so weh.

Aber der König erwachte nicht, und die arme Frau zog in großer Betrübnis wieder ab.

Am andern Hochzeitstage schmückte sie sich ebenso schön wie vorhin und legte ihr prächtiges Goldkleid an. Dann begab sie sich wieder in den Hochzeitssaal, und als die Königin sie gewahr ward, wunderte sie sich noch viel mehr und sprach: „Was hast du doch für ein prächtiges Kleid an, noch viel schöner als meines. Verkaufe mir's und sage, was ich dir dafür geben soll." Ihr antwortete die Frau: „Ich mag's nicht verkaufen, aber wenn du mich noch eine Nacht vor dem Bette des Königs sitzen lässest, so will ich dir's schenken." Damit war die Königin einverstanden, denn sie hatte gar zu große Lust, das schöne Goldkleid zu besitzen. Sie gebot aber dem zweiten Diener, dem König einen Schlaftrunk vorzusetzen, und der that, wie ihm geheißen war. — In der Nacht, als der König fest schlief, saß die Frau allein vor seinem Bette. Da rief sie wie zuvor:

König Medowulf, du schönster Herr!
Ich bin bei dir gewesen in der ganzen Welt,
Bei Wind, Mond und Sonne,
Bei kalt Hagel und Schnee.
Nach dir thut mir mein junges Herz so weh.

Aber ihr Rufen blieb vergebens, und der König erwachte nicht. So kehrte die Frau am Morgen traurig zurück.

Da schmückte sie sich am dritten Tage nochmals und zog ihr Kleid von Gold und Demant an.

Damit ging sie wieder zur Hochzeit des Königs, und als die Königin sie sah, wußte sie vor Verwunderung nicht, was sie sagen sollte. Sie trat zu ihr und sprach: „Was ist das für eine Pracht? So etwas Schönes habe ich niemals gesehen. Willst du mir das Kleid verkaufen, so will ich dir dafür geben, was du dafür verlangst." Die Frau sprach: „Laß mich nur noch diese Nacht vor dem Bette des Königs sitzen, so will ich dir das schöne Kleid schenken."

Die Königin hatte ein großes Verlangen nach dem Kleide und willigte ein. Sie gebot aber dem dritten Diener, er solle dem König einen Schlaftrunk vorsetzen; doch dieser versäumte es. Da saß die Frau auch in der dritten Nacht vor dem Bette des Königs, und als er in tiefem Schlafe lag, rief sie ihm wieder ins Ohr:

König Medowulf, du schönster Herr!
Ich bin bei dir gewesen in der ganzen Welt,
Bei Wind, Mond und Sonne,
Bei kalt Hagel und Schnee.
Nach dir thut mir mein junges Herz so weh.

Da vernahm der König ihre Stimme, erwachte davon und schaute sie verwundert an. „Wer bist du?“ sprach er.

Nun gab sie sich zu erkennen und fing an, ihm alles aufs genaueste zu erzählen, und erinnerte ihn an die Zeit, da er noch als Wolf lebte und da sie so froh und glücklich zusammen in der Höhle wohnten. Da besann sich der König allmählich und sprach endlich: „So bist du meine rechte Frau und sollst es auch bleiben.“

Am andern Tage gab der König ein großes Gastmahl, und als er mit seinen Gästen zu Tische saß, sprach er: „Höret, wie es mir ergangen ist: Ich verlor meinen Schlüssel und verschaffte mir einen neuen; aber darnach habe ich den alten Schlüssel wiedergefunden. Nun sagt mir doch, welchen Schlüssel ich am besten nehme.“ — „Den alten,“ sprach der Vater der Königin ohne Besinnen. — „So nimm nur deine Tochter zurück,“ sprach der König, „denn ich habe mein treues Weib wiedergefunden, und das soll meine Königin sein.“

Von nun an lebten der König und sein treues Weib in steter Lust und Freude, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.



Im Winter.

— — — Die Tannen schweigen.
Ihre schneebedeckten Köpfe neigen
Sie traurig nieder.
Hin und wieder
Durchzuckt es sie. Ein banges Zittern
Durchläuft die schwanken Äste
Wie banges Fürchten vor des Sturms Gewittern,
Ein kurzes Zucken, ein leises Schütteln,
Ein wimmerndes, flehendes Beben,
Daß leise die Flocken herniederschweben,
Langsam, langsam, langsam,
Wie ein wonniges Träumen
Aus sonnigen Himmelsräumen.
Und die Tannen schweigen.
Ihre schneebedeckten Köpfe neigen
Sie traurig nieder.
Hin und wieder
Durchzuckt, durchzittert es sie. —
Eine einsame Meise
Setzt sich auf die weißen Äste
Und trillert die alte Weise
Vom Frühling im flaumigen Neste.
Dann läßt sie ihr Köpfchen hangen
In Sehnsucht und Verlangen
Und schweigt.
Der Nachtwind geigt
In den weißen, glitzernden Zweigen.
Die Tannen schweigen.

Kiel. Wilhelm Lobsien.



Mitteilungen.

1. Auszug der Saatkrähen aus Düsternbrook. Vor einigen Jahren wurden die Saatkrähen in Düsternbrook zur Plage. Nahe bei Bellevue waren so zahlreiche Nester, daß man ernstlich daran denken mußte, den Wald von diesen Gästen zu säubern. Man schoß nach ihnen und suchte ihre Nester zu zerstören; doch schien alles vergeblich zu sein. Da kamen eines Tages meine Söhne nach Hause mit dem Rufe: „Vater, die Krähen ziehen aus!" „Ach, das ist ja nicht möglich!" „Ja, gewiß, sie ziehen aus und nehmen ihre Nester mit!" „Das muß ich sehen!" rief ich und eilte hinaus. Es war wirklich so; sie nahmen ihre Nester nach und nach im Schnabel mit und flogen ostwärts über den Hafen. Der Umzug dauerte etwa drei Tage, und seit dieser Zeit sind die Krähen aus Düsternbrook verschwunden. (Nach einer mündlichen Mitteilung von Klaus Groth.)

2. Volkswitz in Ortsbezeichnungen. (Ergänzungen.) Blauer Lappen, Wirtshaus an der Chaussee von Itzehoe nach Hohenwestedt, Kreis Steinburg. — Büchsenschinken, Wirtshaus an der Landstraße zwischen Glinde und Witzhave, Kreis Stormarn. — Bültenkrug, Wirtshaus bei Wiemerskamp, Kreis Stormarn. — Burstah, bei Ellerbek, Kreis Pinneberg. — Drögenelk, bei Ulzburg im Kreise Segeberg. — Fulenpott, zwischen Wackendorf und Bühnsdorf, Kreis Segeberg. — Fleischgaffel, zwischen Altrahlstedt und Sieck, Kreis Stormarn. — Fürkik, bei Bissee, Kreis Kiel. — Graps, bei Honigsee, Kreis Plön. — Legan, an der Trave bei Niendorf im Gebiete der Stadt Lübeck. — Oha, 1. Wirtshaus zwischen Pinneberg und Elmshorn, Kreis Pinneberg. 2. Haus bei Mehlbek, Kreis Steinburg. 3. Haus bei Honigsee, Kreis Plön. — Packaff, an der Chaussee zwischen Tangstedterheide und Rethfurth, Kreis Stormarn. — Piepensack, zwischen Dakendorf und Grebenhagen, Fürstentum Lübeck. — Rugenhandschen, bei Lensahn, Kreis Oldenburg. — Rugen Ranzel, zwischen Pinneberg und Elmshorn, Kreis Pinneberg. — Schwarzer Lappen, bei Kayhof, Kreis Oldenburg. — Schlaput, bei Kogel, Kreis Herzogtum Lauenburg. — Vivat, bei Honigsee, Kreis Plön.

Die Bezeichnung Lurup kommt außer an den im Februar-Heft der „Heimat" angegebenen Stellen noch vor bei Eggstedt im Kreise Süderdithmarschen und bei Kaltenkirchen im Kreise Segeberg.

Hamburg, Februar 1897. Justus Schmidt.

Briefkasten.

Die Anregung, welche in der letzten Nummer durch Aufzählung volkstümlicher Themen gegeben wurde, hat schon Erfolg gehabt. Über versunkene Orte an der Westküste ist bereits eine Arbeit eingegangen; andere Einsendungen stehen in Aussicht über die Geschichte des Buchdrucks und des Zeitungswesens in Schleswig-Holstein und über die Eindeichung Dithmarschens. Ferner ist eine Abhandlung über unser Verkehrswesen, speziell über die Post angekündigt worden.

J. Schm. in Hbg. Gelesen habe ich die kleine Geschichte von der Taube schon irgendwo; ich glaube, in Masius' Naturstudien. In der plattdeutschen Form und überhaupt aus unserm Lande scheint sie mir nicht bekannt zu sein; ich werde sie deshalb nächstens bringen. — J. B. in H. b. H. „Drangsalsperiode." Ich bitte, da die Arbeit sehr lang ist, noch um etwas Geduld. — H. in Fl. Genauere Mitteilungen über die sog. „Bindebriefe" erwünscht. — T. C. Sch. in A. Einzelnes wird gelegentlich einen Platz finden. — H. A. C. in A. Meinen besonderen Dank. Unterschrift etwa: „Aus Nordfriesland"? — J. K. in C. Besten Dank für die freundliche Beurteilung unserer Zeitschrift. Hoffentlich finden Sie bald Zeit. — W. P. in P. Einverstanden. — Dir. Dr. D. in Gl. Ich sehe mit besonderer Freude ihren Einsendungen entgegen.

Eingegangen: v. L. in H. — F. L. in K. — B. in H. — H. B. in K. — C. in A. — J. F. K. in W. — Dr. Chr. Sch. in K. — E. D. in Ü.

Volksreime, sowie Jugend- und Volksspiele in nächster Zeit.

Sprichwörter und Redensarten. Die Quellen scheinen über alles Erwarten reichlich zu fließen. Herr Eschenburg in Holm hat z. B. gegen 400 Sprichwörter gesammelt, die sich allein auf Essen und Trinken beziehen. Es steht also zu hoffen, daß wir zu einer Sammlung kommen werden, wie sie jetzt noch nicht vorhanden ist. Herr Eschenburg schlägt vor, seine Zusammenstellung, nachdem er sie vollendet haben wird, andern Sammlern unsers Landes, die über reicheres Material verfügen, zur Beurteilung und Ergänzung vorzulegen, bevor sie abgedruckt wird. Der Vorschlag erscheint praktisch, und es werden deshalb diejenigen, welche die Zusendung wünschen, gebeten, dies bei der Schriftleitung durch eine Postkarte anzuzeigen. Alle, welche außerdem die Sammlung durch kleinere Beiträge vervollständigen können, thun dies am besten durch Einsendung derselben an Herrn Eschenburg in Holm bei Ütersen oder an die Schriftleitung.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 4. April 1897.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von J. Mestorf in Kiel.

II.

Noch heutigen Tages ist es auch in unserem Lande hier und dort Brauch, allen Kehricht (ich brauche dies Wort in seiner umfassendsten Bedeutung) hinaus auf den Hof zu werfen, wo er sich allmälig hügelartig anhäuft. Dieser Brauch ist uralt, so alt, wie die menschlichen Ansiedelungen überhaupt. Bei ackerbautreibenden Völkern wird „der Goldberg" (wie der Volksmund den Kehrichthaufen scherzweise nennt) von Zeit zu Zeit entfernt und zur Verbesserung der Ackerkrume auf die Felder gefahren. In alten Zeiten, als es keine Viehställe zu reinigen gab, als die Mahlzeiten weniger üppig und in Folge dessen weniger Abfälle zu beseitigen waren, da wuchsen die Abfall- oder Kehrichthaufen langsamer an, und wenn die Menschen, durch die sie entstanden, den Wohnort wechselten, da wurden sie in den Polarländern unter Eis und Schnee begraben, in südlicheren Ländern mit Erde und Graswuchs bedeckt und erst in späteren Zeiten zufällig wieder ans Licht gebracht.

Die Aeußerung, daß der Inhalt solcher Abfallhaufen ein wichtiges Material für culturgeschichtliche und archäologische Forschungen gewähren könne, würde vor einigen Jahrzehnten als Scherz hingenommen sein. Und doch ist dies thatsächlich der Fall. Gleichwie heute mit dem Kehricht aus Stall und Haus, mit Küchenabfällen aller Art, zerbrochenen Töpfen und Tellern und anderem Geräth, aus Versehen oder Fahrlässigkeit auch manch wohlerhaltenes, brauchbares Stück hinausgeworfen wird, so ist es auch in alten Zeiten geschehen. Und diese Dinge sind es, die uns über den Culturzustand und die Lebensweise der Menschen, von denen sie herrühren, Auskunft geben. Das Verdienst, die hügelähnlichen Abfallhaufen aus vorgeschichtlicher Zeit zuerst entdeckt und ihre culturgeschichtliche Bedeutung erkannt zu haben, gebührt unseren Nachbarn im Norden. Das Ergebniß der Untersuchungen unserer dänischen Freunde ist in Kürze folgendes. Die Abfallhaufen (auch im Auslande unter dem Namen „Kjökkenmöddinge," d. i. Küchenabfall, bekannt) sind von verschiedener Größe und verschiedenen Alters. Etliche haben eine Länge von ca. 2000 Fuß. Die ältesten

reichen bis in die früheste Zeit der Besiedelung unseres Landes zurück. Das Studium der in diesen Ablagerungen eingeschlossenen animalischen Überreste lehrt, daß die derzeitige Bevölkerung sich von dem Ertrage der Jagd und des Fischfanges nährte; hauptsächlich aber von Muscheln und Austern, deren Schalen den vorherrschenden Bestandtheil der an der Meeresküste liegenden Abfallhaufen bilden, die in Folge dessen auch „Muschelhaufen" oder „Schalenhaufen" genannt werden.*) Die Existenz eines einzigen Hausthieres war nachgewiesen, bevor die Knochen desselben gefunden waren. Professor Steenstrup, der um die Untersuchung der „Kjökkenmöddinge" hochverdiente dänische Zoologe, fand nämlich von den Skelettheilen der Thiere nur solche Knochen, die der Hund nicht frißt, und an den vorhandenen Knochen erkannte er die Spuren, daß sie von Hundezähnen abgenagt seien. Später wurden auch Hundeknochen gefunden, und da zeigte es sich, daß sie ebenso behandelt waren, wie die übrigen, d. h. sie waren, um das Mark zu gewinnen, zerschlagen oder gespalten, woraus Professor Steenstrup mit Recht schloß, daß zu Zeiten, wo die Jagd fehlschlug, wegen Mangel anderer Nahrung Hunde geschlachtet und gegessen waren. Die zu Tage geförderten Werkzeuge und Geräthe sind theils von Stein, theils aus den Knochen der verspeisten Thiere hergestellt, deren Felle den Menschen warme Kleidung gaben und wohl auch zu Wohnzelten Verwendung fanden, die freilich gegen die Unbill der rauhen Witterung nur nothdürftigen Schutz gewähren konnten. Die stellenweise in den Muschelschichten vorkommenden Kohlenstreifen, Spuren der Heerdstätten, stützen die Vermuthung, daß die Wohnzelte bisweilen auf den Abfallhaufen gestanden haben. Waren letztere allmälig so angewachsen, daß sie für die tiefer liegenden Wohnungen unbequem wurden, da dürfte man die Zelte abgebrochen und oben auf den Abfallhaufen wieder aufgerichtet haben. Und die nicht selten mehrfach übereinander liegenden Kohlenstreifen lassen darauf schließen, daß dieser Act sich wiederholt hat.

Die Hinterlassenschaft dieser frühen Bewohner unseres Heimathlandes deutet auf ein armseliges, elendes Dasein, ein Leben voll Entbehrungen, Kämpfen und Gefahren, aber sie zeugt zugleich von Intelligenz und Thatkraft. Zur Bewältigung der großen Thiere des Waldes gehörte, selbst wenn dieselbe mit Hülfe von Fallgruben erzielt wurde, Muth, Ueberlegung und List, und so primitiv und unzureichend die Waffen und Werkzeuge uns erscheinen, zeugt ihre Anfertigung doch von Nachdenken und manueller Geschicklichkeit. Mit der sub Fig. 1 abgebildeten Axt, welche typisch für die hier fragliche Culturperiode ist, läßt sich Papier so scharf und glatt schneiden, wie mit einem eisernen Messer, und in Dänemark hat man mit Erfolg mancherlei Holzarbeiten damit

*) Unter den animalischen Ueberresten waren die nachbenannten Thiere vertreten. Außer den Schalthieren, Flunder, Dorsch, Hering, Aal; Ente, Gans, Schwan, Mewe; Hirsch, Reh, Wildschwein; Seehund, Otter, Biber, Marder, Fuchs, Bär, Wolf, Luchs, Wildkatze u. a. m.

ausgeführt. Ein 12 cm dicker Föhrenſtamm war binnen 10 Minuten gefällt. Die ſchöne Knochenaxt Fig. 4 beweiſt, daß man aus den erlegten Thieren möglichſten Nutzen zog, indem man das Fleiſch zur Nahrung verwerthete, das

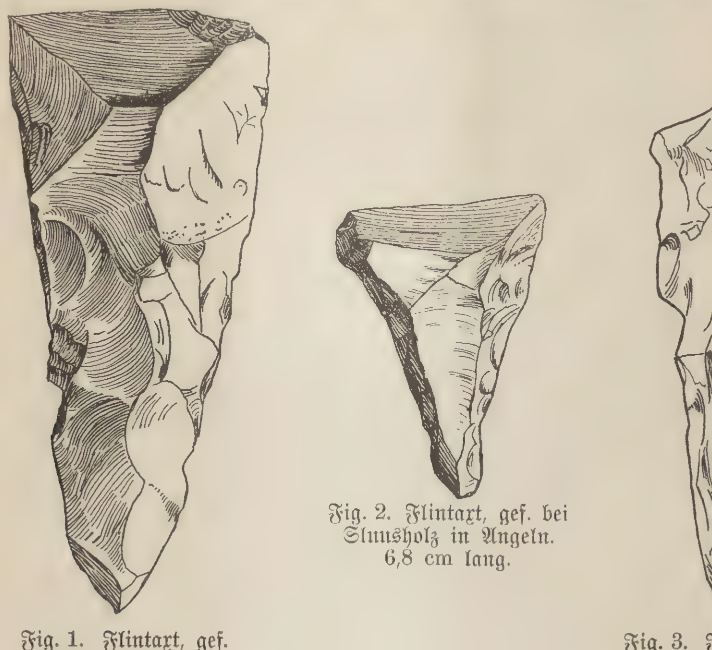


Fig. 2. Flintaxt, gef. bei Sluusholz in Angeln. 6,8 cm lang.

Fig. 1. Flintaxt, gef. bei Ellerbek am Kieler Hafen. 14,5 cm lang.



Fig. 3. Flintgeräth, gef. bei Kopperbye unweit Kappeln. 12,5 cm lang.

Fell zur Kleidung, die Knochen zu Geräthen. Das Geweih der Hirſche gab vortreffliche Dolche, deren abgeſchliffenen Spitzen man anſieht, daß ſie vielfach gebraucht ſind. Die Sehnen gaben ein vorzügliches Material zu Bindgarn und Schnüren. Spitze Knochenſplitter und die Gräten der großen Dorſche

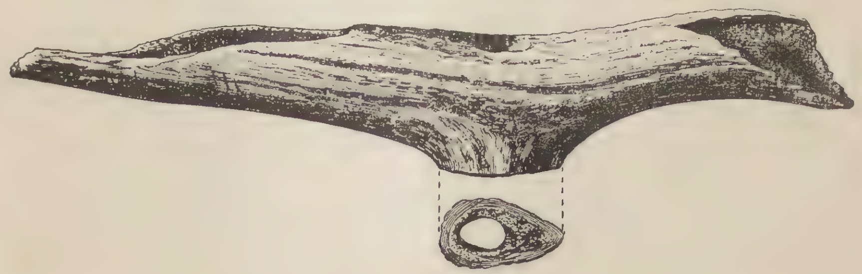


Fig. 4. Axt von Hirſchgeweih, gef. mit Fig. 1. 33 cm lang.

gaben kräftige Nadeln und Pfriemen, um die Felle zuſammen zu nähen oder zu knüpfen. Und ganz freudlos wird das Leben dieſer hartgeſchulten Menſchen auch nicht geweſen ſein. Kehrten die Männer heim von der Jagd, da begrüßten ſie die Jubelrufe der Frauen und Kinder, und alle Hände regten ſich emſig,

um beim Zerlegen der Thiere behülflich zu sein, die ihnen für die nächsten Tage reichliche Sättigung versprachen. Dabei lauschten alle den Erzählungen der Heimgekehrten von ihren Jagderlebnissen. Die Kämpfe mit den gewaltigen Thieren des Waldes waren mit ernsten Gefahren verbunden und mögen oft genug verhängnißvoll für die kühnen Jäger geworden sein. Deshalb waren die lauten Kundgebungen der Freude seitens der Frauen vollberechtigt, wenn die Männer unverletzt und siegesfroh heimkamen, zumal von ihren Erfolgen die Ernährung der Familie abhing.

Verwandtschaftliche Bande und Familiensinn erstarken, wo der Mensch feste Wohnsitze gründet, wo die Angehörigen eines Geschlechts sich in einem gemeinsamen Heim um das Heerdfeuer versammeln, wo die Stammesgenossen friedlich beisammen wohnen und die Mühen und Freuden des Lebens theilen. Daß die Menschen, von deren Anwesenheit die hier beschriebenen Abfall- und Muschelhaufen zeugen, nicht in bestimmten Jahreszeiten zum Fischfang an die See gezogen sind, sondern das ganze Jahr dort gewohnt haben, lehrt uns wieder eine feine Beobachtung des dänischen Zoologen Steenstrup. Er ließ die Ferkel einer Zucht in bestimmten Zeiträumen tödten und verglich jedes Skelet mit den einem bestimmten Abfallhaufen entnommenen Schweineknochen, und da konnte er nachweisen, daß dort zu allen Zeiten des Jahres Wildschweine verschiedenen Alters verspeist waren.

So war durch langjährige mühevolle Forschung die erste Kunde gewonnen von den Menschen, die vor mehr als 4000 Jahren hier im Lande gewohnt haben. Wir kennen ihre Existenzmittel; ihre Wohnplätze lassen schließen auf Familienleben, auf Intelligenz und mannigfache Handfertigkeit. Nur ihre Gräber hatte man bisher vergeblich gesucht, bis vor einigen Jahren Director Dr. Sophus Müller in Kopenhagen so glücklich war, solche zu entdecken. Danach scheint es, daß die Todten in unmittelbarer Nähe der Wohnungen, ja, in den Abfallhaufen bestattet sind. Es bedarf indessen, um die Frage zu klären, weiterer Untersuchungen.

Was wir bis jetzt über die ältesten Ansiedelungen in unserem Heimathlande wissen, danken wir den Untersuchungen unserer dänischen Freunde. Das in unserem Lande gesammelte Material ist für derartige Forschungen bis jetzt zu gering. In dem neunten Heft der „Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein" sind die Fundstätten aus der hier fraglichen Periode unseres Steinalters zusammengestellt. Die schönen Funde von Ellerbek wurden aus sekundärer Lagerung zu Tage gefördert; desgleichen die Funde bei Neustadt, und die Fundstätte an der Gjennerbucht war für eingehende Studien nicht geeignet. So viel läßt sich indessen sagen, daß die Physiognomie dieser Funde mit den dänischen absolut übereinstimmt. Die genannten drei Fundorte zeigen, daß die Menschen Wald und See für ihre Niederlassungen bevorzugten, weil sie die Bewohner derselben zu ihrer Ernährung brauchten. Einzeln gefundene Geräthe von Stein und Knochen aus der hier behandelten Periode lehren jedoch, daß ähnliche Ansiedelungen über

das ganze Land verbreitet gewesen sind. Um nun über diese älteste Bevölkerung unserer Heimath an der Hand ihrer Hinterlassenschaft selbst nähere Kenntniß zu gewinnen und nicht ferner auf die Ergebnisse fremder Arbeit angewiesen zu sein, bedürfen wir der Hülfe unserer Landsleute in allen Theilen des Landes, namentlich der Anwohner der Ostsee, der Binnenseen und der Flüsse.

Möchten die Leser der „Heimat" es sich als ein Verdienst und zur Ehre anrechnen, uns in der Auffindung solcher Abfallhaufen aus der Zeit der ältesten Besiedelung unseres Heimathlandes behülflich zu sein, damit wir, was hier über die Lebensbedingungen und die intellektuelle Begabung unserer ältesten Vorfahren gesagt worden, aus eigener, selbstständiger Forschung bestätigen oder berichtigen können. Für jede Einsendung etwaiger Fundsachen, für jede Mittheilung in dieser Richtung werden wir uns zu lebhaftem Dank verpflichtet fühlen.



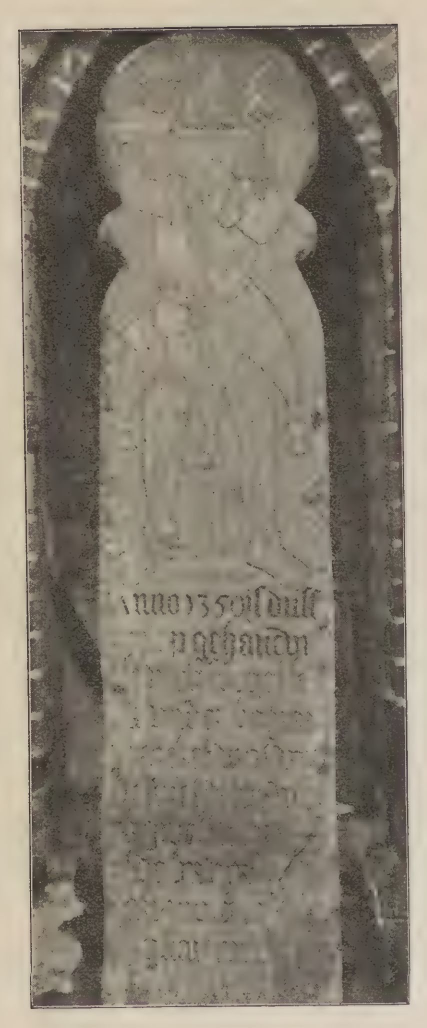
Till Eulenspiegel.

Zur Erinnerung an seine Geburt vor 600 Jahren.

III.

Der Grabstein liegt jetzt im Westportal [13]) der Kirche, das nicht mehr als Eingang benutzt wird und zu einer von außen zugänglichen, schmalen Nische umgebaut worden ist. Eine Thür verschließt diese, und wer den Grabstein sehen will, muß den Küster kommen lassen, der bei der Kirche wohnt. Der Stein ist nicht sonderlich fest, rötlichgrau und ohne den im Boden stehenden, festgemauerten Sockel 2,27 m hoch und 0,54 m breit. Oben ist er abgerundet und an allen Kanten stark verwittert. Über die Größe der Figur und das Mißverhältnis in derselben ist schon gesprochen worden. Die Linien des Bildes und die Inschrift sind vertieft, die Umrisse der Figur noch ziemlich deutlich, aber die ehemals bunten Farben stark verblichen. Der kleinkrempige Hut ist mit zwei Hahnfedern geziert. Die erhobene rechte Hand trägt eine Eule, die linke in derselben Haltung einen kreisrunden Spiegel. Am Gürtel hängt eine Reisetasche. Das Wams fällt vorn in drei großen Zacken herab, und jede endigt mit einer Schelle. Die gespreizten Beine sind mit enganschließenden Hosen bekleidet, und die Füße stecken in plumpen Schuhen. Die an den Seiten stark verwitterte Inschrift ist auf zehn Reihen verteilt; der erste Buchstabe ist ein großes, lateinisches A, alle anderen gehören dem kleinen, deutschen Alphabet an und haben eckige Formen. Man kann jetzt noch lesen:

[13]) Gegenwärtig wird die Möllner Kirche, die größte und schönste im Herzogtum Lauenburg, renoviert. Da das Westportal wieder als Eingang benutzt werden soll, so muß Eulenspiegel einen anderen Platz bekommen. Es wird beabsichtigt, den Stein nahe bei seinem jetzigen Stande, an der westlichen Schmalseite des nördlichen Seitenschiffes aufzustellen. Ein Vorschlag, den Grabstein in das unweit der Kirche befindliche, lauenburgische Museum zu schaffen, fand zur Freude des Küsters, der aus dem Vorzeigen der Eulenspiegel-Reliquien einen Nebenverdienst hat, keine Annahme.



Anm. Das Bild giebt den Grabstein Till Eulenspiegels mit photographischer Treue wieder, doch sind die dunkeln Buchstaben der beiden ersten Reihen fehlerhaft retouchiert.

Anno 1350 is duss
en vp gehaue ty
le vlenspegel lig
hir vnder begraue.
marcket wol vnd
dencket dran. wat
ick gwest si vp e
l de hir vor
gan. moten mi
glick wer

Rekonstruiert würde die Inschrift lauten:

Anno 1350 is dusse sten vp gehaue.
tylle vlenspegel ligt hir vnder begraue.
marcket wol vnd dencket dran.
wat ick gwest si vp erden.
all de hir vorōwer gan.
moten mi glick werden.

Anm.: vp gehaue = aufgehoben; der Stein hat nie gelegen, sondern immer mit eingegrabenem Sockel angelehnt gestanden. — ligt = liegt, aber nicht lehnet, wie ältere und neuere Reisende gelesen haben wollen. — begraue = begraben. — moten mi glick werden = müssen mir gleich werden, das heißt: tote Narren, wie ich jetzt einer bin.

Memento mori! Diese alte Inschrift der Grabstätten ist auch der kurzgefaßte Inhalt der Grabschrift Eulenspiegels. Beim ersten Lesen derselben wird es manchem scheinen, als sei eine spaßhafte Grabschrift, wie sie in damaliger Zeit nicht selten war, für einen Narren passender gewesen. Aber bei einiger Überlegung wird man anderes Sinnes: Shakespeare läßt im Hamlet in der Kirchhofsscene den Schädel des Hofnarren Yorick ausgraben, um die Hinfälligkeit menschlichen Witzes und irdischer Lust zu illustrieren. „Wo sind die Ausbrüche deines Humors, die oft eine ganze Tafel zu lautem Gelächter reizten? Nun geh' in die Kammer der gnädigen Frau und sage ihr, so werde sie einmal aussehen, und wenn sie die Schminke auch fingerdick auflegte." — Der Tod ist der größte Schalksnarr, der auch dem sonst unbesiegten Eulenspiegel ein Bein stellt; aber der tote Narr teilt noch mit seiner Grabschrift denen einen Pritschenhieb aus, die sich vor dem Tode fürchten.

In der Nische, in welcher der Grabstein steht, werden noch drei Gegenstände verwahrt, die im Besitze Eulenspiegels gewesen sein sollen: ein Panzer,

ein Degen und ein Brillengestell. Der Panzer ist sehr defekt, er besteht aus kleinen, ineinander gefügten Ringen und wurde früher im Rathause beim Eulenspiegelbilde aufbewahrt (vergl. Dreyer). Der mit einer Parierstange versehene Degen ist gerade, schmal, zweischneidig und elastisch. Das Brillengestell, eine Karikatur, besteht aus Schmiedeeisen, ist etwa ein Viertel Pfund schwer und hat sehr große Augenlöcher; Halter für die Ohren sind nicht daran, es hat also die Form eines Kneifers.[14])

Vergleicht man die Nachrichten älterer und neuerer Reisenden über Eulenspiegels Grabstein, so findet man, daß sie alle voneinander abweichen. Heberer 1592 giebt die Inschrift hochdeutsch und sagt ferner: „Es ist auch ein Eyl und ein Spiegel auff beyden ecken des Steins darauff gehawen.“ [15]) Merian 1614 berichtet ebenso, sagt aber über das Grab: „so voriger Zeit renovirt worden.“ — Dreyer 1631 hat am genauesten beobachtet, irrt sich aber in betreff des Korbes. — Zeiller 1674 bringt die Grabschrift wieder hochdeutsch, wie Merian sie hat. — Uffenbach 1710 giebt zu Mißverständnissen über die Figur Veranlassung. — Berckenmeyer 1712 hat die Inschrift zwar plattdeutsch, aber anders als Dreyer, auch erwähnt er wie Heberer und Merian nur Spiegel und Eule. — Gesner aus Lübeck 1754 konnte keine Spur einer Inschrift entdecken. — Sachse 1776 stimmt mit Berckenmeyer überein, doch heißt es bei ihm 1530 statt 1350.

Das sind von 1592 bis 1776, also in 184 Jahren acht verschiedene Beschreibungen. Es wäre widersinnig, anzunehmen, daß jeder einen anderen Grabstein gesehen und richtig beschrieben hat. Folgende Auffassung dürfte die richtige sein: Alle haben denselben, noch heute vorhandenen Grabstein, der ursprünglich auf dem Grabe unter der Linde stand, beschrieben. Vor Heberer wurde er, wenige Meter von seinem ersten Standorte entfernt, gegen die Kirche gelehnt und mit einem Holz-Staket umgeben. Als dasselbe zerschnitten und unbrauchbar geworden war, wurde es erneuert (Merian, Dreyer). Nachdem auch diese Einfriedigung verfallen war, stellte man den Stein in das nicht mehr benutzte Westportal der Kirche und schützte ihn durch einen Holzverschlag, der die Inschrift ganz, vielleicht auch noch die Füße der Figur verdeckte (Uffenbach und die Folgenden). Weil dieser Verschlag erbrochen und Eulenspiegels angeblicher Krug daraus gestohlen wurde (1877), traf man die noch gegenwärtig bestehende Sicherung.

Sucht man nach einer Erklärung für die voneinander abweichenden Beschreibungen des Grabsteins, so möchten dafür folgende Erwägungen am Platze sein. Heberer und Merian waren Süddeutsche; sie schrieben wie Zeiller nicht

[14]) Die Brillen für Weitsichtige sind von Armati, gest. 1317, nach anderen von Spina, gest. 1312, erfunden worden. Die ersten Brillen ähnelten unseren Kneifern, wurden aber nicht auf der Nase festgeklemmt, sondern mit Häkchen vorn an der Mütze befestigt. Gläser für Kurzsichtige hat man erst 200 Jahre später hergestellt.

[15]) Trifft auch gegenwärtig zu, denn Eulenspiegel hält die beiden Gegenstände so, daß links oben am Stein die Eule, rechts oben der Spiegel ist.

nur für norddeutsche, sondern auch für süddeutsche Leser und übersetzten daher die Grabschrift ins Hochdeutsche. Für Dreyers Irrtum und Uffenbachs Darstellung ist schon eine Erklärung gegeben worden. Heberer, Merian, Berckenmeyer und Sachse hielten Eulenspiegels Attribute für interessanter und wichtiger als die Narrenfigur, weshalb sie nur Eule und Spiegel erwähnten. Berckenmeyer und Sachse konnten wegen des Holzverschlages die Inschrift sicherlich nicht sehen; sie gaben dieselbe daher vom Hörensagen und unrichtig. Es wäre indessen kühn, wollte man behaupten, daß der jetzt in Mölln vorhandene Grabstein der erste und einzige, im Jahre 1350 oder bald nachher gesetzte sei; denn nach dem Urteile von Sachverständigen sollen die Sprachformen der Inschrift und die Schreibweise der 5 und der 0 in der Jahreszahl 1350 aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen; danach wäre der jetzige Möllner Grabstein in der Zeit von 1500 bis 1550 angefertigt worden.

Eulenspiegels Grabstein hat früher eine andere Bestimmung gehabt. Die jetzige Rückseite war ehemals die Vorderseite und stellte ein mittelalterlich-katholisches[16]) Epitaphium dar, das nicht für Eulenspiegel bestimmt war, sondern für eine andere Person, die wahrscheinlich früher aus dem Leben schied als jener. Die gegen die Wand gekehrte Seite des Steins trägt im oberen Drittel ein großes Kreuz in erhabener Arbeit, ähnlich dem sogenannten Ansverus-Kreuz[17]) bei Ratzeburg. Darunter ist eine breite Nische ausgehauen, welche, mit der jetzigen Vorderseite verglichen, bis zur zweiten Reihe der Eulenspiegel-Grabschrift hinunterreicht. Eine bildliche Darstellung, deren Spur man deutlich erkennen kann, ist absichtlich aus der Nische herausgemeißelt worden, wahrscheinlich damals, als man den Stein für Eulenspiegel zurichtete. Im unteren Drittel der Rückseite befindet sich ein schlangenartig gewundenes Band, dessen erhabene Inschrift ebenfalls weggemeißelt worden ist; auch parallel mit dem Bande hat ehemals eine Inschrift gestanden.

Der alte Herr. In Mölln wird Eulenspiegel der alte Herr genannt, und wenn eine Sache unter besonders scherzhaften Umständen mißlungen ist, pflegt man zu sagen: „Der alte Herr hat seinen Rat dazu erteilt.“ Vor dreißig Jahren und früher war Tills Berühmtheit den Möllnern eine Last. Fragte ein Fremder mit heiterer Miene nach Eulenspiegel, so wurde das oft schon als eine Herausforderung angesehen. Man setzte seiner Frage ein feindseliges Schweigen entgegen oder ersuchte ihn, in den Spiegel zu sehen, dann habe er einen Eulenspiegel vor sich. Zu solcher gereizten Stimmung trugen hauptsächlich die Neckereien der Ratzeburger bei, obgleich diese den alten Herrn schon oft

[16]) Im Jahre 1531 wurde in der Kirche zu Mölln zum ersten Male lutherisch gepredigt; und aus demselben Jahre stammt die besondere Kirchenordnung für Mölln.

[17]) Ansverus ist der Apostel Lauenburgs. Er war Abt des Klosters St. Georgsberg bei Ratzeburg und wurde im großen Slavenaufstande 1066 getötet. Ein Steinkreuz, welches bei dem Dorfe Buchholz unweit Ratzeburg steht, soll nach dem Volksglauben die Stelle bezeichnen, wo Ansverus samt 28 Mönchen seines Klosters am 15. Juli von den Heiden gesteinigt (?) wurde.

mit gutem Erfolg entliehen haben sollen. „Ulenspegel!“ „Rottenbieter!“ hießen die wechselseitig gebrauchten Kosenamen. Die Feindschaft übertrug sich auch auf die liebe Jugend der beiden Nachbarstädte. Kamen die Ratzeburger Jungen zum Jahrmarkt nach Mölln, so geschah das nur truppenweise; und ebenso scharten sich die Möllner Jungen, wenn sie nach Ratzeburg wollten, um bei der unvermeidlichen Prügelei obenauf zu sein. — Eine echte Eulenspiegelei trug sich einmal auf dem Bahnhofe in Mölln zu. Der Zug hielt dicht am Bahnsteig. Einer der Reisenden lehnte weit aus dem Wagenfenster und fragte eine Gruppe ehrsamer Möllner Bürger: „Also in diesem Nest ist Eulenspiegel zu sehen; was macht er denn?“ Als er keine Antwort erhielt, fragte er wieder und wieder, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Da trat der Zimmermeister W. vor und sagte verbindlich: „He let Se velmals grüßen!“ Bei diesen Worten gab er dem Aufdringlichen mit seiner kernigen Zimmermanns-Rechten eine klatschende Ohrfeige. Die Scheltworte und Strafandrohungen der Begrüßten verhallten in dem Gelächter der Zuschauer und dem Gerassel des abfahrenden Zuges.

Seit Jahren ist die Reizbarkeit der Möllner bei Fragen nach dem alten Herrn verschwunden; der gesteigerte Verkehr erweitert den Horizont und verhilft zu einer objektiven Anschauungsweise. Im September 1894 hielt der Verein für die Geschichte des Herzogtums Lauenburg seine Generalversammlung im Kurhause zu Mölln ab. Bei dieser Gelegerheit wurde, als der geschäftliche Teil erledigt war, eine Uberraschung geboten. Ein angeblicher Spiritist beschwor den Geist Eulenspieles aus der vierten Dimension herauf. Unter Blitz und Donner erschien Till leibhaftig im Narrengewande seiner Zeit mit Spiegel und Kauz. Von der altdeutsch ausgestatteten Bühne herab trug er den Geschichtsfreunden und ihren Damen seine „ungedruckten Historien in Knittelversen“ vor. Es waren das allerlei drollige Mißgriffe, von welchen die Fama behauptet, daß sie jüngst und vor nicht zu langer Zeit in den drei Städten des Kreises gemacht worden sind. Die Zuhörer, anfangs verdutzt, kamen bald aus der Heiterkeit nicht mehr heraus, obgleich Eulenspiegel am Schlusse jeder Historie mit komischem Ernste versicherte:

„Das hat man zu meinen Zeiten gesehen;
jetzt kann solch ein Narrenstreich nicht mehr geschehen.“



Spinnrad und Webstuhl einst und jetzt.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

II.

Die Volkssitte und Volkstracht stand ja in einigen Teilen Schleswig-Holsteins noch bis vor kurzem in engem Zusammenhang mit dem Hand-Gespinnst und -Gewebe, wie auch die Kieler Ausstellung das zeigte. Wer von uns kann sich noch der hochroten hausmacher Damastwesten alter „Westerkantsburen“ erinnern, zu denen ganz lange Rockschöße, Kniehosen und der silberbeschlagene

Meerschaumkopf gehörten? Etwas langlebiger sind die malerischen Frauentrachten der Friesinnen, Propsteierinnen usw. gewesen, doch hat bald das gefräßige Ungetüm, Mode, die kärglichen Reste verschlungen. Die mitunter an zierlichen städtischen Dienstmädchen viel Staat machenden bunten Beiderwandröcke sind hübsch, aber fast nie echt, d. h. sie sind ihnen aufgedrungen und dienen dann fast noch mehr der Koketterie der Madame als der Magd. — Aber die echten eigengemachten Kleider, die man im Herbst immer noch fast so wollig aus dem Schrank holt, wie man ein Jahr vorher es gethan hat, die garnicht umzubringen sind, in denen der böse Winter einem nicht viel anhaben kann, und die schließlich, an eine arme Nachbarin gegeben, noch auf lange eine Wohlthat bilden, was bei flauem Kaufstoff nur scheinbar so ist! Viel Modespielerei lassen sie nicht zu, elegant und schmiegsam sind sie nicht, passen darum gerade zu unserer etwas eckig soliden Eigenart. Was die Mutter für uns gesponnen, was sie, sorgsam und durch Übung erfahren, in der Farbenwirkung wohlberechnet anordnete, das wäre schon dadurch schätzenswert und hat, da niemand etwas Gleiches besitzt, noch dazu den Wert eines Unikums. Und wie paßt der derbe Stoff erst zu den Kindern! Während jetzt die armen Dingerchen oft zimperlich thun müssen, durften wir Geschwister durch Dick und Dünn herumwirtschaften. Wir machten uns nichts daraus, „die Grauen" zu heißen, weil unsere kluge Mutter für die unbändige Gesellschaft, Männlein und Fräulein durcheinander, aus einem riesigen Ballen grauen Zeuges (die Wolle in Naturfarbe schwarz und weiß zusammengekratzt) die schlichten Futterale schneiden ließ.

Als ich vor einer Reihe von Jahren über diesen Gegenstand schrieb (1884 im Meynschen Kalender), da lautete meine Überschrift noch „Spinnen oder nicht?" Damals redete ich mir noch ein, daß Hinweis auf den großen Vorteil, durch den schließlich das „Zumachen" (Tomaken) alle Mühe und Unkosten lohnt, etwas nützen könne. Daß es nutzlos wäre, diese Frage nun noch bei uns zu stellen, das weiß ich. Niemand hält mit Klagen oder Vorwürfen eine untergegangene Kulturperiode auf. Rufen wir uns auch gerne traute Bilder aus derselben zurück — die künstlichen Versuche der Wiederbelebung werden — so fürchte ich — immer nur zeitweilig wirken, weil fast alle Vorbedingungen fehlen. Hand-Spinnerei und -Weberei aber hat mit Einzelexperimenten nichts zu thun. Sie war das natürliche Ergebnis der ererbten, in engen Schranken sich bewährenden Tugenden des weiblichen Teiles der konservativen, seßhaften Familie, die noch nicht glaubte, überall mit dazwischen sein und sich sehen lassen zu müssen; ja, der ganzen ländlichen Bevölkerung mit dem still in sich befriedigten Sinn und der Wohlhabenheit, die nicht auf den „ersten Schilling" zu sehen braucht, die ruhig einige Tausende aufspeichern darf. Es steht zu befürchten, daß von solchen Vorbedingungen nicht allzuviel übrig geblieben ist, auch in der Gegend unseres Landes, wo, im Anschluß an die noch fortgehend geübte Frauenkunst im skandinavischen Norden, jetzt eine Schule für künstlerische Handweberei gegründet ist. Folgerichtig müßte das Scherrebeker Unternehmen von uns mit Jubel begrüßt werden, und dasselbe darf der Teil-

nahme all meiner Gesinnungsgenossen gewiß sein. Aber, wer glaubt wohl recht daran, daß diese neu eingeführte Erwerbsthätigkeit andere hübsche Liebhaberkünste lange überdauern wird? So langlebig die Volkssitte ist (oder war?), so kurzlebig ist die Mode. Und diese Tyrannin wird doch zu bestimmen haben, wie lange Aufträge eingehen werden, auf jene oft — aber auch nicht immer — so hübschen, kostbaren Erzeugnisse der Scherrebeker Handwebestühle. Hoffentlich werden die Versuchungen überwunden, moderne — besonders unschöne naturalistische — oder alte Unmöglichkeiten an gewagten Blumen- und Figurenmustern ausführen zu wollen. So ein ungefüger alttestamentlicher Recke, weiß auf dunklem Grund, war als Nachtwache vor der Urgroßmutter Wandbett oder auf der Staubschutzdecke vor ihren Milchsetten ja ganz angebracht, und ebenso „blömeriches un kruckeriches Tüch" (mit Vasen durchgemustert) auf des Westerkantsbauern Wagenkissen. Auf unseren Wandteppichen aber oder Sofakissen sehen wir's lieber anders, und in dieser schwerfälligen Technik wird man wohl nur dauernd Befriedigendes erreichen durch Beschränkung auf möglichst Einfaches und maßvoll Stilisiertes, auf Farbenwirkung in geometrisch abgegrenzten Flächen.

Erfreulich aber ist's, daß regierungsseitig jetzt etwas dafür geschieht, die von jeher betriebene Hausindustrie der Handweberei in Hannover, dem Lande des Flachsbaues, wie vorher in Schlesien, durch Wanderunterricht und Lehrwerkstätten auch künstlerisch zu beleben. Dort, wo es nicht nötig ist, in der Volkssitte seit lange abgerissene Fäden neu anzuknoten, wo in weitem Umkreis noch über 65000 Handstühle im Betrieb sind, z. T. zur Nebenbeschäftigung der Landbevölkerung, wo für Gewebe jährlich mehrere Millionen eingenommen werden — da ist Aussicht, daß ein neues Pfropfreis üppig grünt, daß Hausfleiß und Volkskunst die Fabrikwirtschaft mit ihrem fragwürdigen Gefolge hintenanhält. — Zum Lachen dagegen ist, was man kürzlich las: „Das Spinnrad wird wieder Mode." Die Prinzessin von Wales und die Herzogin von Fife haben sich — wie das ja auch sonst mitunter geschieht — zur Abwechslung Spinnrädchen, darunter ein hundertjähriges, ins Boudoir bringen lassen. Erstgenannte Dame soll aus selbstgesponnenem Garn höchsteigenhändig Strümpfe für den Gemahl gestrickt haben! „Wie viele Strümpfe es waren, wird freilich nicht verraten," heißt es dann, und man frage lieber nicht, wie besagtes Garn ausgefallen ist. Als ob die Sache so ganz einfach und spaßig wäre! Angesteckt hat die Mode aber auch schon hier. Ein großes Drechslergeschäft verkauft fast niemals mehr Räder aufs Land — wo ja selten auch die Dienstmädchen jetzt etwas damit anzufangen wissen —, wohl aber vereinzelt an Damen der Gesellschaft. Der Bericht hatte den boshaften Zusatz, die Frau ....innen ließen sich von der Waschfrau die Spule vollspinnen, um selbst Staat damit zu machen. Das also wäre der letzte Ausläufer des „Jetzt" für unser Thema — seine Karrikatur! Nein, nicht zwischen Fächerausputz und sonstigem Krimskrams ist der Platz für unser ehrliches Spinnrad. Am echtesten stimmte es zu den schwerfälligen, mit biblischen Geschichten beschnitzten Eichen-

laden und Schränken, in deren weiten Gelassen die Ahnfrau ihre Gewebe für kommende Geschlechter barg — für uns, die wir oft andere Ziele uns vorsteckten, und nun zeitlebens mühelos da herausholen. Aber auch der Altertumssammler darf sich darauf besinnen, in wie enger Beziehung die von ihm so geschätzte volkstümliche Holzschnitzerei zu der Volksarbeit und -Sitte gestanden, wie er allein dem Bienenfleiß der Frauen jenen ehrwürdigen Hausrat zu danken hat, der doch niemals sich nur Selbstzweck sein konnte.

Ganz allmählich schwanden die hübschen blauen Flecke, die Flachs bedeuteten, aus unserer sommerlichen Landschaft, weil, so sagt der Händler, wirklich guter Flachs, der doch mitunter noch gefordert wird, nur aus Hannover kommt. So wird uns auch nichts übrig bleiben, als mit dem Ende des Jahrhunderts allmählich vom Spinnrad Abschied zu nehmen. Den künftigen Geschlechtern mag es noch einmal in einer verwahrlosten Rumpelkammer begegnen, auf der Bühne oder im Museum, am sichersten aber in der bildenden Kunst und der Dichtung. Da wird man nie der Spinnerin entraten können. Spricht doch schon der Weise des Alten Bundes in hohen Lobestönen vom tugendsamen Weibe: „Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen. Sie strecket ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel.“ u. s. w. (Spr. Sal. 31). Ähnlich trauliche Gestalten treten uns in der griechischen und altdeutschen Heldensage entgegen. Im Märchen, dem Liede, der Dorfgeschichte und dem Schauspiel findet man schwerlich Anmutenderes als die sittige Spinnerin. Das 19. Jahrhundert, das mit so vielem aufzuräumen liebte, was seine Vorgänger an unnützem Ballast zurückließen, läßt seinem Nachfolger wohl noch jenes Vergnügen in der Dichtung. Schade nur, daß es in der Wirklichkeit aus den Spinnerinnen F a b r i k m ä d c h e n machte!



Fischer-Krugtag zu Schlutup.

Von Hauptlehrer J. **Maaß** in Lübeck.[1]

Das Fischeramt zu Schlutup[2]) hielt bis 1890 jährlich zwei Krugtage ab: den Maitag-Krugtag und den Michaelis-Krugtag, die beide in einer Gastwirtschaft stattfanden. Der letztere wurde aus finanziellen Gründen aufgegeben, denn es war immer Ebbe in der Kasse. Der erstere ist bis zur Gegenwart beibehalten worden.

Etwa eine halbe Stunde vor Beginn des Krugtages begiebt sich vom Hause des Ältermannes aus das sog. „kleine Amt“ in den Krug. In der Mitte der vorderen Reihe geht der wortführende Ältermann mit dem Regimentsholz in der Rechten, rechts von ihm der Mitälteste und links der Schriftführer, dessen Amt von dem Lehrer wahrgenommen wird, mit dem Rechnungsbuche, in der zweiten Reihe die beiden Ladenmeister, in der letzten die beiden Deputierten, alle in schwarzem Anzug und das Haupt mit einem Zylinderhute bedeckt. Die Musikanten, die vor der Wirtschaft Platz genommen, fangen an zu spielen, sobald der Vorstand in Sicht kommt, und hören wieder auf, wenn er von

[1]) Aus den Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde der „Heimat“ zum Abdruck zur Verfügung gestellt.
[2]) bei Lübeck.

dem Wirte und der Wirtin bewillkommnet und an den Vorstandstisch geleitet ist. Auf diesem steht in der Mitte der 60 cm hohe zinnerne Willkomm, daneben vier große zinnerne Bierkannen, ein brennendes Licht, eine Flasche gefüllt mit Bittern oder Pfeffermünz (etwas Besonderes für den Vorstand) und ein Teller mit vierzehn Zigarren, von denen zwei für jede Person bestimmt sind. Nach und nach kommen die Fischermeister, die Jungfern und die Gesellen, alle durch Musik begrüßt. Sie treten in die Meisterstube, Jungfernstube oder Gesellenstube.

Sind alle erschienen, so erhebt sich der Wortführer vom Sofa, klopft dreimal kräftig mit dem Regimentsholz auf den Tisch und sagt: „Willkam ok, Bröre! (Brüder). Sält ok all veelmal bedankt wesen, dat Ji up de Ölßen (Ältesten) Wurd (Wort) erschienen sünd. Vön Dag is uns' Krogdag un togliek uns' Rekendag. Jeder Brore mag sik so bedräg'n, dat allens in Rau un Fred'n togahn deit. Herr (Lehrer) ward so fründlich sien un les'n uns de Reken (Rechnung) vœr." Solches geschieht. Liegt dann noch Geschäftliches vor, so wird es besprochen; dabei wird das Regimentsholz öfters in Thätigkeit gesetzt, um dem Durcheinanderreden zu wehren.

Wird ein Geselle zum Meister befördert, so erheben sich die beiden Ältesten von ihren Sitzen, der wortführende hebt den mit Braunbier gefüllten Humpen (Willkommen) vom Tisch, der Mitälteste hält den Deckel. Der Geselle wird an den Vorstandstisch gerufen, und der Ältermann sagt dann: „Du (z. B. Peter Voß), bet hiertau büs du Gesell west, un hüt is de Dag, wo du as Meister ünner uns upnahm'n warst. Dortau will ik di eenige Regeln vœrsegg'n, wo du di streng na verholln müßt. Wenn du up'n Water arbeidst, müßt du recht arbeid'n un keen van din'n Mitbröre to nah kam'n. Kümmt di eener to nah, so heft du di an din'n Ölßen tau wen'n. Heft du Recht, so kriegst du Recht; heft du Unrecht, so warst du mit Recht bestraft. Wenn du 'n Amtsbad'n krieg'n deist, so müßt du gliek erschien'n; dat is ebenso gaud, as wenn din Öllermann sülb'n kümmt. Ik kann di dat nich all segg'n, wat du tau befolg'n heft; dortau hebbt wi uns' Morgensprak tweimal in't Johr; dor wardt di dat all vœrlest. Wenn du denn doch manchmal wat heft, wat du nich wet'n deist, kumm tau din'n Öllermann, de wardt di Utkunft geb'n. Dortau will ik di taudrink'n as din Öllermann, un du saft mi Bescheid'n don as junge Mitbrore: Glück zu diesem Trunk, aus lauter Lieb' und Gunst, aus lauter Lieb' und Freundlichkeit: Min'n Kleg (Kollege, Mitältester), den Rekenführer, de Lad'nmeisters un Deputierten un de ganze Bröreschaft ehr Gesundheit, Vivat!" Er trinkt, während die Musikanten einen Tusch blasen. Dann reicht er dem jungen Mitbruder den Humpen und spricht: „Glück zu diesem Trunk u. s. w. de beid'n Öllerlür, den Rekenführer u. s. w." Dieser bezahlt dann sein Bürgergeld und geht an seinen Platz. Darauf fragt der Ältermann: „Wöllt de Bröre ok'n Snaps drink'n?" Sie antworten: „Jawoll, Öllermann." Die jüngsten Meister schenken dann Rum und Kümmel ein, während der Amtsbote die zinnernen Kannen mit Braunbier füllt. Nachdem die Musikanten noch einige Stücke Blas- und Streichmusik zu Gehör gebracht haben, werden sie auf die Gesellenstube verwiesen. In der Meisterstube erscheinen dann Kuchenfrauen mit Berliner Pfannkuchen, Pfeffernüssen, Makronen u. s. w. und die hungrigen und durstigen Kinder, welche hier volles Genüge finden. Allmählich verschwinden die Meister bis zum Abendbrot, nur der Vorstandstisch bleibt besetzt. Nach dem Essen erscheinen der Pastor mit seiner Frau und der Küster mit seiner Frau, welche mit Eierbier und Kuchen bewirtet werden. Jedem Gaste wird Kümmel und Bier angeboten, wofür die auf dem Tische stehende Amtsbüchse mit einem Trinkgelde bedacht wird. Im Saale wird fleißig getanzt.

Auf der Gesellenstube ist das „Hänsen" (Hänseln) interessant. Hat sich dort eine Reihe von Gästen eingefunden, so fragt der Altgeselle: „Harrn de Bröre nu mal Lust, 'n bet'n tau hänsen?" „Jawoll, Brore Oltgesell." „Denn lat uns anfang'n." Drei Musikanten werden vom Saale geholt. Der Nebenmann des Altgesellen rechts nimmt den Deckel vom Willkommen, der Altgeselle nimmt den mit Braunbier gefüllten Humpen und sagt einen Spruch auf die Fischer, z. B.: So leben wir Fischer alle, Vivat! (dann

trinkt er, während die Musik einen Tusch spielt). Oder: In Sturm und Wetter ist Gott unser Retter, Vivat! Ein Talentvoller dichtet auch selbst einen Spruch. Nach dem Trunke wird der Humpen auf den Tisch gestellt und der Deckel darauf gesetzt. Der Gesell, der eben den Deckel gehalten hat, nimmt den Humpen in die Hand (sein Gegenpart hält jetzt den Deckel) und sagt auch einen Spruch, wie:

So viel Tropfen dieser Willkommen hegt,
So viel Tage seien den Brüdern zugelegt, Vivat!

Oder:

Am kühlen Travenstrande, da lebt der Fischersohn,
Er tauscht in seinem Stande nicht mit dem Kaiserthron, Vivat!
(oder: nicht mit Napolion, Vivat!)

Wer sich auf keinen Spruch besinnen kann, wird angeklagt und vom Altgesellen in 10 bis 20 Pfennig Strafe genommen, welche in die Gesellenbüchse gesteckt werden. Weigert sich der Verurteilte, die Strafe zu erlegen, so wird er unsanft an die Luft gesetzt. Auch aus anderen Gründen werden Strafen erkannt. Der Altgeselle fragt: „Weet (weiß) een von de Bröre (damit sind auch die Gäste gemeint), ob eener von uns sik vergahn het, so kann de Klag vœr sik gahn." Ihm antwortet einer der Anwesenden: „Ik wüß woll wat, Brore Oltgesell; dor is min X-Brore (Doktorbrore, Preestebrore, Kösterbrore u. s. w.), as de in de Dœr kümmt, segqt he: God'n Dag ok! Dat is doch all wollihr (früher) un sin Dag (immer) so west, dat eener up'n Krogdag seggt: Sitt woll, Bröre! wenn he 'rinkümmt. Dat's doch nich fien, Bröre, wenn uns' X-Brore uns' ollen Rechten nicht estimiern deit." „Ne, Bröre," sagt der Altgeselle, „dat's nich fein von unsen X-Brore, ik sett em dorüm in zehn (zwanzig) Pfennig Straf rein ut! (Wenn rein ut nicht mitgesagt ist, kann von der etwa zu hoch bemessenen Strafe etwas abgehandelt werden, sonst nicht.) Sünd de Bröre all dormit inverstahn?" Sie antworten: „Jawoll, Brore Oltgesell!" Ist die Strafe bezahlt, muß der Bestrafte sich noch obendrein mit den Worten bedanken: „Ik bedank mi ok, Brore Oltgesell," sonst wird er von neuem angeklagt. Ebenso wird verklagt: Wer Herr Doktor oder Herr Brore sagt und wer über diese Gebräuche lächelt. Thun's mehrere, so werden Massenstrafen verhängt. Eine unbegründete, nicht gehörig motivierte Klage wird abgewiesen als „Hahnenklage."

Die älteste zinnerne Kanne stammt aus dem Jahre 1667, die anderen aus den Jahren 1752, 1772 und 1778. Auf der ersteren befindet sich das von einem Löwen gehaltene Lübeckische Wappen. Andere Wappen sind: Drei übereinander schwimmende Heringe mit einer fünfsternigen Krone darüber und zu jeder Seite ein Löwe, sowie drei Heringe, die von einem Myrten- oder Eichenkranz umgeben sind.

Als Inschriften sind auf den Kannen verzeichnet:

Ich bin ein Gast auf Erden. (Lüb. Gsb. 332, V. 1.)

Was ist mein ganzes Wesen von meiner Jugend an
Als Müh' und Not gewesen, so lang' ich denken kann.
(Lüb. Gsb. 332, V. 2.)

Mich hat auf meinen Wegen. (Lüb. Gsb. 332, V. 3.)

Es lebe das edle Fischerblut,
Das wenig verspart und viel verthut.
Lustig, Vivat, sein sie jederzeit.
D'rum ruft man: Vivat Fischerleut'!

So leben wir Brüder alle. Vivat!

Die mir nichts gönnen und mir nichts geben,
Müssen sehen, daß ich doch lebe.
Wenn sie meinen, ich bin verdorben,
Müssen sie vor sich selber sorgen.
Gott ist mein Trost und Zuversicht,
Mein Gott und Herr, verlaß mich nicht.

Glück und Glas, wie bald bricht das.

Es lebe die ganze Gesellschaft, Vivat!

Das Regimentsholz besteht aus acht Hölzern, die kreuzweise übereinander liegen, grün- und goldgestrichen sind; sie sind zuletzt 1873, als die jetzigen Älterleute gewählt wurden, blau, rot, grün und goldig angestrichen. Auf dem dritten Holz von unten steht: An Gottes Segen ist alles gelegen, 1873. Auf dem vierten, sechsten und siebenten sind die Namen der Deputierten, Ladenmeister und Älterleute des Jahres 1873 verzeichnet. Auf dem achten ist der Lübeckische Adler, ihm gegenüber sind drei schwimmende Heringe und darüber eine Krone dargestellt. Oberhalb der kreuzweise liegenden Hölzer sind eine Kugel, ein Zylinder mit herumgeschlungenen Bändern in blauer (Glaube), roter (Liebe) und grüner (Hoffnung) Farbe und an der Spitze noch eine Kugel angebracht. Die Höhe des Regimentsholzes beträgt ungefähr 50 cm.

Sprüche, die beim Hänseln auf dem Krugtage der Schlutuper Fischer gebräuchlich sind:

1.

Vor mehr als 1800 Jahren
War Petrus schon darauf bedacht,
Wie man muß auf dem Wasser fahren
Und Fische fangen bei der Nacht.
Der Herr ging, Jünger sich zu wählen,
Wohl nach Jerusalem hinein,
Da dacht' er, sollt' es ihm nicht fehlen,
Wo so viel Tausend Menschen sein.
Doch nur vergebens suchte er,
Er fand die Herzen wüst' und leer.
Doch an dem kühlen Meeresstrande,
Da war es, wo er Fischer traf,
Sie lebten all' im Freundschaftsbande
Von ihrer Hände Arbeit brav,
Der Herr fand, als er sie erblickt',
Zu seinem großen Plan geschickt,
Weil sie gewohnt, mit Sturm und Wellen
Zu kämpfen all' ihr Lebenlang,
So soll der Mut auch nicht zerschellen
An Heiden-Völker Widerstand. — Vivat!

2.

Den Maidag-Krogdag hebb wi hüt,
Vergnögt sünd all' wi Fischerlüd.
Hüt drink wi'n Lütten, segg gottlob,
Ok Var' un Mor' danzt hüt tohop. — Vivat!

3.

Heil dir auf heil'gen Stromes fahren,
Heil dir, du edler Fischerstand,
Mit kleinen und mit großen Waaden
Ging's Montags morgens früh von Land.
Nun ist vollbracht die Frühjahrszeit,
Und Freude sei dies Fest geweiht.
Wir fuhren oftmals auf die Höhe
In Sturm und auch im Sonnenschein,
To lowärts [1]) und auch in der Lee, [2])
Und wie's von Nutzen konnte sein.
Wir zogen zu und fuhren ab,
Der Fang war reichlich, oder knapp.
Der Fischfang sichert unser Leben,
Er giebt uns Brot und heitern Sinn,
Der Fischfang mag auch andern geben
Des Geldes reichlichen Gewinn.
Doch unsres Glückes heller Stern
Ist Gottes Segen nah und fern.
Drum diesen alten würd'gen Becher (Willkunft),
Woraus schon mancher Vorfahr trank,
Heb't heut' ihn hoch als wack're Zecher,
Es leben wir Fischer frei und frank,
Hoch leb'n wir Brüder allezeit,
Hoch leben wir Brüder in Einigkeit. — Vivat!

4.

Wir danken unsern Jesum Christ,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Daß er mit seiner Gnadenhand
Mög' segnen unsern Fischerstand,
Auch uns in Sturm und in Gefahr
Beschützen möge immerdar. — Vivat!

5.

Bruder, ich und du,
Wir trinken uns die Gesundheit zu,
Wir woll'n uns nicht hutzen,
Sondern dutzen,
Und hätt'st du 'n Bart bis auf die Brust,
So heißt es doch: Bruder, ich und du,
Wir trinken uns die Gesundheit zu. — Vivat!

6.

Wohl ist im deutschen Lande
Viel' Städt' und Dörfer Zier.
Am kühlen Travenstrande
Ist doch am liebsten mir.
O, Heimat meiner Lieben,
Wo meine Wiege stand,
Kein Leid soll jemals trüben
Der Bruderliebe Band.
Mein Schlutup weit im Kreise
Geachtet, lieb und wert,
Wohl nach der Väter Weise
Auch uns der Fischfang nährt.
Wir fuhr'n in Gottes Namen
Des Montags morgens aus

---

[1]) Lowärts heißt, wo der Wind herweht.
[2]) Lee, wo der Wind hinweht.

Und warfen weg den Hamen
Trotz Wetter, Sturmgebraus.
Ist dann der Fang nicht immer,
Wie wir es seh'n so gern,
Strahlt uns im hellen Schimmer
Des Glückes Hoffnungsstern.
Weil wir nun heute schließen
Des Fischers Frühjahrszeit,
So laßt uns froh genießen,
Was unser Fest uns beut.
Erblüh' am Travenstrande,
Mein Schlutup frisch und frei,
Hoch leb' in seinem Stande
Fischfang und Räucherei!
Und dreimal hoch, ihr Zecher,
Aufs Fischeramts Besteh'n
Trink' ich aus diesem Becher,
Auf Schlutups Wohlergeh'n! Vivat!



Aus den Februartagen des Jahres 1864.

Von Dr. jur. L. Petersen, Schleswig.[1])

In der Nacht vom 5. auf den 6. Februar zogen sich die Dänen, nachdem sie, um Zeit zu gewinnen, um Waffenstillstand gebeten hatten, aus der Danewerkstellung nach Norden zurück. Schleswiger Bürger brachten den Österreichern die erste Nachricht von dem Rückzug der Feinde." So berichten die Beschreibungen jener Tage, ohne auf die Sache weiter einzugehen. Vor einigen Jahren erfuhr ich zufällig den näheren Sachverhalt.

Es war am hundertjährigen Geburtstage Uwe Jens Lornsens. Das ganze Land war wieder in helle Begeisterung für Schleswig-Holstein und seine Kämpfe geraten, und so feierten auch wir den denkwürdigen Tag in engerem Kreise. Als wir gegen Mitternacht heimgehen wollten, hörten wir aus einem unscheinbaren Wirtshause Musik und Gesang; wir gingen hinein und fanden ein ganz schleswig-holsteinisches Lokal: gleich der Thür gegenüber stand die Büste Lornsens, mit Lorbeer bekränzt, und an den Wänden hingen das Bild Herzog Friedrichs VIII. und Darstellungen aus den Kämpfen von 1848 und 1864, wie man sie noch hier und da in schleswig-holsteinischen Häusern findet, aus der Schlacht bei Eckernförde, aus dem Sturm auf die Düppeler Schanzen u. s. w. Drinnen hatte sich ein Kreis älterer Leute versammelt, unter ihnen, ein wohlthuendes Bild in dieser Zeit, ein Handwerker mit seinen Lehrlingen. Als wir eine Weile mit ihnen patriotische Lieder gesungen und den Erzählungen der Alten zugehört hatten, erhob sich einer und sagte: „Wir müssen heute auch eines Mannes gedenken, der in seiner Weise mit in die Kämpfe eingegriffen hat und jetzt unter uns weilt. Es ist der Maler Begehr. Er ist einer von den Männern, der letzte noch lebende, der die Österreicher nach dem Rückzuge der Dänen in die Stadt führte." Alle stießen begeistert mit meinem Nachbar an, der sich zum Danke erhob und schlicht und einfach uns erzählte, wie die Sache zugegangen sei. Ich will versuchen, es ihm nachzuthun.

Es war am Abend des 5. Februar 1864; die Dänen hatten seit dem Morgen heimlich den Rückzug nach Norden angetreten, und ich war zum Kaufmann N. gegangen, um mir eine schleswig-holsteinische Fahne zu kaufen. Da kamen Tischler Jansen, Maler Niese und Gastwirt Gerber zu mir und erzählten mir, sie gingen nach Fahrdorf, um den Österreichern die Nachricht zu bringen, daß die Dänen den Rückzug nach Norden angetreten hätten, da drüben alles noch ruhig sei. So gewagt und schwierig es auch schien, durch die Vorposten vorzudringen, schloß ich mich ihnen an, und so zogen wir vier denn frohes Mutes durch die Stadt nach Haddeby. Hier war im Wirtshause noch Licht, und wir glaubten schon Dänen dort zu treffen; aber alles war wie ausgestorben. Auch in dem Chausseehäuschen, dessen Fenster erleuchtet waren, war kein Mensch zu finden. Etwas weiter auf Fahrdorf zu stießen wir auf eine Pallisadenwand, an der eine weiße Flagge wehte. Hinter den Pallisaden zog sich ein Graben hin, dessen Tiefe wir in der finsteren Nacht nicht erkennen konnten. Darum ließen wir einen von uns, ich glaube, den Tischler Jansen, hinab. Zu unserem Glück erreichte er aber nicht den Grund; denn

---

[1]) Aus Nr. 30 der „Schleswiger Nachrichten" vom Jahre 1894 mit Erlaubnis des Verfassers und der Redaktion abgedruckt.

wenn wir hinübergekommen wären, hätte uns der erste, beste Posten erschossen, da wir das Feldgeschrei nicht kannten. Zuerst wußten wir nicht, was nun anfangen, da wir zu gern unseren Bundesgenossen die gute Nachricht bringen wollten. Zuletzt kam uns ein guter Gedanke: wir stellten uns nahe an die Wand und sangen mit voller Kraft „Was ist des Deutschen Vaterland." Nach einiger Zeit rief uns wirklich ein Offizier auf der Fahrdorfer Seite an: „Seid Ihr Freunde?" „Ja," riefen wir einstimmig, „wir sind deutsche Brüder!" „Dann kommt nur herüber!" rief es zurück. Wir kletterten nun hinüber und fanden drüben in Begleitung eines Trompeters einen österreichischen Hauptmann, dem wir mit kurzen Worten den Abzug der Dänen mitteilten. Zuerst, und zwar mit Recht, fand er unsere Nachricht nicht glaublich; denn er war gerade auf dem Wege, dem Parlamentär, der um Waffenstillstand gebeten hatte, die Antwort des Oberkommandos zu überbringen. „Da weht doch noch die weiße Flagge!" rief er einmal über das andere aus. Als wir ihm aber die näheren Umstände erzählten und ihn versicherten, weder auf der Landstraße noch in den erleuchteten Gehöften auf Feinde gestoßen zu sein, erklärte er sich endlich bereit, uns durch die Vorposten zu geleiten. Jansen und Niese, die vorangegangen waren, holten wir noch gerade zur rechten Zeit ein; denn bald begegnete uns eine österreichische Patrouille unter Führung eines sehr kriegerisch gesonnenen Lieutenants, der sie unfehlbar niedergeschossen hätte, da sie das Feldgeschrei nicht kannten. Diesen Offizier bat der Hauptmann, unter Mitteilung unserer Nachricht, uns zum Obersten N. zu bringen; allein der Lieutenant, der offen sein Mißtrauen zu erkennen gab und uns für Spione hielt, weigerte sich so lange, bis der Hauptmann ihm den dienstlichen Befehl gab und außerdem anordnete, auf unbewaffnete Zivilisten, die auf „Halt, wer da?" mit „Gut Freund" antworteten, nicht zu schießen. So kamen wir zu der jetzigen Meierei von Lorenz, wo der Oberst des Vorpostenregiments wohnte. Von dort wurden Gerber und Jansen in das Hauptquartier zu Gablenz gebracht. Überall begegneten wir anfänglich Unglauben, dann befahl man uns, in der Stadt Arbeiter zur Niederlegung der Pallisaden und Auffüllung des Grabens zu holen. Mit der Hülfe von Kaufmann Sonderburg und anderen brachten Niese und ich auch die Sache in verhältnismäßig kurzer Zeit fertig. Gegen Morgen hielten wir dann an der Spitze der Österreicher den Einzug in die Stadt, deren Straßen lustig mit Blau-weiß-rot geschmückt waren. Meine drei Begleiter sind jetzt tot; ich bin der einzige, der das erlebt hat."

Als unser Tischgenosse geendet hatte, stießen wir noch einmal an, wünschten ihm Glück zu seiner folgenschweren Handlung und schlossen unsere Feier mit unserm schönen Schleswig-Holstein-Liede.



Volksmärchen aus Schleswig-Holstein.

3. Worüm de Duv so'n slecht Nest bug'n deit.

Von **Justus Schmidt** in Hamburg.[1])

As uns' Herrgott mit sien Schöpfung fertig worden weer, let he malins all de Vagels tohopen komm'n; denn he wull ehr dat wiesen, woans se ehr Nest bugen schull'n. All de lütten Vagels paßten denn nu ok fliedig up un kiekten niep to, dat se dat klook kriegen dehn, woans so'n Nest bugt ward'n müßt. Blos de Duv, de annern Kram in ehr'n Kopp sitten harr, paßt nich up. As de leeve Gott nu oberš fertig weer, seggt he: „Nu fleegt all hin un bugt ju 'n Nest!"

[1]) Vorstehende kleine Tiersage ist mir von meinem Großvater, der aus der Umgegend Segebergs stammte, vor langen Jahren erzählt worden. Ob dieselbe in weiteren Kreisen bekannt ist? Alle Erkundigungen, die ich in bezug darauf im Kreise meiner Bekannten angestellt habe, waren ohne Resultat. Vielleicht giebt ein Leser der „Heimat" Aufschlußdarüber.

Do füng'n denn all de Vagels an to arbeid'n, drög'n tosam all, wat se jichens bruken künn'n, un makten sik ehr Hus fertig, leggt'n Eier un füng'n an, ehr uttositten.

De Duv obers kunn nix fertig kriegn, se wüßt nich, wie se 't maken schull, denn se harr ja nich uppaßt. Nu flög se denn wedder hin na'n leeven Gott un füng an to bed'n, he mögt ehr dat doch ins wiesen, wodennig so'n Nest bugt ward'n müßt. Abers uns' Herrgott wull nix vun ehr wet'n un seggt to ehr: „Ne, worüm heft du nich beter uppaßt, as ik ju dat wies't heff. Gah hin na den Heister un lat di dat vun em wisen; de het dat am besten begrepen." Nu flög de Duv denn hin na den Heister un frög em, ob he ehr dat nich wisen kunn, woans se 'n Nest bug'n müßt. „Ja," seggt de Heister, „dat will ik gern dohn, obers wat kannst du utgeb'n darfœr?"

Nu harr de Duv noch en hübsch bunt' Koh, un se seggt denn to den Heister, dat se wider nix harr, un dat se em de Koh geb'n wull, wenn he ehr dat Nestbug'n bibring'n de. Dormit weer de Heister tofreden.

Nu güng't frisch an't Wark. De Heister nehm en paar dröge Telgen un leggt de krüzwis tosam as Grund vun dat Nest. As de Duv dat sehn harr, seggt se: „Nu kann ik dat, dat is ja garkeen Kunst; nu lat mi man alleen!" „Ne," seggt de Heister, „tööf man noch; dit is ja erst de Anfang, wi sünd noch lang nich fertig dormit."

Abers de Duv wull nu alleen bugen un meen, se harr genug sehn, se künn dat nu, he schull man gahn.

Do nehm de Heister de bunt' Koh un flög weg.

As de Duv nu wiederbugen wull an ehr Nest, leggt se de Telgen jümmers blot krüzwis œwerenanner, denn se harr ja nix anders sehn; un so is dat komm'n, dat se bit up den hütigen Dag so'n slecht Nest bug'n deit.

Wenn du abers malins dörch'n Holt geist, wo wille Duwen sünd, denn kanns ehr männigmal schrig'n hören. Dat klingt grad so, as wenn se röppt: Min bunt' K—u—u—h, min bunt' K—u—u—h.

Mitteilungen.

1. Fastnachtsbrauch aus dem Kirchspiel Grömitz. Die Kinder erscheinen frühmorgens in den Schlafzimmern der Eltern, Geschwister u. s. w., eine mit bunten Bändern geschmückte Rute in der Hand. Mit dieser schlagen sie auf die Bettdecke und sprechen: „Heute, heute ist der Tag, wo ik Hedwecken pitschen mag. Un wullt du nich mit Goden, so komm ik mit de Roden. Un wullt du nich mit Freden, so komm ik mit de Weden."
Pastor Jessen in Trittau.

2. Ein Kosakenball. Kosakenball? Unter diesem Namen wird seit mehr denn 80 Jahren in dem Dorfe Wrohm im Kirchspiel Tellingstedt alljährlich in einem Privathause der Dorfschaft ein Tanzvergnügen abgehalten. Es ist eine Erinnerung an den 16. Februar des denkwürdigen Jahres 1813, an welchem Tage die Kosaken, nachdem sie in jenem Dorfe und der Umgegend schrecklich gehaust, verwüstet und geplündert hatten, abmarschierten. Durch diese Feier wird die Erinnerung an jene trüben Tage wieder aufgefrischt und so der Nachwelt erhalten. In früheren Zeiten war damit allerlei Mummenschanz verbunden, welcher aber im Laufe der Zeiten allmählich verschwunden ist.
Windbergen. J. Schwarz.

3. „De dat Krüz hett, segent sik." Das Sprichwort stammt aus katholischen Zeiten. Dem Segen des Priesters schrieb man besondere magische Kraft zu, namentlich dann, wenn er mit dem Kruzifix in der Hand erteilt wurde, und man nahm an, daß der Verwalter solcher Segenskraft sich selber zuerst bedenken werde. So wird dieses Wort z. B. dem zugerufen, der, in der Nähe einer vollen Schüssel sitzend, sich so reichlich bedient, daß andere fürchten müssen, zu kurz zu kommen, wie überhaupt jedem, der eine bevorzugte Stellung benutzt, um sich selber Vorteile zuzuwenden.

4. Abnahme der Tierwelt. In betreff meines in der „Heimat" veröffentlichten Aufsatzes „Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen" sind mir zwei dankenswerte Mitteilungen zugegangen, beide aus dem nördlichen Schleswig. Herr Kreisphysikus Dr. Hansen aus Gramm berichtet, daß in seinem Bezirk fünf bewohnte Nester schwarzer Störche vorhanden sind, und Herr Zahnkünstler Nissen berichtet aus Flensburg, daß die schwarzen

Störche noch alljährlich im fiskalischen Forst von Handewitt nisten. Hinsichtlich des Birkhuhns teilt derselbe Herr mit, daß dieser Vogel auch dort ausgestorben war, aber am 15. November 1889 vom dortigen Jagdverein in der Gemarkung Frösle aufs neue ausgesetzt worden ist. Diese neu eingeführten Hühner haben sich seitdem so stark vermehrt, daß der Abschuß derselben schon seit 2 Jahren stattfindet und das Balzlied des Hahns im Frühjahr in der ganzen Gegend gehört wird.

Meldorf. Tiessen.

5. Kampf einer Waldameise, Formica rufa, mit dem Feld-Sandkäfer, Cicindela campestris. Bei einer Revision meines Jagdreviers Bilsen, im Juli 1892, hatte ich die Gelegenheit, einem merkwürdigen Kampfe mit beizuwohnen. In einem ausgetrockneten Sandgraben fielen mir die vielen Flügel- und Thoraxüberreste des grünen Sandkäfers auf. Bei näherer Besichtigung wurde ich gewahr, daß sich eine Ameise an der letzten Tarse eines Hinterbeins des genannten Käfers festgebissen hatte und den Raub aufzuhalten bemüht war. Der Käfer, kräftiger als sein Angreifer, versuchte, diesem zu entfliehen. Er versuchte in der Luft sein Heil; aber auch dieser Fluchtversuch half ihm nichts. Die Ameise hielt fest an ihrem Raub. So dauerte es nur kurze Zeit, und der arme Käfer mußte sich wieder zur Erde begeben, um da nochmals zu versuchen, seinen Feind abzuschütteln. Bald kam eine zweite Ameise des Weges, hielt den Käfer an, biß sich unter der Flügeldecke fest und versuchte da, dem Insekt den Todesstoß zu geben; aber noch immer hielt der Käfer stand, bis zuletzt eine dritte und eine vierte Ameise herbeikamen und ihrem Raub den Garaus machten.

Wankendorf. Kummerfeld.

Im Anschluß an diese Beobachtung wird von anderer Seite bemerkt: Die Cicindelen sind kräftige, äußerst gewandte Käfer, die auf lebende Insekten Jagd machen und mit tigerartiger Mordlust über ihre Beute herfallen, das Schlachtopfer mit ihren scharfspitzigen Oberkiefern packen und es sofort in Stücke zerreißen. Auch ihre Larven leben, an sonnigen, sandigen Stellen in Höhlen verborgen, vom Raub der Insekten: sie erhaschen, indem sie am Eingang ihrer Wohnung sich auf die Lauer legen und nur die Kiefer aus der Öffnung hervorstrecken, jedes harmlos vorüberkommende Tierchen, zerren es tiefer in die Grube, um es dann in Ruhe zu verzehren. Die große, rote Waldameise, so kühn und stark sie auch ist, wird schwerlich in dem Kampf mit einem Sandkäfer den Sieg erringen, es sei denn, daß sie es nur mit einem altersschwachen oder kranken Gegner zu thun hat. Wahrscheinlich handelte es sich in dem vorliegenden Falle nur um den Angriff auf einen geschwächten Käfer, der nach der Begattung oder Eierablage seinem Ableben schon ohnehin nahe war. Die vielen Bruchstücke zernagter Sandkäfer lassen darauf schließen, daß diese Tiere dort ihren Sammelplatz und in der Nähe auch ihre Brutstätte gehabt haben.

6. Ein weißer Hase. Herr Lehrer emer. Butenschön in Hahnenkamp bei Horst in Holstein teilt mit, daß in der Horster Gemarkung bei einer am 7. Januar dieses Jahres abgehaltenen Treibjagd ein weißer Hase gesehen worden ist. Da er diesmal unverletzt entkommen ist, wird man sich nach Ablauf der diesjährigen Schonzeit bemühen, seiner habhaft zu werden. — Es wird sich dabei um eine Farbenabänderung (Albinismus) handeln, wie sie bei allen Tieren vorkommt. Ein anderer Freund unsers Blattes teilt im Anschluß an diese Nachricht mit, daß er — was jedenfalls selten ist — einen fast schwarzen und einen fuchsroten Hasen geschossen hat.

Anregungen und Fragen.

1. Wandlungen der Sitten und Gebräuche in den letzten 50 Jahren. Man schweift in seinen Mitteilungen über frühere Bräuche so gern in die ferne Vergangenheit zurück und vergißt dabei leicht die nächstliegende Zeit, die doch seit einem Menschenalter mancherlei Umwandlungen gebracht hat, zu denen früher Jahrhunderte gehörten. Harms berichtet uns in seinem „Gnomon," was seit seiner Jugendzeit sich in Sitten und Gebräuchen verändert hatte; es wäre wohl der Mühe wert, wenn ein Zeuge der letzten 50 Jahre, der mit aufmerksamem Blick und unbefangenem Urteil den Veränderungen gegenüber gestanden hat, uns einmal ein Bild aufrollen wollte von den Umwandlungen in in Sitten und Gebräuchen, die er seit seiner Jugend an sich hat vorübergehen sehen. Eine solche Betrachtung gehört vor allem in eine Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe macht, die Heimat geschichtlich zu betrachten. Tiessen.

Anm. Die Schriftleitung kann nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß die „Heimat" schon oft Einzelzüge zu einem solchen Gesamtbilde gebracht hat; sie darf u. a. auch an den in den letzten Nummern enthaltenen Artikel der Frau Hauptpastor Schnitger erinnern. Immerhin aber enthält obige Bemerkung einen beachtenswerten Hinweis, und dieser wird hoffentlich seine Wirkung nicht verfehlen.

2. Moorbrücken. In der Frage der „Teutoburger Schlacht" und für die Erklärung des Tacitus (Ann. I u. II) spielen die Moorbrücken, die sog. pontes longi, eine große Rolle. Diese finden sich überall in den Mooren zwischen Rhein und Elbe, besonders am Dümmer, um Oldenburg herum, südlich des Osning, bei Stade und Cuxhaven. Bis jetzt nimmt man sie als römischen Ursprungs an. Es wäre nun von großer Wichtigkeit, zu erkunden, ob auch in den Mooren östlich der Elbe sich derartige Bohlenwege, schön und geschickt ausgeführt, oder Knüppeldämme finden, in verschiedener Tiefe unter dem Moore (½ m, 1—2½), ev. in welcher Konstruktion u. s. w. Für jede freundliche Auskunft herzlichen Dank im voraus.

Hamburg, Sophien-Allee 13. Dr. A. Wilms.

3. Eine kostbare Abart des allbekannten, häufigen Citronenvogels (Gonopteryx rhamni) besitzt das Holstenland. Man denke sich das Gelb der Oberflügel des Männchens jener Art oben bis auf die Ränder übergossen mit einem prächtigen blauschillernden Karminrot, welches durch eingelagerte dunklere Schuppen verdüstert erscheint, und man hat eine ziemlich treffende Vorstellung von jener eigenartigen Form. Dieselbe erinnert also außerordentlich an die südeuropäische Gon. cleopatra, nur daß dort das Karminrot durch Orange vertreten wird. — Ich weiß bisher von drei Stücken dieser Abart; das eine befindet sich noch im Zoologischen Museum hier. Wahrscheinlich sind alle drei Exemplare vor längeren Jahren in der Wilster-Marsch gefangen worden, und ich möchte glauben, daß sie nur dort vorkommt. Jedenfalls ist das Tier sonst noch nirgends beobachtet worden. Es ist von wissenschaftlichem Werte, über diese seltene Form genauere Daten zu gewinnen. Ich bitte daher einerseits, die vorhandenen Sammlungen auf jene unverkennbare Aberration hin zu prüfen, andererseits, im kommenden Frühling auf jene Form sorgsam zu achten. Besonders die Schuljugend wird mit Vorteil auf dieselbe hingewiesen werden können; doch ist ihr sorgsame Behandlung des Falters sehr ans Herz zu legen. Für einigermaßen reine Stücke bin ich bereit, 10—15 M. zu zahlen. Mitteilungen über diesen Gegenstand werden mich sehr verpflichten.

Kiel, Knooperweg 61. Dr. Chr. Schröder.

Bücherschau.

Frölich, Werner, Geschichte Schleswig-Holsteins von der ältesten Zeit bis zum Wiener Frieden. Flensburg: Huwaldsche Buchhandlung, O. Hollesen, 1896. (IV) u. 204 S.; 8°. M. 2,00. — Während in dem größeren Teile Schleswig-Holsteins der national-politische Kampf schon längst seinen Abschluß gefunden hat, tobt derselbe im nördlichen Schleswig (von Flensburg an) noch immer mit ungeschwächter Kraft. Dieser Kampf erklärt es, daß der schleswig-holsteinischen Geschichte dort noch ein Interesse zugewandt wird, wie man es anderswo in Schleswig-Holstein selten findet, und darum ist es kein Zufall, daß nach längerer Unterbrechung die erste schleswig-holsteinische Geschichte in Flensburg erscheint. — Die einschlägigen Veröffentlichungen des Jahres 1896 sind aber noch nach anderer Richtung hin von Interesse. Sie zeigen, daß sich auf beiden Seiten eine Verschiebung des Kampfes vollzieht, indem man den Streit über die ursprünglichen Verhältnisse in Schleswig beiseite schiebt und statt dessen mit Rücksicht auf die Gegenwart die jüngere Vergangenheit schärfer ins Auge faßt. Johan Ottosen, der Schwiegersohn Gustav Johannsens, hat in seiner kürzlich erschienenen Lebensbeschreibung Peter Hiort Lorenzens schon dieser Wandlung das Wort geredet, und Werner Frölich befolgt in seiner schleswig-holsteinischen Geschichte dasselbe Prinzip, indem er drei Viertel seines Buches der Darstellung des 19. Jahrhunderts widmet und auf den ersten 56 Seiten die vorausgehenden Ereignisse unter stetem Hinweise auf ihre Bedeutung für die Gegenwart registriert. So hat Frölich den Raum gewonnen, eine ausführliche Vorgeschichte und Geschichte der schleswig-holsteinischen Erhebung liefern zu können, und den Nachweis geführt, daß ein aufrührerischer Charakter derselben nicht innewohnt. — Der Versuch Frölichs, König Friedrich I. von der Verantwortung für den an Christian II. begangenen Treubruch zu reinigen (S. 31), ist geschichtlich nicht gerechtfertigt. Der Vertrag vom 23. April 1852 hätte (S. 188) einer sachlichen Würdigung unterzogen werden müssen, da er in der Agitation eine wesentliche Rolle spielt. In Abschnitt XXII hätte des Moltkeschen Planes Erwähnung geschehen müssen, da die Ereignisse die Zweckmäßigkeit desselben erwiesen haben. Der Tag von Düppel war ein Ruhmestag für die preußischen Truppen; aber der Tag von Alsen entschied den Feldzug. Mit Rücksicht auf den Zweck der Schrift hätte die Geschichte des § V des Prager Friedens eingehender dargestellt werden müssen. — Abgesehen von einigen kleineren Irrtümern (z. B. der Verwechselung von Hüsby, Kreis Schleswig, mit Husby, Kreis Flensburg) kann die Schrift namentlich Beachtung verdienen, wenn es gilt, die Vorgeschichte der Erhebung zu würdigen.

Kiel. A. P. Lorenzen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 5. Mai 1897.

Am Balzplatz der großen Bekassine (Gallinago maior).

Von Gymnasial-Oberlehrer **J. Rohweder** in Husum.[1])

Die große Sumpfschnepfe ist für Schleswig-Holstein der Hauptsache nach Durchzugsvogel. Sie erscheint hier, von allen Schnepfen die letzte, frühestens von Mitte April an, meist aber erst im letzten Drittel dieses Monats, und die Waldschnepfenjagd hat in der Regel vor vierzehn Tagen ihr Ende erreicht, wenn die ersten „Doppelschnepfen" eintreffen. Der Hauptzug findet im Mai statt. Bis Mitte Juni haben uns diejenigen verlassen, welche ihre nordischen Brutplätze, die Tundren Rußlands oder Sibiriens, suchen. Nur eine geringe Anzahl bleibt während des Sommers hier, um ihr Brutgeschäft in den großen Heiden, Mören und Wiesenniederungen unserer Provinz, besonders des nordwestlichen Schleswig zu besorgen. Die ganze Zahl der zurückbleibenden Brutpaare möchte ich nach dem Durchschnitt vieljähriger Beobachtungen auf ungefähr 3—400 veranschlagen. Von Mitte August an treffen bereits die eigentlichen Durchzügler wieder ein, und bis gegen Ende September sind mit ihnen die einheimischen Brutvögel nach dem Süden abgezogen.

Der Frühlings-Durchzug dauert also, trotz des späten Beginns, gegen zwei Monate. Die Vögel mögen eben überhaupt keine Eile haben, an ihr Wanderziel zu kommen, und abwarten wollen, bis auch dort der Frühling eingezogen; ein nicht geringer Teil aber benutzt diese Zeit, um an besonders einladenden, d. h. ihrer nordischen Heimat möglichst ähnlichen Reisestationen die der eigentlichen Paarung vorangehenden Liebesspiele aufzuführen.

Solcher Balzplätze giebt es im mittleren und nördlichen Schleswig mehrere. Sie werden von den Jägern „Knebberplatz" genannt, eine aus dem Dänischen kommende Bezeichnung, welche im Folgenden ihre Erklärung finden wird.

Ich habe drei dieser Plätze zu verschiedenen Malen während der Balzzeit besucht, von einigen anderen durch kundige Jäger mir eine Beschreibung geben lassen. Wie viele es deren im ganzen in meinem Beobachtungsgebiet geben mag, kann ich auch nicht annähernd bestimmen, da die Erkundigungen nach denselben

[1]) Mit Genehmigung des Verfassers dem Journal für Ornithologie, Jahrg. XXXIX, Seite 419, entnommen.

bei den Vogelfängern überall auf Schwierigkeiten stoßen.[1]) Die meisten werden seit vielen Jahren, zum Teil seit undenklichen Zeiten, von den Vögeln regelmäßig besucht und nach Lage und Umfang genau inne gehalten, so lange keine besonderen Störungen (durch Schießen ꝛc.) oder wesentliche Veränderungen der Örtlichkeit selbst (durch die Kultur oder natürliche Umstände) eintreten. Der unten beschriebene Knebberplatz z. B. ist seit ungefähr 60 Jahren von einem mir bekannten Jäger „bestellt“ worden.

Die Vögel sammeln sich auf diesen Plätzen in der Regel zwischen dem 20. und 30. April. Am 12. Juli soll nach der Behauptung einiger Jäger die Erregung der Balzvögel ihren Höhepunkt erreicht haben, worauf diese dann in den nächsten Tagen vom Balzplatz wie aus der ganzen Gegend verschwinden. Es sind übrigens nur Männchen, die sich hier zusammen finden. Die Weibchen bleiben zerstreut an ihren Futter- und Lagerplätzen, sind vielleicht auch schon zum Teil nach dem Norden vorangezogen; wenigstens scheint mir ihre Zahl, soweit ich habe feststellen können, bedeutend hinter der Anzahl der Männchen zurückzustehen.

Das Balzspiel der großen Sumpfschnepfe ist bis jetzt, soviel ich weiß, am besten von Gadamer beschrieben worden. Vergl. Journal für Ornithologie 1858, Seite 236. Die folgende Darstellung wird in vielen Einzelheiten von dieser Beschreibung abweichen. Ich habe sie nach dem ersten, unter besonders günstigen Umständen ausgeführten Besuch eines Klebberplatzes sofort niedergeschrieben und die späteren Beobachtungen jedesmal sorgfältig mit diesen Aufzeichnungen verglichen, zu wesentlichen Abänderungen aber keine Veranlassung gefunden.

Am 7. Mai holte ich meinen alten Freund, den 76jährigen „Jens-Jäger“ ab. Er stand barfuß in Holzschuhen vor der Thür, mich schon erwartend; denn die Uhr war bereits halb 7, und bis zum Knebberplatz hatten wir noch reichlich eine halbe Stunde zu gehen. Nachdem noch rasch die kurze Pfeife „geladen“ und „angefengt,“ machten wir uns auf den Weg. Ami, ein Mittelding zwischen Pinscher und Schäferhund, begleitete uns. Bald bogen wir vom Feldwege ab in die Wiesen hinein. Jens nahm seine Holzschuhe in die Hand. Auf meine Bemerkung, daß er wegen der kühlen Abendluft hätte Strümpfe anziehen sollen, erwiderte der abgehärtete Alte, dann hätte er ja auch nicht seine „Klobben“ ausziehen und nun so leichtfüßig über die Gräben „stappen“ können; überhaupt sei ihm das kühle Moos an den bloßen Füßen angenehmer als die heißen Wollstrümpfe. Dann erzählte er mir, daß die „Doubletten“ in diesem Jahr (1887) am 27. April eingetroffen seien; ein paar Dutzend wären bereits nach Husum gewandert, aber täglich neuer Zuzug habe den Abgang mehr als gedeckt, und

[1]) Außer dem Entenfang in den Vogelkojen und dem Gänse- und Entenfang mit Schlag- und Stellnetzen auf unsern Nordsee-Inseln giebt es allerdings keinen systematischen Vogelfang in Schleswig-Holstein; aber manche Jagdbeflissene wissen doch die nach Örtlichkeit und Zeit sich ihnen bietende Gelegenheit zu einem einträglichen Laufschlingenstellen wohl zu benutzen. Sie bewahren aus leicht zu begreifenden Gründen über ihr Geschäft meist das tiefste Geheimnis.

der Knebberplatz wäre augenblicklich aufs beste besetzt. Seine Vermutung, daß die Besucher des Platzes lauter „Hêkens" seien, konnte ich zu seiner Freude bestätigen, da ich die nach Husum abgegangenen nicht bloß auf ihren Wohlgeschmack, sondern auch auf ihr Geschlecht untersucht und gefunden hatte, daß es ausnahmslos Männchen seien. So unter lebhaftem Gespräch, in dem Jens mir noch manches mitteilte, was wohl jagdliches, aber wenig ornithologisches Interesse hatte, kamen wir durch Wiese und Sumpf in die Nähe unseres Zieles.

Einförmig und einsam breitet sich vor uns eine niedrige Heidefläche aus. Weit zurück am Abhange der die moorigen Wiesen umschließenden sandigen Höhen liegen, stundenweit auseinander, ein paar kleine Dörfer. Drei oder vier Ansiedler haben sich näher an die unwirtliche Gegend herangewagt und unter mühevoller Arbeit einem Stück des undankbaren Bodens wenigstens soviel Kultur beigebracht, daß sie im Besitz eines kleinen Gärtchens und einiger Stückchen Ackerlandes ein entbehrungsreiches Dasein fristen können. Das von einer solchen Kätnerei herübertönende Peitschengeknall, mit dem ihr Besitzer ein paar Stück Jungvieh aus der Heide heimtreibt, ist der letzte Laut, der uns an menschliches Thun und Treiben in dieser Wildnis erinnert. Auch die Tierwelt läßt nur wenig Stimmen vernehmen: auf den angrenzenden Wiesen lockt ein Kiebitz, einige Himmelsziegen beschreiben dumpf meckernd ihre Wellenkreise; hin und wieder ein Kuckucksruf und aus jenem fernen Sumpf herüber das vielstimmige, pausenlose Frühlingskonzert der Frösche, — das ist alles, was durch die milde, unbewegte Abendluft klingt.

Wir sind unterdes einige hundert Schritte in die Heide hineingegangen. Wahrlich, sie ist trostlos genug, um das geringe Tierleben erklärlich zu machen. Kein Strauch weit und breit, wenn man nicht den harzduftenden, fußhohen Gagel mit diesem Namen beehren will; selbst jene Abwechslung von trockneren Partien mit höherem Heidekraut, wiesenartigen Niederungen mit kurzem Grasrasen und sumpfigen Pfützen mit üppigem Binsendickicht, wie man sie sonst in unseren Mören zu finden pflegt, fehlt hier; keine größere Wasserfläche, nicht einmal eine Torfgrube; nur am Rande ein breiter Graben, der das bräunliche Wasser aus kleinen Rinnen des Moores aufnimmt. Die einzige Unterbrechung des eintönig graubraunen Heidegrundes wird durch sparsame kleine grüne Flecke gebildet. Sie liegen ein wenig niedriger als ihre Umgebung. Der weiche Boden ist vor alten Zeiten vom Vieh zertreten; es haben sich fußhohe Kufen gebildet, hier „Bülten" genannt, zwischen denen bald schmäler bald breiter vertiefte Gänge sich hindurch winden und ein Labyrinth von Laufgräben bilden. Die Erhöhungen sind mit Carexarten, Wollgras und anderen sogenannten sauren Gräsern bewachsen, in den Vertiefungen bilden Moose ein dichtgeschlossenes feuchtes Polster. In regenreicher Zeit mögen solche Niederungen sich wohl zum Teil mit Wasser füllen, aus dem die „Bülten" wie kleine Inseln hervorragen.

In einer solchen Niederung machen wir Halt: wir befinden uns auf einem alt berühmten Knebberplatz! Auf sämtlichen Bülten ist das Gras niedergetreten und vom „Gestüber" der Bekassinen weiß übertüncht. In dem Moospolster der

Niederungen sind schmale, rinnenartige Gänge mehrere Zoll tief ausgetreten; sie verlaufen kreuz und quer, um sich hier und dort auf etwas freieren, ein paar Quadratmeter großen Flächen zu vereinigen, deren Moos gleichmäßig zertreten ist. Der ganze Platz mag etwa 3—400 Quadratmeter groß sein.

Beim Betreten desselben erhoben sich drei Doppelschnepfen und flogen in die Heide hinein. „Die findet man immer hier," meinte mein Führer, „sie scheinen tags über Wache zu halten und werden bald wieder zurückkommen. Hier wollen wir uns niedersetzen." Auf meine Bemerkung, daß wir uns ja, völlig ohne Deckung, auf dem Spielplatz selbst befänden, und die Vögel, die uns schon aus der Ferne sehen könnten, sich nicht heranwagen würden, erwiderte Jens: „Darum kümmern die sich gar nicht." Dieselbe Antwort erhielt ich, als ich ihn aufforderte, den umherschnüffelnden Ami heranzurufen. Auf zwei verhältnismäßig wenig überkalkten Bülten machten wir es uns bequem, und so in etwa drei Schritt einander gegenüber sitzend, warteten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Die Uhr war reichlich halb 8. Die Sonne berührte fast den Horizont. Eine leichte Dämmerung breitete sich bereits über das Moor. Die Gegenstände der Ferne traten nur noch in verschwommenen Umrissen hervor. Da kam die erste Bekassine herangeflogen. Mit auffallend langsamen Flügelschlägen, in fast schwerfällig zu nennendem Fluge strich sie niedrig, etwa drei Fuß über der Heide daher, schweigsam, aber mit den Flügeln ein recht lautes „wuff, wuff, wuff" verursachend, und nahm ungefähr zehn Schritte von uns zwischen den Bülten Platz. Unmittelbar nach dem Niedersetzen sträubt sie etwas das Gefieder, streckt den Kopf vor, richtet den langen Schnabel schräg nach oben und beginnt jene eigentümliche Musik, die dem Schauplatz ihrer Aufführung eben den Namen „Knebberplatz" verliehen hat. Dieses durch das Zusammenschlagen von Ober- und Unterschnabel hervorgebrachte Knebbern lautet etwa wie „knebbebbebbebbeb . . .," dauert in einem Zusammenhang ungefähr fünf Sekunden und nimmt an Schnelligkeit der Silbenfolge wie an Stärke während dieser Zeit ganz allmählich ab, wird also ritardando und decrescendo vorgetragen. Das von Gadamer empfohlene Experiment giebt in der That die beste Vorstellung von dieser sonderbaren Musik. Ich gebe dessen Beschreibung hier wieder, da nicht allen Lesern der betreffende Aufsatz zur Hand sein dürfte. „Man drücke ein fast 1/4 Zoll dickes Fischbein mit der einen Hand auf einen massiven Tisch in der Art, daß das Fischbein nur etwa mit 3—4 Zoll auf dem Tische aufliegt und eine halbe Elle über denselben hinausragt. Biegt man nun dasselbe von außen mit einem Finger in die Höhe und läßt es gegen die Tischplatte fallen, so entsteht ein vibrierender Laut, der vollkommen dem der Doppelbekassine gleicht."

Unterdes, das heißt im Verlauf von etwa zehn Minuten ist ein zweiter, dritter . . . zehnter Vogel angekommen. Das laute Wuchteln des Flügelschlags kündigt jeden heranstreichenden deutlich an. Selten hört man daneben ein dumpfes „kortsch." Alle machen es bei ihrem Antritt genau wie der erste, d. h. führen sich mit einer Knebberstrophe ein. Bis jetzt ging auf dem Platz noch

alles friedlich her. Bald aber — es haben sich mittlerweile vielleicht gegen zwanzig Stück eingestellt, treffen hier und dort in ihren Laufgängen zwei aufeinander, und nun beginnt ein kurzer Kampf, der an das Turnier der Kampfhähne erinnert, aber nicht so ernstlich wie von diesen, nicht mit solch ritterlicher Würde ausgefochten wird. Die beiden Kämpen fahren mit ihrer Schnabellanze auf einander los, geraten Leib gegen Leib, richten sich hoch empor, schlagen einige Male mit den Flügeln, laufen auseinander und — stehen mit einer so langweiligen Gebärde da, als ob sie nie der geringsten Aufregung fähig wären. Ich habe bei den vielen, die von der Arena direkt in meine Hände gelangt sind, nicht die kleinsten Spuren von Verwundungen oder überhaupt irgend welche Zeichen bestandener Kämpfe auffinden können.

Während ich gerade meine Aufmerksamkeit auf ein solches, unmittelbar vor meinen Füßen sich abspielendes harmloses Turnier richtete, wurde ich durch ganz neue, mir bis dahin völlig fremde Töne überrascht. „Bibbelibībībībibibiibii . . . . biiieh" klang es von dort rechts herüber. Die ersten Silben bilden in der Form eines Doppelschlags eine Art Einleitung, die nächsten sind am stärksten betont, und die nun folgenden werden bis zum Ende der Strophe immer länger ausgezogen; das i ist von Anfang an sehr hoch und fein; der Vortrag auch hier ritard. und decresc., wenig laut, fast flüsternd. Eine allgemeine Bezeichnung für die Tonfolge läßt sich schwer finden. Ich habe sie in meinem Tagebuch mehrfach „Gezwitscher" genannt, doch paßt dieser Ausdruck eigentlich nur, wenn mehrere Vögel zu gleicher Zeit „bibbern." Gegen das Ende der Strophe scheint der Vortragende in große Aufregung zu geraten; das Gefieder wird gesträubt, die Flügel gespreizt und der Schwanz fächerförmig ausgebreitet. Während dieses Gebärdespiels wird oft das Bibbern unterbrochen von einem dumpfen „orrorrorrorrorr" Letzteres erinnert an den bekannten Balzgesang der Himmelsziege (Gallinago caelestis), das Meckern, klingt aber nur leise, sehr tief und hohl, ich möchte sagen bauchrednerisch.

Die Uhr war 8. Immer mehr Vögel waren herbeigekommen. Mindestens 50 bis 60 waren versammelt; es konnten vielleicht gegen 100 sein. Ich hatte ja zuletzt nicht mehr auf die Ankömmlinge geachtet; außerdem ist nicht ausgeschlossen, daß einige sich laufend genähert. Jedenfalls war der Sängerchor jetzt vollzählig auf dem Platz. Im Verhältnis zu seiner allmählichen Verstärkung hatte natürlich das Knebbern und Bibbern zugenommen; beides wechselte mit einander ab, doch wurde nach und nach das Knebbern seltener, während das Bibbern immer häufiger wiederholt wurde, immer kräftiger ertönte, immer mehr an musikalischem Vortrag gewann und sich schließlich zu einem geordneten Chorgesang der wunderbarsten Art gestaltete.

Wir saßen in der Nähe des westlichen Randes auf dem Balzplatz; die Vögel befanden sich also östlich von uns; und es schien, als hätten sich die Künstler in einem großen Halbkreis von etwa 40 Schritt Länge um den Zuhörerraum in Reihe und Glied aufgestellt, und als würde der Vortrag von einem Dirigenten geleitet.

Auf dem linken Flügel beginnt ein einzelner Sänger: Bibbelibī — als ob er einen Solovortrag halten wolle. Aber kaum hat er angefangen, so setzt neben ihm ein zweiter ein, dann in rascher Aufeinanderfolge ein dritter, vierter, fünfter u. s. w., alle in derselben Tonhöhe und im selben Takt dasselbe Thema fugenartig wiederholend; und indem so der Gesang vom linken Flügel aus nach rechts sich fortpflanzt, schwillt er vom Solo an zum vielstimmigen Chor. Bevor aber noch der äußerste rechte Flügel zum Einsatz gekommen ist, verstummt am linken eine Stimme nach der andern in der Reihenfolge wie sie begonnen; und allmählich immer mehr an Stimmenzahl abnehmend, schließt der Gesang am entgegengesetzten Ende mit einem leisen einstimmigen „biiieh." Dann folgt eine kurze lautlose Stille. Und nun wiederholt sich dasselbe Lied, entweder von demselben Flügel aus in derselben Richtung an- und abschwellend, oder aber zur Abwechslung rechts beginnend und am linken Ende aufhörend. Nicht ein einziges Mal habe ich bemerkt, daß aus der Mitte ein Stimmführer sich erhob. Anfangs wurden die Pausen dann und wann noch durch ein vieltöniges Geknebber ausgefüllt; dann wurde dieses seltener, und nach ungefähr einer Stunde hörte es ganz auf. — Mit welchen Pantomimen die Sänger ihren Vortrag begleiteten, ließ sich nach dem vorher Beobachteten leicht ausmalen. Leider verhinderte die Dunkelheit, diesen wesentlichen Teil der ganzen „Vorstellung" zu genießen. Nur die weißen Seitenfedern des ausgespreizten Schwanzes leuchteten anfangs noch vom dunklen Grunde der Schaubühne auf, gleich dem phosphorischen Schimmer im Riedgras verborgener Leuchtkäfer. Schließlich erloschen auch sie.

Durch die Anwesenheit der Beobachter wurde die Vorstellung nicht im geringsten gestört. Weder unsere laute Unterhaltung, noch das Anbrennen der Pfeife oder Zigarre, noch selbst das Rufen und Flöten nach Ami veranlaßte die Vögel, Gesang und Spiel auch nur auf kurze Zeit zu unterbrechen. Einzelne kamen ab und zu ganz nah an uns heran; und nur wenn ich einmal nach einem bis auf Armeslänge meinem Sitz sich nähernden rasch die Hand ausstreckte, erhob er sich mit Gefluster ein paar Fuß vom Boden, um sich sofort, vielleicht einen Schritt weiter, wieder niederzulassen.

Ich wurde nicht müde, dem wunderbaren, in der Vogelwelt einzig dastehenden Balzgesang zuzuhören; aber als von etwa 9½ Uhr an die Pausen länger wurden, der Gesang selbst an Lebhaftigkeit verlor, zudem im Südwesten ein Gewitter heraufzog und ich immer noch ein paar Stunden zur Heimreise gebrauchte, so verließ ich gegen 10 Uhr das Moor mit seinem sonderbaren Sängerchor. Noch bis zum Rande der Heide, vielleicht gegen 1000 Schritt vom Balzplatz entfernt, klang es wie flüsterndes Gewisper durch die stille Frühlingsnacht zu mir herüber; dann wurde es still. — Der stärker rollende Donner verkündete für die Nacht den Beginn eines andern Naturschauspiels, größer, erhabener, aber auf das Gemüt — wenigstens auf das eines Ornithologen — nicht stärker einwirkend als jenes geheimnisvolle Treiben der Sumpfschnepfe im Moor.

Burg Arnesvelde.

Von **Ernst Ziese** in Ahrensburg.

Die Überreste einer der ältesten Festen des Landes Stormarn, der Burg Arnesvelde, kann man noch heute in dem Gräflich Schimmelmannschen Forstrevier Hagen, etwa eine halbe Stunde von dem jetzigen Schlosse Ahrensburg entfernt, sehen. Diese Reste bestehen allerdings nur noch in einer ringförmigen Umwallung, die von einem tiefen, jetzt trocken liegenden Wallgraben umspannt wird. Die Seltenheit derartiger Überbleibsel einer weit zurückliegenden Vergangenheit des Stormarnschen Landes veranlaßt mich, so gut dies für einen Laien in der Geschichtsforschung möglich ist, das, was ich über die Geschichte dieser Burg gesammelt habe, zusammenzustellen, um es in diesen Blättern zu veröffentlichen. Manchem Historiker mag mehr und Näheres bekannt sein, mir ist es bisher nicht gelungen, ein vollständigeres Material, als das folgende, zu sammeln.

Die noch vorhandenen Reste lassen nur noch die äußere Form der Burg erkennen, einen Erdwall, mit Felsen untermischt. Sachverständige Ausgrabungen sind meines Wissens an dieser Stelle nie gemacht worden, Nachgrabungen anderer Art, nach vermuteten Schätzen, allerdings vielfach. Pastor Eicke, von 1729—1792 Prediger an der Kirche zu Woldenhorn, ein sehr fleißiger Chronist, schreibt, daß man überall an der Stelle nach Schätzen gesucht und gegraben habe, gefunden sei auch etwas, nämlich die Überzeugung, daß nichts zu finden sei.

Der Platz, auf dem die Burg gestanden hat, heißt noch heute der Schloßberg; er liegt am Nordwestrande des Hagener Forstreviers, ziemlich der jetzigen Ortschaft Ahrensburg zugekehrt. Ein Berg ist es nun freilich nicht, kaum ein Hügel; die jetzt bewaldete Gegend wird früher freies Feld gewesen sein. Nach Norden und Westen hin war der Platz durch einen kleinen See, den sog. Galgener Teich, gesichert, der aber vor mehr als 30 Jahren trocken gelegt wurde und jetzt auch größtenteils bewaldet ist. Die ringförmige Umwallung umschließt einen lichten Raum von 50 m Durchmesser, ein nach Norden vorspringendes Plateau ist zweifellos die Basis eines vorgeschobenen Turmes gewesen, der durch einen, durch den Sumpf geführten Damm mit der inneren Feste verbunden war. Der tiefe Wallgraben weist am oberen Rande jetzt noch eine Breite von 10 m nach, seine Außenseiten scheinen, wie die des Burgwalles, mit Felsen ausgesetzt gewesen zu sein. Der genannte See, der früher wohl weit größer gewesen, als er der jetzt noch lebenden Generation bekannt war, da er auch die anstoßenden Moore umfaßt, bezw. sie zu unpassierbarem Sumpflande gemacht haben wird, hat gleichzeitig den Wallgraben gespeist. Außer diesem inneren Burgwall findet man noch die Reste von zwei weiter entfernten, äußeren Umwallungen, die einen großen Flächenraum umfassen und anscheinend auch von nassen Gräben umspült worden sind. Das Ganze macht den Eindruck einer für die damalige Zeit recht starken Festung.

Es ist eine Abbildung der Burg Arnesvelde erhalten, nach einem Kupfer-

stich aus dem Jahre 1590; ich habe sie in dem sehr seltenen Werke: Hier. Henninges, Genealogiae aliquot familiarum nobilium in Saxonia, Hamburg 1590 (2. Aufl.) gefunden. Dazu ein Epigramm, das ins Deutsche übersetzt, wie folgt lautet: „Daniel Rantzau, von nicht geringer Herkunft, hat mich auf gerechte Art und Weise sich erworben, durch sein Erz hat er mich sich zu eigen gemacht und durch die Waffen, die er für den Dänenkönig trug, als der Schwede Krieg anfing und das fruchtbare Dänemark zwang, die Waffen in die friedliche Hand zu nehmen. Weil aber Rantzau in diesem Kriege, von einem Geschosse getroffen, gestorben ist: So bin ich jetzt seinem Bruder Peter unterthan, welcher ein rechtmäßiger Erbe Daniels war."



Der Wortlaut dieses Epigramms läßt darauf schließen, daß Daniel Rantzau das Gut zum Dank für seine Dienste vom Landesherrn, dem König von Dänemark, teils geschenkt erhalten, teils, wohl für einen sehr mäßigen Preis, gekauft hat.

Die vorhandene Abbildung stimmt mit dem noch erkennbaren Grundriß merkwürdig überein. Sie zeigt eine hohe, ringförmige, mit Felsen befestigte Umwallung, in die drei turmartige quadratische Häuschen, von je zwei Stockwerken Höhe, eingebaut sind. Der Wall ist von einem mit Wasser gefüllten Graben umgeben; zu dem Thor des vorderen Turmes führt eine Brücke. Innerhalb der Umwallung scheint freier Hofraum gewesen zu sein, denn dieser ist dem Bilde nach mit einzelnen Bäumen bewachsen.

Zu der Zeit, deren Jahreszahl das Bild trägt, ist die Burg wohl nur noch ein Trümmerhaufen gewesen, doch mögen die Trümmer immerhin noch eine deutlichere Vorstellung des früheren Bestandes ermöglicht haben, als dies heute der Fall ist. Dies geht hervor aus der von Heinrich Rantzau handschriftlich hinterlassenen lateinischen Beschreibung von Schleswig-Holstein und Jütland, welche den Titel führt: Cimbricae chernonesi Descriptio nova, und die von Ernst Joachim von Westphalen in den Monumenta inedita rerum

Germanicarum etc. Leipzig 1739—45 herausgegeben worden ist (Bd. I, S. 1—83). Die Handschrift erzählt von dem neuerbauten (jetzigen) Schlosse Ahrensburg als einem Prachtbau, der dem Peter Rantzau unglaublich viel Geld gekostet habe. Die Beschreibung schließt mit einem Epigramm, das in deutscher Übersetzung lautet:

„Inschrift des Schlosses Arnsburg. Ich Burg, in Zukunft berühmt, heiße Arnsburg. (Einst) einsam gelegen und verfallen (eigentlich: in oder zu zerrissenen, zersplitterten Steinen zerstört) stehe ich (jetzt) schöner wieder hergestellt (als?) am alten Orte.

Dies vollführte Peter Rantzau, ein löblicher Sproß Gosches, aus uraltem Geschlecht.

Das ist nicht ohne Grund geschehen, sondern zur ruhmreichen Ehre des Geschlechts bin ich sowohl dem Könige als meinem Vaterlande wohl erbaut."

Die Beschreibung der Burg beginnt mit folgendem Satze: „Oldenhorn einst, jetzt Arnsburg genannt, ist ein Schloß, das in quadratischer Form erbaut und durch einen tiefen Graben und hohen Wall stark befestigt ist."

In dem Wortlaute des oben mitgeteilten Epigramms und dem vorstehend mitgeteilten Anfangssatze sind manche Widersprüche mit dem bisher geschichtlich Bekannten enthalten. Ohne die eingeklammerten Worte des Epigramms (einst, jetzt, als) würde dasselbe besagen, daß das neue Schloß an der Stelle, wo das alte gestanden hat, erbaut worden sei. Zu ebensolchen Zweifeln giebt der Satz: Oldenhorn einst, jetzt Arnsburg genannt, Veranlassung. Daß das Schloß nicht auf dem Platze, den das alte eingenommen, erbaut worden ist, beweisen die Thatsachen, das Vorhandensein der Überreste im Hagen. Es könnte nur in Frage kommen, ob an der Stelle, wo das Schloß Ahrensburg steht, früher auch eine Burg gestanden hat. In dieser Meinung könnte man bestärkt werden durch den Satz: Oldenhorn einst, jetzt Arnsburg genannt, wenn man dem Wortlaut folgend, annehmen wollte, es hätte auch ein Schloß Oldenhorn gegeben. (Woldenhorn ist der eigentliche und richtige Name des Kirchdorfes, das jetzt Ahrensburg genannt wird; die kirchenamtliche Bezeichnung ist noch heute: Kirche zu Woldenhorn.) Dem widerspricht jedoch, daß die Geschichte nie und nirgends eines solchen Schlosses erwähnt, sondern nur von der Burg Arnesvelde spricht. Diesen Namen führt noch heute ein benachbartes Dorf (Ahrensfelde), das unmittelbar am Forstrevier Hagen liegt und dessen Feldmark sich bis über den Hagen hinaus, an die Grenzen der Gemarkung Ahrensburg erstreckt. Der schon genannte Pastor Eicke erzählt, daß Peter Rantzau seine Habe nicht an dem gebrechlichen Schlosse habe verschwenden wollen, als er das neue erbaute, woraus hervorgeht, daß ein anderer Platz dafür gewählt worden ist. Das neue Schloß wurde 1594 fertig. In der Nähe desselben ließ der Gutsherr die Kirche und die Stiftswohnungen (damals Armenhaus genannt) erbauen; Kirche und Stiftung wurden zu ihrer dauernden Erhaltung mit sicher belegten Kapitalien ausgerüstet (fundiert).

Wann Arnesveld oder Arnesvelde entstanden ist, blieb bisher in Dunkel

gehüllt; zuerst genannt wird der Name Ende 1195 oder Anfang 1196 in einer Urkunde, laut welcher Graf Adolf III. zwei Dörfer: Arnesfelde und Bergfelde, mit ihrem Zehnten dem Hamburger Domkapitel der Nikolai-Kapelle verleiht. Diese Schenkung aber hat sein Sohn und Nachfolger Adolf IV. nicht anerkannt, „weil ihm nicht bekannt sei, daß das Kapitel je im Besitz der Dörfer gewesen.“ Hierin liegt zugleich der Beweis, daß Arnesvelde nicht Eigentum eines ritterlichen Geschlechts, sondern landesherrlicher Besitz war. Ein einziges Mal kommt in den Urkunden ein Personenname vor, der auf einen Zusammenhang mit diesem Ortsnamen hindeutet: im Register zum Hamburgischen Urkundenbuche steht ein Johann von Arnesvelde im Jahre 1295 als Ministeriale aufgeführt. Ob und welche Verbindung zwischen ihm und dem genannten Orte bestanden hat, weiß man nicht.

Was die Entstehung des Namens anbelangt, so sind verschiedene Erklärungen versucht worden. Eine Ableitung des Namens „Arnesvelde“ von dem niederdeutschen Worte „aren“ (pflügen, ackern), die zu der heutigen Bezeichnung „Erntefeld“ führen würde, erklärte Herr Dr. Walther, Bibliothekar der Hamburger Stadtbibliothek, der s. Z. dem Verfasser in liebenswürdigster Weise bei der Bearbeitung der „Geschichte Ahrensburgs“ behülflich war, für nicht haltbar. Pastor Eicke schreibt: „Der Name Ahrensburg soll vermutlich soviel heißen wie Adlersburg, das ist Raubburg. Der Adler heißt in der alten deutschen Sprache Aar, Ari, Arent.“ Auch Herr Dr. Walther ist der Ansicht, daß nur die Erklärung, Arnesvelde bedeute Adlersfeld, die grammatikalischen Ansprüche befriedige; der Name kann seiner Ansicht nach im Gegensatz zu dem Namen eines nahegelegenen Ortes Rokesberghe (Rabenberg) gestanden haben.

Der Name Ahrensburg taucht erst am Ende des 16., bezw. zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf; bis dahin ist nur von Arnesvelde, das gelegentlich auch schon Arensfelde genannt wird, die Rede. Der richtige Name des jetzigen Orts Ahrensburg ist, wie schon erwähnt, Woldenhorn, eigentlich Woldehorn oder Woldehorne, d. h. Waldecke; nur dem jetzigen Schlosse mit seiner Umgebung kommt der Name Ahrensburg zu, auf das alte Arnesvelde kann er nicht angewendet werden. Mit Bezug auf Woldenhorn kommt auch nur einmal ein Personenname in der älteren Geschichte vor, ein Marquard von Woldenhorn, aber ohne jede Verbindung mit dem Orte.

Wir finden also den Namen Arnesvelde in der Geschichte zuerst am Ende des 12. Jahrhunderts und erfahren, daß das Gut landesherrliches Eigentum war. In Falcks Archiv Band IV heißt es: Ahrensfelde blieb landesherrlich, später wurde es eine Raubburg. Mehrfach genannt wird der Name in den Hamburgischen und Lübeckischen Chroniken am Ende des 13. und am Anfang des 14. Jahrhunderts und zwar im Zusammenhange mit Berichten über räuberische Überfälle von kaufmännischen Warenzügen. Von 1304 an war jener bekannte Streit zwischen dem Grafen von Holstein und den Haseldorfer Bauern unter ihrem Anführer Pels; letzteren schlossen sich die Dithmarschen und ihrem Landesherrn aufsässige Ritter an, auch Hamburg und Lübeck nahmen für sie Partei.

Pels hat, wie Detmar erzählt, das schützende Geleit für die Kaufleute und ihr Gut bei dem Verkehr zwischen Hamburg und Lübeck gestellt. Bei diesen Unruhen ist zweifellos auch die Besatzung von Arnesvelde thätig gewesen, zum Nachteil des Handels der Hansestädte.

Im Jahre 1306 schlossen die Städte Hamburg und Lübeck einen Vertrag zum Zweck der Zerstörung der Kastelle Arnesvelde und Wohltorpe (Wohldorf), eine gleichfalls landesherrliche Feste, zur fraglichen Zeit aber als Raubburg sehr berüchtigt. In dem Vertrage verpflichteten die Städte sich, die beiden Raubnester von Grund aus zu entfernen, sei es mit Güte oder mit Gewalt. Das Bündnis wurde auf 10 Jahre geschlossen, doch scheint es seinen Zweck verfehlt zu haben, denn die Geschichte meldet nichts über die Zerstörung von Arnesvelde, berichtet dagegen ausdrücklich, daß die Burg 1314 noch stand.

Im letztgenannten Jahre ging ein Teil des Gutes Arnesvelde bei der Landesteilung zwischen dem Grafen Adolf und seinen Vettern Gerhard und Heinrich an einen der letzteren, wahrscheinlich an Graf Gerhard, über; in dem darüber aufgesetzten Vertrage wird auch zuerst der Name Woldehorne erwähnt. 1322 verpfändete Graf Adolf für sechseinhalbtausend Mark Pfennige die Herrschaft Wohldorf an den Grafen Johann. Biernatzki sagt in seinen „Nordalbingischen Studien Bd. III: „Es scheint, daß 1314 noch Ahrensfelde, 1322 aber Wohldorf das Hauptschloß dieses Distrikts gewesen ist; der Distrikt heißt aber 1322 noch Arnesvelde. Es ist dies das Land zwischen Bille und Alster."

Die Chronik des Franziskaner-Lesemeisters Detmar zu Lübeck, begonnen im Jahre 1385 (Abschrift und Fortsetzung der im Anfange des 14. Jahrhunderts begonnenen Stadt-Chronik) berichtet, daß im Jahre 1326 Graf Johann (genannt der Milde) mit den Mönchen von Reinfeld ein Gut getauscht habe. Letztere besaßen das Gut Trittau und tauschten dasselbe mit dem Holstengrafen gegen Arnesvelde aus. Graf Johann gab ihnen, wie Detmar schreibt, für Trittau ein „besseres" Gut, das zur Arnesrelde gehörte und Woldehorne hieß nnd bauete dann in Trittau ein festes Schloß, zum Schutz gegen die Raubritter und Straßenräuber, die sich in Linow und dem Sachsenlande (Sachsenwald) aufhielten.

Das Unwesen des Raubrittertums scheint in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stärker aufgeblüht zu sein, ein gemeinsamer Feldzug der Hamburger und Lübecker gegen die Räuber, bei dem die Städte noch durch ein kaiserliches Hülfsheer unterstützt wurden, scheint erfolglos verlaufen zu sein, denn er endete 1343 mit einem Friedensschluß. 1347, als sich auch die Grafen von Holstein mit den Städten gegen die Raubritter verbunden hatten, wurde das feste Schloß Wohldorf von den Verbündeten eingenommen und zerstört.

Bei diesen Wirren, jedenfalls nachdem Arnesvelde in den Besitz des Reinfelder Klosters übergegangen war, wird desselben als einer Raubburg nicht mehr gedacht, es wird also unter der Herrschaft der Mönche friedlicheren Zwecken gedient haben. Das Raubwesen dauerte noch fast während des ganzen 14. Jahrhunderts fort. Wohldorf, Linow und Stegen werden noch wiederholt als Schlupfwinkel der Raubgenossen genannt; es wäre also unerklärlich, warum des nahe

gelegenen Arnesvelde nicht gedacht sein sollte, wenn es noch als Raubburg fortbestanden hätte.

Aus den im Vorstehenden gesammelten Notizen ergiebt sich, daß Arnesvelde zeitweilig zu den Burgen gehörte, die in diesem Teile des Landes Stormarn dem Raubrittertum Unterschlupf boten, daß diese Burg aber früher als die andern ihres Charakters entkleidet und daß sie nicht durch Feindeshand zerstört wurde. Bis 1550 blieben Arnesvelde und Woldenhorn im Besitz des Klosters Reinfeld. Geschichtliche Notizen aber sind aus diesem 200jährigen Zeitraum über das Gut nicht vorhanden. Wegen der starken Kontributionen, welche der Landesherr dem Kloster auferlegte, sah sich dieses gezwungen, einige seiner Güter abzustehen, und zu den ersten gehörten Arnesvelde und Woldenhorn, die wieder in den Besitz des Landesherrn gelangten.

Bald nachher, etwa um 1560, ging das Gut in den Besitz Daniel Rantzaus, des berühmten Feldherrn des dänischen Königs, über, das er um ein Billiges erwarb. Der neue Besitzer, den im Alter von 40 Jahren bei der Belagerung des festen Schlosses Warborg in Schweden die tödliche Kugel ereilte, hat wohl wenig von seinem Gute gesehen, da das bewegte Kriegsleben ihn bald hier, bald dahin führte. Nach seinem Tode fiel das Gut an seinen jüngsten Bruder Peter, der auch die nachgelassene Braut des Feldherrn, Catharina vom Damm, heiratete.

Peter Rantzau ist der Erbauer des neuen Schlosses, von diesem Zeitpunkte an taucht auch der Name Ahrensburg auf, der wahrscheinlich im Gegensatz zu Ahrensfelde gewählt worden ist.

Das Vorstehende ist alles, was ich über die Geschichte der Burg Arnesvelde ermitteln konnte; es ist nicht viel, aber immerhin von Interesse. Dem Material, das ich s. Z. zu der von mir herausgegebenen „Geschichte Ahrensburgs" (1882) sammelte, habe ich in der obigen Darstellung wenig Neues hinzufügen können; ich mußte mich auf eine etwas mehr zusammenhängende Wiedergabe, unter Ausscheidung des nicht geschichtlich Nachgewiesenen, beschränken. Sollte zufällig hier oder dort mehr und Näheres bekannt sein, so würde es mich freuen, solchen Ergänzungen in diesen Blättern zu begegnen.



Die Wochentage in ihrer Beziehung zum Volksglauben.

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

Wie der alte Volksglaube im allgemeinen, so schwindet auch die Bedeutung unserer Wochentage im Volksglauben mehr und mehr. Was ich darüber teils im Volksmunde, teils in einschlägigen Schriften noch vorgefunden habe, sei hier in Kürze mitgeteilt.

Den S o n n t a g brachten unsere heidnischen Vorfahren in Beziehung zur Sonne. Er war daher ein guter Tag und gilt noch heute als ein Glückstag.

Der am Sonntag Geborene, das Sonntagskind, wird einen besonders glücklichen Lebenslauf haben und ist auch ein Hellseher.[1])

Der Sonntag ist ein willkommener Gast nach den Tagen schwerer Arbeit, und sorglos genießt die Jugend seiner Freuden. „Sünndags hinkt'r keen Jungs." (H.)[2])

Auch das einfachste Hauswesen verrät den festlichen Charakter dieses Tages. „Bitt'n witt Sand vær de Dær un 'n bitt'n Krut an de Supp, sünst ist keen Sünndag!" pflegte Großmütterchen zu sagen. (H.)

Die gewöhnliche Tagesarbeit, auch die Handarbeit des weiblichen Geschlechts, muß an diesem Tage ruhen. Wer dagegen frevelt, den wird der göttliche Zorn treffen. Einst traf der liebe Gott einen Mann, der am Sonntag Holz sammelte. Da sprach er zu ihm: „Weißt du nicht, daß heute Sonntag ist? Hast du nicht an den andern Tagen Zeit genug, Holz zu sammeln?" Der Mann wollte sich damit entschuldigen, daß ihn die Not dazu getrieben habe, aber der liebe Gott sprach: „Du sollst zur Strafe ewig mit deinem Bündel im Monde sitzen," und da sieht man ihn noch heute. (H.)

In Dithmarschen erklärt man die Figur im Monde als eine Spinnerin, die den Feiertag nicht geheiligt hat. („Am Urquell" IV, S. 54.)

Wer auf seinem Sterbelager mit einem Hemde bekleidet ist, das an einem Sonntage genäht wurde, der findet nicht eher ein ruhiges Ende, bis man einen Teil von der Naht im Hemde aufgetrennt hat. (H.)

Sogar die emsigen Bienlein haben Gottes Strafe fühlen müssen, als sie in ihrem Eifer nicht des göttlichen Gebotes achteten und auch am Feiertage den süßen Honig einsammelten. Denn den süßesten Saft legte der liebe Gott in eine Blume mit langer Röhre, daß die Bienen ihn nicht zu erreichen vermögen. Es ist Lonicera Peiclymenum L., vom Volke „Sugblomen" oder „Sugrank'n" genannt, weil die Kinder gerne den süßen Saft heraussaugen. (H.)

Den **Montag** brachten unsere Vorfahren in Beziehung zum Mond, und aus der Veränderlichkeit des Mondes dürfte der Glaube abzuleiten sein, daß man am Montage nichts beginnen darf, was Bestand haben soll. Daher wohl auch die Redensart: „Fulen Maandag gift'n fliedige Wek!" oder: „Fliedigen Maandag gift'n fule Wek!" Wenn das Gesinde am Montag seinen Dienst antritt, wird es nicht „wekenôlt," d. h. es hält den Dienst nicht eine Woche lang aus. Früher gestattete die sorgsame Mutter auch nicht, daß ihre Lieblinge am Montag den ersten Schulgang antraten. Vom Montag heißt es auch: „Wenn man am Montag Gäste hat, so hat man in der ganzen Woche Gäste zu erwarten." (H.)

Der **Dienstag** war bei den alten Germanen dem Kriegsgott Ziu (altnordisch Tyr) heilig, daher die Namen Zistag, Distag. Der deutsche Name „Dingsdag" ist von Ding (Gericht) abzuleiten, das an diesem Tage abgehalten wurde. Er gehört zu den guten Tagen.

---

[1]) Vgl. Müllenhoff, Sagen rc. S. 217.
[2]) H. bezeichnet Henstedt bei Kaltenkirchen.

Der Mittwoch ist der Tag Wodans, hieß daher früher auch Wodens-, Woens- oder Wonestag. (Lübben u. Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch S. 591.)

Der Donnerstag ist der Tag des Gewittergottes Donar. Der Mittwoch Abend und der Donnerstag Morgen sollen die passendsten Zeiten zur Vertreibung der Würmer sein. In einem Diebssegen lese ich, daß er am Donnerstag Morgen vor Sonnenaufgang gesprochen werden müsse.

Der Freitag ist der Tag der Freya, der Göttin der Liebe. Er ist daher der beste Tag zur Feier der Hochzeit und Kindtaufe, die man andernfalls am Sonntag und Dienstag abhält. Am Freitag muß man die Nägel beschneiden. (H.) Er ist auch geeignet zur Ausübung der Sympathie. (Schütze, Holst. Idiotikon IV, S. 25.) Bei den Friesen halten am Freitag die Hexen Umzug. (Müllenhoff, S. 211.)[1]) Von diesem Tage heißt es auch: „Wer am Freitag lacht, muß am Sonntag weinen." (H.) Scherzhaft sagt man: „Et is Freedag vœr den, de keen Släg krigt!" (H.)

Der Sonnabend, d. h. nach einer Erklärung in „Am Urquell" IV, S. 268, nicht der Abend vor dem Sonntag, sondern die Sonnenruhezeit. An jedem Sonnabend mit Ausnahme eines einzigen im Jahre (in der Karwoche?) erwartet man Sonnenschein, wenn auch nur auf einen Augenblick. (H.) Wer seine Erbsen in der Erde mit leichter Mühe vor den Spatzen schützen will, dem wird geraten, sie am Sonnabend nach Sonnenuntergang zu legen. (Wedel.)

Schütze macht in seinem „Holst. Idiotikon" folgende Mitteilung: „Dröge Dage" nennt der abergläubige Landmann den Mittwoch, Freitag und Sonnabend. Was an diesen trockenen Tagen gesät und gepflanzt wird, gedeiht nicht.

Der Sonnabend Abend galt noch bei der vorigen Generation der Ruhe und Vorbereitung auf den Feiertag. Die Dreschdiele war zeitig geräumt, das Spinnrad stand im Winkel, und statt der Karten, mit denen sonst die Müßigen die Zeit vertrieben, wurde das Gesangbuch zur Hand genommen und einer las den um das Licht versammelten Hausgenossen das Evangelium vor.

Wer am Sonnabend Abend spinnt, sagt der alte Volksglaube, der findet nach dem Tode keine Ruhe in seinem Grabe und muß dann noch immer weiter spinnen.

Müllenhoff teilt dazu auf S. 168 eine Sage aus dem Sundewitt mit: Zwei alte Frauen waren gute Freunde und die eifrigsten Spinnerinnen im Dorfe, so daß sogar am Sonnabend Abend ihre Räder nicht stille standen. Endlich starb die eine; aber am nächsten Sonnabend spät erschien sie der andern, die noch saß und eifrig spann, und zeigte ihr ihre glühende Hand, indem sie sprach:

> Sieh, was ich in der Hölle gewann,
> Weil ich am Sonnabend Abend spann!

Über die Beziehung der einzelnen Tage zum Wetter vergleiche man das Dezemberheft der „Heimat" 1892.

---

[1]) In vielen Gegenden Deutschlands ist der Freitag als Todestag Christi ein Unglückstag. (Am Urdsbrunnen II, Seite 138.)

Ein Franzosengrab in unserm Lande.

Von J. **Prange** in Ellerbek.

Verfolgt man von Lübeck aus die Lübeck-Hamburger Chaussee etwa 15 km, so gelangt man in der Nähe des Ortes Ratzbek an die Stelle, an der die Eisenbahn zum ersten Male die Landstraße schneidet. Ein riesiger Eisenbahndamm, unter welchen die Chaussee hindurchführt, durchschneidet hier ein Thal, welches weiter gegen Süden von ziemlich steilen Höhen begrenzt wird. Die Landstraße führt jetzt, nach Abtragung oder Durchstechung des Höhenrandes, in gerader Richtung hinauf, während der alte Weg linksseits der Chaussee in Windungen emporführte. Fast unmittelbar vor den Höhen liegen an der Straße einige Gebäude, Heerweg oder auch „Heerwegskate" genannt, und wenige Schritte weiter führt ein Weg links abwärts nach Groß-Wesenberg, dem gegenüber an der rechten Seite der Chaussee ein kleiner Wald, eine sog. Buschkoppel, liegt. Tritt man durch das Thorloch auf diese, so soll man gleich links unter den Sträuchern das Grab eines Franzosen vor sich haben. Ein alter Arbeiter, dessen Vater Augenzeuge dieses Begräbnisses gewesen sein soll, sowie andere alte Leute meines Heimatdorfes erzählten darüber nachstehendes.

Als in der Franzosenzeit die Preußen auf Lübeck zurückgedrängt wurden, kam es am Heerweg zu einem Gefecht. Die Preußen mußten fliehen, und ein preußischer Reiter wurde von seinem stürzenden Pferde so unglücklich befallen, daß er, infolge der Anstrengungen und des jähen Sturzes kraftlos unter seinem Pferde liegend, den Tod hätte finden müssen, wenn ihm nicht Hülfe gekommen wäre. Da bemerkte ihn ein französischer Reiter, sprengte herbei und errettete den Preußen aus seiner mißlichen Lage. Dieser aber bedankte sich dadurch, daß er den nichts Böses ahnenden Franzosen plötzlich erschoß, sich auf dessen Roß setzte und davon eilte. Nachfolgende Franzosen holten dann den erschossenen Kameraden von der Anhöhe, auf welcher sich das Erzählte zutrug, bestatteten ihn an bezeichneter Stelle, während dortige Bewohner vier oder fünf erschossene Pferde eingraben mußten, was auf einer links an der Landstraße gelegenen Wiese geschehen sein soll.

Die Zeitangabe in der Geschichte ist unbestimmt, insofern kein bestimmtes Jahr genannt wird. Während einige Erzähler sich mit der unbestimmten Angabe „in de Franzosentid" begnügten, brachten andere den „ollen Blücher" mit hinein und wiesen damit auf das Jahr 1806 hin. Allein in diesem Jahre kann es nicht gewesen sein. Dänemark war damals noch eine neutrale Macht, dänisches Militär hielt die Lübsche Grenze besetzt, und nach den geschichtlichen Angaben haben Bernadottes Franzosen bei ihrer Verfolgung der Preußen unter Blücher nur bei Fackenburg, jedenfalls Fackenburg bei Lübeck, den holsteinischen Boden betreten. Meines Erachtens kann es nur im Jahre 1813 gewesen sein, als auf Napoleons Befehl Davoust von Norden und Oudinot von Süden auf Berlin vorgehen sollten. Zu dieser Zeit stand Dänemark mit Frankreich in Bündnis und Davoust, der damals in Hamburg stand, durfte bei seinem Vorgehen auf Berlin Lübeck und Mecklenburg nicht unbeachtet im Rücken lassen. So wählte er höchstwahrscheinlich für einen Truppenteil die durch das Gebiet der Verbündeten führende Landstraße, um gleichzeitig von Lübeck wie von Hamburg aus durch Mecklenburg auf Berlin vorzugehen. Bekanntlich mißlang sein Unternehmen; die Nachricht von Großbeeren bewog ihn zum Rückzug auf Lübeck, bei welchem Theodor Körner die rote Todesrose pflückte, die er wenige Stunden zuvor in seinem Schwertliede besungen hatte. Auch Lübeck mußte Davoust bald räumen, und wiederum werden die Franzosen zu ihrem Abzuge auf Hamburg die alte Handelsstraße benutzt haben.

Daß es beim Rückzuge der Preußen auf dieser Landstraße am Heerweg zu einem Gefecht kommen konnte, dafür erscheint das Terrain jedenfalls günstig. Beispielsweise sei nur erwähnt, daß es bei einem Divisionsmanöver in dieser Gegend 1878 oder 79 gerade an dieser Stelle zu einem imposanten Schauspiel kam. Von den sich gegenüberliegenden Höhen entspann sich ein solches Feuer, daß das Gefecht zum Stehen zu kommen schien. Auch deswegen, weil die vorstehende Geschichte in meiner Jugend von Bewohnern meines Heimatdorfes allgemein und oft recht umständlich erzählt wurde, darf man wohl

annehmen, daß sie in der Hauptsache auf Wahrheit beruht. So soll nach der Aussage meines Großvaters bei dieser Gelegenheit eine Kanonenkugel in unsere Scheune eingeschlagen sein, und Thatsache ist, daß in den sechziger Jahren bei dem Abbruch der letzteren eine Kanonenkugel unter einer Thürschwelle an der Lehmdiele gefunden wurde, die noch jetzt bei mir als „Franzosenkugel" in Augenschein genommen werden kann.

Zu untersuchen, inwieweit die Erzählung von dem undankbaren Preußen auf Wahrheit beruht, lasse ich dahingestellt. An eine Unmöglichkeit reicht sie nicht. Sollte sie zur Ausschmückung des Ereignisses aus der Phantasie der Bevölkerung hervorgegangen sein, so haben wir in ihr einen Beweis dafür, wie sehr die dortigen Bewohner damals oder in den Jahren, als diese Geschichte entstand, als dänische Reichsangehörige sich dem Franzosen so sympathisch wie dem Preußen mißtrauisch gegenüberstellten, sonst hätten sie letzterem solche That schwerlich angedichtet.



Kleine Kulturbilder aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

Die Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichte, deren erste Reihe in den Jahren 1787 bis 1798 erschienen ist, verfolgten ähnliche Zwecke, wie heute die „Heimat." Ihre Lektüre ist außerordentlich interessant; das ganze geistige und äußere Leben jener stillen, beschaulichen, aber doch bereits für öffentliche, „patriotische" Angelegenheiten lebhaft erwärmten Zeit zieht an unserm Auge vorüber. Da die Zeitschrift selten geworden ist, sei es gestattet, hin und wieder kleine Einzelbilder herauszuheben, die geeignet sind, unsere Kenntnis aus den Tagen der Urgroßväter zu erweitern.

I. Armut und Bettelei.

1. Armut auf dem Lande und ihre Ursachen. (Auszug aus den Berichten des Organisten Rixen in Groß-Flintbek bei Bordesholm.) Die Armut in unserm Dorfe ist sehr groß, vorzüglich in diesem Jahre. Ich habe seit beinahe einem Jahre die Bettler vor meiner Thüre sorgfältig gezählt, oftmals am Tage 10 bis 12 angemerkt und den Monat über nicht selten über 100 gehabt. Ein anderer Einwohner, den sie fleißiger besuchen, hat im verwichenen Sommer monatlich wenigstens 140 und in diesem Winter nie unter 160 nacheinander gezählt. Es waren auch Fremde, reisende Handwerksburschen, verabschiedete Soldaten, Leute, die Schiffbruch gelitten hatten, darunter; allein die meisten waren Einwohner unserer Gemeinde und aus benachbarten Örtern; einige Alte und Kinder, der größte Teil aber arbeitsfähige Leute, die sonst durch Tagelohn und mittels ihres Handwerks sich nährten und jetzt arbeitslos sind. Es wird ihnen wenigstens ein Stück Brot gereicht, und sie thun nicht leicht eine Fehlbitte. — — Teurung der Lebensmittel, Mangel an Gelegenheit zum Erwerbe sind die Hauptursachen der großen Armut. Der wohlhabende Bauer behilft sich, so viel er kann, braucht wenigstens die Hilfe des armen Tagelöhners selten und giebt dem Handwerker noch seltener zu verdienen. Spinnen, Weben, Stricken, Besenbinden und andere Nebenarbeiten der Art sind hier fast gänzlich unbekannt. Wolle wird nicht viel erzielt; Flachs und Hanf wird wenig gebaut. Die Kinder der ärmeren Bauern werden von Jugend auf zum Betteln erzogen und nehmen nachmals im eigenen Hausstande leicht bei dem geringsten Mangel zu dem Mittel ihre Zuflucht, woran sie so früh gewöhnt wurden, daß sie das Schimpfliche desselben lange vergessen haben. Junge Leute, die nichts als ihre gesunden Gliedmaßen haben, geben sich zusammen. So lange sie alleine sind, geht's noch wohl; sobald aber einige Kinder hinzu kommen, müssen sie ihr Brot erbitten. (Prov.-Ber. 1787, S. 100 f.)

2. Zigeuner bei ländlichen Hochzeiten und Grabbieren. Als ich mich Geschäfte halber vor einiger Zeit in einem kleinen Dorfe im Amte Hadersleben aufhielt, wo außer dem Pfarrhofe etwa vier und ein halber voller Hof, in allem aber nur 14 Feuerstellen zu sehen waren, bemerkte ich, daß dieses geringe Dorf gleichsam einen

Durchzug von Zigeunern abzuhalten hatte. Innerhalb zweier Tage zählte ich beinahe 60 solcher mehrenteils gesunder und starker Müßiggänger beiderlei Geschlechts. Ich wunderte mich darüber; mein Wirt erklärte mir aber den Grund und die Ursache dieses ungewöhnlichen Durchzuges. Auf dem benachbarten Dorfe gab eines sogenannten reichen Bauern, d. i. eines Vollhufners, Tochter Hochzeit. Dergleichen Gelegenheiten wissen diese bettelnden Müßiggänger vermutlich einander beizeiten bekannt zu machen, und weil ein solcher Mann, er mag reich oder arm sein, auch ihnen, als von den Zäunen eingeladenen Gästen, vollauf die Tafel deckt, so reißt der Strom alles mit sich fort und plündert die ihm auf dem Wege vorkommenden Dörfer wie eine Schar gefräßiger Heuschrecken aus. Zugleich erzählte mir mein treuherziger Wirt, daß es bei Leichenbegängnissen solcher reichen Leute nicht anders gehalten würde, daß noch vor weniger Zeit in der Nachbarschaft bei einem solchen Leichenbegängnis mehr als ein Oxhoft Wein und mehr als ein Schlachtvieh verzehrt worden sei. (Prov.-Ber. 1787, S. 402 f.)

3. Erfolglosigkeit der zur Abhilfe angewendeten Mittel. Es ist bereits zu verschiedenen Malen über das überhandnehmende Betteln auf dem Lande Klage geführt, und wenn darüber Untersuchung angestellt wurde, befunden worden, daß die befohlene Ergreifung und Ablieferung dieses bettelnden fremden Gesindels an das Amt von den Dorfbauervögten und Amtsunterthanen bloß wegen der Furcht vor dem daher zu erwartenden Schaden, besonders der Feuersgefahr, unterbleibe. Diese durch wirkliche Drohungen oftmals bestärkte Furcht ist nicht leicht auszurotten. Die Bosheit der ausgearteten Menschen ist gar zu groß und ein niedriges Strohdach gar leicht in Brand zu stecken. Das Betteln wird dadurch eine allgemeine Landplage. Man muß dem dreisten Fordern der ausländischen und dazu sich gesellenden eingebornen Landstreicher nachgeben, ihnen ohne Weigerung alles reichen, was sie verlangen, und ihnen obendrein noch höflich begegnen. Ja, es trifft sich, daß wohl zehn bis zwanzig dergleichen unverschämte Bettler täglich bei jedem Hause sich einfinden, und bei Bauernhochzeiten muß man auf diese wenn gleich ungebetenen, doch gewissen Gäste sehr zahlreich rechnen. — Es wird in dieser Gegend heimlich und öffentlich von Leuten, von denen man es nicht erwarten sollte, das von dem Bettler über das Maß seines jedesmaligen Bedürfnisses in großen Bündeln zusammengehäufte Bettelbrot zur Fütterung ihres Viehes aufgekauft. — Verschiedene Male habe ich an den Landstraßen und an den Zäunen fremde Bettlerfamilien gelagert gefunden, welche für ihr verkauftes Roggenbrot sich bei einem großen Weißbrot von dem feinsten Weizenmehl nebst Butter und Branntwein recht herrlich und besser pflegten, als mancher, von dem sie ein Stück Roggenbrot erbettelt hatten, es zu thun imstande ist.

Es ist zwar jede Gemeinde angewiesen worden, ihre eigenen Armenvögte zu halten. Allein wer anders als ein alter, selbst verarmter und oft mit vielen Kindern, welche selbst betteln, gesegneter Mann wird eine so geringe Armenvogtsstelle auf dem Lande annehmen können? Und ein solcher Armenvogt hat dann weder das körperliche Ansehen noch die benötigte Stärke, noch die erforderliche Dreistigkeit, um dergleichen losem Gesindel zu Leibe zu gehen. — Manchmal steht er auch mit andern Armen und Bettlern in zu genauem Umgange.

Dem fremden Gesindel fehlt es im Lande nicht an Zufluchtsörtern. Es teilt seine erpochte und erbettelte Beute, ja, selbst gestohlenes Gut mit einheimischen müßigen Familien, um desto sicherer sein Unterkommen zu haben und verheimlicht zu werden.

Ein von der Regierung zu Glückstadt unterm 21. Februar 1788 erlassenes Reskript, wonach sowohl einheimische als auswärtige Bettler, welche als junge, gesunde und starke Kerle zum Soldatendienst tüchtig sind, an das nächste Regiment zum achtjährigen Dienst und ohne beurlaubt zu werden, abgeliefert werden sollten, ist, nachdem die Wirkung desselben teils nicht nützlich und teils sogar schädlich gewesen, mittels eines späteren Reskripts vom 20. September 1791 wieder aufgehoben worden.

Der allgemeine Streifzug wird nur selten vorgenommen. Er erreicht auch nicht ganz seinen Zweck. Das fremde Gesindel geht oder wird durch einen Ort aus dem Lande gebracht und kommt sogleich durch einen andern Weg wieder ins Land hinein.

Beim vorjährigen allgemeinen Streifzuge gegen das lose Gesindel kam ein solcher Landstreicher ungefähr 4 Tage vor der dazu bestimmten Frist zu einem Bauern, bettelte und erzählte dabei, daß die armen Leute und Bettler aufgesucht werden sollten, freute sich im voraus, daß er nun einmal wieder (beim Transportieren) zu fahren käme, mit dem Zusatze: er wüßte nur noch nicht, ob er sich aus diesem oder einem andern Amte wolle fahren lassen." (Prov.-Ber. 1795, II S. 48 ff.)

Frühlingsfeier.

Von J. H. Fehrs in Itzehoe.

Was regt sich in den Zweigen
Und zwitschert froh zuthal?
Leis stimmen Flöten und Geigen
Die Vöglein allzumal.
Sie sinnen lieblichen Weisen nach
Und rufen Lenzestöne wach,
Um Wiesen, Wald und Hecken
Zu wecken.

Und hoch in klarer Bläue
Preiset der Lerchen Chor
Allvaters ewige Treue
Am offnen Himmelsthor.
Das ist ein Psalm aus tiefster Brust,
Ein Dankgebet und Lied der Lust,
Und schweigend lauschen die Wälder
Und Felder.

Da schlüpfen ins seidne Röckchen
Die keuschen Veilchen sacht;
Maßliebchen und Schneeglöckchen
Erblühen über Nacht.
Neugierig spähn aus dunklem Grund,
Im Kleide gelb und blau und bunt,
Primel und all die vielen
Gespielen.

Und was noch traumumfangen
Im Grunde schlummern mag,
Ersteht mit leuchtenden Wangen
Und feiert Ostertag.
Wildröselein, die duftige Maid,
Erstarrt in Graun und Winterleid,
Rütteln die lauen Winde
Gelinde.

Und wie auch sie erschrocken
Das Auge schlägt empor,
Da bricht ein groß Frohlocken
Aus Bruch und Wald hervor;
Rauchopfer haucht der Blumen Mund,
Frau Nachtigall thut selig kund
In wundersüßen Tönen
Versöhnen.

Das ist die Jubelfeier
Der lenzverklärten Flur;
Froh grüßen den Befreier
Die Kinder der Natur;
Vergessen ist des Winters Qual,
Der Hügel prangt, es jauchzt das Thal,
Daß Gottes treues Lieben
Geblieben.

Schlag Groll und Gram zu Scherben,
O Menschenkind, hinaus!
Lenz führet dich als Erben
In sein bekränztes Haus.
O laß dir durch des Tages Hast
Und Erdentand und Sorgenlast
Den schönen Frühlingsglauben
Nicht rauben!

Jugend- und Volksspiele.

I.

Von Herrn Oberlehrer Peters sind mir inbetreff der Behandlung von Einsendungen über Jugend- und Volksspiele Vorschläge zugegangen, von deren Zweckmäßigkeit ich überzeugt bin. Ich glaube im Interesse der Sache zu handeln, wenn ich die Zuschrift des Herrn Peters an dieser Stelle veröffentliche, umsomehr, da verschiedene längere und kürzere Einsendungen zu der Annahme berechtigen, daß die Berücksichtigung dieser Seite unsers Volkslebens bei den Lesern auf Zustimmung rechnen darf.

Geehrter Herr Rektor!

Die vor kurzem in der „Heimat" veröffentlichten Darstellungen über Jugend- und Volksspiele berechtigen zu der Vermutung, daß das Interesse für diese hervorragend nationale Seite der Volksbethätigung auch in unserem engeren Vaterlande in stetem Wachsen begriffen ist. Daher dürfte es wünschenswert erscheinen, wenn Sie die Herren Einsender auf die Punkte aufmerksam machen wollten, welche in erster Linie bei den Beschreibungen von Spielen zu berücksichtigen sind.

Zunächst ist es durchaus nicht unwesentlich, den Namen eines Spieles und seiner Varianten genau anzugeben. Denn aus den im Laufe der Zeit vielfach verdrehten Namen lassen sich manchmal auf das Wesen und auf die Entstehungszeit des Spieles lehrreiche Schlüsse ziehen. — Von nicht minder großem Werte ist eine genaue Angabe über den Ort, an welchem das Spiel auf die beschriebene Weise noch jetzt gespielt wird oder früher gespielt wurde. Hier und da läßt es sich nachweisen, daß an einem bestimmten Orte ein Spiel, welches sonst unbekannt war, zeitweilig unter der Leitung eines dahin versetzten Lehrers aus anderer Gegend eifrig gespielt wurde, um dann wieder zu verschwinden. Diese Erscheinung ist ein interessanter Beweis dafür, daß nicht jedes Spiel für jede Gegend gleich geeignet ist; sie zeigt aber zugleich deutlich, einen wie großen Einfluß ein für die Jugend und mit der Jugend wirkender Mann auch nach dieser Richtung hin auszuüben imstande ist.

Sodann ist die Feststellung der Zeit, in welcher ein Spiel gespielt wurde, wichtig, und zwar einmal die Jahreszahl oder das Jahrzehnt, sodann aber auch die Jahreszeit. Manche Spiele eignen sich nur für den Herbst, manche sind im Frühjahr geeigneter, andere endlich können nur im heißen Sommer gespielt werden; denn einige verlangen trockenen, harten Boden, andere erfordern lockeres Erdreich. Auch die Tageszeit kommt in Betracht: so läßt sich das Versteckspiel am besten in der Dämmerung oder im halbdunkeln Walde vornehmen.

Vor allen Dingen aber verdienen die kleinen Verschiedenheiten und Abweichungen der Spielregeln in den verschiedenen Orten und Gegenden angegeben zu werden. Gerade durch derartige Mitteilungen wird der Nachforschung über die Verbreitung und Entwickelung der einzelnen Spiele in unserer engeren Heimat ein weites Feld eröffnet. Denn jede — selbst die kleinste — Einzelheit über die Zahl der Mitspieler, über die Art der Wahl der Führer und der gegen einander spielenden Parteien, über die Größe und Einteilung des Platzes, über die befolgten Spielregeln, über die benutzten Spielgeräte u. s. w. ist für die Aufdeckung der Kulturzustände früherer Zeiten von großem Werte. Dies hat schon Herr Professor Handelmann in seiner dankenswerten Schrift über „Volks- und Kinderspiele der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg (Kiel 1862)" Einleitung S. IV mit den Worten angedeutet: „Es ist ein altes Wort, daß oft ‚tiefer Ernst im kindischen Spiel' liege. . . . . es darf jetzt als ausgemacht gelten, daß im Kinderspiel uns ein Niederschlag von Anschauungen und Sitten aus grauer Vorzeit aufbewahrt worden ist. Um diesen Schatz zu heben, bedarf es vor allem der Vergleichung und dann der mythologischen und kulturhistorischen Forschung."

Auch einzelne Kraftausdrücke, stehende Reden, sowie Reime und Lieder, welche bei den Spielen noch gebräuchlich sind, haben ohne Zweifel mannigfachen Bezug auf die früheren Rechtsanschauungen und sonstigen Verhältnisse der Bevölkerung: Beim Sauballspiel (= Kūlüm, Kūlevermūle, Kūlsög, Swindriwer ꝛc.) hieben vor 35—40 Jahren in der Stadt Schleswig, wenn der Treiber (= Swindriwer) den fortgeschlagenen Holzball aus oft großer Entfernung zurückholen mußte, die Zurückbleibenden mit ihren Schlagstöcken in das in der Mitte befindliche Loch und sangen dabei: „De Meister will uns keen Arbeit ge'm." — In Kiel wurde einem gut getroffenen Schlagballe mit den Worten nachgeschaut: „Junge, wat en Klümp!" — In Schleswig pflegte beim Versteckspiel der Name des von dem Sucher entdeckten Mitspielers beim Spielmale durch drei Schläge gegen die Wand gleichsam angenagelt zu werden; hierbei wurde gerufen: „Taxbilax, Ludwig Hansen!" oder wie der Mitspieler sonst hieß; es wurde strenge darauf gehalten, daß der volle, nicht abgekürzte Vor- und Zuname des Betreffenden beim Anschlagen genannt wurde. Der entdeckte Mitspieler konnte durch schnelles Laufen die Gefahr von sich abwenden, indem er, wenn er zuerst beim Male anlangte, seinerseits durch drei Schläge gegen die Wand den Namen des Suchenden zum Anschlag brachte; auch er gebrauchte dabei das Wort „Taxbilax" mit dem vollen Namen des Suchers. — Bei dem Spiele „Von Baum zu Baum" sang der Mitspieler, welcher keinen Baum bekommen hatte, in einer einförmigen Melodie:

„Eckvereck, min Stück Speck,
Weff'l om, weff'l om minen Eck."

Beim Stehballspiel — Abc genannt — rief derjenige, welcher nach dem Alphabet (jeder hatte sich einen bestimmten Buchstaben erwählt) an der Reihe war, mit lauter Stimme: „Jk prell, ik prell op den verdammten un vermuchelten (u. s. w.) Heinrich Petersen, wobei

er einen beliebigen Mitspieler nannte, der dann den gegen die Wand geworfenen Ball zu ergreifen hatte, um die fliehenden Genossen durch Zuruf zum Stehen zu bringen und mit dem Ball zu treffen. — Beim Versteckspiel, sowie bei dem Spiele „Räuber und Nachtwächter" (= „Räuber und Soldat") durften in Schleswig die Häscher erst dann die Verfolgung beginnen, wenn von den Verfolgten der Ruf „Rudemann!" ertönte. — Ebendaselbst benannte man beim Schlagballspiel den Ball, den der Einschenker einem Schlagenden auf seine Bitte „überall gab," mit dem Namen „Een oppe Lepel," wenn der Schlagende sich verpflichtete, den Ball senkrecht in die Höhe zu schlagen, sodaß der Einschenker Gelegenheit bekam, denselben innerhalb des Males zu fangen; andere von ihm gefangene Bälle waren ungültig. — In Kiel war zeitweilig in der Gegend des Großen und Kleinen Kuhbergs das Schlagballspiel mit vier Mann ohne Einschenker und ohne Pflichtlauf des Schlagenden unter dem Namen „Dre Olsch" außerordentlich beliebt. Auch „Glöhwald," welches dem Spiel „Räuber und Soldat" ähnlich war und noch jetzt bei den Schülern einer Kieler Volksschule unter dem Namen „Kleewald" bekannt ist, sowie das „Alte Kieler Schlagballspiel mit Einschenker" wurde viel gespielt. Letzteres erforderte mindestens acht Mitspieler und hieß „Porren." Der Einschenker hieß „Opgewer." Bei geringerer Zahl der Mitspieler spielte man Schlagball ohne Einschenker, welches „Buten un binnen" genannt wurde.

Wer kennt das Spiel „Sick för sick" und wie, wann, wo wurde es gespielt?

Wenn Sie, geehrter Herr Rektor, die Leser der „Heimat" ersuchen wollten, möglichst ausführliche Beschreibungen von Jugend- und Volksspielen mit allen jetzt noch zu ermittelnden Einzelheiten einzusenden, so würde es vielleicht möglich sein, zu einer außerordentlich genauen Kenntnis der Spiele Schleswig-Holsteins durchzudringen.

Sobald nun von mehreren Seiten über dasselbe Spiel ein genaueres Material zusammengekommen wäre, könnte man eine oder zwei dieser Darstellungen als Grundlage abdrucken und die übrigen schon vorhandenen oder noch einlaufenden Mitteilungen über das betreffende Spiel als Notizen — natürlich unter Namensnennung der Einsender — in einer der folgenden Nummern der „Heimat" nachträglich hinzufügen. Auf diese Weise würde einerseits jeder Leser der „Heimat" Gelegenheit haben, an dem gemeinsamen Werke der Erforschung vergangener Zeiten selbst mitzuwirken, und andererseits würde das Material über die einzelnen Spiele mehr zusammengehalten und dadurch die Orientierung erleichtert.

Mit der Versicherung, daß Sie nach dem Urteil vieler Leser der „Heimat" durch Aufnahme von Darstellungen über Jugend- und Volksspiele einem wahren Bedürfnisse entgegengekommen sind, verbleibe ich Ihr

Kiel, 17. März 1897. Wilh. Peters, Oberlehrer.

Auf die obigen Vorschläge habe ich Herrn Oberlehrer Peters die mir von Vereinsmitgliedern eingesandten Darstellungen von Jugend- und Volksspielen mit der Bitte zugesandt, zunächst das von Herrn Rektor Kühl beschriebene „Pickpahlspiel" zu lesen und eine Darstellung seiner eignen Erfahrungen über dieses Spiel hinzuzufügen. Herr Peters ist diesem Wunsche bereitwilligst nachgekommen.

Ich lasse daher die beiden Darstellungen in nächster Nummer abdrucken und richte an alle Leser der „Heimat" die freundliche Bitte, alle abweichenden Nachrichten über dieses Spiel möglichst bald an mich gelangen zu lassen.

Gleichzeitig erbitte ich Mitteilungen über das demnächst darzustellende Spiel „Kipseln" (auch Kipplekipp, Kippslekipps u. s. w. genannt), sowie über die bereits in den letzten Nummern der „Heimat" beschriebenen Jugend- und Volksspiele.

Kiel, 8. April 1897. Lund.

Anregungen.

5. Müllenhoff über das Erzählen von Sagen. „In der Behandlung und Bearbeitung des gesamten Stoffs war es das erste Bestreben, jedem Stücke eine ihm gemäße einfache Gestalt zu geben, in der sein thatsächlicher Inhalt einfach und unverhüllt hervortrete. Das sogenannte Volksmäßige suchte ich nicht, Provinzialismen aber ließ ich gerne einfließen; mit dem armseligen Plunder „des Modekleides der Novelle" mag man andere Stoffe, die dessen bedürfen, behangen. — — Ich verhehle meinen Abscheu vor einer solchen Behandlungsweise nicht. — — Mein Wunsch war nur, so zu erzählen, wie man es schlichtweg mündlich thut." Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder S. VI.

4. Der Wortschatz des Volkes. „Von höchstem Werte ist für sie (die Volkskunde) die Wortkunde, das ist das Wissen von dem ideellen und materiellen Inhalt des Sprachschatzes, von dem also, was das Volk oder auch, was gewisse, abgegrenzte Schichten des Volkes begreifen und denken; was sie in diesem oder jenem Zeitraum gekannt und daher auch benannt haben. Denn was ich in meinem Gesichtskreise habe und kenne, das nenne ich auch, das andere nicht. In der Geschichte eines einzelnen Wortes steckt oft ein reicherer Schatz für die Volkskunde, als in großen Haufen von Gefäßen und Geräten." Weinhold.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 6. Juni 1897.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von J. Mestorf in Kiel.

III.

Haben wir im Museum vaterländischer Alterthümer (Saal I, Schaukasten A—F) den Werkzeugen und Geräthen der Urbevölkerung unserer Heimath unsere Aufmerksamkeit gewidmet und richten alsdann den Blick auf den Inhalt der Schränke und übrigen Kasten, da tritt uns aus denselben eine ganz andere Cultur entgegen. Wir stehen offenbar vor den Ueberresten einer späteren Zeit. Im Kasten 9a sind eine Anzahl Geräthe ausgelegt, die von den Menschen damaliger Zeit benutzt sind, und da finden wir die meisten Werkzeuge, die uns noch heute unentbehrlich sind: Hammer, Axt, Flachmeißel, Schmalmeißel, Spitz- und Hohlmeißel, Säge, Bohrer, Messer, Sichel, Dolch, Speer, Pfeil, Wetzstein, Schleifstein u. a. m. Und haben wir uns die Formen eingeprägt, da finden wir sie in den Schränken massenhaft vertreten, so daß kein Zweifel aufkommen kann, daß diese Steingeräthe einst zu tausenden hier im Lande benutzt sind und zwar Jahrhunderte lang. Interessant ist es, daß nach Jahrtausenden noch heute das Werk den Meister lobt. Den Namen des Mannes, der diesen bewunderungswürdigen Dolch, jenen meisterhaft gearbeiteten Speer oder jenen elegant profilirten Axthammer gemacht hat, kennen wir nicht; wir wissen von seiner Person nichts zu sagen, aber seine Werke zeugen von seiner Kunstfertigkeit und werden noch heute angestaunt und gepriesen. Nicht minder interessant ist die Beobachtung, daß neben diesen Meistern auch minder sorgfältige Arbeiter einher gingen, die sich damit begnügten, ein für den practischen Gebrauch ausreichendes Geräth herzustellen, ohne auf die Schönheit der Form und die Feinheit der Ausführung zu achten.

Ueber die Tauglichkeit der Steinwerkzeuge für den practischen Gebrauch sind in den letzten Jahrzehnten hübsche Versuche angestellt. Das beredteste Zeugniß dafür giebt ein von dem jetzt verstorbenen Kammerherrn v. Sehestedt zu Broholm auf Fünen mit Flintwerkzeugen erbautes kleines Blockhaus. „Was nützt es uns," sprach er eines Tages zu seinen archäologischen Freunden, „wenn wir die Schränke voll von Steingeräthen haben und wissen nicht, was sich

damit ausrichten läßt." Damit war sein Beschluß gefaßt. Er ließ eine Anzahl wohlerhaltener Flintäxte mit Stielen versehen und ging dann mit seinen Leuten in den Wald, um das nöthige Bauholz zu einem Blockhäuschen zu holen. Als die erforderliche Anzahl Föhrenstämme mit den Steinäxten gefällt war, schritt

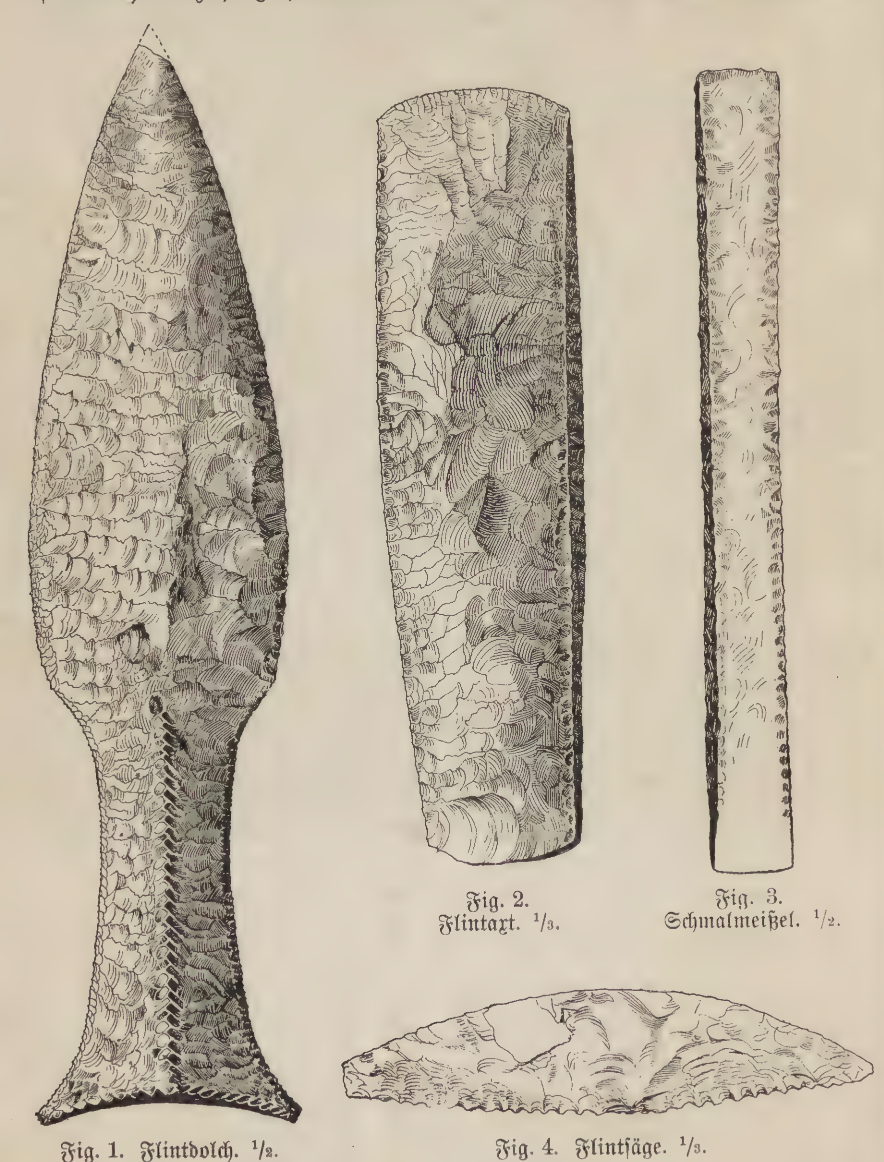


Fig. 1. Flintdolch. 1/2.

Fig. 2. Flintaxt. 1/3.

Fig. 3. Schmalmeißel. 1/2.

Fig. 4. Flintsäge. 1/3.

man zum Bau. Nachdem die Stämme geschält, an den Enden ausgestemmt und zu einem Viereck zusammengefügt und die Dachsparren aufgerichtet waren, wurde die Thür angefertigt: das Rahmenwerk von Birkenrundholz, die Füllung aus einer Pferdehaut, die mit sauber geschnitzten Holzstiften besetzt wurde. Das

Dach wurde mit Schoof gedeckt und in demselben eine verschließbare Klappe angebracht, durch die der Rauch des Heerdfeuers entweichen konnte. Der Fußboden erhielt eine Steinpflasterung, und ringsum an den Wänden wurden aus Birkenholz zusammengefügte Börter angebracht. — Ob die ursprünglichen Besitzer der Flintgeräthe so geschickte Zimmerleute gewesen, wie die Erbauer des soliden, hübschen kleinen Blockhauses, wissen wir nicht. An den nöthigen Werkzeugen dazu hat es ihnen nicht gefehlt.

Für ihre Kunstfertigkeit in der Töpferei zeugen die wohlerhaltenen Thongefäße. Ist es schon anerkennenswerth, aus freier Hand, ohne Anwendung der Töpferscheibe, symmetrisch geformte Gefäße herzustellen, da verdienen die gefälligen, eleganten Formen und die mannigfaltigen, oft reizvollen Muster der Ornamente vollends unsere Bewunderung. Die in den feuchten Thon eingedrückten oder eingestochenen Verzierungen sind bisweilen mit einer weißen Masse ausgefüllt, wodurch eine dem Email ähnelnde Wirkung erzielt wurde. Die Mannigfaltigkeit der Formen: Töpfe, Teller, Schalen, Becher, Kannen, Flaschen, lassen auf den Bedarf der Hausfrau an zweckmäßigem Koch-, Eß- und Trinkgeschirr schließen.

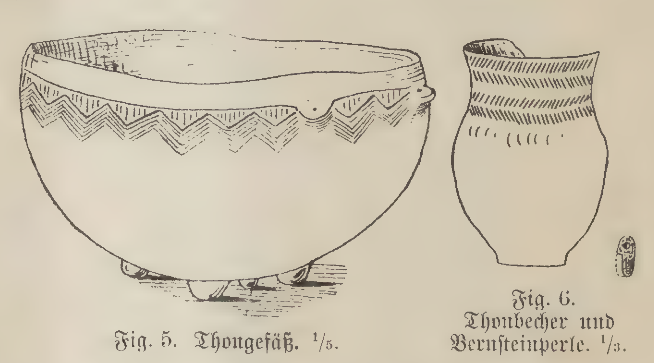


Fig. 5. Thongefäß. 1/5.

Fig. 6. Thonbecher und Bernsteinperle. 1/3.

Wer so vortreffliche Werkzeuge, so geschmackvolle Thongefäße anfertigen konnte und selbst gebrauchte, der wird auch Geschick für andere Handwerke gehabt haben. Wir dürfen nicht vergessen, daß uns von dem Hab und Gut der Steinalterleute nur solches erhalten ist, was aus einem Material besteht, das, wie Stein, gebrannter Thon, Bernstein, z. Th. auch Knochen und Horn, dem Zahn der Zeit widerstand. Geflochtene Matten, genähte Pelzkleider, Arbeiten in Holz, Birkenrinde, Bast u. s. w. sind spurlos vergangen. Daß sie solche Dinge besessen, läßt sich vermuthen, wenn man ihre Arbeiten mit denjenigen anderer Völker vergleicht, die wie z. B. die Pfahlbaubewohner der Schweiz und manche Naturvölker der Gegenwart auch noch keine Metalle kannten, im übrigen aber auf gleicher Culturhöhe standen. Die in den Gräbern der Steinzeit gefundenen Bernsteinperlen und -Gehänge, durchbohrte Thierzähne und ähnliches zeigen, daß die Alten auch Gefallen an persönlichem Schmuck hatten; man will sogar Andeutungen gefunden haben, daß sie, wie die Indianer, ihren Körper roth bemalten. Daß sie bereits unsere heutigen Hausthiere besaßen (Rind, Pferd, Schwein, Schaf, Ziege, Hund), ist aus sicheren Gräberfunden nachgewiesen.

Hier und dort sind Spuren ihrer ehemaligen Wohnplätze gefunden. Es sind Anhäufungen von Flintsplittern, von theils unfertigen, theils abgenutzten

Geräthen, zerbrochenen Thongefäßen u. dgl. m. Wo Spuren solcher Wohnstätten auf Inseln gefunden werden (wie z. B. auf der Insel Klein-Hamburg im Lütjensee bei Kirchbarkau geschehen), da beweist dies, daß die Bewohner, um den Verkehr mit dem Festlande zu unterhalten, Böte gehabt haben müssen. Für den Bootbau aber eignen sich vorzüglich die Flintdechsel oder Hohläxte, die unter unseren Steingeräthfunden verhältnißmäßig zahlreich sind. Ueber die Construction der Häuser wissen wir, wie bereits gesagt, nichts. Waren es Zelte von Fellen, waren es aus Flechtwerk mit Lehmanwurf hergestellte Hütten oder wohl gezimmerte Blockhäuser — wir wissen es nicht. Desto besser kennen wir ihre Gräber. Ueber die Begräbnißformen der Urbevölkerung unserer Heimath sind wir, wie früher gesagt, bis jetzt in Unkenntniß. Die älteste Grabform der jüngeren Steinzeit veranschaulicht Fig. 8. Große erratische Blöcke wurden so zusammengestellt, daß der innere Raum eine annähernd runde oder polygone Kammer bildete, die oben durch *einen* großen Steinblock geschlossen wurde, „ein Steinhaus," wie der Volksmund diese Gräber zu nennen pflegte. Die Fugen wurden mit kleinen Steinen und Moos gedichtet. Später wurde die Kammer größer und bildete ein Rechteck oder Oval und wurde durch mehrere Decksteine geschlossen. Zu der Kammer führte mitunter ein mehr oder minder langer Gang, der bisweilen ebenfalls mit Steinen gedeckt war. Der Grundriß solcher „Ganggräber" gleicht den Winterhütten der Eskimo und den Gammen der Lappen. Diese Gräber mögen den Wohnungen der Lebenden nachgebildet sein.

Fig. 7. Hohlmeißel („Dechsel"). 1/2.

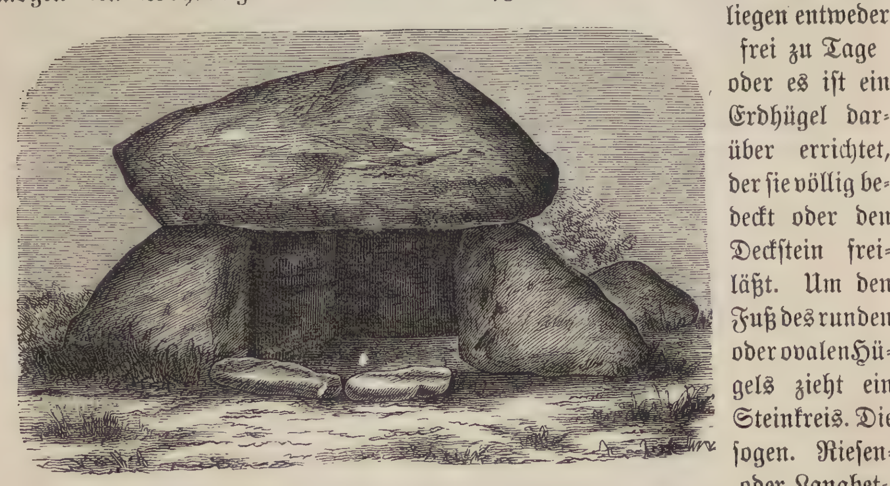


Fig. 8. Steinkammer bei Albertsdorf auf Fehmarn.

Die Steinkammern liegen entweder frei zu Tage oder es ist ein Erdhügel darüber errichtet, der sie völlig bedeckt oder den Deckstein freiläßt. Um den Fuß des runden oder ovalen Hügels zieht ein Steinkreis. Die sogen. Riesen- oder Langbetten sind flach gewölbte Bodenerhöhungen mit einer Einfassung von großen Steinen. Innerhalb des Steinringes liegen eine oder mehrere Grabkammern. Diese Langbetten

sind nicht selten von großen Dimensionen. Das bekannte Steingrab bei Großenbrode am Fehmarsund ist 90 m lang. Ein anderes bei Wittstedt, Kr. Hadersleben, hat eine Länge von 143 m. — Eine jüngere Grabform besteht in einer gewölbten Steinschüttung, die mit einem Erdhügel bedeckt ist. Noch jünger scheinen die muldenförmigen Gräber ohne Steinsetzung, unter Bodenniveau zu sein, die von außen nur durch unbedeutende Bodenanschwellungen wahrnehmbar sind.

Allen Gräbern gemeinsam ist die Leichenbestattung ohne Leichenbrand. Man setzte oder legte die Todten in hockender Stellung ins Grab oder man bettete sie wie zum Schlaf mit gestreckten Gliedern. Die Pietät der Hinterbliebenen sorgte für die Ausstattung mit Kleidern, Waffen, Geräth und Schmuck und für Speise, die in Thongefäßen beigesetzt wurde. In den großen Ganggräbern sind oft die Ueberreste zahlreicher Leichen gefunden, weshalb man diese als Familiengräber betrachten kann. In Dänemark hat man beobachtet, daß in den Steinkammern älterer Form nur Werkzeuge gefunden werden, dahingegen Waffen, wie Dolch, Speer, Pfeil, erst in den jüngeren zur Erscheinung kommen. Der Bau dieser Gräber aus schweren, kolossalen Steinblöcken erforderte die gemeinsame Kraftanstrengung vieler Männer. Wir sehen darin einen Hinweis, daß die Geschlechtsgenossen dicht bei einander wohnten, und wo wir noch heute eine größere Anzahl von Steinaltergräbern nahe beisammen finden (auf dem Gute Hemmelmark in Schwansen sind deren auf einem Areal von 400 ha gegenwärtig noch 17),[1]) da darf man annehmen, daß die Ansiedelung Jahrhunderte hindurch bestanden hat.

Versuchen wir jetzt an der Hand der aus der Steinzeit erhaltenen Culturreste ein Bild unseres Landes vor ca. 4000 Jahren zu entwerfen.

Stellen wir die Erbauer der kolossalen Grabdenkmäler mit ihrer vortrefflichen Ausrüstung an Waffen, Werkzeug, Hausgeräth und Hausthieren der Urbevölkerung mit ihrer kärglichen Habe gegenüber, da läßt sich der gewaltige Unterschied zwischen beiden nicht verkennen. Gemischte Funde von Geräthen der älteren und jüngeren Periode kennen wir bis jetzt nicht. Alles spricht dafür, daß die Producte einer höher entwickelten Cultur mit neuen Einwanderern ins Land gekommen sind. Nicht etwa dergestalt, daß ein ganzes Volk mit einemmal erschienen sei und die älteren Einwohner vernichtet oder verdrängt hätte, sondern kleinere Horden, die, von Süden langsam vorrückend, sich niederließen, wo sie Weiden für ihre Heerden fanden, fischreiche Gewässer und ergiebige Jagdgründe, die ihnen reichliche Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse versprachen.

Nach einer statistisch-topographischen Aufnahme der Steinaltergräber scheinen der Osten und einige Geestdistricte im Westen des Landes am dichtesten besiedelt gewesen zu sein. Erwägen wir indessen, daß, namentlich in den letzten hundert Jahren, Landwirthschaft und Wegebau unter den Steindenkmälern der

[1]) Siehe Splieth: Die Steinaltergräber im Gute Hemmelmark (in Heft X der „Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein").

Vorzeit stark aufgeräumt haben, daß andererseits noch viele existiren mögen, die bis jetzt nicht zu unserer Kenntniß gelangt sind, da ist dem Resultat der kartographischen Darstellung keine absolute Genauigkeit zuzusprechen. Beachtenswerth ist sie indessen, weil dort, wo die Steinaltergräber am dichtesten liegen, die Bodenbeschaffenheit für eine Ansiedelung besonders günstig erscheint. Aber, selbst wenn wir die Zahl der noch erhaltenen Gräber um das zehn- und zwanzigfache vergrößern und sie als Familiengräber betrachten, in welchen viele Generationen ihre letzte Ruhestätte fanden, da würde die Gesammtbevölkerung doch eine sehr spärliche gewesen sein. Es scheint deshalb glaubwürdig, daß, wie mehrerseits angenommen ist, die minder Begüterten ihre Todten in einer Kammer von leicht vergänglichem Material bestattet oder sie in eine Gruft gesenkt haben, wie wir dies noch heute thun. Und ziehen wir alsdann in Betracht, daß von den tausend und abertausend gefundenen Steingeräthen die Zahl der aus den Steingräbern gehobenen den zufälligen, sogen. Erdfunden gegenüber eine äußerst geringe ist, da ließe sich denken, daß auch unter letzteren viele aus Gräbern stammen, die längst zerstört oder nicht als solche erkannt sind.

Versetzen wir uns nun um Jahrtausende zurück und wandern über Land, da erblicken wir hier und dort Ansiedelungen, wo die Familien und Geschlechtsgenossen neben einander wohnen. Ueber die Bauart der Häuser sprachen wir bereits. Der vielfach bekundete Sinn für Schmuck und Zierlichkeit läßt vermuthen, daß die Frauen auch für häusliche Behaglichkeit zu sorgen wußten. Auf Flur- und Waldpfaden begegnen uns die Männer und Jünglinge, die auf Jagd und Fang ausziehen oder des Viehes warten, während daheim die Frau ihr Tagewerk besorgt, wobei die heranwachsenden Kinder ihr hülfreich zur Hand gehen. In den mit eigener Hand geformten Töpfen[1]) bewahrt sie die Vorräthe, die zur Bereitung des Mahles dienen. Sie quetscht das Getreide, sie gerbt die Felle und näht die Kleider, sie flicht aus Binsen und Weiden Matten und Körbe „und reget ohn' Ende die fleißigen Hände." Sie hält die Kinder in Zucht und gewöhnt sie an Fleiß und Ordnung; sie theilt mit den Nachbaren Freud' und Leid und reicht ihnen hülfreiche Hand, wie dies noch heute in unseren Dörfern ein schöner Brauch ist. Und wenn Abends die Familie sich um den dampfenden Brei oder um einen duftenden Braten versammelt und bei dem reichlichen Mahl ein jeder seine Erlebnisse des Tages erzählt, da ist dies ein erfreuliches Bild häuslicher Eintracht und Zufriedenheit.

Fraglich ist es, ob ein jeder die Werkzeuge, deren er bedurfte, selbst anfertigte oder ob die Arbeit in den Händen berufsmäßig geschulter Stein-

---

[1]) Die etwa seit Mitte des Jahrhunderts aus unseren Küchen verschwundenen „jütischen Tatertöpfe" wurden von Frauen geformt. Die Männer gruben und bereiteten den Thon und besorgten das Brennen, die Frauen formten aus freier Hand die Gefäße, die Kinder trugen sie an die Trockenplätze und zu den primitiven Brennöfen: eine ausgeprägte Hausindustrie. Die jütischen Töpfe fanden nicht nur hier im Lande reichlichen Absatz, sie wurden zu Wagen, in grünem Haidekraut verpackt, bis nach Süddeutschland und Oesterreich ausgeführt, wo sie gleichfalls stark begehrt waren.

künstler lag. Nach analogen Culturverhältnissen darf man annehmen, daß ein jeder das ihm nöthige Geräth anzufertigen verstand. Prachtstücke, wie die fein gesplitterten Dolche, Speere und Pfeile, die großen feingeschlagenen und geschliffenen Flintäxte und die schön profilirten Axthämmer, legen indessen die Vermuthung nahe, daß sie von besonders kunstfertiger, geübter Hand gemacht sind. Der Handel ist so alt wie die menschliche Gesellschaft. Die Beweise dafür reichen bis zu den Zeitgenossen des Mammuth zurück. Wie noch heutigen Tages, so werden auch im Steinalter Händler das Land durchwandert und Absatz für ihre Waare gesucht haben. Sind es heute Brillen, Barometer, Spitzen, Toilettenseifen u. dgl. m, womit sie die Kauflust der Leute zu reizen suchen, so werden sie damals die noch heute bewunderten Steinwaffen und Werkzeuge, schöne Bernsteinketten und -Gehänge 2c. angeboten und Victualien, Felle und andere Producte dafür eingetauscht haben.

Wir haben hier nur die Lichtseiten des Lebens geschildert. Tage der Trübsal bleiben niemals aus. Krankheit und Tod, Hader und Zwist werden oft genug den Frohsinn und Frieden gestört und tiefe Schatten über das Haus gebreitet haben. Aber die Pietät, mit der die Menschen derzeit ihre Todten zur Ruhe legten und für den Weg ins Jenseits ausrüsteten, die Sorgfalt und Sauberkeit, die aus den Werken ihrer Hände zu uns spricht, zeugen von milder Gesinnung, von Fleiß und Begabung und zeigen zugleich, mit wie geringen Mitteln der intelligente Mensch sich zu einer relativen Höhe der Cultur emporzuarbeiten vermag.

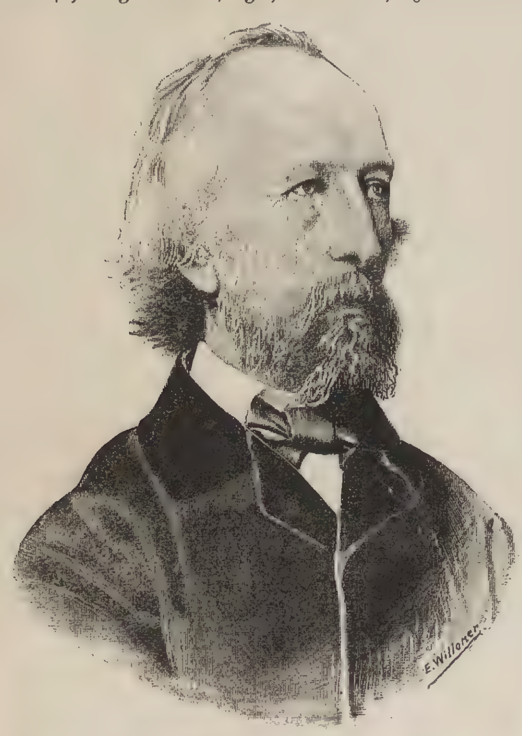
Ermöglichten die gegenwärtigen Bestände unserer Sammlungen aus der jüngeren Periode der Steinzeit, über die Culturverhältnisse und Lebensbedürfnisse der damaligen Bewohner unserer Heimath etwas Licht zu breiten, so dürfen wir uns nicht etwa damit begnügen und wähnen, daß weitere Funde kaum etwas neues lehren können. Es ist im Gegentheil unsere Aufgabe, das Fundmaterial thunlichst zu mehren. Die Zahl der methodisch aufgedeckten Steinaltergräber ist bis jetzt sehr gering und ein jedes erweist sich als lehrreich und von Wichtigkeit für unsere Studien. Ein einziges Fundstück kann unsere Auffassung widerlegen, berichtigen, bestätigen oder gar ganz neue Gesichtspuncte eröffnen. Bei dem Dorfe Aasbüttel, Ksp. Hademarschen, gelang es dem aufmerksamen Auge des jetzt verstorbenen Malermeisters Holm, fünf Wohnstätten aus dem Steinalter aufzufinden, und eine kleine irdene Scherbe aus diesen Fundstätten genügte, um festzustellen, daß die Inhaber dieser Hausplätze Zeitgenossen der Menschen gewesen, die in den auf der Feldmark des Dorfes liegenden Muldengräbern bestattet sind. Dies zeigt, wie berechtigt die wiederholt an unsere Landleute gerichtete Bitte ist, bei der Feldarbeit auf alles zu achten, was auf Werke von Menschenhand hinweist, keine Gräber ohne die Aufsicht Sachkundiger zu öffnen, und wo sie selbst neue Funde heben oder davon hören, oder die Entfernung eines Grabhügels für nothwendig erachten, den Vorstand des Landesmuseums in Kiel gütigst davon benachrichtigen zu wollen.

Klaus Groth.

Von Adolf Bartels.

I.

Gewiß bin ich nicht viel über sechs Jahre alt gewesen, als mir ein älterer Nachbarssohn zuerst Klaus Grothsche Gedichte, natürlich „Matten Has'" und „Aanten int Water," beibrachte. Es war noch vor 1870, die Sonne der neuen Zeit war uns Schleswig-Holsteinern zwar schon langsam aufgegangen, aber sie hatte die Nebel des altgewohnten Traumdaseins noch nicht völlig und nicht überall zerstreuen können, wir waren noch nicht ganz moderne Menschen geworden, gehörten noch zu einem guten Teil mit Herz und Sinn der Vergangenheit. In jenen Jahren hat, glaube ich, Klaus Groth in unserer Heimat die Höhe seiner Volkstümlichkeit erreicht und die größte, die ausgebreitetste wie tiefste Wirkung geübt, bis in die unterste Volksklasse, die, wie Goethe einmal so schön sagt, vor Gott wohl die höchste ist, hinunter. Damals war der „Orgeldreier" das Lieblingsstück jedes Deklamators im Volke, mochte es ein lustiger Schuster oder ein geweckter Bauernknecht sein, volkstümlicher selbst als Sophie Dethlefs' noch immer unvergessene „Fahrt na de Isenbahn" und Franz Bockels „Dithmarscher Mehlbüdelleed," jede schleswig-holsteinische Liedertafel sang „Lütt Anna Katrin," und die Gebildeten, die Honoratioren unserer kleinen Städte, kannten sich mit wenig Ausnahmen im „Quickborn" vollständig aus. Freilich, es fehlte sehr viel, daß man dieses Buch in jedem Hause getroffen hätte, man kauft nicht leicht Bücher bei uns, und schwerlich würde man beispielsweise in meinem dithmarsischen Heimatorte, der doch damals schon an 2000 Einwohner zählte, mehr als ein halbes Dutzend Exemplare aufgetrieben haben — auch mußte ich, als ich später, etwa als Zehnjähriger, Sehnsucht nach dem Buche bekam, es richtig aus dritter Hand entleihen und erhielt es nur für eine bestimmte Frist —, aber der Dichter war damals im Volksmunde, seine Gedichte, die ganzen oder Bruchstücke, waren so verbreitet wie nur je echte Volkspoesie in Deutschland, und wenn man jetzt auch, anders



Klaus Groth.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel, Lipsius & Tischer.)

als bei dieser, den Namen des Dichters kannte, man dachte, wenn man ihn nannte, nicht an Goethe und Schiller, man empfand ihn als seinesgleichen: der große Bruch zwischen Volks- und Kunstpoesie, der unheilvoll in den Tagen des Martin Opitz begonnen, für uns Schleswig-Holsteiner war er ausgeglichen.

Seitdem ist ein Menschenalter verflossen, Klaus Groths Dichterruhm ist gewachsen, jedenfalls giebt es jetzt mehr Leute, die die Eigenart und Bedeutung seiner Dichtungen auf das feinste zu würdigen verstehen. Aber wie steht es heute mit der Volkstümlichkeit Klaus Groths? Gewiß, er ist allen Schleswig-Holsteinern lieb und wert, allen Plattdeutschen, darf man vielleicht sagen, aber die jüngere Generation ist doch in seinen Werken lange nicht mehr so zuhause, wie die ältere es war, empfindet nicht mehr das alte Entzücken über die Bilder aus dem Volks- und Naturleben, vermag die Empfindungen des Dichters nicht mehr in demselben Grade nachzufühlen. Die Ursachen liegen auf der Hand: die neue Zeit ist seit 1870 eben wirklich gekommen mit einer Fülle neuer und der verschiedenartigsten Interessen, die natürlich die alten mehr oder minder verdrängten. Volkstum und Stammestum und damit auch die Liebe zum Volkstümlichen und Heimatlichen waren ja seit langem überall im Aussterben oder in der Verflachung begriffen, die neueste politische und wirtschaftliche Entwickelung bot keinen Raum mehr dafür, und das zeigte sich nun auch bei uns. Zwar völlig in politischen und materiellen Interessen aufgehen wird nie ein gesundes Volk, und in der That brachte auch die neue Zeit ein neues ideelles Moment, das für unser Volksleben von der größten Bedeutung wurde: die allgemeine deutschpatriotische Begeisterung für Kaiser und Reich. Wer wollte leugnen, daß sie eine notwendige Aufgabe erfüllte? Aber es fragt sich, ob die Liebe zum großen deutschen Vaterlande nicht mit der zur engeren Heimat inniger zu verbinden gewesen wäre, ob nicht aller Patriotismus überhaupt in der Heimatliebe die natürliche Wurzel findet, denn, wie man mit Recht gesagt hat, nicht für eine Grenze zieht man doch ins Feld, sondern für Heimat und Herd. Wir Schleswig-Holsteiner sind freilich dafür bekannt, daß wir sehr an der engeren Heimat hangen, und so wurde unser „Schleswig-Holstein meerumschlungen" nicht völlig durch neue Lieder verdrängt, aber unmerklich erlagen doch auch wir dem Geiste der Zeit. Wie unsere Schüler nicht eben viel mehr von den Thaten ihrer Väter erfuhren, der „framen" Holsten und trotzigen Dithmarscher, die doch auch ihren guten Kampf fürs deutsche Vaterland gekämpft, so verloren auch die Erwachsenen die Anteilnahme an der Vergangenheit ihres Stammes, das Gefühl seiner Eigenart — kein Wunder, statt der alten guten Bücher las man moderne, vielfach schlechte Zeitungen, die alten Volksfeste gingen zu Grunde, die neuen öffentlichen Festlichkeiten wurden immer einförmiger, besonders die Kommerse mit den jedesmal fast wörtlich wiederkehrenden Reden, denselben Liedern, wenn's hoch kam, Dilettanten-Aufführungen sogenannter patriotischer Lustspiele, meist schrecklichen Berliner Fabrikates, in denen die Uniform den Hauptreiz bildete. Zur Einkehr bei uns selbst, zur Wiederbelebung des guten Alten, ja, nur zu freundschaftlich-herzlichen Zusammen-

künften, wie sie sich für Alte und Junge in früheren Zeiten zwanglos überall ergeben hatten, und in denen heimische Art und heimisches Lied gepflegt worden waren, war weder Zeit noch Lust mehr, unser Volkstum schien sich langsam dem Untergang zuzuneigen.

Nun aber ist ein Gesetz aller menschlichen Entwicklung, daß jede Einseitigkeit einen Umschlag herbeiführt, und der scheint sich mir neuerdings bemerklich zu machen. Man fängt allmählich an, einzusehen, von wie gewaltiger nationaler Bedeutung auch die Pflege der Heimatliebe ist, daß sie mit dem alten verachtungswürdigen kleinstaatlichen Partikularismus garnichts zu thun hat, sondern berufen erscheint, die Verbindung aller deutschen Stämme, aller deutschen Volksklassen mit dem großen deutschen Vaterlande erst wahrhaft fest und innig zu machen. Wie es der berechtigte Kern aller sozialen Bestrebungen ist, jedem Menschen eine Heimat zu geben, so ist die Heimatliebe heute der einzige Boden, auf dem sich alle politischen Parteien zusammenfinden können — denn wir lieben alle den Ort, wo wir geboren und erzogen sind, müssen ihn lieben, weil wir Menschen sind —, und an die Heimatliebe muß man daher anknüpfen, wenn man über die Irrungen und Wirrungen, die unser Volk in den letzten Jahrzehnten gewiß nicht glücklicher gemacht haben, hinauskommen will. Hier erwächst dem heranwachsenden Geschlecht vor allem eine gewaltige Aufgabe, und es scheint, wie gesagt, als finge man an, sie zu verstehen. Und damit wäre ich wieder bei Klaus Groth angelangt; denn er, seine Werke sind die beste Verkörperung unseres Volkstums, sie zu lesen ist das beste Mittel, sich wieder in die alte Heimat hineinzufinden, weil sie in ihnen am treuesten gespiegelt ist.

Es ist vielleicht nötig, daß man einmal längere Zeit außerhalb der Heimat lebt, um voll zu empfinden, was Klaus Groth uns in seinen Werken geschenkt hat. Nur dadurch, daß man annimmt, den Heimatgenossen ständen noch jetzt manche Dinge zu nah, als daß sie Klaus Groths Widerspiegelung in ihrer ganzen Reinheit und Treue erkännten, ihre eigene und unserer Heimat Besonderheit käme ihnen nicht klar genug zum Bewußtsein — zum Teil eben durch die Schuld der Zeitverhältnisse —, kann man es sich erklären, daß nicht des Dichters Ruhm bei uns immer wieder in den vollsten Tönen erklingt, die Begeisterung für seine Werke immer wieder in Flammen aufschlägt. Lebt man außerhalb der Heimat, in ganz anderen Verhältnissen, als sie bietet, vielleicht gezwungen, sich an einen Beruf hinzugeben, der wenig mit der Natur und auch mit Menschen in Berührung bringt, dann werden einem Klaus Groths Werke nach und nach wahre Schätze, jede Stunde, wo man sie aufschlägt, eine Feierstunde. So ist es mir ergangen, und ich kann einzelne Stücke, z. B. „Rumpelkamer," so gut ich sie auch kenne, nie ohne die größte Bewegung lesen. Ich bin mir aber voll bewußt, daß es nicht bloß das Heimatliche, also der Stoff der Werke, ist, was mich so tief berührt, sondern vor allem auch die Kunst des Dichters, das Herz des Mannes, das hinter den Werken steckt. Denn Klaus Groth ist, darüber kann gar kein Zweifel sein, einer der großen deutschen Dichter unseres Jahr-

hunderts, kein bloßer Dialektdichter, als welchen ihn manche unserer Litteraturgeschichten hinstellen, er vereinigt ferner als Persönlichkeit alle die Eigenschaften in sich, die unseren Stamm liebenswert machen — man muß sich da eben nicht an von kleinen und mißgünstigen Geistern verbreitetes Gerede, sondern an die Werke selbst halten, da ist der Mann drin. Um meine Behauptungen im Einzelnen nachzuweisen: Wo ist in der ganzen deutschen Litteratur eine Gedichtsammlung, die sich dem „Quickborn" an die Seite stellen ließe, die ein ganzes Volkstum und den Dichter selbst dazu allseitig offenbarte, und zwar in den höchsten Ansprüchen gewachsener Lyrik, in episch-lyrischen Bildern von klarster Gegenständlichkeit bei alles durchdringender Gemütstiefe? Auch der genaueste Kenner der Litteratur wird mir zugeben, daß der „Quickborn" einzig ist; denn unsere größten Lyriker, Goethe, Heine, Uhland, Mörike, Hebbel und Storm haben denn doch vor allem nur ihr eigenstes Leben gegeben — mit Ausnahme etwa von Mörike, bei dem sich ein Hauch schwäbischer Volkstümlichkeit findet; die sogenannten Dialektdichter aber, Hebel, Holtei, und, wen man sonst noch nennen will, kommen Klaus Groth an lyrischer Begabung, an Vielseitigkeit nicht gleich, auch Deutschlands größte Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff nicht, die allerdings für Westfalen das bedeutet, was Klaus Groth für Schleswig-Holstein, und man muß schon an den Schotten Robert Burns erinnern, wenn man eine Klaus Groth ebenbürtige dichterische Erscheinung nennen will. Nun muß ich freilich bitten, mich nicht so mißzuverstehen, als ob ich Klaus Groth über Heine, Uhland, Mörike, ja, gar über Goethe setzte, ihre Lyrik bezeichnet gewiß die Höhe aller deutschen, aber in dem sichtbaren tiefen Wurzeln in seinem Volkstum hat Groth etwas, was ihn vor der Mehrzahl anderer Lyriker auszeichnet und ihm auf dem Boden eben dieses Volkstums eine innigere Liebe sichert, ihn freilich auch in der Wirkung nach außen, schon weil er den Dialekt gebrauchen mußte, wieder beschränkte. Auch bin ich nicht so einseitig, daß ich glaube, das Volkstum dürfe sich nur im lyrischen Gedicht und in ihm nahestehenden kleineren poetischen Gattungen verkörpern, ich weiß recht gut, daß es auch im Roman und im Drama geschehen kann, und habe nichts dagegen, wenn die Schweizer in Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, die Österreicher in Anzengruber und Rosegger, die Thüringer in Otto Ludwig, die Mecklenburger in Fritz Reuter die Höhe ihrer volkstümlichen Dichtung sehen — in reinerer und schönerer Form wie in Klaus Groths „Quickborn" finden wir deutsches Volkstum aber doch nirgends widergespiegelt, mögen der Volksroman und das Volksdrama immerhin die Entfaltung anderer großer dichterischer Eigenschaften gestatten. Und was nicht in die reine lyrische Form aufging, das hat Klaus Groth uns ja auch in größeren epischen Dichtungen, in Prosa-Erzählungen gegeben, Werken, die man, meist durch falsche Vergleichungen mit Reuter verführt, lange nicht genug schätzt. Wenn Groth kein großer Erzähler ist, im Sinne etwa Fritz Reuters, so ist er darum nicht minder voll echt epischen Geistes, er hat nicht bloß tief und warm gefühlt, er hat auch scharf und wahr gesehen.

Klaus Groths Dichterruf hat bekanntlich der erste Teil des „Quickborn,"

1852 erschienen, begründet, und in der That genügte auch er allein, dem Dichter dauernden Ruhm und, was mehr wert ist, nie erlöschende Liebe bei seinem Volke zu verschaffen. Der Dichter selber hat darüber berichtet, wie er zu kämpfen und zu ringen hatte, um seinen Weg zu finden, kein Geringerer als Friedrich Hebbel hat dann den „Quickborn" seinem Verfasser gegenüber eine „That" genannt, „die um so schwerer ins Gewicht fällt," heißt es in dem betreffenden Brief, „als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten." Von diesem Instrumentbauen merkt man nun den Gedichten des „Quickborns" selbst nichts mehr an, sie sind da, als ob sie unmittelbar dem Volkstum entsprungen wären, ja, als ob sie ein Vogel gesungen hätte, von einer Unmittelbarkeit, Frische, glücklichen Leichtigkeit und dabei wieder so schwerwiegendem Gehalt, daß man immer aufs neue staunt. Gewiß, hier und da konnte der Dichter vom bereits Vorhandenen, nicht vom plattdeutschen Volksliede — denn das war wohl noch nicht wieder ausgegraben zur Zeit, wo der „Quickborn" entstand —, aber doch vom Volksliede überhaupt und vom plattdeutschen Volksreime, wie er noch im Munde des Volkes lebte, ausgehen, hier und da konnte er dem Heimischen verwandte Töne aus Burns übernehmen, aber in der Hauptsache schuf er doch ganz Selbständiges und Neues, dabei nie den Boden der Heimat unter den Füßen verlierend, selbst bei der allerpersönlichsten Lyrik im Rahmen seines Volkstums bleibend, so daß denn beispielsweise Gedichte wie „Min Johann" auch mit Recht genau so volkstümlich geworden und geblieben sind wie die im Ton dem Volksliede angenäherten. Welch ein Reichtum von Tönen aber in diesem einen, dem ersten Bande des „Quickborns"! Da haben wir zunächst das aus den persönlichen Erlebnissen und Stimmungen des Dichters geflossene lyrische Gedicht, das, was ich „spezifische Lyrik" zu nennen pflege, da es aus den tiefsten Tiefen der Menschenbrust kommt und seine Melodie in sich selber trägt, nicht der Vertonung bedarf, wie das Lied. Ich nenne als die schönsten Gedichte dieser Gattung, in der sich die Größe eines Lyrikers vor allem zeigt: „Min Johann," „As ik weggung," „Abendgang," „De Fischerkat," „De Kinner larmt," „Dat Dörp in Snee," „Min Platz vær Dœr," „Ünnern Kastanje," „Abendfreden," „De Mœl," „Hell int Finster" (dies mein Lieblingsstück), „De Garn" u. s. w. Die meisten dieser Gedichte, die größte Empfindungstiefe mit größter Einfachheit und vollster Geschlossenheit vereinen, stellen sich den seltenen Perlen deutscher Lyrik, „die gar nicht anders zu denken sind und wie die Natur selbst wirken," würdig an die Seite. Man liest sie wieder und wieder und hat immer den Eindruck vollendeter Schönheit, der in bewundernden oder kritisch-charakterisierenden Worten garnicht zu erschöpfen ist. — Ihnen an Wert beinahe gleich kommen viele der Lieder Klaus Groths. Man hat den Einfluß des Volksliedes auf die deutsche Kunstlyrik sehr oft hervorgehoben, und in der That ist er groß und fruchtbar gewesen, das Volkslied war der Quickborn für viele unserer größten Lyriker. Vielen kleineren Talenten ist das Volkslied aber auch gefährlich geworden, sie haben über dem Bestreben, volkstümliche Rhythmen und Wendungen nachzu-

ahmen, allen eigenen Gehalt verloren, und ihre Gedichte machen auf den, der sich durch Klang und Worte nicht täuschen läßt, einen geradezu abgestandenen Eindruck. Das gilt sogar von einzelnen Produkten so begabter Dichter wie Emanuel Geibel, beispielsweise von seinem vielberühmten „Wenn sich zwei Herzen scheiden." Klaus Groths volkstümliche Lieder vereinen alle Vorzüge des echten Volksliedes mit reinerer Form, man kann sie den besten Mörikes, wie „Ach, wenn's nur der König auch wüßt'" und „Rosenzeit, wie schnell vorbei" gleichstellen. Als besonders gelungen erwähne ich hier: „De Fischer" („Schön Anna stunn vœr Stratendœr"), „De ole Harfenistin," „Aflohnt," „Hartleed," „Inne Fremde" und die Cyklen „Fiv nie Leeder ton Singn" („Dar weer en lütje Buerdiern," „Dar geit en Bek de Wisch hentlank," „O wullt mi ni mit hebbn," „Se sä mi so vel," „Min Anna is en Ros' so rot"), „Ole Leeder," meist wirklichen Volksliedern nachgeahmt, „En Leederkranz" (daraus hervorzuheben „Lat mi gan, min Moder slöppt") und „Ton Sluß" („Wa heet se doch," „Sin Moder geit un jammert"). Man hat mit Recht auf das Vorwiegen epischer Elemente in diesen Liedern, das sie mit den echten Volksliedern teilen, ihre realistische Bestimmtheit hingewiesen, wie sie denn ja auch ganz bestimmten Volksklassen in den Mund gelegt sind — ihr eigentümlicher Wert wie der aller Lyrik besteht aber natürlich in der Einheit und Mächtigkeit der Stimmung, die, bald tragisch, bald heiter, immer den vollen Klang gewinnt.

(Schluß folgt.)



Vom Nordseestrand.

Von J. W. Kruse in Kiel.

I.

Wer einmal in wilder Sturmnacht am Strande der Nordsee gestanden, wenn die wilden Wogen gegen das Ufer des Vorlandes donnern oder gierig an die festen Deiche schlagen, als wollten sie das Werk mühsamer Arbeit verschlingen; wer wiederum an einem stillen Sommerabend am Deiche geruht, wenn die Flut leise aber unaufhaltsam über die grauen Watten rieselt, während in der Ferne die Fischerboote mit leicht geblähtem Segel im Strahl der verlöschenden Sonne heimwärts ziehn: dem hat sie das Herz abgewonnen, den zieht sie wieder zurück aus dem Toben der hastenden Welt in ihren Zauber, in ihre Naturunmittelbarkeit. Der hohe Deich, der sie von dem gesegneten Binnenlande trennt, gestattet einen herrlichen Ausblick nach zwei Seiten, nach innen in die fruchtbare Marsch, nach außen auf das weite Meer. — Wie wandert es sich frei und luftig auf dem hohen Kamm im frischen Winde, der vom Wasser herauf in die Ebene hineinstreicht!

Beginnen wir eine solche Wanderung bei dem jetzt so oft genannten freundlichen, schicksalsreichen Kirchdorfe Brunsbüttel. Hinter uns liegen die Eingangsmolen zum Kaiser Wilhelm-Kanal. Wir folgen der leichten Krümmung

des Deiches; deutlich zeigt sich links die hannoversche Küste, die Mündung der Oste, im Hintergrunde der dunkle Saum eines Waldes. Die Elbe abwärts zieht ein mächtiger „Auswanderer." Der stolze Schiffsrumpf birgt Europamüde, die hier zum letzten Mal den heimischen Strand grüßen. Bald ist das Schiff dem Auge entrückt; ein schwarzer Streifen am Horizont zeichnet noch die Bahn. Glück auf!

Zwischen Deich und Watt zeigt sich, indem wir nordwärts wandern, das Vorland, teils uneingedeicht, teils durch einen niedrigen sog. „Sommerdeich" in einen „Sommerkoog" verwandelt, von bunten Viehherden belebt.

Zur Rechten breitet sich die strichweise in der Richtung von Norden nach Süden mit Häuserreihen besetzte Marsch. Wir erkennen aus dieser Anordnung, wie die Bewohner sich stückweise ihren Boden errungen haben. Am Außendeich, dem sog. Winterdeich, bauten sie sich an. Vielleicht hundert Jahre später entstand ein neuer Koog, ein neuer Deich, eine neue Häuserreihe. Die alten Deiche dienten zunächst noch als Reservedeiche. Eine spätere Generation konnte sie schon teilweise abtragen und so fruchtbares Ackerland gewinnen. Auch die Namen vieler Ortschaften bezeugen diese Art der Ansiedelung: Norderdeich im Kronprinzenkoog, Süderdeich, Norddeich, Öster- und Wester-Deichstrich, Deichhausen u. a. In der Ferne grüßt die Höhe von Burg; deutlich hebt sich die hochragende Windmühle des Ortes am Horizont ab, während durch die neue Wasserstraße ein Kriegsschiff langsam hingleitet. Unterdes ist in Neufeld das Watt dem Lande wieder nahe gekommen. Eine Priele zieht in mehrfachen Windungen vom Meer gegen die Küste. Sie dient dem Ort als Hafeneinfahrt. Der Handel ist, obgleich er gegen früher bedeutend abgenommen hat, zu Zeiten noch lebhaft in Holz, Torf, Korn, Stückgut, besonders in Steinen, die von „de anner Siet," von Hannover eingeführt werden. Fast bei jedem Hause sind auf dem Deiche bequeme Bänke errichtet. An schönen Sommerabenden versammelt sich hier die Jugend mit dem Alter; die Alten erzählen von vergangenen Zeiten, die Jugend träumt von Reisen und Thaten zur See. Denn das Meer übt seinen Zauber aus, und mancher ergraute Seemann hat hier im Traum den Inhalt seines Lebens vorausgeschaut.

Zwei Halbinseln, widerwillig vom Meer abgetreten, schieben sich trotzig vor, der Kaiser Wilhelm-Koog und der Frederik VII. Koog. Die ersten Anfänge waren für ersteren der Marqueller, für den letztgenannten Dieksand. Nach einer rüstigen Tour von reichlich drei Stunden erreichen wir die Spitze des Friedrichskoogs. Eine eigenartige Einsamkeit umgiebt den Wanderer. Die gleichmäßig rollenden Wasser ziehen trotzig vorüber; Möven schaukeln auf den weißköpfigen Wellen; darüber hängt ein wolkengrauer Himmel.

Doch wir sind zur glücklichen Stunde angekommen. Es ebbt. Langsam wie grollend zieht sich das Meer zurück. Wir schieben in unsere Reisedisposition eine Unterbrechung ein, um an einem interessanten Ausfluge teilzunehmen. In der Richtung nach Nordwesten liegt weit hinausgeschoben die dünenartige Insel Trieschen. Ihr gilt unser Besuch. Wir treten in eins der im Schutze des Deiches

erbauten Häuser. Eine ziemlich steile, aus Grausteinen erbaute Treppe führt uns vom Deiche hinunter über den Fahrweg auf den Hofraum. Im Vorübergehen bemerken wir aufgestapelte Bretter, abgebrochene Mastbäume, Decksbohlen, Trümmer gescheiterter Schiffe, Strandgut, von den Wellen zugetrieben. Die männlichen Hausbewohner sind mit Zurüstungen zu einer „Trieschenfahrt" beschäftigt. Bereitwilligst entspricht man unserm Wunsche, mitfahren zu dürfen. Fahren? Gewiß, die Tour ist eine sicherlich eigenartige Landpartie auf dem Meeresboden. Bevor sie beginnt, wird eine Stärkung geboten und dankbar angenommen; unser Gastfreund verkürzt uns die Zeit durch seine Schilderungen früherer Fahrten und Gefahren und weiß Neugier und Interesse lebhaft zu erregen. Nachdem die Hausfrau fürsorglich einen mächtigen Proviantkorb ausgerüstet hat, sind die Zubereitungen beendet. Ein starker Bauernwagen steht bereit; die Gesellschaft nimmt die Plätze ein. Kräftig ziehen die Braunen an, der Wagen rollt über den „Schlippen" und wir gewinnen wieder den Blick auf die Watten. Das Wasser ist abgelaufen, in kleineren Prielen eilt der letzte Abfluß ins Meer. Der Boden der Watten ist fest; von den Hufen der Pferde und den Rädern bleiben nur leise Spuren, die sich sofort mit Wasser füllen. Hin und wieder wird die Bahn unterbrochen durch flache Rinnen, die noch halb mit Wasser gefüllt sind. Doch die Pferde scheinen damit vertraut zu sein; sie gehorchen der Hand unseres Führers, und wir ersparen Umwege. Es gilt, die Fahrt so schnell wie möglich zu gestalten. Trotzdem dauert sie etwa zwei Stunden. Die Zeit kürzt uns der wegkundige, mit dem Meer vertraute Trieschenfahrer durch Erzählen seiner Stranderlebnisse. Es sind Geschichten aus jener Zeit, wo man noch in den Kirchen betete: „Gott segne unsern Strand!" Sicherlich schneidet er ein wenig auf; doch wir hören ihn gern. Endlich hebt sich am Horizont ein Streifen Land aus dem Wasser: Trieschen. Die Insel ist eine kleine Hallig, mitten in den brandenden Wogen der See, von jeher das Ziel der „Strandläufer." Seit dem Sommer 1896 ist sie dem Schäfereibetrieb übergeben. Wir haben also die Aussicht, auf dem kleinen Eiland von Menschen begrüßt zu werden. Schon von weitem hat man uns bemerkt. Freudig werden die seltenen Gäste begrüßt. „De Diekers" d. h. die Deichbewohner vom Festland haben frisches Trinkwasser für die Abgeschlossenen mitgebracht. Indem sie so für ihre Bedürfnisse sorgen, sind sie zugleich die sehnlichst erwartete Post, weniger allerdings für das, was in der großen Welt vorgeht, als für die Neuigkeiten aus dem engen Kreise der Verwandten und Bekannten. Hin und her geht Frage und Antwort. Dabei ist die Frau des Schäfers eifrig beschäftigt, für Speise und Trank zu sorgen. Die frische Seeluft hat den Appetit rege gemacht. Wir benutzten die streng gemessene Zeit zu einer Umschau. Das Festland ist den Blicken entrückt; graue Watten ringsum. Im fetten Grase weidet die Herde, die Luft ist erfüllt mit Vogelgeschrei. Hier haben sie ihre Brutstätten, die „Kirren," „Gluren," „Tüten" und wie sie im Volksmunde heißen. Fast bei jedem Tritt treffen wir auf ihre Nester. — Wie einsam ist es hier! Fast graut uns, wenn wir uns die Schauer einer wilden Novembernacht vorstellen, und

wiederum fühlen wir die Majestät der Natur, zaubern wir vor unsere Blicke die Weihe einer Mondnacht, wo der Lichtkegel des tief am bläulichen Nachthimmel stehenden Mondes auf den leichtbewegten Wellen schaukelt und der einsame Schäfer am Rande der schlummernden Flut steht, mit sich und seinem Gott allein.

Doch zurück, daß wir die Abfahrt nicht versäumen! Unser Führer mahnt; wir lassen den Schäfer und seine Getreue allein zurück in ihrer Welt. Die Fahrt geht schnell. Die Pferde eilen dem heimatlichen Stalle zu. Oder wissen sie von der Besorgnis des Führers? Die Flut kommt. Noch ist das Watt frei, aber die Rinnen füllen sich. Ehe wir es gedacht, ist die Fläche „blank." Es liegt für den Unkundigen etwas Beängstigendes in diesem schnellen Übergang. Aber unser Führer ist nicht zum ersten Male auf dem Wege. Sorgsam ist die Bahn mit „Baken" abgesteckt. Sie vermeidet die tiefen Stellen, und so sind wir sicher, reicht auch manchmal das Wasser „bet an't Wagenbrett." Glücklich kehren wir heim. — Das freundlichst angebotene Nachtquartier nehmen wir dankend an und träumen von dem interessanten „Zug nach dem Westen."

(Schluß folgt.)

Am 24. März 1848.

Nach schriftlichen Aufzeichnungen des Wachtmeisters a. D. M. H. Rieber mitgeteilt von **H. Bladt** in Eckernförde.

Seit 1842 stand ich als Korporal in der 4. Schwadron des 1. Dragoner-Regiments in Schleswig in Garnison. Unsere Schwadron war in der Altstadt einquartiert. Als am 24. März 1848 um Mittag die Glocken läuteten, bekamen wir bald den Befehl, uns marschfertig zu stellen; da wir aber nicht an einen so nahen Krieg glaubten, machten wir es uns möglichst leicht, und anstatt unsere Mantelsäcke reglementsmäßig zu packen, füllten wir sie mit Heu und Stroh. Bald kam unser Schwadrons-Chef, der Herr Rittmeister v. Harboe, und führte uns durch die Stadt nach dem Schloß Gottorp, wo wir auf der östlichen Reitbahn im Viereck mit 12 Schritt Intervallen in jeder Ecke zwischen den Schwadronen aufgestellt wurden. Das in Schleswig garnisonierende Jäger-Corps stand auf der westlichen Reitbahn. Daß sich eine große Menschenmenge eingefunden hatte, ist selbstverständlich. Nachdem wir längere Zeit gehalten hatten, erschien unser Regiments-Kommandeur, der Herr Oberstlieutenant v. Holstein, ritt in die Mitte des Vierecks und begann ein Schreiben, das er in der Hand trug, zu verlesen, war aber für mich, wegen der Entfernung, unverständlich. Sowie der Oberstlieutenant fertig war, ritt der Rittmeister v. Fürsen-Bachmann einige Schritt vor und rief, so daß das ganze Regiment ihn hören konnte: „Ich bin und bleibe ein Schleswig-Holsteiner und hoffe, daß meine Schwadron mir folgen wird!", worauf er ein lautes „Ja!" zur Antwort erhielt. Bis dahin waren wir dänisch kommandiert worden; jetzt kam von Fürsen-Bachmann das deutsche Kommando: „Mit Vieren links brecht ab — Marsch — links schwenkt!", und den Säbel im gestreckten Arm hoch hebend, rief der Rittmeister: „Wer mit will, der folge!" Geschlossen ritt der Rittmeister mit seiner Schwadron vom Platze; die andern 3 Schwadronen flogen aber wie Heu und Stroh auseinander und jeder ritt wo und wie er wollte durch die Stadt ins Quartier. Ich ritt alleine, und allerlei schwere Gedanken schwirrten mir durch den Kopf: „Was ist das Richtige? Dem Könige hast du geschworen, — auf der andern Seite aber ruft dich das Vaterland!" In meiner Wohnung angekommen, ordnete ich meine Sachen, machte mich marschfertig und ritt ab, — ich hatte meinen Entschluß gefaßt. Vor der Marketenderei machte ich Halt und ließ mir einen Schnaps

und ein Messer bringen; den Schnaps trank ich aus, mit dem Messer schnitt ich aber die dänische Kokarde von meinem Helm ab. Die Kokarde fiel zu Boden; das in der Nähe stehende Volk aber rief: „Hurra, Rieber will nach Rendsburg!" Da sammelte sich eine große Zahl von Dragonern um mich, denn ich war der einzige von den Offizieren und Unteroffizieren der 4. Schwadron, der nach Süden ging. „Korporal, wohin wollen Sie?" „Nach Rendsburg," war die ruhige Antwort. „Wir wollen mit!" Ich sagte ihnen dann, daß sie mir folgen könnten, wenn sie mir versprächen, in aller Ruhe zu Zweien hinter mir her zu reiten. Das geschah denn auch. Als wir in der Mitte vom Lollfuß waren, ließ ich Halt machen, stieg vom Pferde, gab dasselbe einem Dragoner zum Halten und, nochmals zur Ruhe mahnend, trat ich in ein Haus. Man wußte sehr gut, was ich dort wollte, — meine Braut wohnte in dem Hause. Die fand ich natürlich in Thränen gebadet. Ich nahm sehr kurzen Abschied, denn ich wurde selbst weich. Mit den Worten: „Ich reite nach Rendsburg, adieu!" ging ich hinaus, setzte mich zu Pferde, ritt mit der Mannschaft nach Friedrichsberg und meldete mich bei Rittmeister v. Fürsen-Bachmann, dem ich einen großen Teil der 4. Schwadron zuführte. Abends zogen wir nach Rendsburg. Vor der Festung mußten wir lange halten, bevor der hineingesandte Offizier mit der Erlaubnis zum Einrücken zurückkehrte. — Der Tag war für mich ein sehr schwerer; ich habe meinen gefaßten Entschluß aber nicht bereut. In den Kriegsjahren 1848/51 habe ich an 5 Schlachten und Gefechten teilgenommen.

Zur näheren Erklärung und Ergänzung dessen, was in obigen Erinnerungen über die Vorgänge auf der Schleswiger Reitbahn berichtet worden ist, möge hier ein Abschnitt aus den Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Offiziers von unserm verehrten Mitarbeiter, dem Herrn Postdirektor a. D. v. Levetzow, angefügt werden. Diese Darstellung ist nach Mitteilungen der daran beteiligten Offiziere niedergeschrieben und von den Herren selbst, namentlich von dem damaligen Rittmeister v. Fürsen-Bachmann, späterem Oberst und Brigade-Kommandeur, begutachtet und von ihnen als genau der Wahrheit entsprechend anerkannt worden.

Hier heißt es S. 200—201, wie folgt: —— Bei dem gleichfalls in Schleswig garnisonierenden 1. Dragoner-Regiment nahm die Sache durch das entschlossene patriotische Auftreten des echt deutsch gesinnten Rittmeisters v. Fürsen-Bachmann einen durchaus anderen Verlauf (als beim 4. Jäger-Corps).

Derselbe erhielt vormittags 10 Uhr durch Professor Christiansen aus Kiel die Mitteilung, daß Rendsburg vom 5. Jäger-Korps besetzt worden sei, der Prinz von Noer das General-Kommando übernommen und die Rendsburger Garnison sich für die provisorische Regierung erklärt habe.

Rittmeister v. Fürsen-Bachmann machte sofort seinem Regiments-Kommandeur, Oberstlieutenant v. Holstein (einem Dänen), hiervon Meldung, welcher das Regiment zu 12½ Uhr marschfertig nach der Gottorper Reitbahn beorderte. Inmitten des Regiments haltend, verlas der Kommandeur nun ein inzwischen eingegangenes Schreiben des Prinzen von Noer, welches, an die Vorgänge in Kopenhagen und Kiel anknüpfend, die Kommandeure aufforderte, mit ihren Regimentern bezw. Bataillonen nach Rendsburg zu marschieren und sich der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen.

Oberstlieutenant v. Holstein erklärte nun laut, daß er nach Kopenhagen gehen werde, es aber jedem Offizier überlasse, nach seiner eigenen Überzeugung zu handeln. Er bat um sofortige Erklärung.

Da ritt der Rittmeister v. Fürsen-Bachmann vor und erklärte: „Ich weiß, daß meine Kameraden in Rendsburg sich für die Sache des Vaterlandes erklärt haben. Das werde auch ich thun, und ich hoffe, daß meine Eskadron — (die zweite) — sich mir anschließen wird." Darauf brach ein lauter Jubel im Regiment aus.

Die 2. Schwadron machte sich sofort marschbereit, ihr folgte die erste unter Lieutenant v. Rumohr, da der Rittmeister Nissen als geborener Däne in sein Vaterland zurückkehren wollte.

Als nachmittags 3 Uhr diese beiden Schwadronen abmarschierten, kamen teils einzeln, teils in kleinen Trupps die Mannschaften der 3. und 4. Schwadron und schlossen sich den beiden ersten Schwadronen an. Mit anbrechender Dunkelheit traf das Regiment mit 4 Offizieren, 25 Unteroffizieren und 239 Mann in Rendsburg ein. In den nächsten Tagen schlossen sich noch 5 Offiziere dem Regiment an, welche teils abkommandiert gewesen, teils sich nicht sofort zu entscheiden vermochten, ob sie der provisorischen Regierung sich anschließen oder nach Dänemark gehen sollten. Daß der Begriff des Fahneneides und die gewohnte Ehrfurcht vor demselben eine Entscheidung in diesem kritischen Augenblick schwer machte, wird man von pflichttreuen, gewissenhaften Offizieren nicht anders erwarten.

Die Montierungs- und Ausrüstungsgegenstände des 1. Dragoner-Regiments folgten am andern Tage nach Rendsburg.



Jugend- und Volksspiele.

II.

Pickpahl.[1])

1.

Einige Mitteilungen über Jugendspiele in früheren Nummern unserer „Heimat" erinnern daran, wie verschieden manche Spiele in den verschiedenen Gegenden unserer Provinz gespielt werden. Dies gilt namentlich auch von einem Spiel, dem unsere männliche Jugend nach meiner Beobachtung wohl in allen Gegenden unseres Vaterlandes obliegt — dem „Pickpahl." Ich sah es spielen im Sundewitt, in Angeln, in Schwansen, im Holsteinischen bis an die Elbe, sogar an der Westküste, wo doch sonst die Stäbe der spielenden Jugend nicht gerade überreichlich zu Gebote stehen, — aber fast überall mit Abweichungen in seinem Verlauf. Am mannigfaltigsten und am meisten entwickelt schien es mir in der Gegend südlich von Kiel und dem östlichen Holstein zu sein. Hier ist sein Verlauf folgender: Die Spieler stellen sich auf einem Rasen (Dorfplatz) in einen Kreis von recht weitem Umfang, bewaffnet mit einem ½ m langen Stab von nicht zu leichtem Holz — dem Pickpahl. In der Peripherie des Kreises wählt jeder Spieler sich seinen besonderen Platz. Im Zentrum des Kreises wird gespielt und von diesem Punkte aus ein „Mal" von 40—50 Schritt Entfernung bestimmt. Die Kunst beim Spiel besteht für den ersten Spieler darin, seinen Stab durch einen kräftigen Wurf möglichst tief und fest in den Boden zu treiben, — „einzupicken." Der zweite und jeder folgende Spieler sucht nun nicht nur seinen Stab zu befestigen, sondern den Wurf so geschickt auszuführen, daß er durch denselben einen der schon befestigten Stäbe aus dem Boden hebt. Gelingt ihm das, so muß der Eigenthümer des „geworfenen," d. h. ausgehobenen Stabes zur Strafe nach dem „Mal" rennen. Er thut das mit aller Behendigkeit, die er zu entwickeln imstande ist. Denn während dieses Laufs graben die übrigen Spieler an seinem Platze soviel Rasenstücke (Soden) los, als sie in der Geschwindigkeit erhaschen können und tragen das „Geraubte" nach ihrem Platz. Was der Läufer noch vor Bergung des Raubes ergreifen kann, ist für ihn gerettet. Jetzt beginnt das unterbrochene Spiel von neuem. — Am Schlusse desselben muß jeder Spieler mit seinem „Geraubten" sein „Loch" decken, d. h. er muß die vorhandenen Rasenstücke in die Öffnung legen, welche an seinem Platze durch „Rauben" entstanden ist. Reicht sein Vorrat dazu nicht hin, so giebt ihm irgend ein Mitspieler gern ohne Entschädigung von seinem Überfluß, nur muß er das Geborgte „schippen," d. h. er muß es, auf Händen und Füßen kriechend, auf seinem Rücken an seinen Platz bringen. Alle Spieler nehmen teil am „Schippen," sie laden dem „Schipper" seine Last auf und begleiten ihn auf seinem Wege bis an sein Ziel, freilich nicht ohne Grund; denn läßt er auf dem Transport von der kunstgerechten Ladung fallen, so hat er nach Beendigung seines Weges seine Hiebe dafür zu empfangen.

Abgesehen von den mannigfachen körperlichen Bewegungen, zu denen dieses Spiel Gelegenheit giebt, ist es besonders geeignet, den Sinn für Recht und Gerechtigkeit zu schärfen und Anlaß zu geben nach dem Grundsatz: suum cuique! zu handeln. So verbietet es z. B. beim „Rauben," von dem geraubten Vorrat des andern zu nehmen. Was geraubt wird, muß erst gelöst werden. Übertretung dieser Regel gilt als Unehrlichkeit und schließt vom Spiel aus. „Ehrensache" ist es ferner, dem „Schipper" seine Last sicher aufzuladen,

[1]) Zu vergleichen: Handelmann, Volks- und Kinderspiele, S. 89, wo weitere Litteratur zu finden ist.

damit nicht durch die Schuld anderer ein Herabfallen geschehe und der „Schipper" unverschuldet Schläge erhalte. — Rechtsstreitigkeiten sind daher bei diesem Spiel nicht selten, werden aber immer mit strengster Reellität, oft unter Zuziehung Unparteiischer gelöst.

Kiel, den 15. Februar 1897. Kühl, Rektor.

2.

Ähnlich wie es im Vorstehenden von Herrn Rektor Kühl beschrieben worden ist, wurde das Pickpahlspiel vor 35—40 Jahren in der Stadt Schleswig gespielt.

Zunächst bemerke ich, daß der Name „Pickpahl" in Schleswig und meines Wissens auch in ganz Angeln — für den Südwesten dieser Landschaft ist es sicher — unbekannt ist. Hier hieß nämlich das Spiel überall „Paulstick." Ob der erste Bestandteil dieses Wortes aus „Pahl," d. h. „Pfahl" entstanden ist, oder ob der Name eine andere Bedeutung hat, ließe sich vielleicht feststellen, wenn aus anderen Gegenden noch weitere, abweichende Namen zu Tage treten würden. Der älteste bekannte Name dieses Spieles überhaupt, nämlich das griechische Wort „kyndalismos = Pflockspiel," findet sich mit einer kurzen Beschreibung bei Julius Pollux, Onomastikon, 9, 120.

Das Pickpahlspiel wurde am liebsten im Frühjahr und im Herbst gespielt, — gelegentlich auch im Sommer nach einem tüchtigen Regengusse —, weil dann das Erdreich locker war.

Die Reihenfolge der Werfenden wurde in Schleswig auf eigentümliche Weise festgestellt. Einer der Mitspieler nämlich sagte, nachdem die Bereitwilligkeit der Anwesenden zum Mitspiel ausgesprochen worden war, plötzlich mit lauter Stimme das Wort „Eerst," ein anderer „Tweet," er folgte „Drütt," „Veert" u. s. w. Hatten zwei Mitspieler gleichzeitig oder fast gleichzeitig dieselbe Zahl genannt, so wurde, falls nicht einer derselben freiwillig zurücktrat, der Streit durch die Umstehenden entschieden. Dann mußte aber der Zurückgewiesene ohne Gnade der letzte der Mitspieler werden. Denn die folgenden Plätze in der Reihe waren inzwischen längst vergeben. Auf ähnliche Weise pflegte die Reihenfolge beim ABC-Spiel" und beim Parteiwechsel des Schlagballspiels festgesetzt zu werden.

In Schleswig entwickelte sich dann das Spiel ganz in der Weise, wie es Herr Kühl beschrieben hat, während in Angeln, sowie in der Stadt Kiel[1]) eine Laufbewegung mit dem Spiele überhaupt nicht verbunden war. Eine Laufbewegung scheint auch im Altertume nicht stattgefunden zu haben.

Vor jedem Wurf hatte der Spieler das Recht, die in der Erde steckenden Pfähle der Gegner mit seinem Pfahl auf Umwerfbarkeit zu prüfen, indem er ihnen einen leichten Schlag gab. Er suchte sich dann natürlich zum Umwerfen einen schon lose sitzenden Pfahl aus. Betrieb er jedoch seine Untersuchungen so kräftig, daß der Pfahl eines Gegners sich dadurch zu lösen drohte, so wurde Einspruch erhoben, und der Eigentümer des so gelösten Pfahles hatte das Recht, seinen Pfahl an sich zu nehmen, bis er wieder am Wurfe war.

Hatte der Werfende das Unglück, daß sein Pfahl die übrigen flach traf und nicht in die Erde eindrang, so mußte er selbst laufen. Wurde durch einen solchen Fehlwurf auch noch ein anderer Pfahl umgeworfen, so mußten beide, sowohl der Werfende als auch der Eigentümer des umgeworfenen Pfahles einen Lauf ausführen. Ein solcher Flachwurf galt, falls er absichtlich erfolgte, für unehrenhaft und wurde von allen Wohlgesinnten verurteilt.

Während beim Pflichtlauf eines Mitspielers das Loch desselben durch Ausheben der Grassoden nach Möglichkeit vergrößert wurde, mußte jeder sich wohl hüten, von ihm bei dieser Arbeit überrascht zu werden. Sobald der Laufende nämlich wieder in der Mitte der Spieler war, mußte derjenige, welcher noch Beute trug, diese nicht nur zurückgeben, sondern obendrein noch eine in Grassoden zahlbare, empfindliche Buße an den Geschädigten auskehren. Hielt sich daher jemand beim Auskratzen eines Loches zu lange auf, so ertönte manchmal vonseiten eines guten Freundes ein mahnendes „Heine, hol op!"

Jeder Mitspieler, welcher einen Überschuß an geraubten Grassoden hatte, durfte seinen Freunden aushelfen. Allerdings wurde dies von den schon im Nachteil befindlichen und für ihre Person Böses ahnenden Mitspielern übel vermerkt, konnte jedoch nicht gehindert werden. Dieser Austausch durfte aber nicht nach Schluß des Spiels geschehen.

Das Spiel war beendet, sobald jeder Mitspieler eine vorher bestimmte Anzahl Würfe mit seinem Pfahl gethan hatte.

Die Bestrafung beschränkte sich in Schleswig auf einen einzigen Mitspieler, und zwar auf denjenigen, welcher unter allen das größte unausgefüllte, d. h. durch die von ihm geraubten Grassoden ungedeckte Loch übrig behielt. Dieser Unglückliche wurde „mit dem Tode" bestraft, indem er in des Wortes wahrem Sinne ins Gras beißen mußte. Zu diesem Zwecke wurde eine dünne Grassode von kleinem Umfange an einer Stelle der Koppel, die

[1]) In Kiel hatte jeder Spieler mehrere Pfähle; wer einen Pfahl des Gegners umwarf, bekam den umgeworfenen Pfahl zum Eigentum. Die Reihenfolge wurde in Kiel durch abwechselndes Auflegen der Hände um einen Stock ermittelt.

von den Spielenden nicht betreten worden war, mit einem in der Erde blank geputzten Messer unter Aufsicht der besten Freunde des Delinquenten säuberlich ausgestochen. Auf seinen Antrag konnte dieser, falls die Mehrzahl der Mitspieler sich zustimmend verhielt, für Knöpfe, Alabaster (= Picker), kleine Geldstücke und sonstige Wertgegenstände sich einen Stellvertreter kaufen. Um dies zu ermöglichen, legten bisweilen seine Freunde ihr Vermögen zusammen; denn ein Stellvertreter war selten ohne einen ziemlich hohen Preis zu beschaffen.

Dies freiwillige Eintreten für einen in Not geratenen Freund weist deutlich auf die Rechtsverhältnisse früherer Zeiten hin. Bei bestimmten Vergehen nämlich konnte ein Angeklagter sich loskaufen, wenn er selbst oder seine Verwandten und Freunde eine bestimmte Summe aufzubringen imstande waren; bei Totschlag nannte man diese Summe das „Wergeld."

Noch will ich darauf hinweisen, daß bei der Wahl der von einem Stellvertreter zu durchbeißenden Grassode die oben beschriebene, peinliche Sauberkeit bei weitem nicht so strenge innegehalten wurde. Ein Stellvertreter wurde nämlich gering geachtet.

Zum Schluß bemerke ich, daß es wünschenswert sein dürfte, dieses Spiel, welches überall gern gespielt zu werden scheint, so zu gestalten, daß die Laufbewegung, falls sie noch nicht eingeführt ist, als ein sehr wichtiger Bestandteil des Spiels angesehen wird.

Kiel, den 7. April 1897. W. Peters, Oberlehrer.



Gruß aus der Heimat.

Verrauscht ist nun des Tages lauter Schall,
Und fern und ferner führt das Eisenroß
Den Fremdling durch das weite Blachfeld hin.
Jetzt schwindet auch der Häuser bunt Gewirr,
Und nur auf Turm und Kuppel ruht der Sonne Glanz,
Und von der Höhe schauen ernsthaft die Cypressen.
Jetzt deckt die Nacht das Feld. Die Einsamkeit
Erweckt in mir die Lust an holdem Träumen.
Ich blick' zum Himmel auf. Dort steht Orion,
Dort ohne Wandel strahlt des Nordens Stern.
Ihr Himmelsfackeln habt mir oft geleuchtet,
Wenn zu der Heimat lenkte ich die Reise. —
Jetzt blitzen Lichter auf, hier nah, dort ferne.
Ist es der Schein aus wohlbekannten Hütten,
Ein Heimatgruß von Stormarns Friedensauen? —
Nun endet sich die Fahrt, und durch die Nacht
Vernehm' ich gar der Frösche biedern Sang.
So klang mir's oft von Nachbars Erlenteiche. —
Doch nein! Schlaftrunken regt sich's mir zur Seite,
Und fremde Laute treffen an mein Ohr.
Der Zauber weicht, ich bin in weiter Ferne, —
Doch von dem Himmel grüßt der Heimat Stern.

**

Verwandte Bestrebungen.

Die historische Landeshalle für Schleswig-Holstein (s. Nr. 1 d. „Heimat" S. 27) hat ihr vorläufiges Unterkommen im Gebäude der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt in Kiel gefunden. Das zur Verfügung gestellte Parterrezimmer ist durch Querwände in eine Reihe von Kabinetten geteilt worden, in denen die Porträts übersichtlich geordnet sind. Die eigentlichen Wände des Zimmers sind mit Bildern, insbesondere Schlachten und Kriegsscenen darstellend, bedeckt, sonstige Erinnerungen sind in Glaskästen unter den Fenstern untergebracht worden. Man hofft, daß die Sammlung späterhin in dem geplanten Anbau zum Thaulow-Museum ein dauerndes Heim finden werde. Dort soll dann auch die Feldwache, die im verflossenen Sommer ein Hauptanziehungspunkt der Ausstellung war, wieder aufgestellt werden.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 7. Juli 1897.

Das Augustenburger Schloß.

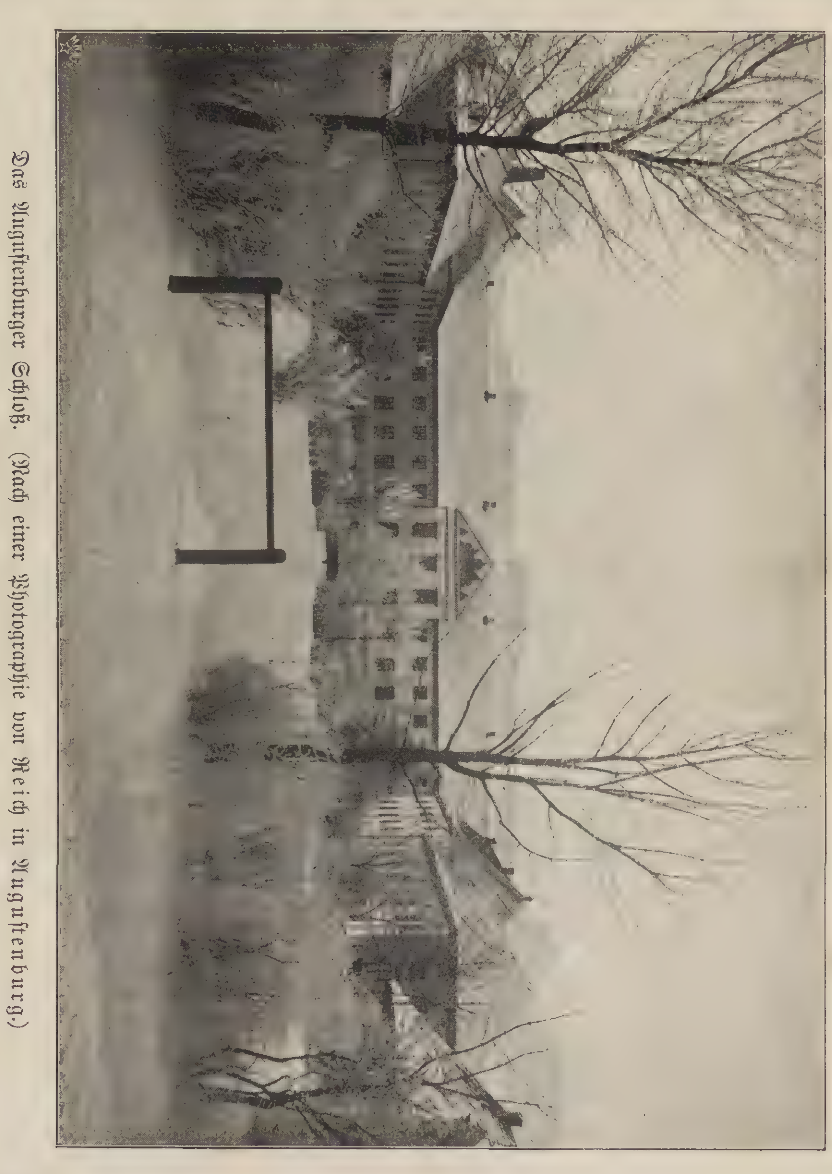
Von P. F. Bruhn.

Die „Heimat" brachte in ihrem ersten Jahrgang eine interessante Darstellung der Eroberung Alsens durch den großen Kurfürsten. Die Bestimmungen des Friedensschlusses nach jenem Kriege sind bekannt; weniger jedoch mag wohl die Kunde verbreitet sein, daß die damaligen Kriegswirren den Untergang des Fürstentums Sonderburg herbeiführten, und daß im Jahre 1660, in dem der Friede zum Abschluß kam, das Schloß Augustenburg, der Stammsitz der Ahnen unserer Kaiserin, von dem Herzog Ernst Günther erbaut wurde.

Herzog Johann der Jüngere, der Sohn des Königs Christian III., erhielt das Fürstentum Sonderburg als Erbteil und trat nach dem Tode seiner Mutter, der Königin Dorothea, 1571 in den Besitz seines Landes. Durch Ankauf und durch Hinzufügung des Erbgutes, das ihm nach dem Tode seines Oheims, des Herzogs Johann des Älteren von Hadersleben, zufiel, hatte er seine Herrschaft bedeutend erweitert. Nach seinem Tode 1622 teilten seine Söhne sich in Übereinstimmung mit den testamentarischen Bestimmungen des Vaters das Fürstentum Sonderburg und die damit verbundenen Landesteile: Norburg, Ärö, Glücksburg und Plön. Sonderburg fiel Alexander, dem drittgeborenen Sohne Johann des Jüngeren, zu. Dieser hatte schon bei Lebzeiten des Vaters eigne Hofhaltung eingerichtet und war tief in Schulden geraten. Während seiner Verwaltung des Fürstentums vermehrte sich seine Schuldenlast, da ihm des Vaters Geschick und Sparsamkeit fehlten und die Kriegswirren alle Anordnungen zur Aufbesserung seiner bedrängten Lage wirkungslos machten.

Als nach dem Tode Alexanders seine Gemahlin, die Herzogin Anna, die Regierung übernahm, wurde das Land zuerst durch schwedische, dann durch brandenburgisch-polnische Truppen besetzt und nach Art der damaligen Kriegsführung durch Kontributionen, Raub und Verwüstungen ganz und gar ausgebeutet. Die Bewohner des Landes gerieten in Armut und konnten den Verpflichtungen, welche sie ihrer Herzogin zu leisten hatten, nicht nachkommen. Diese war infolgedessen auch nicht imstande, die jährlichen Abgaben an die

Brüder ihres verstorbenen Gemahls zu leisten. Als sie nun ihrem ältesten Sohne Christian Adolf die Regierung überließ, waren die Zahlungsrückstände zu einer Höhe gestiegen, die der junge Herzog nicht begleichen konnte. Es entstanden Zwistigkeiten in der Familie über die vom Herzog zu leistenden



Das Augustenburger Schloß. (Nach einer Photographie von Reich in Augustenburg.)

Deputate, und die Inhaber von Pfandverschreibungen drangen auf Sicherung ihres Guthabens. Der König berief als Oberlehnsherr eine Kommission, der die Ordnung dieser Angelegenheiten übertragen wurde. Da eine Regelung auf gütlichem Wege nicht zu erreichen war, so mußte ein Konkursverfahren eingeleitet

werden. Die Gläubiger erhielten die Lehnsbesitzungen zu einem Taxationswert, während die andern Güter an die Meistbietenden abgelassen wurden. Das Schloß Sonderburg und seine Fähr- und Zollgerechtigkeiten bekam der König für die Summe von 22000 Thalern. Die den Söhnen des Herzogs Alexander aus dem Fürstentum zu leistenden Deputate galten als nicht erblich; ihre Nachkommen hatten also keine Ansprüche auf Apanage zu machen. Herzog Christian Adolf protestierte dagegen, daß „er samt seinem ganzen fürstlichen Hause unverschuldeter Weise und bei friedlichen Zeiten gänzlich zu Boden und zu Grunde gerichtet werden sollte."

Seine Bemühungen hatten keinen Erfolg. Da er nach geschehener Aufforderung seine Unterthanen des Huldigungseides nicht entbinden und das Schloß nicht verlassen wollte, ließ der königliche Statthalter die Thore erbrechen und das Schloß besetzen.

Der Herzog zog zunächst nach Glücksburg und von da nach Holland. 1676 vermählte er sich mit der Tochter des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, Eleonore Charlotte. Durch diese Heirat kam er in den Besitz des in Lauenburg belegenen Gutes Franzenhagen. Seine Nachkommen starben im Jahre 1709 aus.

Nachdem das Fürstentum Sonderburg einen so traurigen Untergang fand, war die Lage der Familienangehörigen des herzoglichen Hauses eine trostlose. Der Genuß von Deputaten war nur den Söhnen Alexanders zugesichert, nicht aber ihren Erben. Die fürstlichen Hoheitsrechte waren ihnen genommen; nur die Urkunde des Königs vom 26. Mai 1649, die alle Söhne Alexanders mit Namen aufführt und dieselben „zur gesamten Hand" mit dem Herzogtum Schleswig und der Insel Fehmarn belehnt, gab ihnen eine Bekräftigung ihrer Erbrechte, die dem damaligen Geschlecht jedoch aussichtslos erscheinen mußte.

Von den Söhnen Alexanders blieb allein der Herzog Ernst Günther in der Heimat. Sein königlicher Freund, Friedrich III., gab ihm, als seine Bemühungen zur Wiederherstellung eines selbständigen Fürstentums fehl schlugen, das Amt eines Gouverneurs über Alsen mit einem jährlichen Einkommen von 2000 Thalern und bedeutenden Naturalbezügen.

Die Freundschaft des Herzogs mit dem Könige stammte aus der Zeit, als dieser Statthalter des königlichen Anteils vom Herzogtum Schleswig war und in Flensburg residierte. Als gute Nachbarn traten sie in lebhaften und herzlichen Verkehr mit einander. Die Gemahlin Friedrichs, Sophie Amalie, pflegte einen intimen Umgang mit den Prinzessinnen von Glücksburg, die mit ihr in gleichem Alter standen. Vielleicht hat der Herzog am Hofe seines Freundes die Prinzessin Augusta von Glücksburg, mit der er sich am 15. Juni 1651 vermählte, kennen gelernt.

Noch in demselben Jahre erhielt er von Friedrich III., der 1648 zur Regierung gekommen war, das früher zum Schleswiger Domkapitel gehörende Dorf Stavensbüll, dazu 8 Hufen und 8 Katen vom Dorfe Sebbelau gegen eine Entschädigung von 19000 Thalern.

In den für das Fürstentum Sonderburg verhängnisvollen Jahren von

1660 an ließ der Herzog das angekaufte Dorf niederlegen und erbaute dort, in der Hoffnung, daß mit dem Frieden bessere Zeiten kommen würden, ein Schloß, das er nach seiner Gemahlin Augustenburg nannte und zu seinem Wohnsitz erwählte.

Dieses Schloß hat reichlich ein Jahrhundert dem Geschlecht der Herzöge von Augustenburg als Wohnstätte gedient. Es lag fast an derselben Stelle am nördlichen Ufer der Föhrde, an dem das jetzige steht. Damals drang das Meer tiefer ins Land hinein, vermutlich noch über das Dorf Bro (Brücke) hinaus. Die Bodenbeschaffenheit und die bei dem genannten Dorfe noch befindliche Schwedenschanze bestätigen diese Vermutung. Diese Schanze kann nur unter der Voraussetzung, daß der Meerbusen bis zu ihr hinanreichte, für eine Verteidigung des nördlichen Teils der Insel, auf die ihre Anlage hindeutet, als zweckdienlich angesehen werden.

Die jetzigen Parkanlagen mit ihren drei herrlichen schnurgeraden, parallellaufenden Lindenalleen stammen aus einer späteren Zeit; nur wenige Bäume haben ein Alter, das in die Zeit des Herzogs Ernst Günther zurückreicht. Dagegen kann mit Sicherheit angenommen werden, daß der Waldbestand in der unmittelbaren Nähe des Schlosses erheblich größer gewesen sein wird.

Wie verschiedenartig die damalige Umgebung des Schlosses von der jetzigen auch gewesen sein mag, so war sie doch durch ihre Schönheit geeignet, ihrem Besitzer Freude und Erquickung zu bieten in den sorgenvollen Jahren, die er hier zu verleben hatte.

Als der Herzog Friedrich Christian der Ältere, geb. 1721, gest. 1794, sein väterliches Schloß übernahm, war dasselbe so baufällig, daß das Mauerwerk durch Stützen vor dem Umsturz gesichert werden mußte. Er sah sich daher genötigt, einen Neubau auszuführen. In den Jahren von 1770—1776 geschah die Erbauung des neuen Schlosses in der Gestalt, in der es noch jetzt erhalten ist. Das Baumaterial wurde zum großen Teil dem Sonderburger Schloß, von dem vier Türme und das obere Stockwerk abgebrochen wurden, entnommen. Die Bauart ist der damaligen Zeit und dem Sinne des Erbauers entsprechend ohne jeglichen Schmuck. Das Gebäude, das in seinem Hauptteil aus drei Stockwerken und einem mit Wappen gezierten Giebel besteht, bildet mit den sich anschließenden zweistöckigen Seitenflügeln ein offenes Viereck. Durch die in einer Linie mit den Seitenflügeln liegenden langen Nebengebäude wird das Viereck verlängert, und durch das Thor, das über der Einfahrt mit einem Turm versehen ist und mit den Seitengebäuden in Verbindung steht, schließt sich das große Rechteck, das durch den erweiterten Schloßplatz gebildet wird.

Vom Thore an erstreckt sich in gerader Linie nach Osten eine herrliche Lindenallee, die in den Weg einmündet, welcher über den 1816 errichteten Damm führt. Ein Blick von dieser Allee aus durch das Thor über den Schloßhof auf den mittleren Teil der Frontseite des Schlosses ist eigenartig schön. Da das Thorgebäude den Anblick des ganzen Schlosses verschließt und die weite Ausdehnung des Hofes den sichtbaren Teil der Frontseite als in

weiter Ferne liegend erscheinen läßt, so entsteht in dem Beschauer der Gedanke, daß sich ihm nach dem Eintritt auf den Schloßplatz ein besonders herrlicher Anblick eröffnen werde. In dem nördlichen Seitenflügel befindet sich die Schloßkapelle, welche zur Zeit der am schönsten ausgestaltete und sehenswürdigste Teil des Schlosses ist.

Sein letzter herzoglicher Bewohner, Christian August, der Großvater unserer Kaiserin, mußte vor Ausbruch des Krieges 1848 Augustenburg als Flüchtling verlassen. Die Dänen benutzten das Schloß zuerst als Lazarett, dann als Kaserne. Auch unter preußischer Herrschaft ist es bis zum Jahre 1876 als Kaserne gebraucht, darnach wurde es kurze Zeit als Badehotel verwendet. Seit dem Jahre 1878 ist es als Lehrerinnenseminar eingerichtet, zu welchem Zwecke es noch benutzt wird. Auf Veranlassung des Kaisers Wilhelm I. und unter Zustimmung der Volksvertretung erfolgte im Jahre 1885 die Auslieferung des Schlosses mit dem dazugehörenden Park an den jetzigen Besitzer, den Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein.

Man hoffte damals, daß das Stammschloß der herzoglichen Familie nun auch zeitweilig als Wohnsitz derselben benutzt werden würde. Das ist nicht geschehen, — Gravenstein hat den Vorzug erhalten. Eines aber gebührt u. E. doch Augustenburg, eine Zierde wird dem alten Stammschloß unserer Herzogsfamilie hoffentlich hinzugefügt werden: ein Standbild des Herzogs Friedrich, errichtet inmitten des großen Schloßplatzes.

Dann könnte man doch Fremden, die nach besonderen Erinnerungszeichen der ehemaligen Zeit jetzt vergeblich fragen, die Antwort geben: Auf dem Schloßplatz steht das Standbild des Vaters unserer Kaiserin, der in unserm Schlosse geboren ist und von sich sagen konnte: „Ohne mein Auftreten wären die Herzogtümer nicht von Dänemark getrennt worden, das weiß ich, und es wird nicht gelingen, dieses Blatt der Geschichte, das mir gehört, auszureißen!“

Sollten sich nicht deutsche Männer bereit finden, in dieser Weise dem schleswig-holsteinischen Herzogshause, „das für die Befreiung der Herzogtümer am meisten gethan und geopfert und am wenigsten Anerkennung gefunden hat,“ eine Dankesschuld abzutragen? [1])

Klaus Groth.

Von Adolf Bartels.

II.

An die Volkslieder anzuschließen sind manche der Kinderlieder Klaus Groths, ich nenne nur das schöne Wiegenlied „Still, min Hanne, hör mi to.“ Überhaupt stehen die Dichtungen Groths „Vær de Gærn“ einzig in unserer Litteratur da; ob sie wirkliche Lieder oder bloße Reime sind, immer ist der

---

[1]) Vorstehender Aufsatz, bereits vor längerer Zeit abgefaßt, war schon gesetzt, als in den Tagesblättern der Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für den Herzog Friedrich erschien. Befindet sich der Herr Verfasser auch hinsichtlich des Aufstellungsortes nicht mit jener Veröffentlichung in Übereinstimmung, so erschien es der Schriftleitung doch als selbstverständliche Pflicht, seinen Wunsch auch jetzt noch unverändert zu veröffentlichen.

schlichte, treuherzige, oft schalkhafte, stets zierliche Kinderton vortrefflich getroffen, ohne daß der Dichter je nötig hätte, wie die meisten seiner hochdeutschen Kollegen auf diesem Gebiete, zu den Kindern hinabzusteigen; er bleibt immer er selbst, und die Kinderlieder, die die Freude jedes natürlichen Kindes bilden müssen, erfüllen auch die Erwachsenen mit reinstem Entzücken. Einzelnes, wie z. B. „Dar wahn en Mann int gröne Gras" ist geradezu unvergleichlich; der Tieferblickende erkennt darin eine Urmelodie, etwas „Orphisches," wie Goethe sagen würde, eine wunderbare Symbolik des Verhältnisses von Natur und Kultur, und doch ist das Ganze so schlicht und einfach, daß es durchaus nicht über den Horizont des Kindes hinausgeht. Und dann — eine neue Klasse — die Bilder aus dem Tierleben, auch sie meist jedem Kinde verständlich und dabei wieder so reich an schärfster Naturbeobachtung, köstlichstem Humor, vollendeter Kunst, daß die Großen staunend davor stehen! Über ihren Wert hat sich einmal Hebbel ausgesprochen: „Sehen Sie," sagte er zu einem Freunde über „Lütt Matten de Has'," „das ist nicht nur eine Spitze lyrischen Humors, das ist Poesie, das ist lyrische Erfindung, das ist Gestalt und Ton zugleich, dem gegenüber verhalten sich alle Gedanken- und Erfindungsgedichte, sie mögen so trefflich sein, wie sie wollen, wie Schatten zu Körpern, wie Bildung zu Intuition." Außer „Matten de Has'" sind von Gedichten dieser Art besonders „Aanten int Water" und „Spatz" mit ihrer wunderbaren poetischen Nachahmung der Tierstimmen zu nennen, auch „Bispill" („De Mann de wull liggn, de Kater wull singn"), „Dre Vageln" und „De Wettlop twischn Swinegel un Matten Has'" gehören hierher, sowie manches Kleinere in den „Dünjens." — Reine Naturbilder, also Gedichte, die weiter nichts als Naturschilderung enthielten, sind im „Quickborn" kaum vorhanden, es wäre hier höchstens „Dat Moor" zu nennen, das aber auch eine ganz subjektive Schlußwendung hat, der Dichter hat recht wohl gewußt, daß es mit schildernder und beschreibender Poesie à la Matthisson und selbst à la Droste-Hülshoff nicht gethan sei. Nichtsdestoweniger findet man die gesamte Natur unseres Heimatlandes, Wald und Heide, Moor und Marsch, Acker und Öde, Meer und Watt in den Dichtungen Klaus Groths widergespiegelt, aber fast stets in Verbindung mit dem Menschenleben, der Mensch und die Natur gehören eben zusammen. Hier sind nun besonders Gedichte wie „Aptheker int Moor," „Dagdeef," „Drees," „De Flot" zu erwähnen, auch „Hans Schander," bekanntlich eine selbständige Bearbeitung von Burns »Tam o' Shanter,« eine Versammlung des gesamten dithmarsischen Gespensterspukes am Rugenbarg bei Wesseln, und der „Fischtog na Fiel" mit seiner Fülle volkstümlichen Humors und volkstümlicher Charakteristik. Oftmals nehmen die Bilder aus dem Volksleben, die Klaus Groth in reicher Fülle geliefert hat, auch mehr balladenartige Form an, wie der „Orgeldreier," „De Möller" und „Schitkrœt," dann wieder muß man sie als Idyllen bezeichnen („Wihnachtsabend," „De Melkdirn," „Familjenbiller"), und aus diesen Idyllen gehen endlich die größeren epischen Dichtungen hervor, in denen nun nicht mehr die einzelne Gestalt oder die Umgebung, das „Milieu," wie man heute sagt, die Hauptsache ist, sondern das menschliche

Schicksal („Peter Plumm," „Hanne ut Frankrik," „Peter Kunrad," „Ut de Marsch," auch „Unruh Hans"). Einzelnen der Dichtungen aus dem Volksleben würde man heute eine soziale Tendenz zuschreiben, beispielsweise der „Krautfru," auch wohl „Rumpelkamer," für mich die ergreifendste aller Dichtungen Klaus Groths. Diesen das Volksleben der alten Zeit so vollständig, wie es in poetischer Form möglich, charakterisierenden Dichtungen schließen sich dann die eigentlichen Balladen an, teils sagen- und gespensterhaften Inhalts („Wat sik dat Volk vertellt"), von einer Gegenständlichkeit in der Schilderung des Grausigen und Unheimlichen, die in der deutschen Litteratur auch kaum noch einmal vorhanden ist, teils („Ut de ol Krönk") von echt historischer Haltung. Eine ungefähr vollständige Übersicht des Inhalts des ersten Teils des „Quickborns" hätte ich damit gegeben — die Reichhaltigkeit ist es aber nicht, was die Sammlung über alle ähnlichen erhebt, es ist vor allem die relative Vollkommenheit jedes Einzelnen. Klaus Groth ist nicht, wie die meisten übrigen Dichter, zuerst unreif vor sein Volk getreten, sondern sofort als der große, in seiner Art kaum zu übertreffende Meister. Nach ihm haben noch manche andere schöne plattdeutsche Dichtungen geschrieben, auch Landsleute wie Johann Meyer und J. H. Fehrs, aber keiner etwas, was sich nicht irgendwie bei Klaus Groth schon vorweggenommen fände. Das gilt selbst von den nicht zu unterschätzenden erzählenden Dichtungen Reuters „Kein Hüsung" und „Hanne Nüte." Wir Schleswig-Holsteiner haben in dem ersten Teil des „Quickborns" geradezu eine poetische Encyklopädie unseres Volkstums, wie es vor der mit der neuen Zeit eintretenden Verflachung war, ja, da Dithmarschen in seiner Weltabgeschlossenheit gewissermaßen für ganz Niedersachsen typisch war, so können alle Niedersachsen sich im „Quickborn" wiederfinden und Klaus Groth ihren Dichter nennen. So reicht seine Bedeutung weit über seine Heimat hinaus.

Es hat also seine wohlbegründete Ursache, wenn man Klaus Groth immer noch den „Dichter des Quickborns" nennt — unrecht ist es aber, wie es wohl geschieht, damit eine tadelnde Nebenbedeutung zu verbinden, als ob er nie über sein erstes Werk hinausgekommen wäre und keine Entwicklung gehabt hätte. Ganz gewiß hat er die Lyrik seines ersten Teiles nicht übertroffen — aber ist denn Goethe vielleicht über seine schönsten Jugendgedichte hinausgekommen? Jede Jahreszeit bringt ihr Besonderes hervor, so auch jede Lebenszeit, und alles ist in seiner Art schön und will in seiner Art gewürdigt werden. Im zweiten Teil des „Quickborns" hat Klaus Groth zunächst die meisten der oben charakterisierten Gattungen seiner Dichtung um einige schöne Stücke vermehrt; wir finden auch hier wieder spezifische Lyrik („In Düstern," „Opt Feld alleen," „Na'n Baben," „De Blœder fallt," „Ant Öwer," „Ünnern Flederboom," diese schon liederartig), Lieder („Summer," „Blömeken blöh," „Wer hött se vær de Deev," „Se löv so fram," „Dat ole Leed," „To kleen," „In Œvermoot," „Ei du Lütte," „An de Karkhofsport"), Kinderlieder und -reime, manche wieder aus dem Tierleben, einzelne auch ganz neue Töne anschlagend („Dat Kind weer erstaunt"), Bilder aus dem Natur- und Volksleben („Summerbild ut de Marsch,"

„Inn Harst,“ „Harstmorgen,“ „Levensabend,“ „He mugg ni mehr“), denen sich Humoristika wie „Kaptein Pött,“ ein nicht zu verachtendes Seitenstück zum „Fieler Fischtog“, und die hochkomischen plattdeutschen Sonette vom „Kaptein Weenke“ anschließen. Unser niederdeutsches Seevolk ist kaum irgendwo besser geschildert. Auch auf einige neue Balladen trifft man („De Alkenkrog,“ „De Hasenkrieg“), die ganz auf der Höhe der alten stehen. Eine ganz neue Gattung bedeuten die Zeitgedichte, die Lieder für Schleswig-Holstein, von denen „Bi Idstedt“ („Uns twintig Bataillonen bi Idstedt, wat en Heer!“) wohl das beste, das markigste ist. Auch unter den im zweiten Bande des „Quickborns“ stark vertretenen Gelegenheitsgedichten findet sich manches, was als musterhaft in seiner Art bezeichnet werden muß und zur Charakteristik der liebenswürdigen Persönlichkeit des Dichters auf keinen Fall fehlen durfte. Das Schwergewicht des zweiten Bandes bilden aber doch die beiden epischen Dichtungen „De Heisterkrog“ und „Rotgetermeister Lamp un sin Dochter.“ Man hat in Schleswig-Holstein erst in neuerer Zeit begonnen, diese Dichtungen ihrem vollen Werte nach zu würdigen; ganz besonders ist Hermann Krumm kräftig für den „Heisterkrog“ eingetreten. Es unterliegt in der That keinem Zweifel, daß die beiden kleinen Epen zu dem Besten gehören, nicht bloß, was Klaus Groth geschaffen hat, sondern was die deutsche Litteratur auf diesem Gebiete besitzt; hier ist wahres Volksleben mit klarem Auge aufgefaßt, mit vollendeter Kunst dargestellt. Der „Rotgeter,“ der das Leben der norddeutschen Kleinstadt nicht ohne Beziehung zu dem sie umgebenden „Land,“ und zwar namentlich der Geest, schildert, ist in der Hauptsache reines Idyll und zeichnet sich durch die plastische Kraft seiner epischen Bilder aus, die man ohne Übertreibung „homerisch“ nennen kann; der „Heisterkrog,“ die typische Darstellung des Marschlebens, wie er denn mit wenigen Veränderungen auch in und bei Wesselburen statt in und bei Bredstedt spielen könnte, ist eine Schicksalsgeschichte mit vorwiegend düsterer Stimmung nnd fast dramatischer Entwicklung. Beide Werke ergänzen sich gewissermaßen, bilden Illustrationen der beiden Seiten in Klaus Groths Natur, wie es in kleinerem Maßstabe etwa auch „Rumpelkamer“ und der „Fischtog na Fiel“ thun: Über der reinen, hingebenden Freude an Natur- und Menschenleben, selbst dem, was man Kleinleben nennt, hat der Dichter die Nachtseiten des Menschenlebens und der Menschennatur doch nie übersehen, seinem Wesen nach nie übersehen können. Weder der Optimismus noch der Pessimismus können ihn für sich in Anspruch nehmen, er ist eben eine jener echt nordischen Naturen, denen bei aller verstandesklaren Heiterkeit und ruhigen Kraft die tief innerliche Weichheit und Wehmut nicht fehlt.

Den poetischen Werken Klaus Groths stellen sich dann seine prosaischen würdig an die Seite. Er hat deren neun größeren und kleineren Umfangs geschaffen, alle stellen Menschen und Zustände der Heimat dar, das, was in die dichterische Form nicht rein hineinging. Auch hier ist vor allem wieder das klare Auge, mit dem sich die größte subjektive Hingabe an heimische Menschen und Dinge recht wohl verträgt, zu bewundern. Geben die beiden Bände „Quickborn“

das Heimatliche nach der reinmenschlichen Seite wieder, so thun die „Vertelln" es nach der kulturgeschichtlichen, aus der treuen Erinnerung des Dichters, und da steckt denn ihr unermeßlicher Wert für uns Schleswig-Holsteiner. Wir haben nichts, was uns so getreu in die napoleonische Zeit, in die achtundvierziger Bewegung, in die Stille der Reaktionszeit nach 1850 versetzte, uns das Traumleben unseres Nordens vor dem Anbruch der neuen Zeit so deutlich vergegenwärtigte, als Klaus Groths drei größte und beste Erzählungen „Um de Heid," „Wat en holsteensche Jung drömt, dacht und belevt hett vœr, in und na den Krieg 1848" und „Trina," und die kleineren Geschichten sind wertvolle Ergänzungen dazu, zum Teil auch von großer Bedeutung zur Erklärung der Entwicklung des Dichters. Mir ist wohl bekannt, daß man Klaus Groths schlichte Erzählungen im Vergleich mit Reuters Romanen und Storms Novellen nicht für voll gelten lassen will, es ist aber gar keine Frage, daß sie nach der Seite poetischen Gehalts im allgemeinen und zum Teil auch nach der der Menschenschilderung keinen Vergleich zu scheuen brauchen — im übrigen, eines schickt sich nicht für alle, und oberflächliches Vergleichen der Werke verschiedener Dichter führt in der Regel zu Ungerechtigkeiten. Beispielsweise: Reuters derben mecklenburgischen Humor kann Klaus Groth natürlich nicht gut haben, er hat eben den seines Volksstamms — aber der ist auch nicht zu verachten; man vergleiche, von den Gedichten ganz abgesehen, einmal den Jochen Pee in der achtundvierziger Erzählung. Was aber das Wesen der Groth'schen Erzählungen anlangt, nicht an Storm und Reuter, an die Werke des Thüringers Otto Ludwig muß man erinnern, wenn man den richtigen Vergleich ziehen will. Hier hat man den starken Erdgeruch, der auch bei Klaus Groth stets unverkennbar ist, hier den Reichtum des Details, das doch nur den unserm und allem Volk fernstehenden und durch die sogenannten guten Erzähler verwöhnten Lesern trocken und interesselos erscheinen kann. Eine so gewaltige Erzählung wie Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" hat Klaus Groth zwar nicht geschaffen, aber doch nichts, worin sich nicht das Herz eines seine Heimat über alles liebenden Mannes herrlich offenbarte, worüber nicht das klare Auge, das jedem bis ins Herz dringt, schwebte — und ich meine, das wäre genug.

Auf die hochdeutschen Gedichte Klaus Groths will ich nicht näher eingehen, nur bemerken, daß sich in ihnen doch auch spezifisch Lyrisches findet, was durchaus auf der Höhe des Besten im „Quickborn" steht, wie z. B. das „Regenlied," allein soviel wie der Band eines mittelmäßigen Lyrikers wert, und daß Klaus Groth unter den deutschen Sonettisten einer der ersten ist. Mir lag vor allem daran, den Dichter im Verhältnis zu seiner Heimat zu zeigen, und so wiederhole ich denn nun zum Schlusse aufs dringendste: Besinnt euch, Schleswig-Holsteiner, was ihr in Klaus Groth habt! Kehrt zu euch selbst, in die Heimat zurück, lernt sie, euch selbst in den Werken des Mannes, die ihr ja nun als Ganzes habt (Kiel, Lipsius & Tischer, 4 Bände) immer besser kennen, denn nirgends findet ihr euer Volkstum, die Natur eures Landes, Herz und Charakter seiner Menschen besser gespiegelt als bei ihm! Die Zeit der thörichten Über-

hebung des Heimischen auf Kosten des „Fremden,“ und sei es noch so nahe verwandt, ist freilich vorbei, muß endgiltig vorbei sein, unsere Heimat liegt im Ring des großen Reiches, wir müssen Deutsche sein und bleiben, uns das große Vaterland erhalten, und sei es unter Hingabe von Gut und Blut, aber unsere heimische Art, unsere Freude am Heimatlichen aufzugeben, zwingt uns doch nichts; wir können Schleswig-Holsteiner, Preußen, Deutsche zugleich, ja, werden vielleicht um so bessere Deutsche sein, je bessere Schleswig-Holsteiner wir sind; denn, wie gesagt, nur die Vaterlandsliebe, die in der Heimatliebe wurzelt, ist gesund und kräftig. So vieles hat der Mensch unserer Zeit aufgeben müssen von dem, was seine Väter beglückte, so mancher Glaube ist dahingesunken, so manche ehrwürdige Sitte verschwunden, so manche Hoffnung verweht — laßt uns wenigstens die Heimat und die Liebe zu ihr zu bewahren suchen, und es wird vielleicht vieles noch gut werden. Der greise Dichter in Kiel aber möge jetzt die Überzeugung erhalten, daß Jung-Schleswig-Holstein wieder zu ihm steht wie das Geschlecht, dem er seine Werke schenkte, ja, ihn, den Altmeister, wie es die Pflicht der nachgeborenen Jugend ist, noch um so inniger liebt und verehrt.

Vom Nordseestrand.

Von **J. W. Kruse** in Kiel.

II.

Der nächste Morgen findet uns früh auf dem Marsch am Südrande der dithmarscher Bucht. Das Meer ist hier verhältnismäßig ruhig. Es bietet sich uns deshalb Gelegenheit, zu beobachten, wie fleißige Menschenhände dem Meere das einst entrissene Land wieder abringen. Neben den beiden „Steert“-Sommerkögen und dem Rathjensdorfer Sommerkoog dehnt sich ein beträchtliches Stück Vorland aus, das in nicht allzuferner Zeit durch einen schützenden Ring dem Festlande angetraut werden wird. Weiter draußen sind Arbeiter beschäftigt, flache Gräben, ein „Spitt“ tief, in Abständen von etwa 10 m durch das Watt zu ziehen. Die ausgehobene Erde wird in der Mitte der abgeteilten „Stücke“ zu einem Rücken zusammengeworfen. Noch manches Mal wird die Flut über denselben hinstreichen, aber mählich erhöht sie die gewölbten „Stücke“ durch den sog. „Schlick.“ Vielleicht sehen wir nach 10 oder 20 Jahren die jetzt noch grauen Watten in der Ferne schon grün schimmern: der Queller ist aufgeschossen und unterstützt die Mühen der Meeresanwohner. Andere Arbeiter flechten einen Buschdamm im spitzen Winkel zur rückkehrenden Strömung, bestimmt, die Flut zu brechen und die Ablagerung zu befördern. Näher dem Deiche ist man mit Sodenpflügen beschäftigt. Ungefähr 10 cm dicke Erdpolster, durch die Grasnarbe zusammengehalten, werden herausgehoben und zum Flicken größerer schadhafter Stellen im Deich verwendet. Und jener einsame Mann dort? fragst du. Lieber Freund, das ist der moderne Rattenfänger. Seine Spezialität sind die unterirdischen Wühler, die Maulwürfe, denen er ob ihres großen Schadens mittelst

Fallen nachstellt. In der That bilden die Maulwürfe, im Bunde mit den Mäusen, eine Gefahr für die Deiche. Und wenn die „Köger" sorglos schlafen im Schutz der sichern Deiche, so verdanken sie's nicht zum wenigsten der Pflichttreue dieses Mannes.

Den Blick der Weiterwandernden fesseln jetzt drei Punkte. Ungefähr inmitten der Bucht liegt die kleine Hallig Helmsand, die ebenfalls im Sommer von einem Schäfer bewohnt ist. Rechts vor uns grüßt der Meldorfer Dom. Indem sich der Deich, unsere vorgeschriebene Marschroute, nordwärts wendet, scheint es, als richte sich der Weg direkt auf den Turm, je weiter wir aber wandern, desto mehr zieht er sich ins Land zurück: Meldorf ist längst Landstadt geworden. Der dritte Punkt, unser nächstes Ziel, liegt wieder weit ins Meer vorgeschoben am Nordrande der Einbuchtung, der Spitze des Friedrichskoogs gegenüber: Büsum. Schon jetzt erkennen wir die vorgeschobene Häusermasse in schwachen Umrissen. Doch gilt es noch ein gut Stück zu wandern, vorüber an dem Kronprinzenkoog, der 1887 sein hundertjähriges Bestehen feiern konnte, an dem Christianskoog, dem zweitjüngsten in der Reihe der süderdithmarscher Köge, auf Wöhrden zu. Freund Zufall kommt uns aber zu Hilfe und kürzt den Weg. Im Meldorfer Hafen liegt ein kleiner Dampfer zur Abfahrt bereit. Badegäste aus Büsum haben einen Ausflug gemacht und müssen mit der Flut wieder zurück. Wir nehmen die Gelegenheit wahr und bieten uns als Mitpassagiere an. Unbekümmert um die scheelen Blicke, die der Ewerführer dort seinem, gottlob noch seltenen Nebenbuhler nachsendet, stechen wir in See. Von Küste zu Küste geht die Fahrt, während hinter uns der Strand zur schmalen Linie wird, tauchen vor uns schon die Häuser von Büsum auf.

Büsum ist Badeort geworden. Durch die Eisenbahn, die hier zum ersten Male die Küste trifft, wird alljährlich ein Häuflein Großstadtmenschen an den Strand geführt. Der Ort hat von seiner Traulichkeit verloren. Doch sei ihm der Verdienst gern gegönnt, denn er ist zugleich ein Vorort werkthätiger Nächstenliebe, eine Station für die Rettung Schiffbrüchiger; manches Opfer hat der Wagemut der Büsumer der gierigen See entrissen.

Die „Meerfahrt" hat uns für erneute Fußwanderung gestärkt. Nachdem wir Büsum verlassen, nicht ohne die Stimmung Groth'scher Gedichte von Old Büsen und dem wilden Haff gefühlt zu haben, zieht sich der Deich in einem weiten Bogen der Eidermündung zu. In einer scharfen Wendung nähert sich das Bett der Eider von der eiderstedtschen Küste der dithmarsischen. Schon mehrere Jahre hindurch hat man am Wesselburner Koogsdeich durch Steinschüttungen das Ufer sichern müssen gegen das Abnagen der Strömung, ohne dem Element erfolgreich Widerstand leisten zu können. Die Nordsee ist launenhaft, sie giebt, um an anderer Stelle zu nehmen. — — —

Unterdes ist es Abend geworden. Dort steht „am Siel" ein Schäferhäuschen, fast eine Hütte nur. Wir machen hier Rast. Ein Wirtshaus stellt sich uns nicht zur Verfügung; aus der Hütte steigt der Rauch so verheißend empor: wir flehen um ein wirtlich Dach!

Der Schäfer tritt aus der breiten, niedrigen Thür seines Hauses, um seine Herde heimzuholen und sein Tagewerk zu beschließen. Wollen wir uns nicht zu ihm gesellen? Wie ruhig und natürlich giebt er sich, seine Bewegungen sind bedächtig wie seine Zunge, seine Augen reden von einem einfach herzlichen Gemüt. Und wie wir neben ihm auf der Höhe des Deiches dahin schreiten, spüren wir, daß diese Natureinsamkeit sein Wesen beeinflussen mußte. Sein Leben fließt einförmig dahin; der Umgang mit der Natur ist ihm alles. Seine Herde ist sein Reichtum, freilich ein bescheidener, denn auch ihn drückt die Ungunst der Zeit.

Über den grünen, von rundköpfigen Strandnelken durchwirkten Teppich des Vorlandes zerstreut weiden Schafe und Gänse durcheinander. Ein kurzer Pfiff — Phylax schlägt ein paar Mal an — nun ziehen sie langsam zu Deich. Innerhalb des Deiches steht der sichere Koben. Nur selten bleibt die Herde im „Außendeich." Denn das Meer ist tückisch. Oft hat eine einzige Nacht den Reichtum vernichtet, wenn der plötzlich erwachende Sturm die Flut an den Deich brachte und den arglosen Schäfer trog.

Leise ist die Nacht herabgesunken. Über Land und Meer legt sich der Nebel; wie eine dunkle Linie zieht sich der Kamm des Deiches hindurch, draußen leises Rollen der unruhigen See, drinnen tiefer Friede der Sicherheit. Der Tau benetzt unsere Füße. Stumm schreiten wir mit dem Schäfer den Deich zurück. Bald nimmt uns die Hütte auf, deren Licht wie ein Stern durch die Dunkelheit leuchtet.

Bevor wir am andern Morgen scheiden, folgen wir der Einladung des Alten zu einem Fischzug. Es soll „op'e Flot," d. h. mit kommender Flut gefischt werden. Bedingung ist, daß wir uns dem Element rückhaltlos anvertrauen. Nicht Kahn und Boot steht zur Verfügung. Schuh und Stiefel, Strümpfe und Hosen werden abgelegt. Statt der eigenen Kleider erhalten wir eine alte, abgelegte Hose und einen entsprechenden Rock. Uhr und Schmucksachen werden daheim gelassen. Los und ledig, ausgerüstet mit einer mächtigen „Büttlęd," einem zwischen zwei gabelförmig verbundenen Stangen auszubreitenden Netz, den kleinen Büttlępel in der Hand, und der „Buttskiep" auf dem Rücken ziehen wir wattein. Den nackten Füßen behagt nicht recht das scharfe Gras des Vorlandes; doch fassen wir's als Kneippkur, verbeißen den Schmerz über den Stich einer vorwitzigen Distel und folgen unserm Führer. Noch liegt das Watt frei; nur in der Hauptpriele zieht schon der Flutstrom zu Land. Nachdem wir dieselbe durchwatet haben, geht es dem offenen Wasser zu, dahin, wo der kleine Strom mit dem Eiderbett zusammen fällt. Jetzt sind wir am Ziel. Wir blicken umher. Links schaut der Kirchturm von Wesselburen über den Deich und trifft zusammen mit der Ecke des ersten Bauernhauses im Koog. Rechts liegt Tönning, vor uns Kating in Eiderstedt. Hier ist der richtige Punkt; jene Kirchtürme sind die notwendigen Wegweiser, wenn das Wasser jede Spur verwischt hat. Man muß dort gestanden haben, mitten in den Wellen, um die Situation zu ver-

stehen. Den Neuling beschleicht ein eigentümliches Gefühl. Die weite Wasserfläche wirkt schwindelerregend, wenn der Blick lange auf ihr ruht. Käme jetzt ein Nebel, wer weiß, ob wir den Weg wiederfänden. Doch das Wetter ist klar. Wir haben unsere Netze ausgestellt und — warten. Gleichmütig zieht der Alte seine „Lẹd," die er spielend hantiert, auf, — nichts! Es will uns zunächst nicht recht gelingen, den kunstgerechten Aufzug nachzumachen. Der Wind fällt ins Netz und spritzt uns die Tropfen ins Gesicht. Doch es geht, — auch nichts. Ein vorwitziger „Krabbel" (Krebs) wird geringschätzig wieder seinem Element überantwortet. Doch halt — mein Nebenmann scheint einen Fang gethan zu haben. Er zieht auf. Vorn auf dem Netz liegt ein breiter Butt; wie das Netz hoch kommt, überschlägt er sich ein paar Mal und fällt in den Beutel desselben. Der ist geliefert. Nun gilt es, während die rechte Hand die Stangengabel balanciert, mit der linken den Fisch kunstgerecht mit dem „Büttlẹpel" herauszulöffeln. Auch das gelingt, schon hat er den breiten, dicken Meeresbewohner zwischen Daumen und Zeigefinger, um ihn in die „Buttskiepe" zu befördern, — plötzlich schnellt er dem verblüfften Fischer aus der Hand, in die Flut, schießt schräg nach unten und stößt dabei gegen den nackten Fuß; entsetzt zieht ihn unser Freund in die Höhe, sofort treibt ihn die tragende Kraft des Wassers nach oben. Die Situation wird bedenklich. Mühsam erringt er das Gleichgewicht; doch der Fisch ist hin. Der Alte hat die Scene beobachtet; gutmütig tröstet er den Mißtrauischgewordenen. Nach und nach werden wir vertrauter mit der Sache. Freilich, „es fängt nicht," „dat Water is to klar," erklärt der Alte, „dat gifft hüt nix; na de Flot is bẹder fischen." Wir haben desto mehr Zeit, uns umzusehen. Die Eider hinauf ziehen die Fischerboote. Sie sind „draußen" hinterm „Hundsknüll" gewesen. Pfeilschnell fliegen die kleinen Segler auf Tönning zu, vorbei an den Baken und den schrägliegenden Wasserzeichen. Unsere Konkurrenten, die Möwen, stoßen aus der Höhe in die Wellen, mit gellendem Schrei die Beute suchend. Langsam und stetig steigt die Flut, wie wirs an unserm eigenen Körper messen können. Schon haben wir das Bett der Priele verlassen, vorsichtig sind wir zurückgewichen, von dem Alten gewarnt vor den „Spranten," den Nebenflüssen, die er genau nach Lage und Richtung bestimmt. Das Wasser reicht uns bis zur Hüfte: es ist Zeit, heimzukehren. Zwar unser Fang ist nicht groß, aber „der Zweck ist erreicht," meint resigniert mein Nebenmann. Die Netze werden zusammengelegt, im Gänsemarsch, voran der Führer, streben wir der Küste zu. Es geht sich schwer im Wasser, und wir sind froh, als unsere Füße wieder festen Boden und freies Ausschreiten gewonnen haben. Ein Gewerbefischer ist noch zurückgeblieben; wie ein einsamer schwarzer Pfahl erscheint er uns vom Deiche aus. Freilich, wenn es Gewerbe ist, was uns interessante Abwechslung war — — —. Möge er jetzt und immer vor dem Schicksal manches armen Fischers bewahrt bleiben, der auszog und — nicht wiederkehrte.

Neugestärkt durch die Nachtruhe in dem traulichen Schäferhäuschen, erfrischt durch das Seebad, setzen wir unsere Wanderung fort, um die letzte Strecke

unserer Deichtour zurückzulegen. — Nichts Neues bietet sich dem Auge, und doch werden wir nicht müde, aufs neue das Meer zu bewundern.

Dort drüben liegt Eiderstedt. Es erinnert uns daran, daß wir hier auf historischem Boden stehen, obgleich die zurückgelegte Deichstrecke als jüngster dithmarsischer Boden von der Geschichte der Vorzeit nichts weiß. Hier aber an der Grenze Dithmarschens gegen Eiderstedt erinnern wir uns der vielfachen Reibereien zwischen Eiderstedtern und Dithmarschern in alter Zeit. Jetzt ist's anders. Möglich, daß noch ab und zu ein Boßelkampf ausgekämpft wird, sonst ist auch hier friedliche Entwicklung.

Am Ende des Karolinenkoogs führt eine Dampffähre ans jenseitige Ufer. Wir müssen uns den Besuch der in mancher Hinsicht interessanten Halbinsel versagen. — Noch einmal weitet sich die Brust im frischen Seewind, noch einmal umspannt der Blick die glitzernde, wellenbedeckte Fläche, — nun ziehen wir landein. Die Chaussee führt uns auf Lunden zu, und von dort bringt das Dampfroß die Wanderer wieder ins Alltagsleben zurück. Noch bleibt uns Zeit, den weit ins Land schauenden weißen Kirchturm zu besteigen. Ein herrlicher Ausblick lohnt die Mühe. Zu Füßen der Kirchhof mit seinen historischen Gräbern, um diesen der freundliche Ort, an den von Norden und Süden die Häuserstriche heranschießen, und dort im Westen zieht der Eiderstrom. Er trägt unsere Gedanken zurück an die Küste. In das Erinnern an die verlebten Tage klingt das sehnende Wort: Das Meer, das Meer!

Unsere Tierwelt im Volksglauben und im Volksmunde.

Von **H. Eschenburg**, Holm bei Ütersen.

I. Was man sich in unserer Heimat vom Kuckuck erzählt.

Betrachten wir unsere heimische Vogelwelt nach ihrer Stellung im Volksglauben, so müssen wir unbedingt dem Frühlingsboten Kuckuck den ersten Rang einräumen. Diese Auszeichnung verdankt er nicht allein seiner mythologischen Stellung, sondern auch seinen Eigentümlichkeiten in Körperbau und Lebensweise.

Über die Bedeutung der Tiere in der Mythologie lesen wir in der Monatsschrift für Volkskunde: „Am Urdsbrunnen" I, Heft 6, S. 1: „In allen alten Mythologieen kommen vielfach Tierwesen vor, welche kurzweg als heilige bezeichnet werden, weil sie zu gewissen Gottheitspotenzen in enger Beziehung stehen. Über die eigentliche Bedeutung dieser sogenannten heiligen Tiere ist man sich bis jetzt noch nicht klar geworden. Eine nähere Untersuchung dieses Gegenstandes hat aber zur Evidenz erwiesen, daß überhaupt jede alte Gottheitspotenz männlichen oder weiblichen Geschlechts ein gleichsam mit ihrem göttlichen Wesen verwachsenes Tier besitzt, dessen Gestalt sie je nach Umständen ganz oder teilweise anzunehmen imstande ist." —

Zu diesen heiligen und göttlichen Tieren gehört auch seit uralter Zeit bei

den verschiedenen Völkern der Kuckuck. Bei den alten Germanen war er nach Grimm dem Donar geheiligt, nach Simrock der Vogel der Freya.

An die Unsterblichkeit dieses Göttervogels scheint noch der folgende alte Reim zu erinnern:

Harm![1]) mak Larm!
De Kuckuck will starbn,
De Hahn will leggn,
Dat dröff ick nich seggn. (Haseldorf.)

Kraft seiner Göttlichkeit vermag der Kuckuck über die Lebensschicksale, die die Zukunft für die Menschen in ihrem Schoße birgt, Aufschluß zu geben.

Man sucht daher namentlich seine Lebensdauer von diesem Vogel zu erforschen, indem man ihn fragt:

Kuckuck vun'n (in'n) Hebn,
Wo lang schall ik leben?

Sie wird dann von ihm angegeben durch die Anzahl der nun folgenden Rufe, deren jeder ein Jahr anzeigt.

In Schleswig ergänzt man diese Frage noch weiter:

Gifft mi noch 'n Jahr Verlöv,
Büst 'n wackere Kuckuck.

Bei Kaltenkirchen lautet die mehr scherzhafte Fortsetzung:

Dree Dag un dree Nacht
Bet morgens Klock acht.

Müllenhoff[2]) teilt noch folgende Abweichungen mit:

1. Kukuk in Häwen,
Wo lang' schal ik läwen,
Sett dy in de gröne Grasstyt
Un tell myn Jaerstyt.

2. In Lauenburg:

Kukuk,
Spekbuk,
Ik bir dy:
Seg my doch,
Wo väel Joer
Läw ik noch?

Als heiliger Vogel der Freya steht der Kuckuck auch zur Ehe in Beziehung, und nach Müllenhoff[3]) fragen ihn in unserer Heimat die Mädchen:

Kukuk achter de Heken!
Wo lang schall ick gaen unn bleken?

oder die jungen Burschen:

Wo lang schall myn Bruet noch gaen to bleken?

Dem fügt Müllenhoff hinzu: „Für diese Frage ist die entscheidende Antwort gegeben, sobald der Vogel zwischen seinem Rufen einmal lacht; so vielmal er bis dahin ruft, so viele Jahre dauert noch der ledige Stand."

Dieser Brauch ist nach Steiner[4]) in vielen Gegenden Deutschlands und Schwedens bekannt, aber wenn der Kuckuck mehr als zehnmal ruft, so achten

---

[1]) Harm ist alte Form für Hermann. Bei Wesselburen rufen die Kinder das Schaf oder Lamm mit dem Namen. Im Mittelniederdeutschen bezeichnet „Harm" das große Wiesel oder Hermelin.

[2]) Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein, S. 509.

[3]) Müllenhoff, Sagen ꝛc., S. 480.

[4]) C. Steiner, Die Tierwelt nach ihrer Stellung in Mythologie, Volksglauben ꝛc., S. 155.

die Frager nicht darauf und nehmen an, daß er auf einem verzauberten Zweige sitzt. In den mir bekannten Gebieten unserer Heimat habe ich nichts mehr darüber vorgefunden.

Auf eine Beziehung des Kuckucks zur Ehe deutet auch das folgende Lied hin, das Müllenhoff [1]) aus Marne erhalten hat:

De Kukuk op dem Tune sat,
Dat regent en Schuer und he word nat.

Do keem de blyde Sunnenschien,
Do word de Kukuk hübsch und fien.

De Kukuk breed sin Feddern ut,
Und floeg wul œwert Gollschmeds Hues.

„Guten Tag, guten Tag, lieber Goldschmied mein,
Schmied meinem Schatz ein Ringelein.

Schmied meinem Schatz einen Rosenkranz,
Einen Rosenkranz zum Abendtanz.

Der Abendtanz der dauert nicht lang,
Er dauert nur einen kleinen Sommer lang."

Gott gäve de Brud, wat ick äer wünsch,
Dat eerste Jaer enen jungen Prinz.

Dat ander Jaer enen Appel roet,
Ene junge Dochter in den Schoet.

Und dat so foert van Jaer to Jaer
Un dat bet fief und twintig Jaer.

All fief und twintig um den Disch,
Dann weet de Fru, wat Huesholen is.

Huesholen und dat is Arbeit,
Fœr Dœr to staen is Fulheit.

Na Danz to gaen is Lustigheit,
Na Kark to gaen is Eerbaerkeit.

Bei Kaltenkirchen hielt man früher den Kuckuck für einen Todesboten für denjenigen, der seinen Ruf schon früh am Morgen vernahm, ehe er noch Speise und Trank genossen hatte. In derselben Gegend gilt es auch für ein Unglück, wenn der Kuckuck sich auf dem Dache eines Hauses niederläßt.

Er ist auch ein Wetterprophet, der uns Regen und Gewitter ankündigt, wenn er lacht, wenn er seinen Ruf in unmittelbarer Nähe des Dorfes hören läßt, oder wenn er gar „œbern Dörp schreet." Seine Hauptbedeutung hat er jedoch als der wahre Verkünder des Lenzes. Er trifft erst gegen Ende April, nach alter Regel 9 [2]) Tage vor Maitag, bei uns ein. Brehm erklärt seine späte Ankunft aus der weiten Reise, die er zu machen hat. Den zimperlichen Buben, der noch bei mildem Wetter Handschuhe oder Wintermütze trägt, neckt man: „Büst nich bang, dat di de Kuckuck daer wat rin fallen lett?" und von dem Kranken, der hoffnungslos dahinsiecht, sagt man: „De hört'n Kuckuck nich weller."

Wie lieblich klingt der erste Kuckucksruf dem Dorfjungen ins Ohr. Ist er ihm doch ein untrügliches Zeichen, daß er es jetzt ohne besondere Gefährdung seiner Gesundheit wagen darf, barfuß davonzutraben. Hei! wie lustig ist's, so leichtfüßig geworden zu sein. Der bei der Heimkehr drohende mütterliche Zorn ist bald verflogen vor der Botschaft: „De Kuckuck hett ropen."

Und nun wird das Bürschlein auch bald das erste Stück vom gutdurchräucherten Schinken erhalten. [3])

Nach alter Volksmeinung darf der Kuckuck sich nur bis zum neunten Tage nach Johannistag [4]) hören lassen, schweigt er dann noch nicht, so steht teure

[1]) Müllenhoff, Sagen 2c., S. 480. Zum Vergleich sind dort angeführt: Uhland I. 43, Wunderhorn I. 241.
[2]) Neun ist im Volksglauben eine heilige Zahl.
[3]) Man vergleiche auch „Heimat" 1892, Mai-Juni-Heft S. 102.
[4]) Im Sommer 1892 habe ich seinen Ruf auf den Elbsanden noch am 17. Juli vernommen.

Zeit bevor. Der Kuckucksruf verstummt ungefähr zu gleicher Zeit, da in unsern Gegenden das Siebengestirn wieder sichtbar wird. Das Volk hat daher beide zu einander in Beziehung gebracht und meint:

De Kuckuck un de Sœbensteern
De seht sik nich geern.

Man bezeichnet auch das Verhältnis zweier Menschen, die am liebsten einander aus dem Wege gehen, mit den Worten: „De staht sik as de Kuckuck un de Sœbensteern.“ In ähnlicher Weise finden wir eine Bezugnahme zwischen den beiden in einer Beschwörungsformel zur Vertreibung der englischen Krankheit, wie sie von Müllenhoff S. 513 aufgezeichnet ist:

Engelsche Krankheit verswinn,
Wie de Dau an de Sünn,
Wie de Kuckuck vœr den Sœbensteern.

An die Abreise des Kuckucks in die Ferne glaubt jedoch das Volk nicht, sondern läßt ihn sich in den beutegierigen Klemmer (Sperber — Nissus communis Cuv.) verwandeln. Als solcher durchstreift er dann, ein gewandter und frecher Räuber, Feld und Flur, und würgt manches unschuldige Vöglein, bis er endlich im Lenze wieder seinen vorigen Charakter annimmt. Mit dem Glauben an seine Unsterblichkeit war ja die Möglichkeit einer derartigen Verwandlung gegeben. Zu einer solchen Täuschung konnte man aber um so eher gelangen, da der Kuckuck bei oberflächlicher Betrachtung viele Ähnlichkeit mit dem Klemmer aufzuweisen scheint. Eine genaue und aufmerksame Beobachtung, die bald den Irrtum aufdecken würde, wird aber in den meisten Fällen durch seine große Scheu vor den Menschen verhindert.

Ehe der Kuckuck im Frühjahr wieder seinen Ruf hören lassen kann, muß er zuvor seine Kehle durch reichlichen Genuß von Eiern geschmeidig machen, und die muntere Kinderschar höhnt ihn:

Kuckuck!
Suput!
Dickbuk! (Kaltenkirchen.)

oder: Kuckuck!
Sup de Eier ut,
Legt'r ok een weller rin. (Ütersen.)

Die irrige Behauptung, daß der Kuckuck die Eier, die er im Neste vorfindet, ausschlürfe, bevor er sein Ei hineinlege, wird dadurch entstanden sein, daß Beobachter die zerbrochenen Eierschalen neben dem Neste gefunden haben. Daß das Kuckucksweibchen zuweilen Nesteier entfernt, ist jetzt mit Sicherheit bestätigt worden. Auch müssen wir zugeben, daß der junge Kuckuck den gefiederten Sängern manches Elend bereitet. Denn er ist nicht nur ein unersättlicher Fresser, der den Pflegeeltern die Erfüllung ihrer Pflichten sehr erschwert, sondern er wird auch durch sein ungestümes Wesen den Stiefgeschwistern oft gefährlich, indem er sie buchstäblich in eine bedrängte Lage bringt oder sie gar über den Rand des Nestes hinausschiebt und damit ihren Untergang herbeiführt.[1])

Auf Grund derartiger Beobachtungen und infolge der irrtümlichen Vorstellungen über den Kuckuck hat man ihn allgemein für einen argen Feind der

[1]) Man vergleiche Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins ꝛc. VIII, Heft 1, S. 33, und „Heimat“ 1893, Januar-Heft S. 21.

Singvögel gehalten. Davon zeugt auch der folgende Reim, der mit geringen Abweichungen im ganzen Lande verbreitet zu sein scheint:

De Kuckuck un de Kiwitt
De danzen upn Butendiek,
Do keem 'n ol lütte Spreen
Un wull dat Spill ansehn.
Do nehm de Kuckuck 'n Steen
Un smeet lütt Spree an't Been.

Do schree de lütte Spreen:
O weh, o weh min Been!
Du lütte Jungfer Spreen
Wat helpt die nu din Schreen?
Weerst du bi din Moder bleben,
Harst du nich den Schaden leden.

Die Singvögel vergelten ihm seine Bosheit, indem sie ihn wegen seiner Tölpelhaftigkeit verspotten:

De Kuckuck un de Nachtigal
De danzen beid up enen Saal
De Kuckuck full de Trepp hindal:
O wat lach de Nachtigal. (Verbreitet.)

Ferner: De Kuckuck un de Sparling
De set'n bi't Füer un warm sik,
De Kuckuck de verbrenn sik:
Haha! wat lach de Sparling. (Ulzburg.)

Aber wie kommt der Götterbote zu einem solch tölpelhaften Wesen? Durch die christliche Kirche ist er samt den heidnischen Göttern seiner Göttlichkeit entkleidet worden, und wie jene zu Teufeln und Unholden umgestaltet wurden, so hat er auch einen teuflischen Charakter erhalten. Ja, in einer Zeit, da das Volk so große Furcht vor dem Teufel hatte, daß es sich scheute, seinen Namen auszusprechen, mußte der Kuckuck seinen Namen dazu hergeben.[1]) Daran erinnern die noch heute gebräuchlichen Redensarten: „Schall di doch de Kuckuck haln!“ — „Du büst ja wull des Kuckucks!“ — „Dat weet de Kuckuck!“ — „Du magst di den Kuckuck!“ — Und wie die Menschen selber sich gerne über den dummen Teufel lustig machen, so lassen sie den Kuckuck zum Gespött der Vögel werden. — Auch zur Pflanzenwelt hat man den Kuckuck in Beziehung gebracht. Die hübsche Orchis latifolia L., die um die Pfingstzeit unsere Wiesen schmückt, verdankt ihm ihren Namen „Kuckucksblom,“ den sie vielleicht deswegen empfangen hat, weil ihre Blüthezeit mit seinem Auftreten zusammenfällt. Die Blätter der zarten Oxalis Acetosella L., die vielfach von den Kindern genascht werden, heißen in manchen Gegenden unserer Heimat „Kuckukssur.“ Durch seinen Kot soll er den Stachelbeerrost erzeugen, und der Schaum an Cardamine pratensis L. („Kiwittsblom“) und Coronaria flos cuculi R. Br. („Fleeschblom“) ist als Kuckucksspeichel bekannt.



Das deutsche Bauernhaus.

Neben den Schöpfungen der Litteratur und der volksmäßigen Überlieferung sind es die von unseren Vorfahren hinterlassenen Denkmäler der bildenden Künste, welche von dem Leben und der Volksseele der Vergangenheit am treuesten Zeugnis ablegen. Das eigenste Wesen des Volkslebens wird hierbei weniger von den höchsten Leistungen der Kunst, als vielmehr gerade von denjenigen Kunstgebilden wiedergegeben, welche dem täglichen Leben unmittelbar dienen.

Schon seit einem Menschenalter haben die deutschen Baumeister aus Begeisterung für die malerische Gestaltung und das gesunde Baugefüge der alten Bauten sich bemüht, nicht allein die großen Dome des Mittelalters, die Rathäuser und Schlösser unserer Vor-

[1]) Steiner, Die Tierwelt 2c., S. 156.

fahren, sondern auch das deutsche Haus zu erforschen, das Kleid der Familie, die treueste Verkörperung des häuslichen Lebens und Schaffens. Diese Vertiefung in die alte bürgerliche Baukunst hat wieder befruchtend gewirkt und mitgeholfen, daß in vielen Gauen unseres teuren Vaterlandes nicht mehr nach einem internationalen oder gar fremden, welschen Rezepte, sondern wieder deutsch und volkstümlich gebaut wird.

Der Kern unseres deutschen Volkes war und ist noch heute selbst unter dem Zeichen eines ins Große gesteigerten Verkehrs der deutsche Bauernstand. Er steht auch jetzt dem Urzustande näher als irgend eine andere Bevölkerungsgruppe und wahrt mit seiner ruhigen Lebensauffassung, mit seiner Wurzelung an der Scholle treuer als der Städter die ihm von den Vätern überkommenen Sitten und Lebensgewohnheiten. So hat auch das deutsche Bauernhaus Jahrhunderte lang in seinen Hauptformen die ursprünglichen Eigentümlichkeiten bewahrt. Wie wohnlich dasselbe noch heute ist, hat der Städter erfahren, wenn er in der Sommerfrische, auf der Flucht vor dem aufregenden, der Natur abgewendeten Leben der Großstädte hinauszog in die Berge und an den Meeresstrand und dort mit den naturgemäßen, ungeschminkten Einrichtungen der Landbewohner, mit den kernfesten Menschen in Berührung kam. So mehrt sich jetzt auch die Zahl derer, welche an die Erforschung des deutschen Bauernhauses gegangen sind. Wir haben in den ersten Nummern dieses Jahrganges über das erfolgreiche Werk Mejborgs berichten können.

Der Verband der deutschen Architekten und Ingenieure hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, diese immer noch vereinzelten Bestrebungen zusammenzufassen und eine systematische Aufnahme der Bauernhäuser des ganzen deutschen Reiches, Deutsch-Österreichs und der Schweiz zu bearbeiten. Es ist vorgesehen, von allen ländlichen Bauten, einschließlich der Häuser der städtischen Klein- und Ackerbürger, welche die typische Ausbildung in der betreffenden Gegend besonders treu wiederspiegeln, genaue Aufnahmen zu machen und in größerem Maßstabe zur Darstellung zu bringen, daneben auch die Nebentypen, sowie durch künstlerische oder sonst bemerkenswerte Ausgestaltung sich auszeichnende Häuser darzustellen.

Der Schleswig-Holsteinische Architekten-Verein zu Kiel hat es übernommen, die Aufnahmen für unser Land vorzunehmen mit Ausnahme der Elbmarschen, die von Hamburg aus, und der nächsten Umgebung von Lübeck, welche von Lübeck aus bearbeitet werden. Der von dem Verein eingesetzte und unter dem Vorsitz des Regierungs- und Baurats Mühlke-Schleswig arbeitende Ausschuß hat das weite Gebiet nach den geschichtlich verschieden entwickelten Landstrichen und behufs Teilung der schwierigen Arbeit des Sammelns, Sichtens und Aufnehmens in kleinere Arbeitsgebiete geteilt und deren Durchforschung den nachbenannten Herren übertragen:

A. Ostseeküstenländer:

1. Architekt Voß in Kiel, Marthastraße 5. Kirchspiel Schönkirchen, Propstei, Wagrien nördlich des Selenter Sees, Kreis Oldenburg und Fehmarn.
2. Regierungsbaumeister Baltzer in Plön. Wagrien rings um Plön, südlich des Selenter Sees, westlich bis zur Kreisgrenze Bordesholm, östlich bis in den nördlichen Teil des Fürstentums Lübeck hinein, südlich bis halbwegs Segeberg.
3. Architekt Reimers in Kiel, Hohenbergstraße 1. Kreis Bordesholm, desgl. Rendsburg südlich des Kaiser Wilhelm-Kanals und östlich der Hauptbahn Neumünster-Rendsburg.
4. Baugewerkschul-Direktor Müller in Eckernförde. Dänisch Wohld, Schwansen und Amt Hütten.
5. Eisenbahn- und Betriebsinspektor Hensen in Kiel, Sophienblatt 73. Angeln, westlich begrenzt von der Straße Schleswig-Flensburg.
6. Architekt Prale in Flensburg, Hafendamm 54. Sundewitt und Insel Alsen, sowie der Mittelrücken nördlich der Linie Viöl-Jübek.
7. Kreisbauinspektor Jablonowski in Hadersleben. Die Kreise Hadersleben und Apenrade.

B. Nordseeküstenländer.

8. Architekt Voigt in Kiel, Schloßgarten 3. Eiderstedt und die friesischen Marschen um Husum nördlich bis Langenhorn, sowie die Inseln Nordstrand und Pellworm.
9. Regierungs- und Baurat Mühlke in Schleswig. Nord- und Süderdithmarschen mit Ausnahme des Gebietes nahe der Elbe.

C. Mittlere Landstriche.

10. Kreisbauinspektor Radlof in Kiel, Reventlowallee. Kreis Segeberg.
11. Kreisbauinspektor Kosidowski in Schleswig. Mittelrücken südlich der Linie Viöl-Jübek, also die Ämter Gottorp, Stapelholm und Rendsburg.

Die Besetzung weiterer Gebiete bleibt noch vorbehalten. Es wird die Aufgabe der Herren sein, das Land zu durchstreifen, die typischen Hausformen auszusuchen, deren Verbreitung festzustellen und die zeichnerischen Aufnahmen zu fertigen.

Wir bitten unsere Leser, selbst und in ihrem Bekanntenkreise für die Unterstützung dieser Arbeiten zu wirken, zunächst durch Bereitstellung geschichtlicher und sonstiger Notizen, durch Mitteilungen über interessante Bauernhäuser, Übersendung von Photographien u. dergl. Zu dem Zwecke ist jeder gebeten, sich unaufgefordert mit den genannten Architekten oder dem Vorsitzenden des Ausschusses in Verbindung zu setzen. Bei den geringen für das Werk zur Verfügung stehenden Mitteln wird auch jede sonstige Erleichterung der Arbeit, die Übernahme der Führung in den Ortschaften, die Hilfeleistung bei den Aufmessungen und die Stellung von Fuhren für die Reise mit Dank angenommen werden.

Wir bringen dem Unternehmen unsere volle Sympathie entgegen und hoffen, daß unsere Mitglieder es sich aufs eifrigste angelegen sein lassen werden, dasselbe zu fördern. Wir Schleswig-Holsteiner müssen es als eine Ehrensache ansehen, daß unser Land in der weitausschauenden Veröffentlichung entsprechend der Wichtigkeit seiner Bauwerke gut und vollständig vertreten ist. Es wird sich dann zeigen, ein wie großer Schatz alter Volkskunst gerade in unserem Lande noch ungehoben ist. Eine weitere fruchtbringende Wirkung wird auch nicht ausbleiben. Es ist zu hoffen, daß mancher der Mitarbeiter sich so in sein Arbeitsfeld vertiefen wird, daß er dasselbe zum Gegenstande einer Sonderabhandlung macht, welche auch die Hausfleißarbeiten und die Einrichtungsstücke der Häuser mit einschließt. Es wird sich dann ein klares, zusammenhängendes Bild ergeben, wie tief dereinst die Kunst und die künstlerische Thätigkeit in die breitesten Schichten unseres Volkes gedrungen war.

Wir werden nicht verfehlen, über den Fortschritt der Arbeiten seiner Zeit weiter zu berichten.

Mitteilungen und Fragen.

Zur Naturgeschichte der Salzwasserfische. Schon vor der Sturmflut 1872 war das Windebyer Noor durch einen Damm vom Eckernförder Hafen getrennt. In diesem Damm war ein Tunnel, der den Abfluß des Noorwassers vermittelte. Bei höherem Wasserstand im Hafen wurde der Tunnel geschlossen, trotzdem kam aber doch eine recht bedeutende Menge Salzwasser ins Noor hinein, und so war dasselbe durchweg salzig. — In damaliger Zeit kam eine große Menge Salzwasserfische ins Noor, und sie gediehen hier sehr gut. Nach der Sturmflut wurde ein neuer, festerer und fast ganz undurchlässiger Damm gebaut. Die Schleusenthüren schließen sich jetzt von selbst, wenn das Wasser im Hafen höher steigt, und es kommt somit höchstens ein sehr unbedeutendes Quantum Salzwasser ins Noor. Jetzt gedeihen hier fast alle Süßwasserfische, wie Karpfen, Brachsen, Hechte, Barsche u. s. w. ganz vorzüglich. Es sind hier schon Karpfen von 15—16 Pfund und Hechte bis zu 33 Pfund schwer gefangen worden. — Von den Salzwasserfischen haben sich aber auch zwei Arten an das fast ganz süße Wasser gewöhnt. Der Hering und der Flunder (der sog. Strufbutt) leben noch jetzt im Noor. An Güte haben sie allerdings sehr eingebüßt. Da nun seit reichlich 20 Jahren kein Fischzuzug aus dem Hafen mehr stattfinden kann, ist es da nicht anzunehmen, daß diese beiden Fischarten noch immer im Noor laichen? Th. Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 8. August 1897.

Die Schlacht bei Sehestedt am 10. Dezember 1813.

Nach deutschen und dänischen Quellen zusammengestellt von **H. Oldekop**, Gutsbesitzer zu Grünhorst.

Friedrich VI., König von Dänemark, Regent von Schleswig-Holstein, versuchte zur Zeit der Napoleonischen Kriege vergebens seine Neutralität aufrecht zu erhalten. England sowohl wie Frankreich verlangten im Ringen mit einander den Anschluß Dänemarks.

Um solcher Forderung Nachdruck zu geben, erschien ein englisches Geschwader vor Kopenhagen und verlangte Übergabe der Flotte. Als nun Friedrich sich weigerte, eröffneten die Engländer ein furchtbares Bombardement (2. bis 5. September 1807) und erzwangen eine Kapitulation, welche ihnen die dänischen Kriegsschiffe in die Hände lieferte.

Diese rücksichtslose Handlungsweise veranlaßte die dänische Regierung, sich in die Arme Frankreichs zu werfen; sie trat dem sog. Kontinentalsystem bei, bekriegte England und Schweden und hielt, wenn auch nicht ohne Schwankungen, am französischen Bündnis fest.

Die Folge war, daß im Jahre 1813 eine alliierte Armee unter dem Kronprinzen von Schweden heranrückte und nach einigen Gefechten fast ganz Schleswig-Holstein okkupierte.

Eines dieser „Gefechte" wurde bei Sehestedt geliefert; die Bezeichnung „Gefecht bei Sehestedt" mag nach dem Maßstabe damaliger Zeit, wo gewaltige Heeresmassen der Großmächte mit einander in heißen Schlachten rangen, am Platze gewesen sein; gleichwohl war der Zusammenstoß ein ungewöhnlich blutiger und überdies für Dänemark von ganz besonderer Bedeutung: die siegreiche Behauptung des Schlachtfeldes bei Sehestedt sicherte der dänischen Armee die Rückzugslinie auf ihre Festung Rendsburg und bewahrte sie vor der sonst unabweisbaren Kapitulation in freiem Felde vor der Übermacht des Feindes.

Nach obigen einleitenden Bemerkungen wolle der geneigte Leser sich nunmehr den der Schlacht unmittelbar vorausgehenden Ereignissen sowie dem Verlaufe derselben zuwenden.

Die alte Hansastadt Lübeck mußte abermals im Sommer des Jahres 1810 eine französische Okkupation über sich ergehen lassen, und zwar waren es vorzugsweise dänische Truppen, welche die Stadt besetzt hielten; dieselben standen unter dem Oberbefehl des Landgrafen Prinz Friedrich von Hessen, sowie einiger französischer Offiziere, von welchen General de Lallemand der bedeutendste war und in hohem Ansehen bei den Soldaten stand.

Beim Herannahen einer bedeutenden russisch-schwedischen Heeresmacht unter dem Kronprinzen von Schweden und den Generalen Vegesack und Skiöldebrand mußte die dänische Armee auf ihren Rückzug bedacht sein. Prinz Friedrich von Hessen erklärte sich bereit, am 5. Dezember die Stadt unter der Bedingung zu verlassen, daß eine Verfolgung seiner abrückenden Truppen vor dem 6. Dezember nicht stattfinden dürfe.

So zog denn das dänische Korps davon und richtete den Marsch auf Oldesloe und Segeberg, verfolgt von der in Eilmärschen eingetroffenen schwedischen Armee und lieferte der letzteren noch ein Arrièregardegefecht bei Bornhöved. Weiter ging es auf Kiel zu, woselbst Prinz Friedrich am 7. und 8. Dezember seine Truppen konzentrierte, mit der Absicht, am folgenden Tage aufzubrechen, um die Festung Rendsburg zu gewinnen, da er sich zu schwach fühlte, den von allen Seiten anrückenden Feinden die Spitze zu bieten oder den Weitermarsch nach Dänemark zu bewerkstelligen.

Die Lage des dänischen Oberbefehlshabers war in der That eine kritische:

Der feindliche General Graf Wallmoden stand mit der russisch-deutsch-englischen Legion in der Umgegend von Neumünster und beabsichtigte sich gegen Rendsburg zu wenden, während ein detachiertes Korps unter General von Dörnberg bereits bei Kluvensiek den Eiderkanal passiert und südlich von Eckernförde Stellung genommen hatte, um den Dänen den Weg nach Norden hin zu verlegen; die Schweden saßen ihm unmittelbar auf den Fersen.

Unter solchen Umständen mußte Unentschlossenheit und Langsamkeit ins sichere Verderben führen; nur zielbewußtes energisches Handeln konnte das drohende Verhängnis abwenden.

Das gesamte Korps bestand aus 14 Bataillonen Infanterie — davon 10 aus Schleswig-Holstein und Oldenburg, die anderen dänische Garde und Jüten —, 12 Schwadronen Kavallerie — davon mehrere aus Schleswig-Holstein, die anderen dänischer und polnischer Nationalität —, 34 Kanonen und einem Artillerie- und Bagagepark von nicht weniger als 500 „Voituren" jeder Art, zu dessen Bedeckung 6 Kompanien Infanterie und 1 Schwadron fühnische Dragoner kommandiert waren.

Die Zahl der Kombattanten wird vom Oberbefehlshaber auf 9000 angegeben.

An der Spitze der Armee marschierte die „leichte Brigade" unter dem französischen General Baron v. Lallemand, bestehend aus 4 Bataillonen Infanterie, 2 Schwadronen polnischer Lanciers und 8 6pf. Geschützen unter

Major v. Gerstenberg; die 2. Brigade von fast gleicher Stärke wurde vom General Graf v. Schulenburg befehligt, die 3. vom Oberst v. Abercron; Chef der Artillerie war Oberst d'Aubert. Der Oberstkommandierende, Prinz Friedrich von Hessen, war zweifelsohne ein tüchtiger Offizier, der bei der Armee in hohem Ansehen stand, andererseits erfreute sich der französische General Baron de Lallemand allseitigen Vertrauens und großer Beliebtheit.

Der dänische Kapitän v. Hoegh jun. zollt demselben ein überschwängliches Lob: „Lallemand besitzt alle Eigenschaften eines guten Anführers in hohem Grade, er ist entschlossen, unermüdet und weiß jede Sache beim rechten Ende anzufassen; seine vielseitige wissenschaftliche Bildung, besonders aber eine 22jährige Militärpraxis unter allen Zonen kommt ihm hierbei vorzüglich zu statten." Diese Charakteristik wird in gleicher Weise weiter ausgeführt in bezug auf die vortreffliche Gesinnung des Generals, sein einnehmendes Äußere und seine feinen Manieren; schließlich bemerkt Kapitän v. Hoegh, daß Lallemand mit Vorliebe lateinische und griechische Autoren in französischer Übersetzung gelesen habe, wie überhaupt Bücher der größte Teil seiner Bagage gewesen seien. Die Soldaten hätten oft gesagt, „es könne nichts fehlschlagen, wenn der nur mit ihnen wäre." Jedenfalls geht aus den ausführlichen Mitteilungen des dänischen Kapitäns hervor, daß der Prinz sowohl wie General Lallemand hervorragende Offiziere gewesen sind, welche sich der schwierigen Lage, in welcher sie sich befanden, in vollem Maße gewachsen zeigten.

Wie es in dieser Beziehung auf gegnerischer Seite stand ist nicht mit Sicherheit zu erkennen; von dem Kronprinzen von Schweden und seinen Generalen wissen wir nichts Näheres, es scheint aber, als ob zwischen diesem nebst seinen Generalen Vegesack und Skiöldebrand und andererseits dem Befehlshaber der russisch-deutsch-englischen Legion, dem General Graf Wallmoden, ein rechtes Einverständnis nicht bestanden hat, andernfalls hätte die schwedische Armee größere Energie zeigen und den Alliierten bei Sehestedt thatkräftiger zu Hilfe kommen müssen.

Der nach Eckernförde detachierte General v. Dörnberg hatte — ob mit oder ohne eigene Schuld — seine Aufgabe nicht richtig erfaßt, sich vielmehr in der Meinung festgebissen, der Feind würde nach Norden vorzudringen suchen, um seinen Rückzug nach Dänemark zu bewirken; sogar der anhaltende Kannonendonner am 10. Dezember vom Süden her bewog ihn nicht, nunmehr nach dorthin sein Augenmerk zu richten.

Wenn General v. Dörnberg rechtzeitig dem General Wallmoden zu Hilfe gekommen wäre oder seine Stellung zwischen dem Wittensee und dem Schirnauer See genommen hätte, wo ein verhältnismäßig schmales Defilé den Weg nach Rendsburg zu öffnet, so wäre der Untergang des kleinen dänischen Korps unvermeidlich gewesen.

In dieser Beziehung herrscht in den Darstellungen aus deutscher und

dänischer Feder volle Übereinstimmung, nämlich daß in den oben angeführten Ursachen: der Lauigkeit der schwedischen Truppen und dem Verhalten des Korps Dörnberg der für die alliierte Armee unglückliche Ausgang der Affäre bei Sehestedt zu suchen sei.

Es wird für den Leser von Interesse sein, noch einiges über die „russisch-deutsch-englische Legion“ zu erfahren.

Dieselbe war im Jahre 1811 auf Anregung des aus seinem Lande vertriebenen Herzogs Peter von Oldenburg vom russischen Kaiser Alexander I. ins Leben gerufen worden, um bei dem bevorstehenden Kriege gegen Frankreich namentlich auch deutschen Elementen einen Sammelpunkt zu bieten. Oberst v. Arenschild war mit der Formation derselben beauftragt; sie bestand aus 8 Bataillonen Infanterie, 1 Kompanie Jäger, 2 Husaren-Regimentern und 2 reitenden Batterien und zählte reichlich 9000 Kombattanten. Im Jahre 1813 konnten zunächst 5000 Mann aus Rußland nach dem Kriegsschauplatze abgehen. Im Juli übernahm laut Vertrag England die Verpflegung der Truppen und erwarb dadurch das Recht, deren Verwendung zu bestimmen. General Graf Wallmoden erhielt den Oberbefehl; derselbe war 1769 zu Wien geboren, sein Vater großbrittanischer Gesandter daselbst. Wallmoden hatte in hannoverschen, preußischen und österreichischen Kriegsdiensten gestanden und sich u. a. in der Schlacht bei Wagram ausgezeichnet; im Jahre 1813 trat er in russische Kriegsdienste und wurde Befehlshaber der Legion, führte diese nach Mecklenburg und Hannover, schlug die französische Division Pecheux in der Göhrde und drang von da nach Schleswig-Holstein vor. Wallmoden starb 1862 hochbetagt. —

Nunmehr nehmen wir den Faden der Darstellung wieder auf und erinnern uns, daß die dänische Armee am 9. Dezember von Kiel aufbrach, um die Festung Rendsburg zu erreichen und in derselben Aufnahme zu finden.

In 3 Kolonnen wurde der Übergang über die Eider bei Knoop, Levensau und Landwehr bewerkstelligt, die Brücken niedergebrannt, 2 Kanonen, welche erst ankamen, als die Brücke bei Levensau bereits brannte, in den Eiderkanal geworfen, ein leichter Angriff der schwedischen Vorhut bei Knoop abgeschlagen; ohne Aufenthalt ging es vorwärts auf Gettorf zu, dem Knotenpunkt der Kiel-Eckernförder und der Friedrichsort-Rendsburger Landstraße. —

Wir folgen nun weiter der Schilderung des Majors Grafen Danneskiöld-Löwendal, welcher auf dänischer Seite mitgekämpft hat; dieser schreibt:

„Wir näherten uns dem Dorfe Revensdorf (1/2 Stunde westlich von Gettorf an der Friedrichsort-Rendsburger Landstraße gelegen); die Wege waren grundlos und wir auf das höchste ermattet, mehr aber als die Menschen litten die Pferde; Soldaten zogen die Kanonen.

Wenn man den Aufenthalt in einem kleinen Dorfe, wo weder Lebensmittel noch Fourage zu haben war, „Ruhe“ nennen kann, so „ruhten“

wir bis gegen 2 Uhr morgens; dann bezogen wir ein Biwak außerhalb desselben. Unter den Truppen wurde etwas Brot und Branntwein verteilt, der Gott weiß woher kam, und der Genuß desselben war doppelt erquickend, weil sich ein strenger Frost während der Nacht eingestellt hatte. Gegen 6 Uhr morgens brachen wir auf. Mit der ersten Morgendämmerung trafen die Truppen bei Holtsee ein, einem Dorfe 1/2 Meile östlich von Sehestedt gelegen. Eine Patrouille von 3 Mann bewegte sich übers Feld in kurzer Entfernung von uns. Oberst v. Waldeck, der sie für eine Patrouille von unseren leichten Truppen hielt, rief ihr auf deutsch zu: „Kommt nur zur Kolonne!" — Aber wie groß war das Erstaunen derselben, als sie sich mitten in einem Haufen dänischer Truppen sah. Von ihr erfuhren wir, daß der General Wallmoden auf dem Marsche von Kluvensiek begriffen sei und die Avantgarde im Begriff stände, Holtsee zu okkupieren.

In raschem Anlaufe ging es daher durch Holtsee, und da wir den Feind, der uns bei weitem nicht so nahe glaubte, jenseits des Dorfes trafen, so gelang es uns nicht allein, die feindliche Avantgarde zu zerstreuen, sondern ihr in einem Augenblick mehrere Offiziere und gegen 60 Gefangene abzunehmen; ein ernster Zusammenstoß der Armeeen war somit unvermeidlich." —

Der dänische Offizier schildert nun in folgendem die Vorbereitungen zum Kampfe: Die rechte Flanke nach dem Dorfe Haby zu, wo Vortruppen des Dörnbergschen Korps standen, wird durch vorgeschobene Abteilungen gesichert, die linke Seite, welche von feindlichen im Kluvensieker und Sehestedter Gehölz aufgestellten Schützen bedroht ist, muß durch detachierte Infanterie geschützt werden, die Wege von Harzhof und Grünhorst werden durch polnische Lanciers abgesperrt, Batterien vor der Holtseeer Mühle links und rechts von der Landstraße aufgefahren, um durch ihr Feuer auf S e h e s t e d t den Angriff vorzubereiten. Sehestedt ist ein größeres adliges Gut und zugleich Dorfschaft. Der alte Eiderkanal liegt etwa 3 km in südlicher Richtung entfernt; der Weg dahin von Sehestedt berührt das adlige Gut Osterrade und führt, nachdem die „Kluvensieker Schleuse" passiert ist, zu dem unmittelbar dahinter liegenden adligen Gute gleichen Namens.

Fassen wir nun die Terrainverhältnisse, auf welche es ankommt, noch einmal kurz zusammen:

Die Örtlichkeit, wo das Treffen geliefert wurde, befand sich im ersten Stadium desselben rechts und links seitlich des Weges, welcher von Holtsee nach Sehestedt führt; im weiteren Verlaufe wurde der Kampf in Sehestedt selbst und seiner Umgebung geführt und endete auf dem Nebenwege nach nach Kluvensiek, resp. seitlich desselben, welcher in Sehestedt von jener größeren nach Rendsburg führenden Landstraße abzweigt.

Major Graf Danneskiöld-Löwendal fährt sodann in seiner Darstellung fort etwa wie folgt:

„Gegen 12 Uhr mittags waren die Truppen größtenteils versammelt, und der Prinz befahl den Angriff auf Sehestedt. Tirailleurs drangen mit lebhaftem Angriff vor. Die deutsche Armee zog sich nach Sehestedt hinein, von wo aus ein lebhaftes Feuer auf unsere anrückende Kolonne gerichtet wurde. 2½ Bataillone vom Regiment Oldenburg stürmten darauf das Dorf; der Feind, der die Wichtigkeit dieses seines Stützpunktes vollständig erkannte, wehrte sich hartnäckig und brachte sogar die Sturmkolonne zum Weichen; aber der General Schulenburg versammelte bald die Truppen wieder, setzte sich selbst an die Spitze, und das Dorf wurde nach einem langen und kraftvollen Angriffe genommen. Von gegnerischer Seite rücken aber frische Bataillone vor und suchten die Ortschaft von unserer linken Flanke aus wieder in ihre Gewalt zu bringen; es gelang ihnen einige Kompanien zuruckzudrängen und eine Haubitze zu nehmen. Nunmehr trat aber von unserer Seite das Fühnensche Dragoner-Regiment in Aktion, setzte über Hecken und Erdwälle, hieb die feindliche Infanterie nieder, machte 500 Gefangene und erbeutete 3 Kanonen."

Dieser wohlgelungene Angriff scheint das Schicksal des Tages entschieden zu haben; zwar versuchten die Fußtruppen der Legion noch wieder festen Fuß zu fassen, vermochten sich aber nicht zu behaupten. Zuletzt unternahmen die mecklenburgischen reitenden Jäger unter Führung ihres Prinzen noch einen tollkühnen Vorstoß gegen die siegreiche dänische Armee:

„In wütender Attaque stürtzten sie sich auf den Feind, und es gelang ihnen, auf dem schmalen Wege von Osterrade nach Sehestedt vorzudringen."

Nun aber ereilte sie das Verhängnis.

Aufgelöst wie sie waren, umringt von dänischen Truppen, blieb ihnen nichts anderes übrig, als wieder auf ihren Rückzug Bedacht zu nehmen. Ein feindliches Bataillon, gebildet aus dem Fühnenschen und Schleswigschen Infanterie-Regiment, hatte sich hinter den Knicken aufgestellt, ein paar ebendaselbst aufgepflanzte Kanonen kartätschten auf die kühnen Reiter, so daß das stolze Korps in wenigen Minuten vernichtet war. Der Prinz wurde verwundet, eine Kugel traf den Siegelring und trieb diesen in Finger und Hand; man führte den kühnen Jüngling nach dem Herrenhause zu Sehestedt. Ein anderer von den Reitern hatte das Ende des Weges kurz vor dem Dorfe erreicht, als eine Abteilung Infanterie ihm entgegentritt und ihn auffordert sich zu ergeben. Statt jeder Antwort drückt der Reiter seinem Pferde die Sporen in die Flanke und setzt über die Bajonette hinweg. Alsdann wird das Pferd getötet, der Jäger sucht gleichwohl, indem er den Mantel und die Hände über den Kopf hält, zu entkommen, wird aber am Kopfe und den Händen jämmerlich zugerichtet und für tot nach dem Dorfe Bovenau (bei Osterrade) gebracht. Er kam aber mit dem Leben davon, wurde später Major und trat in preußische Kriegsdienste.

„Der Name des mutigen Mannes ist Forstner."

Damit war der letzte Widerstand der Legion gebrochen; Wallmoden

mußte über den Eiderkanal zurück, und der Weg nach Rendsburg stand der dänischen Armee offen.

General Lallemand, der das Treffen eingeleitet hatte, wurde nun wieder mit der Deckung des Weitermarsches betraut, er bezog mit seiner Brigade ein Biwak auf dem Mühlenberge jenseits Sehestedt und folgte erst am andern Tage der Hauptarmee nach. Noch am Abend des Schlachttages traf ein schwedischer Parlamentär unweit Schirnau (1 Meile diesseits Rendsburg) — der Major Forselles — im dänischen Hauptquartier ein, um die Übereinkunft zu treffen, daß folgenden tags die Verwundeten nachgeholt werden sollten.

Nunmehr konnte Prinz Friedrich ungehindert mit seinem Korps noch nachts in Rendsburg einrücken, wo die Truppen mit Jubel empfangen wurden.

Der weitere Verlauf des Krieges im Norden ist mit wenigen Worten erzählt.

Die Schweden hatten die Belagerung der Städte Friedrichstadt und Glückstadt ins Werk gesetzt und beide Plätze fielen —, und zwar hatte Friedrichstadt sich, wie es heißt, ohne Not ergeben. General Wallmoden konzentrierte seine Truppen in der Nähe von Rendsburg, um diese Festung zu belagern.

Inzwischen wurde seitens der Verbündeten mit der dänischen Regierung ein Waffenstillstand auf 14 Tage abgeschlossen, welcher am 16. Januar 1814 zum Abschluß des Friedens zu Kiel führte.

Somit machten sich denn auch auf dem nördlichen Kriegsschauplatz die Folgen der großen Völkerschlacht bei Leipzig geltend; die französische Macht war — leider nur einstweilen — gebrochen.

Die Truppen der Verbündeten zogen ab; General Wallmoden ging mit seiner russisch-deutschen Legion über die mit Eis bedeckte Elbe nach Hannover hinein und kämpfte dann in Flandern.

Später hieß die Legion die „deutsche Legion" und wurde nach der Landung Napoleons auf Elba in den Verband der preußischen Armee aufgenommen. —

Wie es gekommen, daß die Affaire bei Sehestedt den nicht ruhmvollen Verlauf für die Alliierten genommen hatte, ist bereits auseinandergesetzt worden: die Schweden hielten zurück und überließen die Legion ihrem Schicksale, andererseits hatten die Patrouillen des Generals von Dörnberg nicht ihre Schuldigkeit gethan, und dieser selbst war vielleicht nicht die Persönlichkeit, um die Sachlage zu durchschauen und dem General Wallmoden rechtzeitig zu Hilfe zu eilen oder aber aus eigener Entschließung der dänischen Armee den Weg nach Rendsburg zu verlegen.

Es darf aber auch nicht verkannt werden, daß die dänische Armee vorzüglich geführt worden ist und sich ausgezeichnet geschlagen hat; viele Schleswig-Holsteiner haben in ihren Reihen gefochten, wie die Namen der-

jenigen erkennen lassen, von welchen mitgeteilt wird, daß sie sich ausgezeichnet hätten, u. a.: Der 16jähr. Lieutenant v. Abercron, Major Scharffenberg, Kapitän Wilster, die Lieutenants Cropp, Zehmann, Wasmer, Brodersen, Sosten. Die dänischen Seeoffiziere Holsten, Flor, Ascherhoup machten die Attacke zum Vergnügen mit und feuerten durch ihr keckes Beispiel sehr an.

Von Mannschaften zeichneten sich aus: Musketier Wiebens, welcher zum Offizier vorgeschlagen wurde, aber bat, nur zum Unteroffizier avancieren zu dürfen; die Kommandiersergeanten Herberg, Wosgraff, Wulff, welch letzterer beim Sturme blieb; die Unteroffiziere Sachau, Rehder, Braasch, Ramm; die Grenadiere Hansen, Schlohbohm, Sievers, Köpke, Nachtigall, Buhmann, Winter, Hagemann, Greve; die Musketiere Kreutzfeld, Osbahr, Kühl, Martens, Stender, Eichhorn. Dieses Regiment war seit 1806 viel gebraucht worden und hatte sich stets ausgezeichnet, weshalb der verstorbene General Ewald demselben den Namen „schwarze Garde" gegeben hatte.

Eine gute Disziplin scheint in der dänischen Armee geherrscht zu haben, während diese in der buntscheckigen Legion Wallmodens wohl nicht die beste gewesen ist. Ein interessantes Schriftstück giebt hierüber Aufschluß; es ist dies der Tagesbefehl des Oberbefehlshabers General Wallmoden, welchen dieser nach der Schlacht verfaßt hatte; ob derselbe seiner Legion bekannt gegeben ist, wissen wir nicht; er wurde in der Brieftasche eines Offiziers gefunden, welche durch einen Zufall in dänischen Besitz gelangte. Dieser Tagesbefehl ist sehr weit entfernt von der lapidaren Kürze napoleonischer Kundgebungen (z. B. „Batterie der tapfern Männer"), spricht vielmehr in der schwülstigsten Weise von dem Mangel an Disziplin bei einem Teil der Truppen, welche bei dem Angriffe der Fühnenschen Dragoner nicht standgehalten, sondern „die Waffen geworfen und in wilder Eile davongelaufen wären"; er — General Wallmoden — hätte nicht geglaubt, daß „so wenig Ordnung und Disziplin in einem Korps sein könne u. s. w." Hieran anknüpfend werden strenge Vorschriften erteilt, um der Wiederkehr solcher Vorkommnisse vorzubeugen. Man erkennt aus dem sehr langen Schriftstück, wie schmerzlich General Wallmoden von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht betroffen gewesen ist.

Recht buntscheckig scheint das Korps allerdings gewesen zu sein, wenn man in Betracht zieht, daß aus 23 verschiedenen Regimentern Gefangene eingebracht sind; da waren Bataillone und Schwadronen der „Legion," von Anhalt-Dessau, Bremen, Verden, Lauenburg, Lüneburg, Mecklenburg, sodann Schillsche, Nörnensche und Langesche Husaren u. s. w.

Folgende Offiziere waren von den Dänen gefangen genommen worden:

Die deutschen Offiziere Major Prinz Gustav von Mecklenburg, Oberst v. d. Golz, Ritter v. Schimmelpfennig, Ramm, Ritter v. d. Horst, Meydell, v. Holtzermann, v. Henrici, v. Rönne, v. Haase, v. Schenk, Hinze, v. Greulich, v. Enzler, v. Braunbehrens, v. Papen-Imhoff, die Fähnriche v. Simons,

v. Kronatzky, v. Schmidt; die russischen Offiziere Bechtold, Bennigsen, Rotz, v. Praendel, Suckow.

Der sonstige Verlust der Alliierten wird nach zuverlässig erscheinender Quelle angegeben wie folgt: Mehrere hundert Tote, eine erhebliche Zahl Versprengter, 1400 Verwundete, von welchen 600 dem Hospital zu Neumünster, 800 dem zu Lübeck überwiesen wurden. Der General Arenschild, welcher in Deutsch-Nienhof im Quatier gelegen, hat den erlittenen Gesamtverlust auf 4000 Mann beziffert. General v. Wallmoden selbst hat sich in großer Gefahr befunden, gefangen genommen zu werden; er vermochte sich nur durch Preisgabe seines Mantels an den angreifenden Reiter zu retten, während sein Adjutant zu Hilfe eilte und jenen feindlichen Dragoner niederhieb. —

Der Verlust der Dänen wird angegeben auf 17 verwundete Offiziere und 513 tote und verwundete Soldaten; von diesen sind viele im Lazarett zu Rendsburg gestorben; in der ersten Zeit sind täglich 14, 16 und 20 beerdigt worden.

General Lallemand hatte 2 Pferde unter dem Leibe verloren.

Es erscheint somit nicht unberechtigt, wenn die Dänen noch immer mit einem gewissen Stolze auf ihren Sieg bei Sehestedt zurückblicken, von welchem das hübsche Denkmal noch heute Kunde giebt: Ein Obelisk ruht auf einem Postament, welches die Namen der Generale und Truppenkörper trägt, die am 10. Dezember 1813 in ruhmvoller Weise bei Sehestedt gekämpft haben.

Erst vor wenigen Jahren ist das Denkmal auf Veranlassung und Kosten der dänischen Regierung einer gründlichen Renovierung unterzogen worden. —

Das adlige Gut resp. die Ortschaft Sehestedt wird in neuerer Zeit vielfach genannt und ist in weiteren Kreisen dadurch bekannt geworden, daß der Nord-Ostsee-Kanal seinen Lauf da hindurch genommen und den Ort in zwei Hälften geteilt hat. — Tempora mutantur!



Ein Rückblick in frühere Zeiten.

Von Geheimrat **W. H. Bokelmann** in Kiel.

I.

Wer im Sommer durch die Fluren unserer heimatlichen Provinz geht und sich die sauberen Wohnungen der Landbewohner, die wohlbestellten Äcker und Wiesen mit ihren hübschen Einfriedigungen betrachtet, dem wird es sicherlich schwer werden, sich die Veränderungen zu vergegenwärtigen, die im Laufe der Jahrtausende durch Menschenhand hervorgebracht sind, und sich eine Vorstellung zu machen vom Urzustande,

der zu der Zeit herrschte, als unsere Vorfahren die Kjökkenmöddinge bei ihren Wohnungen aufhäuften. Leider hatte man damals die Photographie noch nicht erfunden, um Bilder anzufertigen, die uns von einer fernen Vergangenheit Kunde geben könnten.

Wenn wir in Ermangelung von Abbildungen versuchen wollen, uns ein Bild längst vergangener Zustände zu machen, so sind wir genötigt, aus historischen Überlieferungen Schlüsse zu ziehen, zugleich aber auch die gegenwärtigen Zustände ins Auge zu fassen, um zu ermitteln, wie sie sich allmählich herausgebildet haben. Zweck dieser Zeilen ist aber nicht, eine umfassende Darstellung zu geben, vielmehr liegt uns nur daran, einige Beobachtungen und Betrachtungen mitzuteilen.

Wir sehen jetzt den Pflug über größere Flächen hinweggehen, ohne daß er auf Hindernisse stößt. Bäume oder deren Stümpfe und Wurzeln, sowie Steine stehen der Bestellung nicht mehr im Wege. Nur hin und wieder und insbesondere, wenn man bei der Brachbestellung etwas tiefer greift, trifft man auf kleinere oder größere Steine, Findlinge, und nach der Meinung mancher Leute steigen diese allmählich in die Höhe. Vor tausend oder zweitausend Jahren war der Zustand ein ganz anderer. Allerdings giebt es Landstriche, die frei von Steinen sind, Alluvionen, die durch den Niederschlag sandiger und thoniger Massen aus dem Wasser entstanden sind. Aber überall, wo man Geschiebethon oder Geschiebesand findet, also in dem größten Teil der Provinz, fehlt es nicht an Steinen. Steine und Holz waren der Jagd nicht hinderlich, trugen sogar zum Schutze des Wildes bei; solange daher unsere Vorfahren von der Jagd lebten, räumte man die Steine nicht fort. Auch die Viehzucht einer niederen Kulturstufe sah in den Steinen und zerstreutem Baumwuchs kein Hindernis. Sobald aber der Ackerbau eingeführt wurde und Verbreitung gewann, verlangte man größere Flächen, und um diese zu erlangen, sah man sich genötigt, die Steine zu entfernen und die Bäume zu schlagen und auszuroden. Auch mußten kleinere Steine, wie es noch heutzutage geschieht, abgesammelt werden, wo sie in größerer Menge vorhanden waren, weil in dem Raum, den sie einnehmen, kein nutzbarer Boden für die Pflanzen vorhanden ist, der Pflanzenwuchs also durch zahlreiche Steine beeinträchtigt wird.

Nun ist aber vor zweitausend Jahren der Ackerbau nicht von der Bedeutung gewesen, die er heute beanspruchen kann. Die Viehzucht, wenn auch auf einer niedrigeren Stufe, stand im Vordergrunde. Das Rindvieh weidete auf der Gemeinweide, und die ausgedehnten Waldungen dienten zur Schweinemast. Noch zu Ende des 16. Jahrhunderts konnte man darauf rechnen, daß in einzelnen Landschaften der Provinz 10—20000 Schweine alljährlich mit dem Ertrage der Buchen und Eichen gemästet werden konnten. Wenn die Mast in den Wäldern heutzutage nur sehr nebensächliche Bedeutung hat, so liegt dies daran, daß die Wälder zu Gunsten einer intensiveren Bewirtschaftung des Grundes und Bodens sehr eingeschränkt

worden sind; vielleicht auch daran, daß sie, da von ihnen nur genommen, ihnen aber nichts zurückgegeben wird, allmählich die Tragfähigkeit, die sie früher besessen, verloren haben.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß gerade die besseren Bodenarten zu der Zeit, als der Ackerbau in Aufnahme kam und weitere Verbreitung fand, sowohl mit Bäumen als auch mit Steinen übersäet gewesen sind. Denn wenn die feineren Bestandteile des Bodens, Sand und Thon, im Laufe der Jahrtausende in die tiefer liegenden Gelände geschwemmt wurden, so blieben doch die Steine an ihrem Platze. Die Bäume, die man beseitigte, dienten zum Bauen und zum Brennen. Der Ertrag, den sie zu solchen Zwecken gewährten, bezahlte die Arbeit, die auf ihre Beseitigung verwendet werden mußte. Anders mit den Steinen. Wozu konnten die benutzt werden? Wir finden sie wohl in den Hünengräbern dazu verwandt, um Kammern für die Beizusetzenden herzurichten. Sicherlich mögen sie auch schon in frühester Zeit zu Fundamenten für Wohnungen gedient haben. Aber ihre Verwendung machte erhebliche Schwierigkeiten, sobald ihre Form verändert werden sollte; und die Geräte der frühesten Zeit reichten für diese Arbeit nicht aus; die Mühe machte sich nicht bezahlt. Es kam also bei der zu beseitigenden Masse darauf an, sie mit einem Minimum von Arbeit los zu werden. Die größeren zu beseitigen, wurde wohl erst möglich, als man gelernt hatte, sie mit Pulver zu sprengen. Das einfachste Mittel, sich der weniger schweren zu entledigen, bestand nun darin, daß man sie in Reihen neben dem zu pflügenden Lande hinlegte; wo sie sehr reichlich vorhanden waren, bildeten sich auf diese Weise ansehnliche Wälle von Feldsteinen. Gab man auf solche Art einiges Land preis, so empfahl sich doch dieses Verfahren, weil dabei die Steine nicht weit transportiert zu werden brauchten. Derartige Wälle von ansehnlicher Höhe und Breite erinnert sich Schreiber dieses vor etwa 25 Jahren auf einer Reise durch Jütland gesehen zu haben; in einer Gegend, wo es noch an aller Verwendung für die Steinmassen fehlte und die von den Transportgelegenheiten der neueren Zeit weit abseits lag. Das Verfahren ist so rationell, daß es ohne Zweifel auch hier zu Lande früher in Anwendung gebracht sein wird. Kam es in frühester Zeit nur darauf an, die Steinmassen zu beseitigen, das Hindernis, das sie bildeten, aus dem Wege zu räumen, so kamen später andere Gesichtspunkte hinzu. Einesteils nahmen die breiten Steinwälle mehr Land Anspruch, als erwünscht war, sobald der Wert von Grund und Boden stieg. Anderenteils wollte man, als die Viehzucht größere Bedeutung gewann, sichere Grenzen für die Herden herstellen, und da lag denn nichts näher, als die in breiten Streifen liegenden Steine unter Benutzung von Erdreich auf einander zu setzen, vielleicht in doppelten Reihen, wo es viel Steine gab, Erdreich darauf und dazwischen zu schütten und allerlei Buschwerk — Dorn, Buchen, Haselnüsse — darauf zu pflanzen. Auf diese Weise legte man zur Erreichung verschiedener Zwecke die Steinwälle an, die sich

noch hie und da finden. Vor 50 Jahren waren sie viel verbreiteter, aber die starke Nachfrage nach Steinen, verbunden mit den verbesserten Transportmitteln, macht ihrem Dasein allmählich ein Ende, und bald wird man sie nur noch vom Hörensagen kennen. Eisenbahnen, Chausseeen, Hafenbauten verschlingen ungeheure Mengen Steine; das Straßenpflaster unserer Städte wird aus Steinen aus Schweden und aus dem Harz hergestellt, und doch liegt die Zeit nicht so fern, wo man auf den Gütern die in der Brache gefundenen Steine, um sie loszuwerden, in die Mergelgruben warf.

Fehlt es an direkten Überlieferungen aus der Vergangenheit, so thut man gut, wenn man sich eine Vorstellung bilden will, zunächst in die nächste Vergangenheit zurückzublicken. Da der Provinz Berge fehlen, die uns mit Steinmassen versorgen könnten, so waren wir stets auf die Findlinge angewiesen. In gegenwärtiger Zeit sind wir arm an Steinen, vor 1000 Jahren aber sind wir ohne Zweifel steinreich gewesen. Wir werden wohl immer mehr in die Lage kommen, uns dies Material von außen heranzuholen, weil es zu kostspielig sein würde, es in der Tiefe des Erdbodens, wo noch genug davon vorhanden sein mag, aufzusuchen. Wenn man auf der Eisenbahn von Kiel nach Neumünster fährt, kann man sich an verschiedenen Stellen davon überzeugen, welche Anstrengungen gemacht werden, Steinmaterial zu gewinnen, indem ganze Koppeln abgetragen und durchgesiebt werden; ein Zeichen, daß der Mangel an Steinen den Preis derselben in die Höhe getrieben hat. Mit dem Glauben, daß die Steine in die Höhe wachsen, ist es nichts. Nicht die Steine nähern sich der Oberfläche, sondern die Oberfläche des Erdbodens nähert sich den tiefer liegenden Steinen, wenn Steine von den Feldstücken entfernt werden. Wenn man eine Sand- oder Mergelgrube mit dem umliegenden Terrain ausfüllt, so wird dieses sich senken und ebenso, wenn der Raum, den die weggeschafften Steine eingenommen haben, ohne Zufuhr von außen ausgefüllt wird. Entfernt man von einer Koppel einen Stein von 1 cbm Inhalt und nimmt zur Ausfüllung des dadurch entstehenden Lochs 100 qm Fläche in Anspruch, so wird das Niveau derselben um 1 cm fallen. Wiederholte sich der Vorgang 100 Jahre, so würde die Fläche 1 m gesunken sein, und wer nicht gewohnt ist, allmählich sich vollziehende Änderungen mit aufmerksamem Blicke wahrzunehmen, könnte zu dem Glauben kommen, die noch in dem Boden vorhandenen Steine hätten sich um 1 m gehoben.

Haben wir Ursache, anzunehmen, daß vormals — vielleicht vor 2000 Jahren — die Menge der Steine dem Ackerbau schwere Hindernisse bereitet hat, so ist auf dem besseren Boden der Provinz der Waldbestand nicht minder störend gewesen. Wir dürfen uns nun aber nicht die Vorstellung machen, als habe es damals Hochwald gegeben, wie wir ihn heutigen Tages kennen. Denn wo sich ein größerer Bestand gleichalteriger Bäume findet, da können wir sicher sein, daß Menschenhände thätig gewesen sind. Wo die Naturkräfte sich überlassen bleiben, findet sich hohes

und niedriges, altes und junges Holz durcheinander. Bald stehen die Bäume dichter, bald weiter von einander oder vereinzelt. Je weniger Menschen das Land zu ernähren hat, desto verbreiteter und dichter mag der Wald gewesen sein. So lange Jagd und Fischfang die einzigen Mittel der Ernährung waren, konnte der Urwald einigermaßen unangetastet bleiben, weil wohl alljährlich so viel nachwachsen konnte, als zum Brennen und zur Herstellung elender Wohnungen und Geräte erforderlich war. Erst die Viehhaltung ist dem Walde gefährlich geworden. Weniger die Schweine, die sich von Buchnüssen, Eicheln, Wurzeln und dergl. ernähren; weit mehr dagegen das Rindvieh, das die jungen Triebe des nachwachsenden Holzes abbeißt und dadurch die Wälder verwüstet. Dies ist ein sehr wichtiger Umstand. Denn als die Bevölkerung zunahm und sich durch Jagd und Fischfang nicht mehr ernähren konnte, gewann die Viehzucht größere Bedeutung; in dem Maße aber, als sie zunahm, verschlechterte sich der Wald, denn Wald und Weide waren durchaus nicht scharf gegen einander abgegrenzt, sie gingen in einander über. Beide waren ursprünglich Gemeindeeigentum und dienten der Ernährung des Nutzviehes. Als später der Staat einen großen Teil des Waldes beanspruchte und den Gemeinden nur noch gewisse Nutzungsrechte einräumte, erreichte die Waldverwüstung einen solchen Umfang, daß, um den noch vorhandenen Rest zu retten, eine Auseinandersetzung mit den Gemeinden und die Aufteilung gesetzlich angeordnet werden mußte. Es war der Wald zum Schiffsbau, zum Kohlenbrennen, zur Versorgung der größeren Städte in der Nachbarschaft so scharf mitgenommen worden, daß, abgesehen von den Gutsdistrikten, in denen wohlhabende Besitzer Schonung übten, die völlige Zerstörung des Waldes in der Provinz in Aussicht stand.

Wodurch sich der jetzige Zustand in unserer gesegneten Heimat von dem früheren wesentlich unterscheidet, insbesondere für das Auge, das ist die Begrenzung und Trennung der Feldstücke — Koppeln — durch die Knicke. Überblickt man das Land von einem höheren Punkte aus, so sieht man es durch grünende Bänder in anmutigen Linien durchzogen, und in der Ebene, auf den Wegen hemmen die Knicke den Blick, als wenn wir uns in einer waldreichen Gegend befänden. Diese lebenden Einfriedigungen sind von Menschenhänden errichtet worden; in alter Zeit war nichts Derartiges vorhanden. Zuerst mögen die den Dörfern zunächstliegenden Feldstücke eingefriedigt gewesen sein, auch waren Einfriedigungen da, wo die Feldmarken an einander stießen, notwendig, um Überschreitungen der Grenzen durch das Vieh zu verhindern. Als aber die Feldgemeinschaft aufhörte und alles Land Privateigentum einzelner Besitzer wurde, war es unerläßlich, dichte Einfriedigungen herzustellen. Bis dahin war alles Vieh der Gemeinde auf der Gemeindeweide durch einen Gemeindehirten gehütet und nachts in die Ställe zurückgeführt, vielleicht auch zu Zeiten in Buchten untergebracht worden. Dem einzelnen Besitzer kam es zu teuer, einen Hirten zu halten,

das Vieh mußte draußen bleiben und die Koppel umzäunt werden, damit sich die Tiere nicht verliefen oder in der Nachbarschaft Schaden anrichteten.

In der Regel läßt sich für Einrichtungen, die man vorfindet, ein vernünftiger Entstehungsgrund nachweisen, was aber nicht ausschließt, daß das, was ursprünglich rationell war, mit der Zeit irrationell wird, weil sich die maßgebenden Verhältnisse geändert haben. Die Zunahme der Bevölkerung, die durch Jagd und Fischfang sich nicht mehr ernähren konnte, führte in einem Lande, dessen graswüchsiges Klima die Möglichkeit bot, mit Notwendigkeit zur Ausdehnung der Viehzucht. Das Rindvieh aber drängte den Wald immer mehr zurück, indem es alle Flächen, die zur Weide geeignet waren, aufsuchte und den Nachwuchs der Bäume verhinderte. Den noch vorhandenen Wald zu retten, war ein öffentliches Interesse, dessen sich der Staat annahm, indem er die Gerechtsame der Bauern durch Teilung und Abfindung befriedigte. Zur selben Zeit hatte man aber auch erkannt, daß die wachsende Bevölkerung nicht wohl zu ernähren sein würde, wenn man die Feldgemeinschaft, die Gemeinweiden und die bisher üblichen Fruchtfolgen festhielte und daß ein weit höherer Ertrag aus Grund und Boden zu machen sei, wenn ausschließliches Privateigentum eingeführt würde. Um dies zu ermöglichen, wurden die Verkoppelungsgesetze im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts erlassen.



Gebräuche aus dem Kirchspiel Grömitz bei Neustadt i. H.

Von Pastor **Jessen** in Trittau.

1. Ringreiten.

In Grömitz bei Neustadt i. H. wurde in früheren Zeiten alljährlich in der Pfingstzeit oder kurz vor oder nach derselben ein Ringreiten abgehalten. Die Knechte des Dorfes sammelten sich auf reich bekränzten Pferden unter voraufziehender Musik zu einem Umzug durch das Dorf. Zunächst wurde von der Schar der König des letzten Ringreitens abgeholt, welcher sich an die Spitze derselben stellte, mit seinem Gefolge im Dorf umherritt und auf jeder größeren Hofstelle um Gaben ansprach.

Hierbei sagte er vom Pferde herab folgenden herkömmlichen Vers auf:

„Guten Tag, guten Tag in dieses Haus.
Ist der Herr ein oder ist er aus?
Wir kommen nun angeritten.
Hätten wir keine Pferde gehabt,
So wären wir geschritten.
Nun aber haben wir uns anders bedacht
Und all' unsere Kameraden mitgebracht.
Wir bitten nun um ein gut Glas Bier
Oder um ein kleines Doucür (Douceur).
Wird's uns gewährt, wird der König kommandieren,
Daß seine Truppen in Frieden abmarschieren.
Geben Sie uns aber kein Geschenk,
So seien Sie dessen eingedenk:
Der König wird seine Truppen kommandieren,
Daß sie Pütt und Pann' (Pfannen) und alles ruinieren.
Schließlich bitten wir die Herrschaft, hinzugehen
Und unser Vergnügen mit anzusehen.
Und hab' ich meine Sache nicht gut gemacht,
So hab' ich sie doch zu Ende gebracht."

Sobald der Umzug vollendet war, begann auf dem Marktplatz das Ringreiten. Bei diesem galt es für die Reiter, im Galopp einen eisernen Ring mit einem eisernen Stift zu durchstechen und mit sich zu führen. Der Ring hing in einer Klammer an einem zwischen 2 hohen Pfählen ausgespannten Seil, unter welchem die Reiter hindurchgaloppierten. Der erste, welchem dies 3mal gelang, wurde König, der zweite erster und der dritte zweiter Minister. Während des Reitens verkauften die zum Tanz geladenen Mädchen Blumensträuße. Aus dem Erlös derselben und den von den Knechten eingesammelten Beträgen, sowie aus eigenen Beiträgen wurden die Gewinne gekauft. Meistens bestanden diese in Kleidung, z. B. in einem Beinkleid, einer Weste, einem bunten Halstuch u. a. Dem König wurde eine mit bunten Bändern und Flittergold verzierte Krone auf die Mütze genäht. Ein Tanz beschloß die Feier.

2. Austreiben der Kühe im Monat Mai.

Bei dem Austreiben der Kühe im Mai trug der Stier einen Kranz von Butterblumen, welche auf der Wiese wuchsen. Es wurden hierbei möglichst viele Zuschauer gewünscht. Je mehr Zuschauer, je mehr Segen.

Am Mittage dieses Tages, wenn die Herrschaft bei Tische saß, erschien das älteste Meiereimädchen mit einem Teller voll von Blumensträußen. Zuerst präsentierte sie diese dem Hausherrn, dann der Hausfrau und den übrigen Gästen. Beim Überreichen des Straußes an den Hausherrn wurde folgender Vers hergesagt:

„Wir verehren dem Herrn ein Sträußelein
Von goldenem Kraut und Blümelein.
Wir haben's gebunden, wir haben's gemacht
Und haben dabei unsrer Herrschaft gedacht.
Heute freilich ist der Strauß nur klein,
Künftig Jahr soll er größer und besser sein."

3. Schluß der Ernte.

Beim Einbringen des letzten Fuders wurde von der Frau des Vogts oder ersten Arbeiters der Erntekranz mit folgender Ansprache überreicht:

„Wir bringen hier den Erntekranz,
Dafür giebt der Herr uns einen lustigen Tanz.
Dieses Jahr hab' ich gebunden mit meinen Kollegen Distel und Dorn,
Künftig Jahr wünsch' ich dem Herrn reines Korn,
So manches Glas, so manche Last,
Die Scheune voll bis in die Fast (First).
Dann wünsch' ich dem Herrn einen güldenen Tisch,
An allen Ecken einen gebratenen Fisch.
Der Tochter wünschen wir eine güldene Kann'
Und künftig Jahr einen jungen Mann.
Der Hausfrau wünschen wir die Äpfel rot,
In Küche und Keller Fleisch und Brot.
Dieses Jahr ist der Kranz nur klein,
Künftig Jahr soll er größer und besser sein.
Dies thun wir Ihnen alles zu Ehren,
Diesen Kranz wollen wir dem Hause verehren."



Der Poppostein oder Taufstein bei Poppholz.

Der in unserer Abbildung dargestellte Poppostein oder Taufstein liegt auf der Koppel Arnhøi an der Chaussee von Schleswig nach Flensburg am Hilligbek. An ihm taufte der Sage nach der Bischof Poppo die bekehrten Heiden, und hier soll auch die Taufe des dänischen Königs Harald Blauzahn geschehen sein. Der Stein bildet den Verschluß einer Grabkammer des Steinalters und ruht auf

mehreren Trägern, die nur wenig aus der Erde hervorragen. Auf der geneigten, ziemlich ebenen Oberfläche befinden sich fünf eingeriebene schalenförmige Vertiefungen von der Größe eines Uhrglases, Schälchen, die einem religiösen Brauch der Vorzeit ihren Ursprung verdanken.



Der Poppostein bei Hilligbek.

Das für die Landesherrschaft zugleich mit dem Poppostein 1858 angekaufte anliegende Stückchen Land ist mit sechs Grenzsteinen eingefriedigt, welche den Namenszug des Königs Friedrich VII. tragen. Sagen über den Bischof Poppo, seine Taufen, den Stein und den Hilligbek finden sich bei Müllenhoff, 127 u. 536. S.



Kleine Kulturbilder aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

2. Wirtschaftliches Leben.

1. Verpflichtung, vor Schluß der Ehe Bäume anzupflanzen. Die Verpflichtung, „daß eine Mannsperson aus den Holzgegenden, welche sich verheiraten will, einen obrigkeitlichen Schein einliefern müsse, daß sie eine gewisse Anzahl Bäume gepflanzt habe," hat nach den Prov.-Ber. auch in Schleswig-Holstein bestanden. Sie ist erst durch die Jagd- und Forstordnung vom 2. Juli 1784 stillschweigend aufgehoben worden, und damit hat auch die Obliegenheit der Prediger, sich darnach vor der Trauung zu erkundigen, aufgehört.

(Prov.-Ber. 1787, S. 410 f.)

2. Kartoffelbau im nördlichen Schleswig. „Der Kartoffelbau liegt in der Gegend, wo meine Hütte steht, noch immer in der Kindheit. So hin und wieder bepflanzt wohl der eine oder der andere Hausmann ein kleines Fleckchen Erde, aber ehe diese wenigen Früchte halb zu ihrem Wachstum gekommen sind, werden sie schon verzehrt. Öfters habe ich schon mit manchem sonst ganz gutartigen

Mann über den Kartoffelbau gesprochen und ihm solchen angeraten; wenn er die Frucht auch nicht zu seinem Gebrauch anwenden, sondern lieber bei seiner Grütze bleiben wollte, könnte er dennoch bei ihrem Bau bei der Mästung seiner Schweine, Hühner und andern Federviehs viele Tonnen Korn ersparen. Er mag die Kartoffeln auch essen; doch bleibt ihm der Bau dieser Frucht mühsam und er kann sich platterdings nicht dazu entschließen. Überhaupt kommen außer seinem grasartigen grünen Kohl wenig oder gar keine Gartenfrüchte in seinen sogenannten Garten, und die Liebe zur Grütze beherrschet Tag auf Tag seinen Magen."

(Prov.-Ber. 1790, S. 318.)

3. Kaffeetrinken auf dem Lande. (Groß-Flintbek.) „Das Kaffeetrinken hat neuerlich auch sehr zugenommen. Fast jeder Bauer trinkt ihn. Vor etwa 20 Jahren soll dies Getränk hier wenig bekannt gewesen und nur etwa 4 Pfund jährlich verbraucht sein. Jetzt wohnen hier zwei Krämer, und die haben im verwichenen Jahre 200 Pfund lotweise im Dorfe verkauft. Außerdem kaufen die Wohlhabenden bei ganzen und halben Pfunden in Kiel."

(Ber. d. Organ. Rixen in Groß-Flintbek, Prov.-Ber. 1787, S. 111.)



Allerhand Geschichten ut de Kriegstiden 1848/50.

Von **F. v. Levetzow**, Kais. Postdirektor in Hildesheim.

2. De drütte April 1849 bi Atzbüll un woans de blinnen Hessen sik in de Netteln setten.

Den 2. April 1849 abends harr ik mi mit Kameraden, de ik in Apenrad drapen harr, en bẹten lang bi de Buttels ophollen. As ik int Quartier keem, leeg dar en Order för mi. Ik weer kummandeert as Ordonnanzoffzeer to den Oberst von St. Paul, Kummandör vun de 1. Infanterie-Brigad, de bi Gravensteen stunn; ik schull mi gliks mell'n, denn an den 3. April weer man sik all en Angriff vun de Dänen vun Alsen ut vermoden.

Min Hans Jochen pack un sadel also, un noch in de Nacht reden wi davun, denn wi harrn noch en lange Tour, un mit möde Pẹr int Gefecht to kam' is ok nix.

As wi mit Dagward'n in Gravensteen ankeemen, heet dat, de Vörposten stünnen bi Atzbüll, un de Oberst weer mit Generalstabsoffzeers op Rekognoszierung vœr de Postenlinj — also vörwarts nah Atzbüll.

Wenn een vun de Lesers mal in de Gegend west is, ward he mi bistimmen: 't is dat Paradis vun uns' gesẹgent Land!

Sacht anstigende Bargen, mit dat schönste Bökenholt bekränzt un umsümt, wesseln mit Feld, Wisch un Sprangholt, as wenn de eerste Landschaftsgarner vun de Welt hier en grotartigen Park anleggt harr, — un darto de schöne blage See! All'ns in hellsten Sünnenschin, de hüt den letzten Herrgottsgruß för so männig tru Soldatenhart bringen schull. 't weer to schön, — ik müßt en Ogenblick anholn, üm dat Bild, dat mi noch hüt so lẹwig vœr Ogen steiht, in mi optonẹm'!

Wohen man seeg, blitzen in de Morgensünn de Bangenetten. An'n Strand, achter de Bargen ut entwickeln sik in Lopschritt de dänschen Batteljons; ut jeden Holt, ut jeden Busch bröken parwis dänsche Jägers un sleeken œwer't Feld an de hogen Knicks, as se hier un in ganz Angeln to finnen sünd; jede Koppel is ja en lütt Festung.

De 3. April 1849 wörd en Ehrendag för de 1. Infanterie-Brigad. Weer ehr Füerdöp ok man en Rekognoszierungsgefecht, — se güng so scharp un snidig

vær, dat de Dänen de ganze Macht, de se vun Alsen ut an't Land smęten harrn, opwisen müssen. Dat weer ja de ganze Zweck vun't Gefecht, un de Rüggtog wörd eerst recht en Staat!

As dat Gefecht afbraken wörd, un de drütten Jägers, de scharp in't Füer west weern, an uns værbitreckten as op'n Exzierplatz un darto lustig „Sleswig-Holsteen" süngen, do säd de Oberst St. Paul vergnögt vær sik hen: „Mit den Leuten läßt sich Ehre einlegen!" — un dat hett he redlich dahn, so lang uns' Herrgott em dat Leben leet.

As wi den eersten Anprall bi Atzbüll afholen harrn, wörden wi vær Sundewitt weller vun de grote Reichsarmee aflöst un schulln nu op Kolding to marscheern, wohen de Avantgardenbrigad all afgahn weer.

Nah't Gefecht bi Atzbüll weer uns' Stabsquarteer in Rinkenis in'n Buernhus, un wi kunnen vun uns' Finstern ut sehn, wat op de Dörpstrat, de na'n Strand dal föhr, passieren ded. Wi seeten just to fröhstücken, do keem de Strat lang en frisch importeertes Batteljon Hessen un marscheer lustig dal na de Chaussee, de langs den Strand na Gravensteen geit.

Na, — dat harr nett ward'n kunnt! In'n widen Bagen bet in't Nübelnoor vær Gravensteen harrn de Dänen dar Kanonenbooten opstellt, de mit ehr kappten Masten un dalleggten Schösteens so unschüllig utseegen, dat de Landrotten se wahrschienli för grote Fischkastens estermeert harrn, denn se leegen so wid af, dat se mit gewöhnliche Sößpünner nich to recken weern. Ut Langwil smeeten de Rackers all Bomben ut ehr 64pünnigen Schippsmörser na jeden enkelten Mann, de sik op de Chaussee sehn leet, un vun dat Heßsche Batteljon weern sacht nich veel in Gravensteen ankam, wenn de Oberst St. Paul, de datt Spillwark ut't Finster wis wörd, mi nich forts nahjagd harr, dat ik de Gesellschaft t'rügg hal'n un op den Kolonnenweg, den wi achter de Bargen anleggt harrn, bringen schull.

Wo de Chaussee na den Strand ümbögt, kreeg ik se eben noch fat. De Oberst vun de Hessen mök frielich en bęten spöttsch Gesicht, wat woll seggen schull: „'t weer woll nich so schlimm, un he kenn so wat ok," — awer he drei doch üm un leet sik mit sin Batteljon vun mi op den sękern Kolonnenweg bringen. Na, — wahrschugt weer he, — he weer awer een vun de Nęgenkloken, un bi de Art helpt dat nich, — de mut sik eerst sülben de Näs stöten, un dat glück em ja ok.

As ik min Opdrag utricht harr, jag' ik ok den Kolonnenweg lang; ik müß noch na Treppe, en lütt Nest kort vær Gravensteen un dicht an'n Strand. Dar harrn wi noch so'n lütten verlur'n Posten, de ut de Finstern de Bewegungen op See beobachten kunn, awer blot to Nachttid aflöst wörd, darmit de dänschen Kanonenböd dat Hus nich in Grund scheten deden, wenn se marken, dat wi dat Hus besett hölln. Den Posten schull ik beordern, dat he sik æwer den Kolonnenweg mit Düsterward'n t'rügg trecken schull, wenn de Hessen æwer Treppe wegmascheert weern.

Na, — de Lüd harrn wiß lustige Geschichten to vertellen! Linker Hand vun Treppe vær't Gravensteener Holt liggt op en hogen Barg 'ne grote Koppel mit en wunnerschöne Utsicht æwer't Nübelnoor na Düppel un ganz Sundewitt un op de Flensborger Bucht.

De Oberst vun de Hessen, de ja woll en groten Naturfründ weer, „und dat ja alles sülben kennen ded," söch sik düssen Platz to'n Opmarscheern un Afkaken ut; he leet de Gewehrn tosam'setten, Gepäck afleggen, un as dütt Geschäft besorgt weer, leepen de Landrotten denn ja nu all værn an den Rand vun de Koppel, üm vun baben dal de blage See to sehn, de sik in hellen Sünnenschien mit de bökenbekränzten Öwer dar ok wunnerschön utnęmen ded.

Leider leegen op't Nübelnoor ok so'n paar vun de verdreihten groten Fisch-

kastens. Hœgten de Hessen sik baben œwer de schöne Utsicht, so hœgte sik Hannemann unnen œwer de Anstalten vun de frömmen Landrotten baben op de Koppel. He töw' so lang, bet dat ganze Batteljon glücklich vun de Gewehrn aflopen weer, un mök sik dunn den nüdlichen Spaß un smeet — baff! — sin groten Bomben op den Rum twischen de Naturfrünn un ehr Gewehrn un Kakketels.

De Hessen, de sik so'ne Niederträchtigkeit vun de olen Fischkastens gar nich vermoden weern, treckten Pahl un störten as en opschüchert Hamelheerd to Holt an, un in „grauenvoller Einsamkeit" stünnen Gewehrn un Kakketels baben op de Koppel. Na — dat weer weller en nüdlich milletärisch Bild!

As de Voß üm den Höhnerhoff sleeken de hungerigen Hessen üm ehr Gewehrn un Kakketels; so drad se sik sehn leeten, weer Hannemann mit sin Bomben bi de Hand, un wenn de Oberst œwer sin Unvœrsichtigkeit nich sin halw Batteljon verleern wull, müß he sik bet Düsterward'n ahn Gewehrn un Afkaken behelpen.

So seeten de Hessen denn richtig in de Netteln, — mi awer ded dat hellisch ketteln, dat den Obersten dat spöttsch Gesicht so inremst wörd.



Die junge Frau.

Ein wohlig Haus im Blattgerank,
Im Garten Äpfel, Birn' und Lauben,
Im Schatten eine Ruhebank,
Viel Blumen rings in duft'gen Hauben;
Und drinnen jeder kleinste Raum
Voll Schmuck und Zier und voll Behagen,
Mit Polstersitz und Schrank und Schragen:
Die Sorge floh, ich kenn' sie kaum.

Das ist mein Heim, und der mir's bot,
Umfaßt mich warm und ist mein eigen,
Mein Sonnenschein, mein Morgenrot,
Ihm muß mein Herz sich ewig neigen.
Und noch ein Kleinod nenn' ich mein:
Ein Knäblein ist's mit lichten Locken,
Hör ich sein Stimmlein, hell wie Glocken,
Durchdringt es mich wie Sonnenschein.

Viel größer, als ich je gehofft,
Ist Gut und Glück, das mir beschieden.
Nur ein Gedanke schreckt mich oft:
Dringt auch der Gram in diesen Frieden?
O treuer Gott, erhalte du
Mein Heim, mein Kind und meinen Gatten,
Laß wohnen uns in deinem Schatten
Beseligt bis zur Grabesruh!

J. H. Fehrs.

Mitteilungen und Anregungen.

1. Ein fremdländischer Schädling. Die Erscheinung, daß Schädlinge bei uns aus entfernten Gegenden eingeschleppt werden, ist nicht selten. Eine ganze Anzahl gefährlicher Feinde unter den Insekten sind in Deutschland teils erst im Laufe der letzten 50 Jahre heimisch geworden, Insekten, deren Vaterland meistens die Vereinigten Staaten von Nordamerika bilden. Andererseits wurden auch dorthin Missethäter aus der europäischen Fauna verpflanzt, welche sich auch dort nach wenigen Jahren zu einer gefürchteten Landplage entwickelten. — Einen besonders interessanten Fall lernte ich kürzlich kennen. Herr Gärtner Lorenzen hier fing in einem seiner Treibhäuser mit dem bekannten Fliegenpapier, welches er gegen jenes Ungeziefer ausgelegt hatte, gleichzeitig einige fremdartige Locustiden, von deren Dasein bisher garnichts bemerkt worden war. Am Tage verborgen, pflegten sie, wie ihre Verwandten, erst gegen Abend auf Pflanzennahrung auszugehen. Namentlich an den Wänden ließen sie sich dann leicht auffinden, zu ihrem Verderben, denn da ein Nutzen von ihrer Anwesenheit nicht zu erwarten war, fielen sie der Fliegenklappe zum Opfer. Übrigens

zeigten sie sich, wie Herr Lorenzen ebenfalls erzählte, sehr lichtscheu; sobald das Licht der Laterne sie direkt traf, hüpften sie schleunigst in die Dunkelheit davon. Einzelne der Tiere sind in jenem Treibhause noch immer zu finden. Die Bestimmung ergab nun, daß es sich um eine japanisch-chinesische Art handelt: Diestrammena marmorata de Haan. Höchst wahrscheinlich wurden die Eier mit den Erdballen von Pflanzen aus Japan verschleppt, vielleicht zuerst nach Holland, von wo Herr Lorenzen Ballenpflanzen ostasiatischer Herkunft bezieht. — Ich bemerke noch, daß ich stets gern bereit bin, bei Zusendung entsprechenden, möglichst reichhaltigen Materials das Bestimmen von Schädlingen zu übernehmen und geeignete Maßregeln, welche stets auf die Beobachtung der Lebensweise zu stützen sind, zu ihrer Vertilgung bekannt zu geben. Dr. Chr. Schröder.

2. Kreuzotter und Frosch. An einem warmen Frühlingsmittage, erzählte mir ein alter schlichter Arbeiter, saß ich allein auf dem Moor und aß mein Mittagsbrot in dem Schatten eines spärlich ergrünten Eichenkrattbusches. Kein Laut ringsum. Nur ab und zu trommelte die Bekassine in der blauen Höhe. Plötzlich vernahm ich ein Geschrei, das offenbar Angst andeutete, und bemerkte, wie es von einem Frosch herrührte, der mehrfach Luftsprünge machte, um dann fast ohnmächtig auf seinen Sitzplatz zurück zu taumeln. Eine Kreuzotter schlängelte sich gierig hinzu, und willenlos ward der Frosch ihre Beute. Zehnmal hätte er entschlüpfen können, aber die Angst hemmte seinen Fuß. In kurzer Zeit war der Frosch hinabgewürgt. Deutlich sah ich den Klumpen sich in der Schlange abwärts bewegen. Ich hatte meinen scharfen Torfschneider zur Hand, zerschnitt die Otter eben oberhalb des Frosches; allein der Frosch war nicht mehr zu retten. Ich drückte ihn mit dem Fuße tot heraus. L. Frahm.

3. Der Galgen für die Uggelharde[1] bei Öwersee. Wenn man auf der Chaussee, welche von Flensburg nach Schleswig führt, vom erstgenannten Orte aus eine Stunde nach Süden wandert, gelangt man nach dem Schlachtfelde bei Öwersee. Auf einem ziemlich frei liegenden Hügel erhebt sich hier das den gefallenen Österreichern von ihren Kameraden errichtete Denkmal. Ungefähr an derselben Stelle sah man zu Anfang dieses Jahrhunderts noch einige alte eingegrabene Balken, Reste eines Galgens für die Uggelharde, die erst im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts dem Zahne der Zeit erlagen. Von diesem Galgen wußten die Leute jener Gegend, welche in ihrer Jugendzeit diese Trümmer noch gesehen hatten, folgende Geschichte zu erzählen. Der letzte, der hier durch die Hand des Henkers seinen Tod fand, war ein Kätner aus dem Dorfe Sieverstedt, das anderthalb Stunden weiter südlich an der Chaussee liegt. Dort fand der Küster, als er eines Morgens nach der außerhalb des Dorfes liegenden Kirche kam, die Thür derselben erbrochen. Vor der Thür lag der Hund eines in der Nähe wohnenden Kätners. Einige Nachbarn wurden herbeigerufen; man ging in die Kirche hinein und fand hier den Armenblock erbrochen und seines Inhaltes beraubt. Neben ihm lagen ein Keil und ein Hammer. Man erkannte sofort, daß dieselben dem Kätner gehörten, dessen Hund der Küster an der Kirchenthür angetroffen hatte. Der Mann war also stark verdächtig. Er wurde gefänglich eingezogen und peinlich vernommen. Unter den Qualen der Folter gestand er ein, die That vollführt zu haben. Der Tod durch den Strang ward des Kirchenräubers Lohn. — Etliche Jahre später lief bei dem Prediger in Sieverstedt ein Brief aus Amerika ein. In demselben teilte ihm ein Amtsbruder die letzte Beichte eines Verstorbenen dem Willen desselben gemäß mit. Der Verstorbene war der Sohn eines ehemaligen Küsters in Sieverstedt. Von der Universität wegen schlechter Streiche vertrieben, hatte er sich die Mittel zur Flucht nach Amerika aus der Kirche seiner Heimat geholt und dem gehenkten Kätner zuvor Keil und Hammer gestohlen, um sie bei seinem Verbrechen zu gebrauchen. H.

4. Bindebriefe in Angeln. In früheren Jahren war es auf dem Lande, besonders in Angeln, wohl meistens unter den Dienstboten, aber auch in allen Ständen, Sitte, jemanden an seinem Namenstage zu binden. Man machte in einen seidenen Faden recht viele feste Knoten und übersandte ihn an dem Tage, an dem der Name des betreffenden Bekannten im Kalender stand. Dies geschah in Briefen, in Paketen, in Fidibussen u. s. w. Wurden die Faden gelöst, so war der Empfänger frei; gelang es nicht, so mußte er sich durch eine Bowle Punsch, durch Kaffee und Kuchen u. dergl. m. lösen. Gewöhnlich lösten sich mehrere miteinander bei einem Freunde; doch geschah es auch oftmals im Hause der Dienstherrschaft. Ein Tänzchen beschloß dann die gemütliche Abendfeier. — An Quatembertagen konnte jeder gebunden werden, dessen Name nicht im Kalender stand. (Mitteilung von J. C. Helmer in Flensburg.) Weiß jemand etwas Näheres über den Ursprung dieses Brauchs? Von befreundeter Seite ist darauf hingewiesen worden, daß auch in England sich eine ähnliche Sitte vorfinden soll.

[1]) Uggelharde = die Kirchspiele Öwersee, Groß- und Klein-Solt, Sieverstedt, Eggebek und Jörl.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 9. September 1897.

Schleswig-holsteinische Herzoge im Dienste der Hohenzollern.

Von Oberlehrer Dr. **Herting** in Flensburg.

Als Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1894 den großen Manövern in Ostpreußen beiwohnte, verlieh er den neu erbauten Forts der Festung Königsberg eigene Namen, und eines derselben erhielt den Namen „Fort Herzog von Holstein.“ Dies geschah, wie kurz nachher in einem von Seiner Majestät an den Herzog Ernst Günther gerichteten Schreiben ausgesprochen wurde, um die treuen Dienste zu ehren, welche des letzteren Vorfahren dem hohenzollerschen Herrscherhause geleistet haben. Über die Thätigkeit der schleswig-holsteinischen Herzoge — oder, wie die gewöhnliche Bezeichnung lautet, der Herzoge von Holstein — im Dienste der Hohenzollern ist hierzulande verhältnismäßig wenig bekannt, weshalb es sich verlohnen dürfte, einige Angaben über dieselben zu veröffentlichen.*)

Eine kurze Darstellung der genealogischen Verhältnisse des schleswig-holsteinischen Fürstenhauses, soweit sie hier in Betracht kommen, möge vorausgeschickt werden.

Im Jahre 1533 starb Friedrich I., König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein. Das letztere Land ward nach seinem Tode unter seine drei Söhne geteilt. Der jüngste, Adolf, erhielt z. B. die Städte resp. Ämter und Landschaften Schleswig, Husum, Eiderstedt, Apenrade, Kiel, Oldenburg u. a. Er residierte auf Gottorp — wonach dieser Teil der Gottorper genannt wird — und seine Nachkommen, das Gottorpsche Haus, haben bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts über denselben geherrscht. Der zweite Sohn, Johann, bekam Hadersleben, Tondern und Fehmarn; er hinterließ keine Nachkommen, und seine Besitzungen wurden

---

*) Diese entstammen zumeist dem im vorigen Jahrhundert in Berlin erschienenen „Biographischen Lexikon sämtlicher Helden und Militärpersonen, die in brandenburg-preußischen Diensten sich berühmt gemacht.“ Einige Ergänzungen hat Krogh beigebracht in den „Beiträgen zur älteren Geschichte des Hauses Holstein-Sonderburg.“ Berlin 1877. Etliches ist aus Hansens „Nachricht von den Plönschen Landen“ entnommen, anderes aus dem „Soldatenfreund,“ Jahrgang 1889.

1581 den beiden andern Teilen zugelegt. Dem ältesten, Christian III., fielen u. a. Alsen, Sundewitt, Flensburg, Segeberg, Plön, Itzehoe zu. Dieser Teil heißt der Königliche, weil der in ihm regierende Herzog zugleich König von Dänemark war. Nach Christians Tode ging dieser Teil fast ganz auf dessen ältesten Sohn, König Friedrich II., über, doch mußte letzterer seinem Bruder Johann „dem Jüngeren" eine „Abteilung" zugestehen, welche im wesentlichen die Inseln Alsen und Arrö, die Halbinsel Sundewitt, das Ruhekloster (Glücksburg), die Städte Sonderburg und Plön, sowie einige Ämter in Holstein umfaßte. Nach Johanns Tode 1622 wurde weiter geteilt: der älteste Sohn Alexander erhielt Sonderburg, der zweite, Friedrich, Norburg, Philipp Glücksburg, Joachim Ernst Plön. Von diesen vier Linien sind die letzten drei im Laufe der Zeit ausgestorben, während die erste noch blüht, weshalb alle jetzt lebenden Glieder des schleswig-holsteinischen Herzogshauses Schleswig-Holstein-Sonderburg heißen. —

Die zahlreichen männlichen Nachkommen der genannten Herzoge ergriffen zum größten Teil den Kriegerberuf: man trifft sie, zum Teil in hervorragenden Stellungen, in fast allen europäischen Heeren. Und so kann es denn nicht Wunder nehmen, daß die Armee des Großen Kurfürsten, dessen Ruhm damals ganz Europa erfüllte, eine besondere Anziehung auf sie ausübte.

Am meisten tritt der zweite Sohn desjenigen Herzogs hervor, dem Plön als Erbteil zugefallen war. Er hieß August und war 1635 geboren. Wir finden ihn zuerst 1664 als General-Lieutenant in brandenburgischen Diensten. Damals wurde der Kaiser von den Türken hart bedrängt, und der Große Kurfürst schickte ihm daher drei Regimenter brandenburgischer Hülfstruppen, deren Kommando er dem Herzog August von Holstein-Plön übertrug. Und in der entscheidenden Schlacht, in der des Kaisers Feldherr Montecuculi die Türken bei St. Gotthard schlug, trug er mit seinen Brandenburgern wesentlich zum Siege bei. Bei Neustadt und Linz kämpfte er „mit solcher Tapferkeit, daß der Kaiser ihn selbst mit einem ruhmvollen Handschreiben beehrte." Der Kurfürst ernannte ihn zum General der Infanterie und Gouverneur von Magdeburg, und etwa ein Jahr später erhielt er „wegen seiner wider die Türken bewiesenen Tapferkeit die Anwartschaft auf die Statthalterschaft im Fürstentum Minden." Er hat dann hauptsächlich in Magdeburg gewohnt und 1674 die damals höchste militärische Würde eines Feldzeugmeisters erhalten. Das war um die Zeit, wo der Große Kurfürst den Franzosen am Rheine entgegentrat. Ob der Herzog seinen Kriegsherrn dorthin begleitete, ist nicht ersichtlich. Als dieser aber im nächsten Jahre die Schweden bei Fehrbellin aufs Haupt geschlagen hatte und sie dann nach Pommern hinein verfolgte, „führte Herzog August heldenmütig die brandenburgischen und lüneburgischen Völker und half die Festungen Wolgast, Anklam, Demmin, Greifswald

und Stettin erobern.“ Noch während dieses Feldzuges schenkte der Große Kurfürst ihm „wegen seiner treuen, tapferen Konduite und aufrichtigen Eifers zur Beförderung des kurfürstlichen Dienstes und Interesses, so er bei allen vorfallenden Gelegenheiten, insonderheit aber bei den damaligen schweren Kriegsläuften, spüren lassen,“ die Insel Usedom — für die er später freilich mit einer bedeutenden Geldentschädigung abgefunden wurde. Nach dem Tode des Großten Kurfürsten quittierte er den Dienst und lebte meist in Norburg, das inzwischen durch Erbschaft auf ihn übergegangen war. Doch durfte er seinem geliebten Kriegsherrn noch die letzte Ehre erweisen und den Beisetzungsfeierlichkeiten beiwohnen. — Bei dieser Gelegenheit begegnen wir auch seinem ältesten Sohn, Joachim Friedrich. Ihm wurde die besondere Ehre zu teil, bei den Bestattungsfeierlichkeiten die junge Kurfürstin, die Gemahlin Friedrichs III., führen zu dürfen. Er war damals 20 Jahre alt und in Magdeburg geboren. Im nächsten Jahre befand er sich bei den Truppen, die der Kurfürst seinem Freunde Wilhelm von Oranien zur Verfügung stellte, als dieser nach England ging, um den König Jakob II. zu verjagen. Er war damals Generalmajor. Auch später nahm er noch an Kriegen Teil, so besonders in den Niederlanden gegen Ludwig XIV. Als sein Vater, der Feldzeugmeister, 1699 starb, übernahm er die Regierung von Norburg-Plön. — An den Kämpfen gegen Frankreich beteiligte sich auch sein jüngerer Bruder Christian Karl, der 1697 Oberst war, aber schon 1706, gegen 30 Jahre alt, an den Blattern starb. — Als dessen Sohn Friedrich Karl, der keine Kriegsdienste nahm, einst den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen besuchte, genoß er „viele Gnade und Aufmerkung, wie denn ihre Königliche Majestät sich öfters der Dienste erinnerten, welche seine in Gott ruhenden Vorfahren dem kurbrandenburgischen Hause geleistet.“ —

Stärker als die Plöner Linie ist das Haus Sonderburg unter den preußischen Generalen vertreten. Dieses spaltete sich nach dem Tode des ersten Herzogs, Alexanders, wieder. Der ältere seiner beiden Söhne erhielt das Schloß Augustenburg, und von ihm stammen unsere jetzigen „Augustenburger“ ab. Von Angehörigen dieses Hauses hat zu jener Zeit nur einer, Philipp Ernst, im brandenburgisch-preußischen Heere gedient, und zwar als Rittmeister. Er kämpfte zugleich mit dem Generalfeldzeugmeister unter dem Großen Kurfürsten in Pommern und fiel, erst 22 Jahre alt, vor Stettin, als diese Stadt 1677 von den Brandenburgern belagert wurde. — Der jüngere Sohn Herzog Alexanders kaufte die Herrschaft Beck in Westfalen und nannte sich nach derselben; seit dem Jahre 1825 jedoch, wo König Friedrich VI. von Dänemark den Herzog Paul Leopold mit dem Schlosse Glücksburg belehnte, führt diese Linie den Namen Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Die beiden Söhne des ersten Herzogs von Holstein-Beck traten in das Heer des Großen Kurfürsten ein. Der älteste, August, wurde von dessen Nachfolger Friedrich III.

noch im ersten Jahre seiner Regierung am Weihnachtsabend zum Generalmajor ernannt und rückte im folgenden Jahre mit ihm ins Feld gegen Ludwig XIV. Doch sollte seine Soldatenlaufbahn nur kurz sein. Noch in demselben Jahre ereilte ihn vor der Stadt Bonn, die von den Franzosen besetzt war und von den Brandenburgern belagert wurde, der Tod. — Um so länger durfte sein jüngerer Bruder Ludwig Friedrich dem erwählten Herrn dienen. Er trat schon 1671, 17 Jahre alt, als Reuter in das brandenburgische Regiment von Eller zu Pferde ein, wurde für Auszeichnung im Feldzuge 1672—73 gegen Frankreich zum Rittmeister ernannt und focht als solcher bei Fehrbellin. 1676 erhielt er als Oberst ein Dragonerregiment, welches er in diesem und dem folgenden Jahre in Pommern gegen die Schweden führte. Vor Stettin wurde er schwer verwundet. Doch stand er 1679 schon wieder im Felde gegen Frankreich. Am 11. Juni verteidigte er mit vier Dragonerregimentern den Paß der Porta Westfalika gegen 12000 Franzosen fünf Stunden lang, mußte aber endlich der Übermacht weichen und sich nach Minden zurückziehen. Noch unter dem großen Kurfürsten avancierte er zum Generalmajor, unter Friedrich III. zum General der Infanterie und Kavallerie und nahm 1688 an dem Kriege gegen Frankreich und an der Belagerung von Bonn teil. Als der Kurfürst am Tage vor seiner Königskrönung den Hohen Orden vom Schwarzen Adler stiftete, war er einer von denjenigen, welchen derselbe sofort verliehen wurde. Bei der Krönungsfeier waren ihm sowie seiner Gemahlin hervorragende Rollen zugeteilt; so hatte letztere die Krone auf dem Haupte der jungen Königin zu befestigen. Bald darauf erhielt Ludwig Friedrich den Posten eines Statthalters in Preußen und Gouverneurs von Königsberg. 1713 wurde er auch zum Feldmarschall ernannt. Er starb, nachdem er 57 Jahre in brandenburgisch-preußischen Diensten gestanden hatte, 74 Jahre alt zu Königsberg. — Inzwischen war sein Sohn Friedrich Wilhelm in seine Fußstapfen getreten. Nachdem er zu seiner Ausbildung verschiedene Reisen gemacht und auf der neu gegründeten Universität Halle studiert hatte, trat er 1699 in die preußische Armee ein, ward 1704 Oberstlieutenant, machte den spanischen Erbfolgekrieg mit und wurde nach Beendigung desselben von König Friedrich Wilhelm I. zum Oberst befördert. Bald nachher griff dieser in den Nordischen Krieg ein und belagerte Stralsund. Bei dieser Belagerung hat sich Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck besonders hervorgethan. Bald darauf ernannte ihn der König zum Amtshauptmann von Riesenburg in Ostpreußen und machte ihm verschiedene wertvolle Schenkungen als Beweis seiner Erkenntlichkeit. Schließlich ernannte er ihn zum Gouverneur von Spandau. Als Friedrich der Große den Thron bestieg, wurde er General der Infanterie. Freilich zog er sich bald darauf die Unzufriedenheit des Königs zu. Während des ersten Schlesischen Krieges hatte er den Auftrag erhalten, dem in Schlesien stehenden König ein Reserveheer von 10000

Mann zuzuführen und bei dem Orte Strehlen unweit Breslau zum Hauptheere zu stoßen. Er war pünktlich zur Stelle. Der König war aber inzwischen bei Mollwitz in eine blutige Schlacht verwickelt worden. Anstatt nun dem Schlachtendonner, der von dem wenige Meilen entfernten Schlachtfelde zu ihm herüberschallte, zu folgen und in den Kampf einzugreifen, hielt sich der Herzog streng an dem ihm gewordenen Befehl und blieb bei Strehlen stehen. Glücklicherweise errang Friedrich auch ohne seine Unterstützung einen glänzenden Sieg. Aber Friedrich Wilhelms Verhalten trug ihm doch einen so herben Tadel ein, daß er sofort die Armee verließ und nach Spandau zurückreiste. Indes war des Königs Zorn bald verraucht. Schon nach drei Monaten ernannte er den Herzog zum Generalfeldmarschall. Dieser nahm dann an Friedrichs Einzug in Breslau teil, eroberte auch in demselben Jahre die kleine Festung Namslau in Schlesien. Bald darauf nahm er jedoch dauernd seinen Wohnsitz in Königsberg, stand aber zu dem König in den besten Beziehungen. Er war oft dessen Gast in Potsdam, wurde Gouverneur von Breslau und endlich zum Gouverneur von Berlin ernannt, welchen Posten er freilich wegen Kränklichkeit nicht antreten konnte. Er wurde in Königsberg bei der Tafel von einem Blutsturz befallen, an dessen Folgen er, 63 Jahre alt, 1749 starb. — Er hinterließ einen fünfundzwanzigjährigen Sohn, der gleichfalls Friedrich Wilhelm hieß und auch preußischer Offizier war. Doch schon im zweiten Jahre des Siebenjährigen Krieges starb er den Soldatentod. Er fiel, 33 Jahre alt, in der Schlacht bei Prag, an der er als Oberst und Regimentskommandeur teilnahm. — Ein gleiches Schicksal ereilte einen Vetter von ihm, Namens Karl Anton, einen Sohn seines Vaterbruders. Er war fast gleichaltrig mit Friedrich Wilhelm, Major und wie dieser Regimentskommandeur. Er ward 1759 bei Kunersdorf von einer Kugel getroffen und erlag seiner Verwundung etwa einen Monat später. (Schluß folgt.)



Ein Rückblick in frühere Zeiten.

Von Geheimrat **W. H. Bokelmann** in Kiel.

II.

Das äußere Gepräge unserer Provinz ist nicht allein durch die Beseitigung der Steine, die Beschränkung des Waldes, Zunahme und Einfriedigung der Weiden und des Ackerlandes verändert worden; es kommt noch eins hinzu, was ebenfalls mit der Vermehrung des Viehbestandes im Zusammenhange steht. Die Ernährung des Viehs im Sommer war durch Wald und Weide gesichert, aber auch der erforderliche Vorrat an Winterfutter mußte gesichert werden; die Heugewinnung war um so wichtiger, so lange der Ackerbau weniger ausgedehnt, mithin der Strohertrag nicht

ausreichend war. Wohl gab es Thäler und Niederungen mit reichem Graswuchs; aber so lange für die Korrektion der Flüsse und Bäche nichts geschehen war, blieb sicherlich der Heugewinn recht precär; bald staute sich das Wasser im Frühjahr auf und unterdrückte zu lange das Wachstum, bald traten während der Ernte Überschwemmungen ein, die den Ertrag schmälerten oder zu Grunde richteten. Zahlreiche Wassermühlen, oft mit weitgehenden Gerechtsamen versehen, standen dem Interesse der Landwirte entgegen. Unzählige Vertiefungen in der Hügelgegend des Landes bildeten Seeen und Teiche, die jetzt nach Durchstechung der den Abfluß hindernden Erdmassen verschwunden sind.

Auch heutigen Tages noch ist die Provinz reich an Fischen. Die Nähe der Nord- und der Ostsee giebt Gelegenheit, dem Seefischfang obzuliegen, und im Innern des Landes ernähren zahlreiche Seeen und Teiche Süßwasserfische, dazu die vielen Bäche und Flüsse, die den Aufstieg der Seefische und das Laichen an geschützten Orten ermöglichen. Aber von dem Reichtum an Fischen aller Art, wie er vor 300 Jahren vorhanden war und wie Heinrich von Rantzau seiner Zeit ihn uns schildert, macht man sich nur schwer eine Vorstellung. Liest man die Schilderungen dieses Berichterstatters in seiner Beschreibung der zimbrischen Halbinsel, so wird man es nicht mehr für eine Legende halten, daß es in verschiedenen Städten verboten wurde, den Dienstboten mehr als zweimal in der Woche Lachs zu geben. Solchem Überfluß gegenüber muß die jetzige Ausstattung mit Fischnahrung ärmlich erscheinen. Auch diese Veränderung hängt vielfach mit der Ausdehnung der Viehwirtschaft zusammen.

Die Jagd, die ebenfalls in früheren Jahrhunderten eine weit größere Bedeutung hatte, als heutigen Tages, mußte mit dem Wachsen der Bevölkerung zurücktreten. Die größeren Raubtiere, Bären, Wölfe, Luchse mußten zum Schutze des Viehes vertilgt werden; aber auch das eßbare Hochwild mußte eine Einschränkung erfahren, damit genügend Nahrung für das Vieh übrig bleibe. Wurde der Waldbestand geringer, so ging damit auch für das Wild die Gelegenheit, sich zu verbergen, verloren. In gleicher Weise wurden die Fische durch den Fortschritt in der Bewirtschaftung benachteiligt. Wollten die Landwirte besseres und mehr Heu erzielen und die Ernte sichern, so mußten die Wiesen zu rechter Zeit von der Feuchtigkeit profitieren und zu rechter Zeit trocken bleiben. Die Wiesen, welche die besondere Eigenschaft haben, viel gutes Gras zu erzeugen, verdanken dies der im Boden vorhandenen Feuchtigkeit. Sie nehmen deshalb überall die Niederungen ein, falls nicht etwa durch künstliche Vorrichtungen für Wasserzufluß gesorgt wird. Um nun zu verhüten, daß Übermaß an Wasser das Wachstum zur Unzeit hindert oder das gewachsene Gras verdirbt, ist dafür zu sorgen, daß das Wasser zur rechten Zeit entfernt werden kann. Wenn nun zu diesem Zweck Flüsse und Bäche reguliert werden, so beschränkt man den Fischen ihr Gebiet und, was das Schlimmste

ist, gerade dasjenige Gebiet, in dem viele Fischarten ihre Eier ablegen. Haben sich doch die Regierungen schon veranlaßt gesehen, Maßregeln zu ergreifen, um durch Anlegung von Schonrevieren der Verminderung der Fische vorzubeugen. Aber auch viele Landseeen und Teiche, die in früherer Zeit menschliche Nahrung in Gestalt von Fischen hervorbrachten, sind eingegangen; man hat Durchstiche gemacht, um das Wasser zu entfernen und die feuchten Gründe als Wiesenland zu benutzen. Die Teiche, die oft durch künstliche Aufstauung des Wassers entstanden waren, dienten aber zugleich dazu, Wassermühlen zu treiben; überall, wo das nötige Gefälle vorhanden war, traf man Korn-, Kupfer- und Messingmühlen; die Großindustrie, die mit Dampf arbeitet, hat diesen Betrieben eine vernichtende Konkurrenz gemacht. Nur wo über größere Wassermassen verfügt wird, findet man noch gedeihliche Werke, und auch diese werden in der Regel durch Dampfkraft unterstützt. Die Kornmühlen waren ursprünglich segensreiche Veranstaltungen, indem sie der umwohnenden Bevölkerung die schwere Arbeit, das Getreide mit der Hand zu mahlen, abnahmen. Wollte man diese wichtige Arbeit der Gegend sichern, so mußte den Mühlen das Bannrecht erteilt werden. Was aber einstmals eine Wohlthat gewesen war, verwandelte sich in eine Last, als die Bevölkerung sich gemehrt und der Großbetrieb billiger zu arbeiten gelernt hatte und die verbesserten Kommunikationsmittel den Bezug aller Waren aus weiterer Ferne möglich machten. Nun wollte man vom Mühlenzwang und Bannrecht nichts mehr wissen und betrachtete die Mühlen auch deshalb als Feinde, weil ihre Stauberechtigungen der rationellen Behandlung und Pflege der Wiesen im Wege standen. Seit mehreren Jahrhunderten ist man im Interesse der Viehzucht bestrebt gewesen, Wiesen anzulegen und sie zu höherem Ertrage zu bringen. Die Wasserwirtschaft hat darunter leiden müssen. Wo hat man die 400 Teiche zu suchen, die vormals das Kloster Ahrensbök besessen haben soll? In gegenwärtiger Zeit mag ein Stillstand eingetreten sein. Nachdem sich der unendliche Reichtum an Fischen beträchtlich vermindert hat, kann der Preis der Fische so sehr steigen, daß es vorteilhafter ist, gewisse Niederungen wieder der Fischzucht zuzuwenden. Schon jetzt giebt es Gründe, die bald zur Heugewinnung, bald zur Karpfenzucht verwandt werden, und wenn die Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht ferner im Preise sinken sollten, weil neu erschlossene Gebiete unheilvolle Konkurrenz machen, so kann die Fischzucht vielleicht wieder größere Bedeutung gewinnen.

Jedenfalls boten die Teiche, Seeen und Flüsse in früheren Jahrhunderten ein anderes Bild als heutzutage. Die Wasserflächen waren größer und zahlreicher, die Flüsse und Bäche flossen ungebändigt dahin und richteten zur Zeit der Schneeschmelze und in regenreichen Zeiten viel Unheil an. Jetzt zeigt man ihnen die Wege und wendet durch Korrektionen Beschädigungen ab. Das Rauhe und Wilde in der Natur, wie es die Vorzeit

bot, ist im Laufe der Jahrhunderte durch menschliche Arbeit mehr und mehr beseitigt worden. Einzelne Flächen im Moor und in der Heide sträuben sich noch, der Kultur sich zu fügen. Es leidet aber keinen Zweifel, daß auch diese letzten Reste der Unkultur den Anstrengungen, die auf ihre Gewinnung verwandt werden, bald weichen müssen. Viele Mittel stehen uns jetzt zu Gebote, die den Erfolg sichern, und nachdem in den letzten 50 Jahren so große Fortschritte gemacht sind, dürfen wir nicht zweifeln, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die heimische Provinz einem großen Garten gleichen wird. Sie ist durch Boden, Lage und Klima besonders günstig von der Vorsehung bedacht worden und hat in allen Perioden ihrer geschichtlichen Entwicklung ihre Bewohner gut ernähren können; in der Vorzeit durch Überfluß an Wild und Fischen, in den späteren Jahrhunderten mit den Produkten des Ackers, der Weiden und der Wiesen.



Sitten und Bräuche aus vergangenen Tagen.*)

De Klemm und de Stock. Bekanntlich versammelten sich in alten Zeiten die Dorfbewohner zur Beratung ihrer Gemeindeangelegenheiten unter freiem Himmel und wurden durch Herumsendung eines Stockes (dänisch „Bystock" = Dorfstock) zur Versammlung berufen. Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre wurden in einem Dorfe südlich von Schleswig diese Versammlungen bei dem „Bauervogt" in dessen sächsischem Hause abgehalten. Die Ansage geschah durch einen zusammengefalteten Zettel, an der Spitze eines etwa 30 cm langen Haselstockes durch eine Spalte befestigt. Dies war „de Klemm," der unaufgehalten von Haus zu Haus befördert werden mußte.

Mitte der 40er Jahre mußten in unserm Dorfe in Angeln die Bewohner der Reihe nach bei eintretendem Todesfall das Läuten, Herstellen des Grabes, Fahren und Tragen des Sarges u. s. w. besorgen. Zur Aufrechterhaltung dieser Ordnung diente ein alter, etwa 20 cm langer, an einem Bande hängender geschnitzter Stock, der bei jedem Sterbefall ins Wandern kam. Wer ihn hatte, mußte läuten und ihn dann als Ansage zu den folgenden Pflichten weiter schicken.

Anfang der 50er Jahre wurden in einem Dorfe bei Flensburg die Dorfsversammlungen noch unter freiem Himmel, auf dem Platze vor dem Kirchhofe — (bei Unwetter wohl in der anliegenden Schule) — abgehalten. Angesagt wurde durch rasches Umtragen des „Stockes," eines etwa 20—30 cm langen, reichlich fingerdicken geschmiedeten Eisenstückes mit einem Ringe an dem einen Ende. An diesen Stock wurde durch Bindfaden ein Zettel mit Angabe der Zeit und des Gegenstandes der Verhandlung befestigt. — Ob's noch so ist, weiß ich nicht.

An andern Orten in Angeln wurde damals ein Zettel als Ansagemittel umhergetragen. Jedes Haus mußte aber überall sofort weiter schicken und vom letzten Hause mußte Stock ꝛc. zur Versammlung mitgebracht werden. — Das war „Nachbarsgerechtigkeit." J. J. Callsen.

---

*) Herrn Thiessens Wunsch in No. 4 (S. 87) scheint auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Es liegen bereits zahlreiche kleinere und größere Mitteilungen älterer Leute über frühere Sitten und Bräuche vor, so daß ihre Vereinigung unter obiger Gesamtüberschrift gerechtfertigt erscheint. Es steht zu hoffen, daß das gute Beispiel zu weiterer Nachfolge anregen werde. Die Schriftleitung.

Ein solcher Dorfstock ist mir auch aus Kochendorf bei Eckernförde bekannt. Es ist ein runder Stock mit einem Lederriemen. Um diesen „Dingstock" wurden die Bekanntmachungen der Gutsobrigkeit gewickelt, wenn sie im Dorfe zirkulierten. Der Ausdruck „Dingstock" ist auch in Gettorf für solche Zirkulare gebräuchlich, wenigstens habe ich ihn noch vor einigen Jahren gehört; der dazu gehörige Stock war aber wohl nicht mehr vorhanden. Das Ansagen zum Herstellen des Grabes, zum Fahren der Leiche und zum Läuten soll in Angeln an manchen Orten, wie mir mitgeteilt worden ist, durch Herumschicken kleiner geschnitzter Gegenstände, z. B. eines Spatens, eines Wagens usw. geschehen sein. Nähere Mitteilungen darüber, wie auch über das Vorkommen des Dingstockes wären erwünscht. Ld.

Die Braut bittet um Federn zum Brautbett. Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre war es in den Dörfern westlich und südlich von Schleswig Sitte, daß eine (doch wohl nur wenig bemittelte) Braut umher ging, Federn zum Brautbett zu erbitten. Irgend eine alte Frau übernahm als „Brautmutter" in solchem Falle die Begleitung und die Wortführung. Sie erschien dann mit einer Kissenbüre zur Aufnahme der Federn, stellte die Braut vor und sprach in stereotyper Form ihre Bitte aus. Nach einigen, oft scherzenden und derben Fragen an die Braut wurde stets die Bitte bewilligt, entweder durch Verabreichung einer Handvoll Bettfedern oder einiger Schillinge. — Nicht selten machte die Alte mit ihrer sonntäglich gekleideten Braut die Runde durch mehrere Dörfer. — Hoffentlich ist diese, für ein junges Mädchen recht peinliche Sitte, jetzt längst aufgehoben. J. J. Callsen.

Herstellung von Kirchenlichtern in Gettorf. (In den dreißiger Jahren.) Alljährlich im Herbst wurden neue Wachslichter für die Kirche hergestellt. Dazu mußten alle Kirchenjuraten (Karkswars = Kirchengeschworenen), 14 an der Zahl, aus jedem Dorfe einer, in der Küsterschule zusammenkommen. Für uns Kinder gab es also einen freien Schultag. — Dann machte man Wachs heiß und drehte aus Baumwollenfäden die Dochte. Durch die Ösen derselben steckte man einen Stock, tauchte sie in die Wachsmasse, hob sie wieder heraus, ließ das Wachs erkalten, tauchte wieder ein und setzte diese Arbeit so lange fort, bis durch immer neue Wachsschichten die Lichter die erforderliche Dicke erreicht hatten. Dann legte man sie auf einen Tisch und rollte sie mit den Händen so lange, bis sie ungefähr glatt und rund waren. Die Männer bekamen für diese Arbeit ein Mittagessen, das aus der Kirchenkasse bezahlt wurde. Von den Lichtern kamen 3 auf den Altar, eins auf die Kanzel, 6 an den alten Marienleuchter („Mutter Maria") und 3 auf die Orgel. Allerdings reichten diese für die große Kirche nicht aus; wem es dann aber bei der Frühpredigt am Weihnachtsmorgen nicht hell genug war, der mußte sich ein Talglicht mitbringen. Wir Kinder saßen vor dem Altar, um zu singen; wir brauchten kein Licht, denn Choräle und Lieder wußten wir auswendig, und Noten kannten wir nicht. Aber wir haben doch andächtig gesungen. Doris Lund.

Urnehöved.

Von G. Scheer in Tondern.

Reichlich eine Meile südwestlich von Apenrade liegt eine kleine von dem Kirchdorfe Uck ausgebaute Landstelle, Urnehöved, im Volksmund Hvornhoi genannt. Nördlich von dieser Stelle, etwa zwischen den Dörfern Bollersleben, Nübel und dem Hofe Tolstedt, liegt ein hochgelegener Landstrich, der ebenfalls von alten Zeiten her Urnehöved heißt. Hier, in der Nähe des alten „Ochsenweges," wurden

im Mittelalter die schleswigschen oder südjütischen Landthinge öffentlich unter freiem Himmel abgehalten, die Fürsten des Landes erwählt, Gesetze angenommen oder verworfen.

Die Lage der „Thinghöhe" ist unbekannt; sie wird auf verschiedenen Stellen gesucht, so z. B. von einigen in der Gemarkung des Dorfes Torp, welches mit seinem früheren Namen „Urnethorp" an Urnehöved erinnert. Andere nehmen an, daß sie in der Nähe des Hofes Tolstedt (= Zollstätte, von dem früher hier erhobenen Ochsenzoll genannt) im Kirchspiel Jordkirch gelegen habe. Noch andere meinen, daß die Thinge in unmittelbarer Nähe des noch jetzt Urnehöved geheißenen Bauernhofes abgehalten worden seien. Auch die Anhöhe Løgpold (vormals Lovhoi, d. i. Gesetzeshöhe) in der Gemeinde Bollersleben, von wo aus Waldemar II. „Jütscher Lov" bekannt gemacht sein soll, wird als Thinghöhe bezeichnet.

Urnehöved wird schon früh genannt. In dem Verlehnungsbriefe Christophs I. an den Herzog Waldemar 1254 ist die Rede davon, daß man bei Rechtssprüchen vom Urnae-Landthing und dem Herzog an das Reich appellieren könne. In einer Urkunde von 1283 wird ein Wald in Urnae genannt. In einem Vergleich, den König Erich Menved und Herzog Waldemar IV. 1306 abschlossen, verspricht der Herzog, daß den königlichen Bauern auf dem Urnething Recht gesprochen werden sollte, falls ihnen Unrecht geschähe. In der Handfeste, die König Christian I. den 4. April 1460 zu Kiel den schleswig-holsteinischen Ständen ausstellte, versichert er, alljährlich eine Zusammenkunft mit ihnen zu Bornhöved und Urnehöved halten zu wollen:

„Ok willen wy unde unse nakomelinge alle jar eens de manschup uthe deme lande to Holsten uppe dat vürte to Bornehovede vorboden, wen des nod is unde desgelikes an deme hertichdome to Urnehovede."

In alten Chroniken wird Urnehöved bezeichnet als Urnense placitum, Urnensis und Urnica concio. Ein Weg in der Gegend heißt Aielveien (Adelsweg), ein erhöhter Platz Staatsryggen.

Im Jahre 1076 sank König Sven Estrithson, als er hier einen Thing hielt, ohnmächtig von seinem Sitz und starb den 29. April 1076 auf dem nahen Schlosse Sudathorp, in der Nähe des Dorfes Söderup, wo die Könige Pachtbauern (coloni) hatten, und wo sie wahrscheinlich während der Thinge residierten.

Nach dem Tode des Königs Niels 1134 wurde der Herzog Harald Kesja zu Urnehöved zum Könige ausgerufen.

Sven Aageson und andere dänische Chronisten berichten, daß der König Erich Emund hier bei Gelegenheit eines Things von dem Edelmann Sorteplong am 18. September 1137 erschlagen sei, weil er den Bruder des Ritters hatte hinrichten lassen. Hierauf bezieht sich ein alter Volksreim, der den König sagen läßt:

„Paa Urnehovit, Jydlands Thing,	(Auf Urnehöved, Jütlands Thing,
som jeg blandt Volkit stod i Ring,	als ich zwischen dem Volk im Kreise stand,
mig slog der Plong hin Sorte!"	erschlug mich Plong, jener Schwarze!)

Jedoch ist es sehr zweifelhaft, ob die Ermordung Erich Emunds wirklich zu Urnehöved stattgefunden hat. Es ist eher anzunehmen, daß diese That auf der bereits im 12. Jahrhundert bekannten Thingstätte von Hvidding (Hwythyng) geschehen ist; denn in einer alten Chronik wird gesagt, daß der König auf einem Thing in der Nähe von Ribe erschlagen sei; die Leiche wurde nach der Riber Domkirche geführt.

1182 huldigten die Schleswiger zu Urnehöved dem jungen Knud VI., Waldemars des Großen Sohn. Derselbe König hielt zu Urnehöved gerade einen Thing ab, als ihm Absalon, Erzbischof von Lund, einen Bericht über die Unruhen in Schonen und deren Ausgang durch seinen Bruder Esbern Snare übersandte.

Auf einem Landthing 1393 überließ Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg den Grafen Nikolaus und Albrecht von Holstein und dem Herzog Gerhard von Schleswig alle Rechte und Gerechtsame, auf die er in den Landen Anspruch machen könne.

Bis ins 16. Jahrhundert hinein wurden zu Urnehöved Thinge abgehalten. Auf einem der letzten Thinge, 1524, war es, wo der Hardesvogt der Sluxharde, Nis Hinrichsen von Haistrupgaard, den vom Adel begünstigten König Friedrich I. den Bauern, welche den landflüchtigen Christian II. zurückwünschten, gegenüber verteidigte. Die ergrimmten Bauern beschossen ihn mit Pfeilen und verfolgten ihn, doch rettete ihn die Schnelle seines Pferdes. Die Pfeile der Bauern wurden von seinem roten Mantel aufgefangen. Diesen hängte er zum Andenken in die Bülderuper Kirche, wo er noch 1786 hing. Zum Lohne gab Friedrich I. dem Hof des Hardesvogtes diejenigen Rechte, welche er bis in die neuere Zeit hatte.

In Bollersleben war früher eine Freihufe, Königshaus genannt, dessen Besitzer den auf dem Thing erscheinenden fürstlichen Personen Stallraum für die Pferde und Unterkommen für sich und das Gefolge gewähren mußten. Dafür war die Hufe von allen Abgaben befreit.

Wieder daheim!

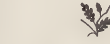
Ach, endlich daheim! Im fernen Westen
Seh ich die Sonn' in die Fluten tauchen
Und seh von den Wiesen und Watten und Deichen
Die Nebel zum Abendhimmel rauchen.

Die Wogen zum Strand sich langsam schleppen,
Vom Kirchturm leise die Glocken klingen,
Und von den Wiesen, den blumenreichen,
Die Störche sich heim zum Neste schwingen.

Die Kinder barfuß und bloßen Hauptes
Spielen im schimmernden Meeressande,
Jauchzen der kommenden Flut entgegen,
Suchen sich Muscheln am Dünenrande.

Die Menschen geputzt und frohen Auges
Lachen und singen, wie einst sie sangen. —
An brandender Nordsee du goldige Heimat,
Heimat, o Heimat, laß dich umfangen!

Kiel. Wilhelm Lobsien.



Mitteilungen und Fragen.

1. Der in No. 4 d. Bl. von Herrn Pastor Jessen aus Grömitz mitgeteilte dortige Fastnachtsbrauch findet sich auch hier in Flensburg. — Tags vorher werden die mit buntem Papier geschmückten Ruten („Opstufrohre") angefertigt, oder von handelnden Kindern und Frauen gekauft. Fastnachtsmontag gehen die Kinder damit zu Eltern, Verwandten und Bekannten, auch wohl vor die Thüren der Nachbaren, singen unter begleitendem Schlagen mit der Rute folgenden Vers:

Stuf op, stuf op min Hedewig
Von Osten un von Westen.
De groten sind de Besten,
Un sind se denn man kleen,
So gift et twee fœr een,
Un sind se wat to grot,
So hett dat ok keen Not.

J. J. Callsen-Flensburg.

2. „Worüm de Duv so'n slech Nest bug'n deit." a. Das von Justus Schmidt in Hamburg in derselben Nummer erzählte Märchen „Worüm de Duv so'n slecht Nest bug'n deit" habe ich in meinen Kinderjahren (vor reichlich 60 Jahren) von meiner Mutter (die aus Angeln stammte) erzählen hören; aber auch anderswo nie.

J. J. Callsen, Flensburg.

b. Auf die Anfrage des Herrn Justus Schmidt in Hamburg, ob die von ihm mitgeteilte Tiersage: „Worüm de Duv so'n slecht Nest bug'n deit" in weiteren Kreisen bekannt sei, kann ich mitteilen, daß ich dieselbe Sage während meines Ferienaufenthaltes auf dem Lande einem alten Landmanne in Lottorf bei Schleswig (Amtsbezirk Haddeby), der dieselbe nebst anderen, später vielleicht noch mitzuteilenden ähnlichen Geschichten aus dem Tierreiche seinen Enkeln und Enkelinnen zu erzählen pflegt, ablauschte. An einer Stelle weicht der Inhalt der Erzählung von der in Heft 4 (April 1897) unserer „Heimat" mitgeteilten Fassung ab.

„— — — De Duv lett den Heister dat Nest ruhig toenn bug'n, mark sik genau, woanns de Telgen krüzwis tosamen und överenanner leggt warrn. Eben harr de Heister den letzten Twieg ant Wark leggt, dor seggt de Duv: „Nu kann ik dat ok, dat is ja gar keen Kunst. Min Koh krigst ni." De Heister wer en Schlauberger. „Weetst, so weetst!" slög und fidel so lang mit den Stert up und dal, bet he dat Nest werer entwei har. De Duv wer liker klok. As se sik doran mak, ok en Nest to bugen, kunn se dor doch nich mit togang kamen. — — —" Von der anderweitig erwähnten Deutung des Girrens der Taube war dem Erzähler nichts bekannt.

August 1897. Barfod, Kiel.

3. Im Anschluß an den Artikel über den Kuckuck in No. 7 der „Heimat" von Herrn Eschenburg in Holm teile ich folgendes mit. Als ich im Sommer 1895 noch nach Mitte Juli den Kuckuck rufen hörte, schrieb ich mir jeden Tag an, an welchem ich den Ruf noch ferner vernahm. Ich hörte ihn fast jeden Tag und zwar zuletzt am 25. Juli. Der Kuckuck fand damals reichliche Nahrung, denn unsere Gärten wurden in der Zeit von einer wahren Raupenplage heimgesucht. C. Eckmann, Wöhrden.

4. Bindebriefe in Angeln. Zu der Mitteilung in Nr. 8 der „Heimat" über die Bindebriefe in Angeln erlaube ich mir einige Notizen zu senden. Ich bin gespannt darauf, ob jemand über den Ursprung dieses Brauches etwas mitzuteilen weiß. In England versendet man am Morgen des St. Valentinstages Liebesknoten, Liebesschleifen, genannt true lovers-knots. Zwischen beiden Bräuchen besteht große Ähnlichkeit. Es ist ja nicht unmöglich, daß sie in Beziehungen zu einander stehen, daß der eine von dem andern entlehnt und im Laufe der Zeit verändert worden ist, oder daß beide einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Übrigens wollte ich nur bestätigen, was bereits mitgeteilt worden ist.

Walter, Lehrer em. in Bergedorf.

5. Verpflichtung Bäume anzupflanzen. (Vgl. „Heimat" 1897, S. 164.) „Wir von Gottes Gnaden Carl Friederich rc. fügen denen sämbtlichen Predigern aufm Lande Unseres Herzogthums Hollstein hiemit zu wißen, welchergestalt Wir mißfällig vernehmen müßen, wie daß Unserer unterm 15ten December 1722 revidirten Holzordnung darinnen nicht gelebet werde, daß von euch zur Copulation Leuthe abgekündiget oder auch wohl gar copuliret werden, obgleich inso ferne sie vom Lande sind, nach dem 10ten Articul besagter Ordnung von ihnen noch nicht beygebracht worden, daß sie die in der Ordnung specificirte Anzahl Bäume gepflanzet und fortgeholffen. Wir aber sothaner zur Wohlfahrt des Landes wohlbedächtlich abgegebene Constitution auch in diesem punct nachgelebet wißen wollen. Alß befohlen wir Euch hiemit gnädigst wollende, daß da nach vorberegter revidirten Holz-Ordnung und zwar der Art: 10mi die Knechte so sich copuliren laßen wollen, vorhero aus der Ambts Stube und von dem Forst-Bedienten zulängliche Attestata, daß sie die darinnen verordnete Anzahl Bäume würklich gepflanzet und zum Wachßthum befodert haben, beyzubringen, oder in Entstehung deßen vor jedem Baum, so sie nicht alß selbst zugezogen, produciren können, 1 Rthlr. ins Ambt Register zu erlegen, schuldig seyn, ihr euch darnach richtet und bevor ein oder anderes geschehen, Keine Knechte copuliret, auch nicht einmahl zur Copulation abkündiget. Geben . . . . . . Kiel den 6. Octobr. 1727."

Aus dem Altrahlstedter Pfarrarchiv. Propst Chalybaeus.

6. Mitteilungen über Bastardtiere. Herr Suchetes in Château d'Auteville, par Bréauté, Seine inférieure, Frankreich, arbeitet über Bastardtiere (Insekten, Fische und Reptilien). (Der erste Band: Bastardvögel, ist soeben bei Friedländer & Sohn in Berlin erschienen.) Er bittet, ihm alle Kreuzungsfälle zur Kenntnis zu bringen. Sollten die Leser der „Heimat" hier und da auch etwas darüber wissen, so bittet Herr Prof. Dr. H. Haas, durch den diese Aufforderung an uns herantritt, solche Mitteilungen direkt an Herrn Suchetes senden zu wollen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 10. Oktober 1897.

Schleswig-holsteinische Herzoge im Dienste der Hohenzollern.

Von Oberlehrer Dr. **Herting** in Flensburg.

(Schluß.)

Hervorragendern Anteil am Siebenjährigen Kriege nahm Herzog Georg Ludwig aus dem Hause Gottorp. Er war der Enkel Christian Albrechts, des Stifters der Kieler Universität, und der Sohn Herzog Friedrichs IV., der mit der Schwester Karls XII. vermählt war und in der Schlacht bei Klissow 1702 fiel. Seine Gemahlin war die Tochter des alten Generalfeldmarschalls, Herzogs Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck, der sich bei Mollwitz allzu gewissenhaft gezeigt hatte. Nachdem er ursprünglich ins sächsische Heer eingetreten war, verließ er dieses bald nach der Thronbesteigung Friedrichs II. und wurde kurz vor Beendigung des ersten Schlesischen Krieges, 23 Jahre alt, Oberstlieutenant bei einem preußischen Kürassierregiment. Im nächsten Jahre wurde er Kommandeur eines Dragonerregiments und bald darauf Generalmajor. Als solcher machte er unter Leopold von Dessau den zweiten Schlesischen Krieg mit und nahm an der Schlacht bei Kesselsdorf teil. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, blieb er zunächst mit seinem Regiment bei der Armee, die unter Feldmarschall Lehwaldt die Provinz Ostpreußen gegen die Russen zu verteidigen hatte. In der gegen diese gelieferten Schlacht bei Groß-Jägerndorf soll er sich besonders hevorgethan haben. Als bald nachher die Lehwaldtsche Armee sich gegen die Schweden wandte, nahm Georg Ludwig an ihren militärischen Erfolgen in Pommern und Mecklenburg hervorragenden Anteil. Er wurde mit dem Schwarzen Adlerorden dafür dekoriert. Im folgenden Jahre wurde er der sogen. Alliierten Armee zugeteilt, die unter Herzog Ferdinand von Braunschweig den Franzosen entgegentrat. In der erfolgreichen Schlacht bei Krefeld am 23. Juli trug er als Befehlshaber des linken preußischen Flügels wesentlich zum Siege bei. Nach den beiden unglücklichen Gefechten bei Kassel und Bergen 1759 wurde ihm jedesmal der Befehl über die Arriere-Garde zu teil, und beide Male deckte er den Rückzug mit dem besten Erfolge. Auch in der sieg-

reichen Schlacht bei Minden, am 1. August, hat er sich mit seiner preußischen Kavallerie „ohngemein hervorgethan und dadurch einen großen Teil zu dem erhaltenen, so glorieusen Siege beigetragen.“ Im nächsten Jahre berief ihn der König von der Alliierten Armee ab, und er kämpfte von da ab bei dem Heere Friedrichs. Die erste größere Unternehmung, an der er teilnahm, war die Belagerung von Dresden. Während der König auf der linken Seite der Elbe den Oberbefehl hatte, kommandierte der Herzog auf der rechten. Als er hier von einem weit überlegenen Heere Dauns angegriffen wurde, zog er sich auf des Königs Befehl über die Elbe zurück, was er auf so geschickte Weise ausführte, daß er keine Verluste hatte. Vier Monate später finden wir ihn in der Schlacht bei Torgau. Ihm war in dieser das Kommando über die gesamte Reiterei übertragen, welche auf dem linken Flügel eine weite Umgehung zu machen hatte. Da der Weg meist durch Wald und ungünstiges Gelände führte, kam er erst spät auf dem Schlachtfelde im Rücken der Feinde an, doch gerade noch früh genug, um den Kampf zum Stehen zu bringen und den König zu unterstützen, so daß ein entscheidender Sieg errungen wurde. Bald darauf schied er aus dem preußischen Heere aus. Sein Neffe, der bis dahin regierender Herzog im Gottorpschen Teil gewesen war, bestieg nämlich als Peter III. den russischen Kaiserthron, und Georg Ludwig wurde alsdann zum Statthalter des genannten Teiles von Holstein[1]) ernannt. Er nahm als solcher seinen Wohnsitz in Kiel und ist in Bordesholm begraben.

Am Schluß des Siebenjährigen Krieges war also kein schleswig-holsteinischer Herzog mehr in preußischen Diensten. Vierzehn Jahre später trat wieder einer in das Heer Friedrichs des Großen ein. Er hieß Friedrich Karl Ludwig und war ein Sohn jenes Karl Anton von Holstein-Beck, der in der Schlacht bei Kunersdorf die Todeswunde empfing. Als dieses Ereignis eintrat, war der junge Prinz erst 2 Jahre alt. Im Hause seiner Großmutter zu Königsberg wuchs er auf, und auf König Friedrichs dringenden Wunsch trat er mit 20 Jahren als Major ins preußische Heer ein, obgleich der russische Kaiser ihn schon als Kind zum Sekond-Lieutenant ernannt hatte. Er beteiligte sich als Kommandeur eines Grenadier-Bataillons am Bayrischen Erbfolgekriege, nahm jedoch nach vierjähriger militärischer Thätigkeit aus unbekannten Gründen seinen Abschied. Bis zum Tode Friedrichs des Großen lebte er auf einem ihm gehörigen Gute in Ostpreußen. Als aber Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg, wurde er zum Oberst befördert und bald nachher General und Brigadekommandeur. Als solcher vollbrachte er auch seine erste größere Waffenthat, indem er in den Kämpfen in Polen den General Grabowsky bei Pionki am Narew zur Übergabe zwang und dabei 3 Generale, 83 Offiziere und 1600 Mann zu Gefangenen machte, sowie 17 Kanonen, viel Munition und Bagage

[1]) Der Gottorpsche Teil von Schleswig war schon 1721 mit Dänemark vereinigt worden.

erbeutete. Auch später blieb er in den neu erworbenen polnischen Landesteilen und war Prinzipal-Kommissar bei der Grenzregulierung. Nach Erledigung dieser Angelegenheiten kehrte er nach Königsberg zurück, wo er seinen Aufenthalt nahm. Als später der Kaiser von Rußland ihn durch außerordentlich verlockende Anerbietungen an seinen Hof zu ziehen suchte, erbat er sich 1797 seinen Abschied, der ihm von König Friedrich Wilhelm III. mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken des Bedauerns gewährt wurde. Er blieb jedoch nur kurze Zeit in Rußland. Seine letzten Lebensjahre hat er auf dem Gute Wellingsbüttel in Holstein verbracht, wo er im Jahre 1818 gestorben ist. Er ist der Großvater des jetzigen Königs von Dänemark.

In dem gegenwärtigen Jahrhundert hat nur Prinz Heinrich Karl Waldemar von Augustenburg eine längere militärische Laufbahn im preußischen Heere zurückgelegt. Er trat, 19 Jahre alt, bei dem Kürassierregiment No. 9 ein, stand 1844—50 als Rittmeister und Major beim Regiment Garde du Corps. Als 1848 in den Elbherzogtümern der Freiheitskampf begann, trat er mit Genehmigung des Königs in die schleswig-holsteinische Armee ein und übernahm das Kommando der Kavallerie-Brigade. Er ist in diesem Kriege besonders durch eine größere Rekognoszierung gegen Hadersleben, die vom 9. bis 13. Juni 1848 stattfand, bekannt geworden. Später war er Kommandant verschiedener preußischer Festungen und zuletzt Gouverneur von Mainz, wo er im Jahre 1871 als General der Kavallerie starb.

So haben zwölf Söhne unseres schleswig-holsteinischen Fürstenhauses im Dienste der Hohenzollern ihre Lebensaufgabe gesucht und gefunden. Vier von ihnen sind auf dem Schlachtfelde den Heldentod gestorben, während die übrigen die höchsten militärischen Ehrenstellen bekleideten. Und wenn sie auch nicht als Schlachtenlenker ersten Ranges sich weltgeschichtlichen Ruhm errangen, so wird doch überall von ihren obersten Kriegsherren ihrer treuen und erfolgreichen Pflichterfüllung die ehrenvollste Anerkennung gezollt, und an der Stelle, die sie auszufüllen hatten, haben auch sie alle ihr Teil beigetragen zur Erreichung des hohen Zieles, das Preußens Könige sich gesteckt haben.



Nachtrag zum Artikel „Die Schlacht bei Sehestedt" in Nr. 8 d. Bl.

Von **H. Oldekop**, Gutsbesitzer zu Grünhorst.

„Ein alter Schleswig-Holsteiner" nimmt Veranlassung, auf obigen Artikel etwas näher einzugehen, und bemerkt u. a., daß die Angabe: Friedrichstadt sei von den Schweden eingenommen worden — auf einem Irrtum beruhen müsse, Friedrichstadt sei niemals Festung gewesen. Dagegen habe Friedrichsort derzeit kapituliert. Es müsse aber bezweifelt werden, daß „dieses nicht notwendig gewesen sei," wie in dem Artikel gesagt wird. Die kleine Festung sei eben kaum wider-

standsfähig gewesen und habe nur eine Besatzung von 250 Mann gehabt. Allerdings sei — soweit Einsender sich erinnere, gehört zu haben — der derzeitige Kommandant mit einer Strafe belegt worden.

Obige mutmaßlich zutreffende Richtigstellung wird mit Dank entgegengenommen; bemerken möchte ich nur noch, daß meine anscheinend falsche Angabe entnommen ist aus dem Buche:

„Der Feldzug in Mecklenburg und Holstein im Jahre 1813. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte dieses Jahres. Berlin 1817, bei G. Reimer." (Verfasser ist nicht genannt.)

Es heißt darin: „Friedrichstadt war ganz unwirksam von der schwedischen Feldartillerie beschossen worden und hatte sich ohne Not ergeben. Nun sollte die in diesen beiden Plätzen (Friedrichstadt und Glückstadt) eroberte Artillerie vor Rendsburg dienen, sie war aber ganz außer stande, mußte ohne Lafetten auf Schlitten herbeigeschafft werden u. s. w."

Es hat also nicht Friedrichstadt, sondern Friedrichsort heißen sollen.

Einige weitere Mitteilungen des Herrn Einsenders, welche derselbe seiner Erinnerung entnimmt, dürften den einen oder anderen Leser der „Heimat" interessieren:

Bei dem Rückzuge der dänischen Armee unter dem Prinzen Friedrich von Hessen von Lübeck nach Schleswig-Holstein (s. S. 150 gen. Artik. Abs. 2 u. 3) hatte (nach der Erzählung des Vaters des Herrn Einsenders) eine Eskadron der Plöner Dragoner unter Rittmeister von Fries, welche die Landesgrenze bei Stockelsdorf decken sollte, den Anschluß verfehlt und war der Gefangennahme ausgesetzt, was dem tapferen Reiterführer durchaus nicht gefiel.

Also vorwärts! lautete die Parole. Die Mäntel fest zugeknöpft, Kragen hoch, trabte die Eskadron in der Winternacht mitten durch Wallmodens Truppen; gute Deutsche beiderseits, unerkannt und unbelästigt — vereinigten sich die holsteinischen Dragoner mit der Armee vor Rendsburg.

Sodann: Der Einmarsch der Alliierten in Kiel (S. 150, Abs. 3) vollzog sich nach der Erzählung einer längst heimgegangenen alten Dame — damals ein junges Mädchen, Frl. Lorentzen — in der Weise, daß zuerst 3 Lützower Husaren hereinsprengten, die Pistolen in der rechten Hand. Den Wenigen, welche damals die Situation begriffen, hüpfte das Herz vor Freude; die große Menge aber hatte nicht solche Gefühle, denn man fühlte sich als Angehörige des dänischen Gesamtstaates und haßte die Schweden, welche es nur auf die Eroberung Norwegens abgesehen hatten, aber mehr noch die Flottenräuber — die Engländer.

Ferner: In der Schlacht bei Sehestedt wurde der mecklenburgische Prinz (S. 154 unten) von einem Itzehoer Dragoner gefangen genommen und eskortiert. Der Prinz war an der einen Hand verwundet — mit der andern reichte er dem Dragoner die Börse, wohl um seine Freilassung zu bewirken, wozu der Dragoner ganz trocken bemerkt haben soll: „De is all so min"; den bisherigen Eigentümer nahm er aber doch mit.

Auf Cluvensieck soll damals eine Scheune abgebrannt und ein darin liegendes ganzes Bataillon Mecklenburgischer Jäger umgekommen sein; nur ganz wenige Mannschaften, welche an den Enden lagen, konnten sich retten.

Ferner: Nach mündlichen Überlieferungen hatte der General Lallemand nach dem Einzuge in Rendsburg (S. 155, Abs. 3) große Lust, folgendentags aus der Festung hervorzubrechen und die Schweden vom Schlachtfelde zu verjagen; aber er erhielt hierfür nicht die Genehmigung des Oberstkommandierenden, Prinzen Friedrich von Hessen, der seine „armen Leute" nicht an das Abenteuer wenden wollte; Lallemand soll Thränen vergossen haben.

Soweit die Mitteilungen des Herrn Einsenders.

Sollte der eine oder andere Leser der „Heimat“ wünschen, noch weitere Details über die Schlacht bei Sehestedt zu erfahren, so bittet der Unterzeichnete um gefällige Kundgebung solches event. Wunsches; es sollen, wie mir mitgeteilt ist, in einem städtischen Archiv noch Aufzeichnungen vorhanden sein, in welche Einblick zu nehmen ich gern versuchen würde.



Aus den Briefen eines dänischen Offiziers[1].

Kopenhagen, den 7. August 1807.

Die englische Flotte ist durch den Sund gegangen, nachdem sie, 26 Schiffe stark, beim Kronenborger Kommandanten vorgefragt, ob er den Gruß beantworten wolle. Dies wurde bejaht. Vorher hatte man sich durch einen Schnellsegler erkundigt, ob man den Durchgang hindern werde, welches verneint wurde.

Selsmark, den 11. August.

Bei Helsingör liegt jetzt die 2. Division der englischen Flotte, die aus ungefähr 30 Segeln bestehen soll; täglich reiten Fouriere und Staffetten, auch englische Offiziere dahin durch Hirschholm.

Vorgestern ging die Ordre an den Admiral durch, zur Eröffnung der geheimen Instruktion. Einige hegen Bedenken darüber, daß diese Eröffnung hier an unserer Küste geschehen soll. Doch bei uns ist alles ruhig.

Später. Diesen Morgen kam ein Befehl an die Beurlaubten vom Regiment des Königs, von der Artillerie und Seeländischem Reiterregiment, sich unverzüglich zu ihren Korps zu begeben. Was das wohl bedeuten mag! Auch sogar die Landwehr ist beordert, sich in marschfertigem Stande zu halten.

12. August. Eben kommt der Bauer, der gestern die Leute ansagen mußte und auch in Hirschholm auf der Amtsstube war. Es sind englische Fahrzeuge gesehen an der Küste, die selbige aufnehmen. Das nordische Leibregiment und die Artillerie sind nach Helsingör beordert und die Reiter zum Strande. Gestern Mittag soll der Kronprinz in Kopenhagen angekommen sein. Die 1. Division der englischen Flotte liegt bei Kiöge und die 2. von Helsingör bis Rongstedt. Zusammen mit den kleinen Fahrzeugen liegen über 200 Schiffe bei Helsingör. Ihr Anblick gewährt ein schönes, aber fürchterliches Schauspiel.

In Helsingör ist noch alles ruhig. Die englischen Offiziere fahren ab und zu und werden als Freunde behandelt. Die Flotte ist mit frischem Wasser und mit Lebensmitteln versehen. Die Propositionen, die man uns gemacht haben soll, bestehen in der Räumung von Kronenborg und des daran stoßenden Teils von Seeland, welches der Kronprinz verweigert hat und darauf mit dem König und der Regierung nach Kolding abgegangen ist. Auch die Übergabe unserer Flotte war eine Forderung. Die Interims-Regierung besteht in Peymann, Steen-Bille und mehreren anderen. Der Kronprinz hat eine kurze aber kräftige, nachdrückliche Pro-

[1]) In der Einleitung zum Artikel über die Schlacht bei Sehestedt, den die August-Nummer gebracht hat, ist die politische Situation geschildert worden, die zur Beschießung von Kopenhagen durch die Engländer am 2.—5. Sept. 1807 und zur Übergabe der dänischen Flotte geführt hat. Die nachfolgenden Briefe, die ein Schleswig-Holsteiner, der spätere Major v. Gleiß, an seine Braut geschrieben hat, behandeln in anschaulichster Weise jenes Ereignis, das bei der damaligen Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark auch für unsere Heimat die verhängnisvollsten Folgen hatte. Die Briefe sind uns von der Tochter des Verfassers, der Frau Richter Klugkist in Bremen, freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Die Schriftleitung.

klamation an die Nation erlassen, zur Verteidigung des Landes, während er alle Mittel zur friedlichen Beilegung versuchen und dann zur Armee abgehen will. Schweden vereinigt sich mit England. Die eine englische Division bildet eine Telegraphenkette von Kopenhagen nach Stralsund. Man glaubt, der morgende Tag sei zur Landung bestimmt.

Kopenhagen, den 14. August.

Ein Hoffnungsstrahl des Friedens schimmert noch. Gestern ist der englische Minister Jackson hierher gekommen, und man hofft, daß er den Frieden erhält. Ich habe meine Karten in Hirschholm abgeliefert, wir werden uns bei der Kammer melden.

Die Küstenmiliz war gestern in Hirschholm, 300 Mann stark, versammelt. Dies sind lauter Bauern mit selbstgewählten Waffen, Heugabeln, Sensen u. s. w. Auch die Landwehr versammelte sich gestern, aber diese haben leider auch noch keine Gewehre oder nur ein kleiner Teil derselben. Indes herrscht nur eine Stimme bei ihnen, und ich bin überzeugt, bewaffnet und geführt, werden diese patriotischen Dänen ihren Feind schlagen. Schwer möchte den Engländern die Landung werden. Gestern war noch alles ruhig bei der Flotte. Kleinere Fahrzeuge wechselten ihre Stelle und näherten sich bisweilen der Küste, entfernten sich aber gleich. Der Zustand auf der Flotte soll bedenklich sein, Menschen und Pferde sterben, es soll eine große Menge Leichname über Bord geworfen und an der schwedischen Küste begraben sein. Auf Hven ist jetzt ein Lazarett errichtet. Die Engländer erwarten vermutlich die Vereinigung der Schweden. Rußland soll im Fall eines schwedischen Angriffs auf uns mit einem Einfall in Finnland gedroht haben. Unsere Normänner sind bereit, diesen gemieteten Schweden noch ein Trinkgeld in Schweden zu bezahlen, wenn diese ihr Blutgeld in Seeland verdienen wollen.

Die armen Menschen in Helsingör flüchten unaufhörlich. Die Saat, die so vortrefflich steht auf dem Felde und so reichen Segen verspricht, kann vom Landmann nicht gemäht werden, das überreife Korn fällt aus. Er steht an der Küste und bewacht den Räuber, der ihm Ruhe, Freiheit und Nahrung rauben will.

Noch geht der Postenwechsel ungehindert, und wie man sagt, sollen die Engländer wegen des Stroms in den Belten nicht die Kommunikation hindern können, also auch nicht die Überschiffung unserer Truppen. Der englische Minister Jackson ist diesen Morgen abgereist, wie man sagt, zu Wasser nach der Flotte. Noch immer wird nichts von den Engländern unternommen, und man hofft deshalb, daß vielleicht noch nicht über Dänemarks Schicksal das Los gezogen ist, daß vielleicht noch Ruhe und Frieden erhalten wird! Noch immer behandeln wir sie als Freunde; vorgestern haben sie nach der Zeitung noch Fleisch, Brot und Gemüse von Helsingör erhalten. Ein Teil der Flotte soll sich näher an die schwedische Küste gelegt haben.

Kopenhagens Werke sind weitläufig und fest und sichern die Bewohner gegen ein Bombardement. Durch Sturm wird die Stadt nicht genommen, wenn man uns nicht aushungert. Und zur Belagerung und förmlichen Einschließung von Kopenhagen müßte Kronenborg genommen und ganz Seeland erobert sein. Dazu gehört aber eine große Armee, die England schwerlich herüberführen kann, wenn der dänische Landsturm sich ihnen entgegenstellt. Die Landwehr, jeder Bauer greift zu den Waffen, erstere haben Gewehre erhalten. Es wird dem Feinde nicht leicht werden, uns zu verderben.

15. August. Man sagt, der Herzog von Augustenburg mit vielen vornehmen Personen der Kollegien wären von den Engländern angehalten und zurückgewiesen.

16. August. Es giebt gute Neuigkeiten. Stralsund ist übergeben und der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Dadurch werden wir die Schweden los.

Die englischen Truppen von Rügen scheinen neu angekommen zu sein, da man Bewegungen bei der Flotte wahrnimmt, welche sich von beiden Endpunkten gegen das Mittel zu vereinigen scheint. Vermutlich werden sie bei Sophienborg landen.

17. August. Gestern wurde Generalmarsch geschlagen, um alle waffenfähige Mannschaft zu versammeln. Das Leibjägerkorps, die reitenden Schützen, Seeländische Reuter mit 16 Kanonen waren ausgeschickt. Ich eilte ins Kastell, wo der General Peymann wohnt, da ich bis jetzt nicht angestellt bin. Aus den Rapports ergiebt sich, daß gestern ungefähr 4000 unbewaffnete und 1000 bewaffnete Engländer bei Vedbeck ans Land gegangen sind, unweit Hirschholm, die ihre Pferde in den königlichen Gehölzen geweidet haben und eine Proklamation unter den Einwohnern ausstreuen, in welcher sie sich als Freunde anpreisen und ihre Gewaltthätigkeit in glatten Worten beschönigen. Hier wurde darauf in der Stadt bekannt gemacht, daß die Engländer die Feindseligkeiten angefangen und daß alle Engländer hierselbst sich angeben sollten, wenn man sie nicht als Landesverräter betrachten solle. Indes ist unsererseits noch kein Schuß gefallen, und der Feind will ebensowenig angreifen. Die Reuter machten einen englischen Jäger zum Gefangenen, der sogleich sich ergab und seine Büchse ablieferte, nachdem er vorher hatte entlaufen wollen.

18. August. Die Engländer sind nur ½ Meile von der Stadt; Friedrichsberg ist von ihnen genommen, wo sie sich verschanzen, und wir stehen dicht vor der Stadt. Zwei englische Transportschiffe sind zu Prisen gemacht, und eins ist verbrannt. Das geschah schon gestern Morgen; das Feuer der Landtruppen begann später. Man sagt, daß die Unsrigen zuerst schossen. Die Jäger zu Pferde und die Leibjäger haben einige Verwundete gehabt. Es ist aber nur bloßes Vorpostengefecht.

Ein prächtiger Anblick war gestern Abend das brennende Schiff auf dem Wasser. Von den drei Kronen (Tre Kroner) wurde ganz gut geantwortet. Die großen Stücke brummten wie Bären. Die Bomben der Engländer zerspringen alle in der Luft. Ich gehe jetzt mit dem Leibjägerkorps. Gestern Abend war ich aus mit dem Korps, es fiel aber nichts vor. Hier ist nur diese allgemeine Stimmung: Verteidigung des Vaterlandes, und ist das Gerücht wahr, daß der Kronprinz mit Truppen gelandet ist, so bin ich gewiß, wir schlagen die Engländer.

Vorgestern kam ein Trupp Rekruten des Leibjägerkorps, die zurückgelassen waren, um erst exerziert zu werden, zu mir und Lieutenant Krebs auf der Straße und baten uns ums Himmelswillen, sie zum Korps zu führen, welches beim Tiergarten postiert stand. Wir gingen mit ihnen nach dem Kastell und baten den Kommandanten um Erlaubnis dazu, die er uns aber verweigerte, da das Korps Ordre zum Rückmarsch habe. Da hätten Sie die Ungeduld dieser jungen Leute sehen sollen, die so sehr verlangten, mit ihren Waffenbrüdern zu fechten.

Später. Unser Korps hat Erlaubnis erhalten, sich etwas auszuruhen, da es lange fatiguiert ist, und wir dürfen daher schlafen, bis der helle Mond oder das Waldhorn und die Trommel uns wecken.

19. August. Gestern gegen Abend machten die Engländer einen Versuch gegen Amack, wurden aber von den dortigen Batterien so gut in Empfang genommen, daß sie sich nicht nähern konnten. Unser Leibjägerkorps wird von dem Major Holstein kommandiert. Die Hitze ist ermattend. Die hiesige Bürgerschaft sorgt aber recht angelegentlich dafür, die unter dem Gewehr stehende Mannschaft immer mit Speise und Trank zu erfrischen. Alles subskribiert oder liefert in Natura. Gesellschaften bieten ihre Gebäude zu Lazaretten an; so wird die Freimaurerloge für das Studentenkorps zum Lazarett eingerichtet. Die Gräfin Schimmel-

mann sitzt seit zwei Tagen mit anderen Frauenzimmern vor ihrem Palais und pflückt Charpie, um den Mitbürgerinnen ein Beispiel zur Nachahmung zu geben.

20. August. Diese Nacht machten wir einen Ausfall. Gestern abend spazierte ich ganz ruhig in der Stadt, als Major Holstein mir begegnete, mich bei Seite nahm und fragte, ob ich einen Ausfall mitmachen wolle, so könne ich um 2 Uhr auf Amalienborg sein, wo er wohnt. Ich stellte mich ein, und wir marschierten aus. Das Jägerkorps, 2 Reg. Jäger-Komp., die Grenadiere, 100 Mann Leibwache, 100 Mann Garde du Corps, 100 Reuter, 12 Kanonen, 2 Bat. Landwehr. Der Mond schien hell, als wir uns vor dem Thor sammelten. Der Tag graute, dumpf hallte im Thor das Gerassel der Pferde und Waffen. Endlich wurde es geöffnet. Immer näher schritten wir dem Feind entgegen. Endlich erreichten wir eine seiner Verschanzungen. Es war ein dicker feuchter Nebel, der den Anbruch des Tages verschob. Nun begann das grobe Geschütz, und Kugeln sausten um unsere Köpfe. Der Major, ein rascher junger Mann, hatte mir einen Trupp übergeben und stellte mich der Kompanie vor. Vor diesem Zuge hätte ich den Tod umarmt. Zuletzt sah ich gerade dahin, woher es Kugeln und Granaten auf uns regnete, und es schien nicht mehr furchtbar. Ein prächtiges Schauspiel, eine nie gesehene Scene, war der Aufgang der Sonne. Rechts von der Verschanzung des Feindes, vom Dampf der Kanonen verhüllt und vom dicken Nebel, erhob sich der Feuerball aus dem Meer empor. Die Kanonade war gerade da am heftigsten. Bald wurde unser linker Flügel durch von Friedrichsberg herbeigeeilte Truppen zum Weichen gebracht. Der rechte hielt noch stand, und das Korps avancierte so, daß wir die feindliche Verschanzung des linken Flügels umgangen hatten, als der Feind die 2. Batterie aufführte und uns ein kreuzendes Feuer gab; da mußten wir retirieren, was jedoch mit der größten Ordnung und ganz langsam geschah. Gleich nachdem wir vor dem Glacis der Festungswerke waren fiel kein Schuß mehr auf uns von seiten der Engländer.

21. August. Gestern bin ich als zweiter Adjutant beim Major v. Holstein angesetzt, da er nun auch das Oberkommando über die Schützen hat. Als ich zur Parole war, kam ein englischer Parlamentär mit einem Trompeter ins Hauptquartier. Stolz, wie die ganze Nation, ritt er ein und grüßte kaum.

General Karstenschiold steht noch mit der ganzen Landwehr in der Gegend von Rothschild; der, denke ich, soll uns noch Entsatz bringen. Unser Korps ist noch zweimal in der Attacke gewesen. In diesem Augenblick ist alles ruhig, und es fällt außer kleinen Vorpostengefechten, die durchaus unbedeutend sind, nichts vor. Es scheint, als ob der Feind noch eine förmliche Angriffsordre erwartet, ehe er irgend etwas Weiteres unternehmen will. Wir scheinen ein Bombardement zu befürchten.

23. August. Acht Tage waren es gestern, als wir alle herein kamen; ich sehe zurück wie in eine lang verjährte Begebenheit, doch weckt mich jeden Augenblick ein Kanonenschuß aus diesem Traum und erinnert mich an die traurige Gegenwart.

Der vorgestern ins Kastell gesandte Parlamentär forderte die Stadt zur Übergabe auf. Abgeschlagen. Die Circumvallationslinie des Feindes ist nun bald geschlossen, und er wird dann wohl die erste Parallele zu eröffnen versuchen, wenn wir ihm dazu Zeit lassen. Friedrichswerk und Friedrichsberg sind indes wirklich vom Feinde besetzt, nachdem vorher General Karstenschiold sich der Gewehre und Stücke bemächtigt und solche weggeführt hat. Nach allen eingelaufenen Rapports hat der Feind schon beträchtlichen Verlust erlitten, und unsere häufigen Ausfälle und Vorpostengefechte halten ihn in Respekt und schaden ihm weit mehr als uns.

24. August. Gestern, nachdem die Parole ausgegeben war um 11 Uhr, enga-

gierten unsre Bombardierböte den Feind und beschossen eine Landbatterie bei Svanemölle, der die englische Flotte zu Hilfe eilte. Vom Kastell konnte man es sehen. Die Kanonade von der Seeseite wurde bald allgemein. Die meisten englischen Bomben springen in der Luft, und man kann wohl annehmen, daß kaum ein Drittel derselben ganz herunter kommt. Ich sah eine Bombe ins Wasser fallen, worauf sich eine Wasser- und Dampfsäule erhob, die gewiß über 20 Fuß Höhe und 10 Fuß Breite hatte. Die Kugeln tanzten auf der Wasserfläche. Eine Bombe fiel in den äußeren Graben einer Bastion und erstickte; ein Pudel, der etwas ins Wasser fallen sah, sprang hinunter, um zu apportieren. Ich konnte dem fürchterlich schönen Schauspiel nicht länger zusehen, da Major Holstein wegging und ich mit der Ordre in die Stadt mußte. Heute werde ich wohl die Resultate dieser Kanonade erfahren. Das Wachtschiff bei Helsingör, unter Kapitän Gerner, welches den Engländern entwischte, um nach Norwegen zu gehen, ist bei Skagen nach einem blutigen Gefecht genommen und hatte 21 Verwundete, welche uns zugeschickt wurden. Gerner ist Kriegsgefangener auf der englischen Fregatte „Comus“ und das Wachtschiff liegt mit dänischer Flagge auf der Reede unter den englischen Schiffen.

25. August. Der Postenwechsel ist gesperrt. Die Freitags-(Hamburger)Post liegt zu Friedrichsberg, doch sollen die Briefe uneröffnet sein. Der letzte Parlamentär hat im Kastell die Nachricht der Kapitulation von Stralsund erzählt. Bei der vorgestrigen Kanonade haben die Engländer viel verloren, während unser Verlust sehr unbedeutend ist. Vierzehn ihrer Schiffe sind stark beschädigt worden, und auf einigen sah man Feuer. Friedrichswerk mit einer sehr schwachen Besatzung eines eigenen daselbst bestehenden Korps hat kapituliert. Die Besatzung darf in einem Jahr nicht gegen England dienen und nichts zu unserm Gebrauch verfertigen. Der dort kommandierende Major ist hier angekommen; er war über Ordrup und Charlottenlund gereist durchs englische Lazarett, wo gegen 600 Verwundete gelegen haben.

Unsere Festungswerke sind jetzt im besten Verteidigungszustande. Gestern wurde die Reeperbahn angezündet, damit sie dem Feinde nicht zum Schutz dienen möchte. Eine Kompagnie englischer Jäger hatte sich gestern der Rijssensteens-Lünette beim Zimmerplatz genähert, ist aber zurückgeworfen. Es scheint noch nicht, daß der Feind Belagerungsgeschütz am Lande hat, und wenn er sich unseren Werken nähert, empfangen wir ihn mit lebhaftem Feuer.

26. August. Gestern machten wir eine Rekognoszierung, um die Stellung des Feindes in den Vorstädten zu erfahren.

27. August. Wir haben diese beiden Tage mit unserm Korps gegen den Feind scharmütziert, und vorgestern hatten wir einen beträchtlichen Verlust. Gestern, nachdem wir den Feind kurze Zeit unterhalten und nun die Wälle und die Kanonenböte den Donner begannen, sprang eins unsrer Bombardierböte in die Luft durch eine in die Pulverkammer geworfene Bombe. Die Menschen werden größtenteils gerettet sein. Den Anbruch des heutigen Tages verkündigten Kugeln und Bomben, und wir werden jetzt dessen schon so gewohnt, daß es selbst die nicht Anteil nehmenden Bürger kaum beunruhigt.

Noch ist nicht ein einziges Mal ein Angriff von seiten der Engländer geschehen, allein sie suchen uns immer enger einzuschließen. Man glaubt sogar, daß noch Verhandlungen des Friedens zwischen Frankreich und England stattfinden. Andre hoffen, daß Napoleon durch eine Diversion von Bologne aus den Abzug der Engländer bewirken möchte. Und gewiß ist dieser thätige Geist nicht müßig.

Wir sind noch immer im Besitz der Seeen, welche die Stadt mit Wasser versorgen. Daran werden wir also keinen Mangel leiden, wenngleich das Springwasser verstopft ist. Im Notfall kann man auch salziges Wasser durch Kohlenstaub und Vitriolsäure trinkbar machen. Der Mut der Bürger und der Besatzung ist auch

ungeschwächt, und wir fürchten uns nicht. Jeder will verteidigen und das schmähliche Unrecht rächen.

28. August. Der heutige Tag beginnt recht ruhig; noch ist kein Schuß gefallen, und die Uhr ist schon $^3/_4$ auf 7. Unsre Bombardierböte haben gestern eine Batterie des Feindes, die er beim Zimmerplatz aufgeworfen hatte, völlig demoliert. Gestern Abend beobachtete ich mit unsern Offizieren vom runden Turm aus die Stellung des Feindes. Mir kommt seine Macht unbedeutend vor zur Belagerung einer Festung wie Kopenhagen ist. Auf $^1/_2$ Jahr sind wir reichlich verproviantiert; in der Zeit kann sich vieles zu unserm Vorteil ändern. Die Herbststürme werden die Flotte vertreiben. Ein Hülfskorps von Fünen wird den Landtruppen einmal einen recht unerwarteten Morgengruß bringen.

30. August. Der Tag ist heiter und die Luft kühler. Es ist Sonntag und alles still, selbst der Feind, der unsere Wälle umgiebt.

31. August. Wir machten diesen Morgen einen Ausfall. Zwei Regimenter Infanterie, Grenadiere, Regim. Jäger und von der Garde zu Fuß, Leibjäger, Schützen und 8 Kanonen 3-Pfünder. Die Nacht war schön und voller Sterne. Erst ritt ich nach dem Amalienplatz zu, wo unser Korps sich versammelte. Wir setzten uns in Marsch nach dem Kastell, wo die übrigen Truppen warteten. Die Sterne wurden blasser, das letzte Viertel des Mondes schien noch, und gleich einer Mondfinsternis umfaßte es eine Kugel von Nebel, ein schöner Anblick! Im Kastell angekommen, verschickte mich der Major in die Stadt. Bald kam unser braver General Peymann und setzte sich selbst an die Spitze der Infanteriekolonne des Korps, und die Regimenter und Gardejäger verbreiteten sich in der Esplanade, und wir rückten vor mit schnellen Schritten. Unser Plan war, den Feind, der in einem Garten eine Batterie aufzuwerfen schien, daraus zu verdrängen und Häuser und Gärten abzubrennen und abzubrechen. 200 Zimmerleute, zu dieser Arbeit bestimmt, folgten uns. Hinter unserer Linie deployierte die Infanterie. Die feindlichen Vorposten zogen sich zurück, wir besetzten die Gärten und Häuser, wo wir einige von ihrem Frühstück verstörten, und nun begann ein lebhaftes Infanteriefeuer in den Hecken, welches über zwei Stunden währte. Auch unsere Infanterie rückte in Masse von beiden Flügeln hinzu, und das Gefecht gab den Zimmerleuten Zeit zum Anzünden und Niederreißen der Häuser und Bäume. Der prächtige Garten mit kunstvollen Anlagen, die schönen Gebäude, loderten auf und wurden vernichtet. Endlich führten sie Artillerie auf gegen uns, indes hielten wir Jäger stand, bis alles gehörig brannte, und zogen uns dann mit Ordnung zurück, ohne daß der Feind uns verfolgte. Wir haben 23 Verwundete und keinen Toten. Es ist ein Wunder, daß wir bei diesem starken Feuer nicht mehr Verlust erlitten haben. Aber das Feuer im Gebüsch, wo man nur wenig vom Feinde sieht, geschieht meist blindlings, und daher gingen die englischen Kugeln mehrenteils zu hoch oder zu niedrig. Der General hat eine leichte Schußwunde in der linken Wade erhalten. Nachdem wir uns zurückgezogen hatten, fingen unsere Kanonenböte von der Seeseite an mit so gutem Erfolg zu bombardieren, daß eine englische Fregatte in die Luft gesprungen, eine Brigg gesunken ist und daß eine andere Brigg dem Sinken nahe sein soll.

1. Septbr. Ich komme von einem Spazierritt über den Wall. Weiter kann man jetzt nicht kommen, wenn wir uns nicht herumschießen wollen. Eine Accise-Bude brannte noch und die schöne Oster-Allee ist ganz gekappt. Die armen Kopenhagener werden erschrecken, wenn sie einmal wieder in ihre Gärten kommen. Es wurde eben jetzt ein englischer Parlamentär mit verbundenen Augen ins Norderthor geführt. Besonders ist es, daß die Engländer durchaus nie einen Angriff machen, noch ein Bombardement anfangen. Jetzt scheint mir wirklich ihr Plan

eine bloße Diversion zu sein, um sich einen Vorteil mehr zu verschaffen, während wegen des Friedens mit Frankreich vielleicht unterhandelt wird. — Es soll ein zweiter Parlamentär gleich nach dem ersten hier gewesen sein. Was mögen die gewollt haben?

2. Septbr. Nun ist auch die Hoffnung vorbei, daß vielleicht eine Post durchkommen dürfte. Dieser Brief ist zurückgeschickt vom Posthause, wo keiner mehr angenommen wird. — Die gestrigen Parlamentäre haben von der Land- und Seeseite unsern Kommandanten förmlich aufgefordert, unsre Flotte zu übergeben und darein zu willigen, daß selbige fortgeführt und nach dem allgemeinen Frieden von Europa zurückgeliefert werde. Die wörtliche Antwort unseres würdigen Generals ist folgende:

„Daß unsere Flotte als unser unwidersprechliches Eigentum eben so sicher in der Hand unseres Königs sei, als sie es auf irgend eine Art in den Händen des Königs von England sein könne, gegen welchen Monarchen wir niemals eine Feindseligkeit bezeigt hätten, daß wir uns unserm Schicksal unterwerfen wollten, wenn sie grausam genug wären, es zu versuchen, eine Stadt zu verheeren, die nicht die geringste Ursache zu einer solchen Behandlung von ihrer Seite gegeben, daß aber Ehre und Pflicht uns geböten, einen jeden Vorschlag zu verwerfen, der einer unabhängigen Macht unpassend geschähe, und daß wir beschlossen hätten, jeden Angriff zurückzuschlagen und die Stadt und unsere gute Sache aufs äußerste zu verteidigen, für welche wir bereit wären, unser Blut zu opfern."

Gestern fiel ein starkes Regenwetter ein, welches vermutlich den Anfang des Bombardements verhinderte. Diesen Morgen um 6 Uhr fielen die ersten Schüsse, und der Anfang ist von der Seeseite gemacht. Unsere guten Einwohner werden viel leiden, aber ich hoffe zuversichtlich einen guten Ausgang der gerechtesten Sache. Einer der Parlamentäre soll geäußert haben, daß mit Karstenschiold eine Schlacht geliefert sei, worin der General Oxholm von Nettegaard mit 1000 Mann und 22 Offizieren von der Landwehr gefangen und auf die Flotte gebracht worden sei.

(Fortsetzung folgt.)



Im Propsteier Dialekt.

Von Hauptpastor **Th. Stoltenberg** in Schleswig.

Unter den vielen Mundarten in unserem engeren Heimatlande gehört die Propsteier zu den eigentümlichsten. Ein Völkchen für sich. haben die Propsteier bei ihrer strengen Exklusivität in jeder Hinsicht ihre Eigenart jahrhundertelang behauptet; erst seit ein paar Jahrzehnten hat sich manches geändert: die frühere bekannte Geringschätzung des „Höf'schen" ist gewichen, die eigenartig schöne Tracht ist verschwunden, auch im Dialekt zeigt sich eine allmähliche Wandlung — die Zeit brachte es einmal mit sich. Thatsächlich aber tritt auch heute noch dem aufmerksamen Beobachter etwas völlig Eigenartiges entgegen, sobald er in das Propsteier Ländchen kommt. Daß hier ein besonderer Menschenschlag mit eigenem Charakter wohnt, das zeigt sich auf die mannigfaltigste Weise, und nicht zum mindesten in der Sprache.

Es ist bekanntlich die Frage nach der Herkunft der Propsteier vielfach und noch in neuerer Zeit wiederholt erörtert worden. Eine Lösung dieser Frage ist bis heute nicht erfolgt: sie wird auch nicht erfolgen können, so lange man sich nicht entschließt, einerseits in kultur- und sittengeschichtlicher Hinsicht wissenschaftlich strenge und sorgfältige Forschungen anzustellen, und andererseits gründliche sprachwissenschaftliche Vergleiche vorzunehmen.

Einen kleinen Beitrag zur Lösung der Frage bietet vielleicht die nachfolgende Plauderei, die — inhaltlich völlig anspruchslos — dasjenige Propsteier Platt wiedergeben möchte, wie es vor nicht langer Zeit noch gesprochen ward. Bemerkt sei übrigens noch, daß viele der angebrachten Wendungen und Ausdrücke dem in den Jahren 1800—1806 erschienenen „Holsteinischen Idiotikon" von J. Fr. Schütze entnommen sind.

* * *

In Ludderbek stunn van Morn[1]) Klaas Aip[2]) un Pöhl[3]) Wellndörp vör Klaas sien Heckschuer un dampen.[4]) Do queem[5]) Hans Wies' van Steen lank'n Dörp. „Sieh, gomorn," siggt he, as he 'ranqueem, „na, snackt ji'n betjen van?"[6])

„Ja, Hans," siggt Klaas Aip gans benütt,[7]) „de Raj'[8]) is noch nich vull. Kumm ins rawer, kannst noch mit ankahm'n. Awer wo kummst du all so fröh her?"

„Ah," anter[9]) Hans, „ick wull van Morn ins na'n Hä'n[10]) wanken.

„So, na'n Hä'n!" meent Klaas, „den kanns dick ock irst'n betjen verpusten. Na'n Hä'n is je noch'n arigen Innj, un de Irmdag[11]) is noch lank!"

„Na ja!" siggt Hans, „dat kann'k je ock, bün ock ünjewegns meist'n betjen wajm[12]) worn."

„Mi dünkt," meent Pöhl, „du geihst faaken[13]) na'n Hä'n. Wi'st ock na'n nie'n Höker? Denn nimm dick man vör den ol'n Knirrficker[14]) in acht!"

„Wo meenst dat?" frög Hans, „hett he dick begriesmult?"[15])

„O," anter Pöhl, „de Keel[16]) is jümmer bang, dat man em anquacken[17]) un besnüzen[18]) will! Sien ol Wief is ock so'n ol'n Asm',[19]) — na, 't is je ock 'n ol hö'sch Minsch![20]) Hewiel'n[21]) queem ick bi em un wull mick 'n betjen Want[22]) köpen vör de Kinjer, do frög de ol Blaroog[23]) gliek: Hest ock wat in'ne Paasen?[24]) Ick sigg: Ol Datj![25]) Dat bekummt sick wull![26]) Heff ick dick all ins besus't?[27]) Hier is dat Geld!"

„Nä, Pöhl," siggt Hans, „na'n Höker will ick van Dag' nich — ick will na'n Prester un de Döp bestelln!"

„Na'n Prester?" siggt Klaas Aip, „de is van Dag' nich to Hus'; he föhr hier van Morn up Beek Stahmber'sch ehrn Wä'n[28]) verbi. Na — de Döp kannst denn je ock bi de Fru Pastörsch bestell'n; dat is je'n gemeen[29]) un niederträchtig[30]) Minsch. Awer, Hans, nu kahm ins rin na'n Dönns. Trien kann uns en betjen Fröhkost maken, dor könnt wi en Pumpfoot bi klöwen.[31]) Pöhl, kahm ok mit."

„Nä, Kinjers," siggt Pöhl, ick heff keen Tied, ick mutt Aifen[32]) sei'n."

„Na, denn arbeid' dick man nich möhd,[33]) Pöhl," meen Klaas.

„Hett jo wull keen Not!" anter Pöhl un ging wigg. —

Do ging'n Klaas un Hans denn rin. Trien stunn mit de Deerns bi de Blangdöhr to waschen.

„Gomorn Gott," reep Hans, „all upstahn? Wat hefft ji Goods um Hann? Makt ji't ock allto witt?"[34])

„Ei, nich doch," siggt Trien, „gomorn Hans, na, wo geit't Silk un de Kinjer?"

„O," anter Hans, „Silk is werr goj to Weg'. Un de Kinjer sünd ock ge-

---

[1]) Heute Morgen. [2]) Arp. [3]) Paul. [4]) rauchten. [5]) kam. [6]) Vielfach übliche Begrüßung solcher, die mit einander ein Gespräch führen. [7]) freundlich. [8]) Rat. [9]) antwortete. [10]) nach Hagen (ähnlich: Wä'n für Wagen). [11]) Vormittag. [12]) warm. [13]) oft. [14]) Kleiner schmächtiger Mensch, den man in die Tasche stecken kann — auch: sehr interessirter Mensch. [15]) betrogen. [16]) Kerl. [17]) bei ihm borgen. [18]) betrügen. [19]) böses Weib. [20]) höfisch = Gegenteil der Propsteier Art und Tracht. [21]) kürzlich. [22]) Tuch. [23]) triefäugig. [24]) Tasche. [25]) Du sprichst dummes Zeug. [26]) es kommt wohl in Ordnung. [27]) angeführt. [28]) Wagen. [29]) leutselig. [30]) herablassend. [31]) ein Glas Branntwein teilen. [32]) Erbsen. [33]) Vielfach üblicher Abschiedsgruß an solche, die arbeiten oder an die Arbeit gehen wollen. [34]) Begrüßung von Wäscherinnen.

sund; de lütj' Jung is'n rechten Drieseler.[35]) He schall Dingsdag döfft warn! Ick will na'n Hä'n un de Döp bestell'n."

„Na," siggt Trien, „denn gaht man rin, ick kahm foorts un will ju'n Mundvull Brod sneen."

Do ging'n Hans un Klaas denn in de Dönns, un dat duer nich lang, do broch Trien en betjen Fröhkost, un achter ehr 'ran queem ehr lütj' Dochder Antj mit wat to drinken.

„Ei, süh," siggt Hans, as he lütj' Antj' seeg, „dat's je 'n bannig geile[36]) witte[37]) Deern worn — kahm ins her, Kind, ick will dick ins dütjen."[38]) Awer lütj' Antj' sigg: „U Jeu!" un leep wigg.

„Na, ick spaß' man, Kind," meen Hans.

„So," siggt Trien, „nu nimm vörleef un verschmaj't nich!"[39])

Un Hans lang to. Un Klaas schenk Beer in un nehm sien Glas un sigg: „Gelt dick!"[40])

„Segn' Gott!"[41]) anter Hans un drück Klaas de Hand.

Un nu vertelln se sick wat van dit un dat, van Kinjer un Nahwers un Prester un Scho'meister un Knechen un Deerns und wat der süns noch to vertelln weer.

„Ei, nu fallt mick in," frög Trien do, „sigg ins, Hans, deent Asmus Stelleck sien Dochder noch bi juck?"

„Ja," sigg Hans un lach, „bet Maidag blifft se noch: denn will se Köst geben; se kriggt je usen Snieder. Silk is ock tofreden, dat se de ol wunjerli Deern los ward. Se will morns ni ut Berr,[42]) is ümmer möj un dankhafti[43]) un dickfelli, un wenn se wat frögen un bestelln will, denn kummt se andwalen[44]) un anheeweln[45]) un benüsselt sick.[46])

„Dat kann'k mick wull dinken," sigg Trien, „so weer s' ümmer. Na'n Fierabend un Sünndags denn is se as'n Flörlörken;[47]) Pingsfrejdag fiern un na'n Majk[48]) gahn, dat mag se! Denn kann se sick drei'n un is so beenig un groodmödig[49]) as'n Prinseß! Na — denn paßt se je wull good to ju'n Snider?"

„Ja, de paßt goj noog tosamen," siggt Hans Wies', „he is ock so'n ol'n Dammelbüx.[40]) Van't Jahr inne Faßlabendsgill do queem he in'n Kroog bi Burt's'[51]) Egert ansabeleern[52]) un wull em afklötern,[53]) wiel de'n anjern Snieder hett. Do sigg Egert: „Lat dick doch bechriessen[54]), du Dösbartel van Snieder, geiht dick je niets[55]) an!" Do worr de Snieder dull, makt sick'n Bost[56]) un wull de anjern jung'n Keels ock anputzen.[57]) „Wat?" sigg Hinnerk Lamp do, „will de ol Amacker[58]) uus hier narr'n? Wenn he hier dwallern[59]) will, wüllt wi em wat Anjers wiesen! Lat's em rutsetten, den ol'n Tuunup!"[60]) — Na, do hebbt s' em denn rutschmetten[61]) un afwamst,[62]) dat em blöh[63]) vör de Öhn[64]) wör! Wat will so'n Keel, de keen Knäw[65]) hett, mit us' Jungens anhaken!"[66])

„Na," ween Trien do, „wenn Gretj' Stelleck'sch so'n Keel kriggt, denn ward't ock nich dægen. Denn hebbt se sick all' beid' besusen[67]) laten un sett sick

---

[35]) kräftiges, munteres Kind. [36]) gut gewachsen. [37]) witte Deern = schönes Mädchen. Weiße Gesichtsfarbe gilt für besonders schön. Früher ward, um den Teint zu schonen, namentlich bei Gängen ins Freie fast das ganze Gesicht verhüllt. Auch aß man Kreide, rohe Grütze u. dgl., um eine bleiche Gesichtsfarbe zu erzielen. [38]) Küssen. [39]) verschmäh' es nicht. [40]) u. [41]) üblich beim Zutrinken. [42]) Bett. [43]) kurz von Gedanken. [44]) u. [45]) redet thöricht und unverständlich. [46]) kann mit der Sache nicht fertig werden. [47]) Sommervogel. [48]) Markt (ähnlich: Kajk für Kark). [49]) stolz, wichtigthuend. [50]) alberner, thörichter Mensch. [51]) Bur't = Bauervogt. [52]) ungestüm, lärmend sich jemandem nahen. [53]) schelten. [54]) beruhige dich. [55]) nichts. [56]) tritt hochmütig auf. [57]) aufwiegeln. [58]) schwächlicher Mensch. [59]) Unsinniges anfangen. [60]) der in den Zaun gehört. [61]) hinausgeworfen (ähnlich: betten = beten, gebissen). [62]) durchgeprügelt. [63]) blau. [64]) Augen (der Diphthong au meist: öh, vgl. Paul = Pöhl). [65]) Kraft. [66]) Lärm anfangen. [67]) täuschen, betrügen.

in'ne Hiddernetteln,[68]) un dat wahrt nich lang, denn könnt se mit'n Bettelquanjer[69]) van een Huus na'n anjer wanjern!"

„So," sigg Hans Wies' un stunn up, „nu hebbt wi ock noog Lüd' brüd't[70] — ick mutt nu af Sted', wenn'k noch to Middag werr to Huus will. Ick schall van Dag' Mörkfleesch[71]) eten, dat kummt ja nich faaken. Denn mutt ick man loswanken, dat ick wie'r[72]) kahm! Adjüs denn, Klaas, adjüs, Trien, kahmt man ins rawer!"

„Adjüs, Hans," sigg Klaas, „hol di fucht!"[73])

„Un gröt Silk un de Kinjer!" sigg Trien.

„Will'k bestell'n," anter Hans Wies'.

Un as he all buten weer, reep Trien em noch nah: „Hör', Hans, wenn du to lat van Hä'n kummst, kannst je ock bi uns Middag eten, wi et van Dag' Taterkohl!"[74])

Eine verlassene Hallig.

Von Professor Dr. P. Knuth in Kiel.

Schutzlos sind die uneingedeichten kleinen Marschinseln, die Halligen, der fortschreitenden Zerstörung durch das Meer preisgegeben und gehen dem Untergange unvermeidlich entgegen. In unserem Jahrhundert sind zwei nördlich von Pellworm gelegene Halligen, Hainshallig und Beenshallig, untergegangen. Letztere war noch vor einem Jahrzehnt ein Inselchen von 25 Ar, ist aber jetzt vollständig verschwunden und ragt nur noch bei Ebbe als eine schlickige Bank auf. Wenn sich auch das Schicksal der kleinsten der jetzt noch vorhandenen Hallig, dem westlich von Pellworm belegenen, etwa 15 Hektar großen Norderoog, nicht sobald vollziehen dürfte, da es zwar im Westen stark abgewaschen wird, im Osten und Südosten aber ziemlich bedeutend anschlickt, so ist diese Hallig doch schon eine geraume Zeit vom Menschen verlassen, weil das steinerne Haus derselben am 6.—7. November 1870 von der Flut fortgerissen wurde und die Erbauung eines neuen zu großer Kosten halber unterblieb. Schon seit etwa 1840 wurde es nur im Sommer bewohnt, weil es, im äußersten Nordwesten der Hallig belegen, den Wogen des Meeres zu stark ausgesetzt war. Nach der Zerstörung des Steinhauses wurde ein nur zum gelegentlichen Aufenthalte bestimmtes hölzernes Haus auf Pfählen aufgebaut, das aber im August 1879 abbrannte, worauf 1881 wiederum ein solches errichtet wurde.

Nachdem der Mensch das Eiland verlassen hatte, siedelten sich Seevögel in ungeheuren Mengen auf demselben an: besonders brüten die verschiedenen Arten der Möven und Seeschwalben, sowie Enten und Austernfischer in riesigen Scharen auf Norderoog. Von der gewaltigen Anzahl der Vögel kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man vernimmt, daß früher zeitweilig täglich 100 Stieg Eier gesammelt wurden. Jetzt allerdings werden täglich durchschnittlich nur 5 Stieg geholt; doch ist diese Abnahme wohl weniger der zu starken Ausbeutung der Vögel durch den Menschen zuzuschreiben, als vielleicht der Störung der brütenden Vögel durch die Eiersucher oder auch veränderten Nahrungsverhältnissen. Es werden nämlich den Vögeln keineswegs sämtliche Eier genommen, sondern es wird ihnen das zuerst gelegte, sich etwas rauher als die späteren anfühlende gelassen.

Nur die Enten betten die 8—15 ungefleckten, gelblichen Eier in einem sorgfältig aus Federn hergestellten Neste, während die Möven, Seeschwalben und

[68]) Brennesseln. [69]) Bettel-Quersack. [70]) uns über andere Leute aufgehalten. [71]) Rindfleisch mit Meerrettig. [72]) weiter. [73]) halte dich frisch. [74]) Braunkohl.

Austernfischer die 2—4 gefleckten Eier höchstens in kleine Vertiefungen des Bodens legen, und zwar findet man die Eier der Möven und Austernfischer zwischen den Büschen des Meeresstrandsbeifußes, der Grasnelke, des Wiederstoßes u. s. w., während die Seeschwalben Sandboden zu bevorzugen scheinen, wo sie in dichten Kolonien brüten. Nähert man sich diesen, so erheben sich Tausende der schreienden Vögel gleichzeitig und bilden eine die Sonne verfinsternde Wolke, aus welcher ein höchst bedenklicher Regen auf den Beobachter hinabfällt.

Noch einige Eigentümlichkeiten von Norderoog mögen hier erwähnt werden. Während auf den übrigen Halligen die Pflanzen infolge des Weidens von Vieh äußerst niedrig sind, erheben sie sich auf Norderoog, da hier weder Viehzucht getrieben, noch das Gras gemäht wird, zu recht beträchtlicher Höhe. Ferner weicht letztere Hallig von den übrigen dadurch ab, daß sich an der Ostseite ein schöner Sandstrand mit der charakteristischen Flora (Elymus, Psamma, Triticum sp., Honckenya etc.) findet, während das Erdreich der übrigen Halligen nur aus mehr oder minder fettem Marschboden besteht.



Mitteilungen.

1. Eine Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde, 5. April 1849. Den Freund unserer Landesgeschichte muß es mit aufrichtiger Freude erfüllen, daß die „historische Halle" von der Kieler Ausstellung des vorigen Sommers dem Hauptinhalte nach erhalten bleibt. Ist doch in derselben ein wichtiges Stück Geschichte unserer meerumschlungenen Heimat verkörpert und dargestellt. Wenn eine flüchtige Durchsicht des Katalogs mich nicht täuscht, so war daselbst unter andern Erinnerungen auch eine Denkmünze zur Erinnerung an den Tag von Eckernförde, 5. April 1849. Ich bin im Besitze einer solchen seit meinen Knabenjahren. Nach meiner Eltern Mitteilung stammt sie von einem Onkel, der den Krieg von 1848—51 mitgemacht hatte. Als ein teures Andenken ist die Denkmünze gehütet worden. Hier eine kurze Beschreibung: das Metall scheint eine messingähnliche Legierung zu sein — nach einer unverbürgten Mitteilung Material aus eroberten Kanonen. Durchmesser 32 mm, Dicke 2 mm. Eine Seite: Rechts Spitze der Eckernförder Bucht, oben am Rande die Kirche nebst einigen Häusern und eine Schanze mit Fahne und 2 Kanonen, links unten Schanze mit 4 Kanonen, nach der Wasserseite gerichtet. In der Bucht einige Schiffe (Christian VIII. und Gefion?). Darstellung des Ereignisses: Man erkennt Dampfwolken, aufspritzende Wassersäulen, emporgeschleuderte menschliche Gestalten. Unten in sehr kleiner Schrift: Löwenstein. Andere Seite:

ZERSTÖRUNG
D. DÄN. LINIENSCHIFFES
CHRISTIAN VIII.
UND
EROBERUNG
DER FREGATTE
GEFION.

ECKERNFÖRDE
5. APRIL 1849.

Umschrift: DEN TAPFEREN DEUTSCHEN KRIEGERN GEWIDMET.

Also den „deutschen" Kriegern gewidmet. Wer war der edle Stifter? War diese Erinnerung eine besondere Auszeichnung für Verdienste? Sind noch viele erhalten? Um etwaige Auskunft bittet J. Schwarz, Windbergen.

2. Fortpflanzung der Kreuzottern. Von einem hiesigen Bahnwärter ward mir heute eine von ihm getötete Kreuzotter gezeigt. Sie war von hellgrauer Farbe und fiel durch ihre Länge, hauptsächlich aber durch ihren Umfang auf. Dies machte den Mann neugierig, er schlitzte deshalb die Otter auf, und zu seinem Erstaunen kamen nicht weniger als 9 junge Kreuzottern, von 12—14 cm Länge, zum Vorschein.

Henningsen in Lottorf.

Wir teilen diese Beobachtung mit, weil es noch nicht allgemein bekannt zu sein scheint, daß die Kreuzotter, wie von Vertretern der Fachwissenschaft bestätigt wird, in der Regel lebendige Junge gebiert. Der Volksglaube, daß die Jungen durch Sprengung der

Bauchwand ihrer Mutter sich freimachten, ist natürlich Unsinn. Ebenso ist es ein Irrtum, wenn man nach der verschiedenen Färbung (grau oder braun) das Geschlecht der alten Kreuzottern glaubt bestimmen zu können.

3. **Verpflichtung, Bäume anzupflanzen.** Herr Willers Jessen in Eckernförde übersendet folgende Mitteilungen aus dem Werke: Forststatistik der Dänischen Staaten. A. Niemann. Altona 1809. — S. 263: Holzordnung vom 27. April. 1737, dritte der eigentlichen Forstordnungen für den königlichen Antheil. Bemerkenswert ist das folgende darin enthaltene Gebot: „Jede Mannsperson in den Holzdörfern, die sich zu verheiraten gedenkt, soll vorhero zehn junge Eichen, oder funfzehn junge Buchen, pflanzen, und die Heister bis ins dritte Blatt bringen; für jede fehlende Eiche soll sie einen Thaler, für jede Buche 32 Schilling bezahlen, und noch zur Nachpflanzung schuldig sein." — Nachmals ward diese Vorschrift durch eine Deklaration vom 1. Merz 1749 auch auf die Witwer, die sich wieder verheiraten, ausgedehnt. Diese Bräutigamspflanzungen sollen von den Forstbedienten nicht blos unter Aufsicht genommen werden, sondern sie sollen auch die Unterthanen fleißig in der Anpflanzung unterweisen. In dieser Absicht sind gewisse Koppeln einzuhegen, zu vertheilen und jährlich zu besichtigen. — S. 448: Bei den Dörfern oder am Rande der Gehege wurden sonst Plätze zur Bepflanzung von angehenden Eheleuten, die sogenannten Bräutigamskoppeln angelegt, als noch die ältere Forstordnung den Mann beim Eintritt in den Ehestand zum Pflanzen einer Anzahl Bäume verpflichtete. In der jetzt geltenden Verordnung [Hauptverordnung für das Forst- und Jagdwesen. 1784] ist diese Vorschrift nicht erneuert. Es ist so viel Empfehlendes, Gefälliges und auch dem Volke Faßliches in dieser Sitte, daß man die Beförderung des Sinnes dafür hätte wünschen mögen. Man trifft dergleichen Koppeln noch in einigen Gegenden wohlbestanden. Im ersten Gottorfer Hegereiterberitt sollen sie nicht unbedeutend seyn. Hier stehen die gepflanzten Stämme 8, 12, öfters 16 und auch mehr Fuß von einander. Ihr gewöhnlich ganz eigner Wuchs, die geringe Länge des Schafts, die Theilung desselben in zwei bis drei Hauptäste, der geringe Umfang der Krone sind die natürlichen Folgen der Unkunde, mit der sie gesetzt wurden, der wenigen Geschlossenheit und der versäumten Pflege. Diese Versäumnisse, denen sich abhelfen ließe, scheinen indessen für die gänzliche Aufhebung der Vorschrift keinen hinlänglichen Grund abzugeben.

Bücherschau.

Das Kieler Erbebuch (1411—1604). Im Auftrage der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte bearbeitet und herausgegeben von Chr. Reuter. Kiel, 1897. H. Eckardt. LXIII u. 372 S. 8°. — Nachdem 1893 eine vortreffliche Ausgabe des ältesten Kieler Rentebuchs mit einer instruktiven Einleitung von Reuter erschienen (s. „Heimat" 1893 S. 291 ff.), liegt nunmehr von demselben Herausgeber das dritte der Kieler Stadtbücher vor. Auch bei diesem hat sich R. nicht begnügt, einen sorgfältigen Abdruck des Textes zu geben, sondern eine ausführliche Einleitung hinzugefügt, welche in 4 Abschnitten über das Erbebuch, die darin eingetragenen Rechtsgeschäfte, die für die Ortskunde von Kiel aus den Angaben des Erbebuchs zu gewinnenden Aufschlüsse und schließlich über die Einrichtung der Ausgabe sich verbreitet. Leider liegt das Erbebuch (liber hereditatum, dat erve bok), in welches besonders die vor dem Rate erfolgten Verlassungen von bebauten städtischen Grundstücken aufgenommen sind, nicht mehr vollständig vor. Nach R.s Ansicht ist mit der Einrichtung eines besonderen Erbebuchs etwa 1302 begonnen; die vorhandenen Aufzeichnungen gehen aber nur bis 1411 zurück, sodaß für ein volles Jahrhundert die Eintragungen — wenigstens bis jetzt — als verloren anzusehen sind. Außerdem fehlen die Bl. 212—215, und wenn zu Weinholds Zeit das Erbebuch noch bis 1615 reichte, so ist auch am Schluß ein Verlust zu beklagen, da die Handschrift in ihrer gegenwärtigen Gestalt mit 1604 abschließt. Um so mehr müssen wir uns freuen, daß noch soviel erhalten und in den reichlich 2000 Aufzeichnungen nicht nur für die Orts-, sondern auch für die Kulturgeschichte reicher Stoff dargeboten ist, weshalb das Buch auch über Kiel hinaus Beachtung verdient. Der zur Verfügung stehende Raum gestattet leider nicht, auf Einzelnes einzugehen. Ganz besonderen Fleiß hat der Herausgeber auch diesmal wieder auf die verschiedenen, fast 100 Seiten umfassenden Register und Übersichten verwandt. S. LX der Einleitung ist die Abkürzung s. a. = singulis annis zweimal aufgeführt, im Wort- und Sachregister S. 362 Kol. 1 ein Druckfehler, plenipolentes statt plenipotentes, S. 363 in der Überschrift Nachregister statt Sachregister stehengeblieben. Aus der Vorrede erfahren wir zu unserm Bedauern, daß Herr Dr. Reuter durch andere Obliegenheiten sich genötigt sieht, die Arbeiten für die Kieler Stadtgeschichte einstweilen — wir hoffen, nicht für immer — beiseite zu legen. Möge es der Gesellschaft gelingen, für die Publikationen der zwei noch unedirten Stadtbücher eine gleich tüchtige Kraft zu gewinnen, damit eine Stockung vermieden werde, wie sie in den Publikationen der Ges. f. Schl.-Holst. Gesch. durch Professor Hasses Fortgang leider eingetreten ist.

F. Witt in Preetz.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 11. November 1897.

Die Gallionfigur des dänischen Linienschiffes „Christian VIII."

Von **Willers Jessen** in Eckernförde.

Am Morgen des 5. April 1849 liefen zwei der schönsten Kriegsschiffe der dänischen Marine vor die Eckernförder Schanzen mit der Absicht, dieselben gänzlich zu vernichten. Ein stolzer Anblick war es, wie die Schiffe mit vollen Segeln näher kamen, Anker warfen und alsbald die Schanzen aus ihren zahlreichen Geschützen begrüßten. — Und am Abend, welch' ein trauriges Bild! Die arg zerschossene Fregatte „Gefion" hatte die Flagge streichen müssen; „Christian VIII." war auf Grund gelaufen, aus seinem Innern drangen gelbliche Rauchwolken, ein Zeichen davon, daß die Kugeln der Strandbatterien ihr Ziel gefunden hatten. — Und nun am andern Morgen wiederum ein neues Bild, noch trauriger, noch betrübender. Die ganze Küste war bedeckt von Holzstücken, Balken, Tauen, Kleidungsstücken, Waffen, dazwischen Leichen dänischer Soldaten; draußen auf dem Wasser schwamm das Wrack des stolzen Linienschiffes mit rauchenden Balken. Ein einziger Augenblick hatte den ganzen stolzen Bau vernichtet.

Vorne am Wrack, wo sich der Bug des Linienschiffes befunden hatte, stand noch stolz aufrecht die Gallionfigur, ein Kolossalbild des dänischen Königs Christian VIII., aus Holz geschnitzt, reich vergoldet; einen eigentümlichen Eindruck machte diese fast frei stehende, vom Wasser umspülte Halbstatue. Von deren Schicksalen möchte ich dem Leser einiges erzählen.

Die ganze Figur wurde aufs Land gebracht und sorgsam auf einen Wagen verladen, um nach Rendsburg überführt zu werden, wo dieselbe im Arsenal als Siegestrophäe aufbewahrt werden sollte.

Über den Einzug der Gallionfigur berichtet in interessanter Weise das „Gemeinnützige unterhaltende Itzehoer Wochenblatt" vom 2. Mai 1849 folgendermaßen:

„Rendsburg, den 29. April.

Gestern hatten wir hier in unserer alten deutschen Stadt und Festung ein höchst merkwürdiges Schauspiel. Es hielt nämlich und

hoffentlich wohl zum letzten Mal ein König von Dänemark seinen Einzug in die Stadt. Es war das riesige Gallionbild des Linienschiffs „Christian VIII.“; man hat es von dem Wrack aufgefischt, um es bis



1 2 3
1. Die Gallionfigur des dänischen Linienschiffes „Christian VIII.“ auf der Veste Koburg. (2. ein Tisch, 3. ein Spiegel von der „Gefion.“)
Nach einer von Herrn Professor E. Uhlenhuth in Koburg angefertigten Photographie.

weiter im hiesigen Arsenal aufzustellen. Das Bild ist aus Eichenholz mit vieler Kunst geschnitzt, zum Teil reich vergoldet, ungefähr 12 Fuß lang

und bildet bis an den Gürtel ein sehr ähnliches kolossales Porträt des verstorbenen Dänenkönigs, der für seine deutschen Unterthanen ebensowenig ein Herz in der Brust hatte wie sein würdiger Herr Sohn. Er ist im vollständigen Krönungsornat dargestellt, und die Halbstatue läuft in eine Arabeske aus. Das Ganze ist ziemlich wohl erhalten; nur ein Stück der Krone sowie der Reichsapfel waren von den schleswig-holsteinischen Kugeln losgerissen. War das Zufall?!

Wahrlich! wer die von den Wellen gewaschene Riesengestalt auf dem niedrigen Blockwagen, von der herbeigeströmten Volksmasse umringt, mit der Langsamkeit eines Leichenzuges durch die mit deutschen Fahnen geschmückten Straßen schleppen sah, die Hände von den Fuhrleuten mit einem Stricke zusammengebunden, gleichwie in ohnmächtigem Zorn auf die Brust geballt, der dachte unwillkürlich an die rächende Hand der Nemesis, die hier im Bilde den König strafte, der zuerst am Rechte der deutschen Herzogtümer mit frevelnder Hand zu rütteln wagte. So sehr drängte sich dieser Gedanke jedem auf, daß, als der Wagen einen Augenblick halten mußte, ein Landsoldat hinzutrat und, indem er der Statue die Hand unter das Kinn hielt, sagte: „Junge, Junge! dat hest du wul nich dacht, as du den aapen Breew schrewst, dat du so in Rendsborg intrecken schust!“ — Hinter dem Blockwagen folgte, um den Leichenkondukt vollständig zu machen, ein Bauerwagen, auf dem ein Landmann saß, das dänische Reichsscepter hoch in der Hand haltend, um es, sorgsamer als die Kasinopartei in Kopenhagen, gegen das Zerbrechen zu schützen. Sic transit gloria mundi!“ —

Die Gallionfigur wurde im zweiten, inneren Hofe des Arsenals aufgestellt und natürlich von vielen Besuchern in Augenschein genommen. Man mußte sogar einen Bretterverschlag um dieselbe anbringen, weil das Publikum durch Splitterabschneiden die Figur beschädigte. — Als nun die Dänen wiederum in Schleswig-Holstein eindrangen, brachte man die Gallionfigur in Sicherheit. War es doch nicht unmöglich, daß dieselben Dänen, die aus der Kirchenmauer in Eckernförde den Anker „Christians VIII.“ herausrissen und von dem Grabe Theodor Preußers die dänische Schiffskanone entfernten, bei einem neuen Ausbruch der Feindseligkeiten die Gallionfigur ihres Linienschiffes sich aus Rendsburg holten. Sei es nun, daß die Angst davor der Grund gewesen, oder daß vielleicht Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha die Veranlassung gewesen ist — genau läßt sich das wohl nicht mehr feststellen. Thatsache ist es, daß die Gallionfigur im Februar 1854 durch ein Gothaer Speditionshaus auf die Veste Koburg gebracht wurde. Im Erdgeschoß dieses prächtigen Gebäudes befindet sich eine „Ruhmeshalle“; in dieser steht inmitten von Siegestrophäen aus verschiedenen Kriegen noch heute die Gallionfigur „Christians VIII.“ Wie die auf meinen Wunsch von dem Hofphotographen in Koburg hergestellten Photographien zeigen, ist die Figur wohl erhalten. Sie stellt den König

im Hermelinmantel dar; über der Brust hängt die Kette des Elefantenordens. Das Haupt ziert die Krone, die Rechte hält das Scepter, die Linke den Reichsapfel. Unten endigt die Porträtstatue in einem Ornament; an beiden Seiten ist in das harte Eichenholz das dänische Wappen geschnitzt. Das Gewicht der ganzen Figur soll ca. 40 Centner betragen. Die Krone und der Reichsapfel sind durch die Kugeln beschädigt.

Wer im Sommer 1896 die historische Abteilung der Kieler Ausstellung besuchte, der wird dort eine Krone der Gallionfigur Christian VIII." gesehen haben; dieselbe ist Eigentum der Idstedter Waffenkammer. Ich habe diese Krone anfangs für eine Fälschung gehalten, weil auf der Gallionfigur, die sich in Koburg befindet, thatsächlich noch heute die Krone vorhanden ist, und zwar ist dieselbe mit der Figur aus einem Stück Holz geschnitzt. Auch die Beschädigungen der Koburger Krone, von denen schon die „Itzehoer Nachrichten" von 1849 erzählen, sprechen für ihre Echtheit. Wie aus den Mitteilungen hervorgeht, die Herr Lehrer Andresen in Idstedt mir gütigst zukommen ließ, ist allerdings auch die dort befindliche Krone beschädigt, zeigt auch Spuren davon, daß sie mit Nägeln befestigt gewesen ist. Die Krone ist im Hause des Kaufmanns Martini in Eckernförde und zwar im Keller gefunden worden. Es ist nicht unmöglich, daß die Krone dort versteckt worden ist. Nach dem Kampf von Eckernförde wurde das Sammeln von Trümmern des Linienschiffes verboten, auch mußten die bereits gesammelten Teile wieder abgeliefert werden. Damals wird man die Krone im Keller verborgen haben und hat sie dann später vergessen. In manchen Häusern der Stadt Eckernförde bewahrt man noch heute Fundstücke auf, die auf dieselbe Weise im Besitz der Finder geblieben sind. — Es kann meines Erachtens die Idstedter Krone sehr wohl vom Linienschiff stammen, aber die Krone der Gallionfigur ist sie nicht. Man hat ja sogar ein Bein der Gallionfigur in der Idstedter Waffenkammer, obwohl die Gallionfigur garkeine Beine hat, weil der untere Teil derselben durch eine Arabeske verdeckt wird.

Quellen:

1. „Gemeinnütziges unterhaltendes Itzehoer Wochenblatt" vom 2. Mai 1849.
2. Harzen-Müller, Erinnerungen an den Tag von Eckernförde, in der „Wissenschaftl. Beilage zum Leipziger Tageblatt" vom 18. Juni 1895.
3. Schreiben der Herzogl. Sächsischen Schloßhauptmannschaft der Veste Koburg vom 16. September 1896.
4. Briefliche Mitteilungen von Herrn Ratsschreiber Holling in Rendsburg und Herrn Lehrer Andresen in Idstedt.
5. Photographien, hergestellt von Prof. E. Uhlenhuth, Hofphotograph in Koburg.



Verlöbnisse und Eheschließungen.

Von Bürgermeister J. **Kinder** in Plön.

Verlöbnisse und Eheschließungen gehören unstreitig zu den hervorragendsten Ereignissen im menschlichen Leben. Sie sind deshalb auch von allen Völkern und zu allen Zeiten durch mancherlei äußerliche Formen und Festlichkeiten ausgezeichnet worden. Die Gegenwart, welche stets bereit ist, mit allen „Äußerlichkeiten" aufzuräumen, hat auch jene Formalitäten auf ein ganz geringes Maß zurückgeführt. Das neue bürgerliche Gesetzbuch sagt kurz und bündig über die Form der Eheschließung:

„Die Ehe wird dadurch geschlossen, daß die Verlobten vor einem Standesbeamten persönlich und bei gleichzeitiger Anwesenheit erklären, daß sie die Ehe mit einander eingehen wollen. Der Standesbeamte muß zur Entgegennahme der Erklärungen bereit sein."

Bereit aber wird dieser immer dann sein, wenn die Bedingungen: Ehemündigkeit, Dispositionsfähigkeit, Einwilligung der Eltern bis zum 21. Lebensjahre, Aufgebot und Gegenwart zweier mündiger Zeugen, erfüllt sind.

Über die Verlöbnisse handeln ebenfalls einige Paragraphen des neuen Gesetzes: Der wichtigste unter ihnen ist der, welcher erklärt:

„Aus einem Verlöbnisse kann nicht auf Eingehung der Ehe geklagt werden. Das Versprechen einer Strafe für den Fall, daß die Eingehung der Ehe unterbleibt, ist nichtig."

Die folgenden enthalten Bestimmungen über Schadenersatzansprüche, die einer der Verlobten gegen den anderen erheben kann, wenn wegen schuldbarer einseitiger Aufhebung der Verlobung die Eheschließung unterblieben ist.

Das Gesetz knüpft also an die Verlobung eine Reihe von rechtlichen Folgen. Trotzdem definiert es nicht den Begriff der Verlobung, sagt nicht, wann eine Verlobung rechtsgültig abgeschlossen ist. Diese Frage bleibt ganz der Beantwortung des Richters überlassen.

Unsere Vorfahren dachten anders über diesen Punkt. Man legte dem Eheversprechen früher eine größere Bedeutung bei. Aus den Überlieferungen geht klar hervor, daß in altgermanischer Zeit die Verlobung recht eigentlich den Ehevertrag enthielt, während die Hochzeit nur als die Erfüllung des Vertrages angesehen wurde. Letztere hieß das Beilager, weil nach Herrichtung des Ehebettes Bräutigam und Braut nebeneinander auf dasselbe hingelegt, mit einer Decke bedeckt und gesegnet wurden.

Nach der Einführung des Christentums erlangte die Kirche das ausschließliche Recht der Einsegnung und brachte es bald dahin, daß die Einsegnung als die Hauptsache, das Verlöbnis aber, wenn auch nicht als Nebensache, so doch als von geringerer Wichtigkeit angesehen wurde.

In unserer Heimat Schleswig-Holstein ist es vornehmlich das Land Dithmarschen, welches am längsten Sitten, Formen und Gewohnheiten der vorgeschichtlichen Zeit erhalten und gepflegt hat. Hier machen wir die Wahrnehmung, daß das Volk noch im 16. Jahrhundert das Hauptgewicht auf die Verlobung legte. Der Superintendent Marcus Wrange erstattete dem Herzog Adolf von Gottorf 1583, als es sich um die Frage handelte, wann eine Verlobung als bindend zu gelten habe, einen ausführlichen Bericht über den dithmarsischen Brauch. Er schrieb nämlich:

„Durchlauchtigster Hochgeborner Fürst, Eure Fürstl. Gnaden sind jederzeit Gegenstand unseres innigen und andächtigen Gebets zu Gott. Gnädigster Fürst und Herr, Euer Fürstl. Gnaden gnädige Verfügung vom 19. October dieses Jahres zu Tondern datirt, welche an mich M(agister) Marcum Wrangen, Superintendent, ergangen ist mit dem Inhalt, daß wir superintendens und Mitbrüder im ministerio des E. F. G. zuständigen halben Landes Dithmarschen zusammenkommen und

uns mit einander bereden und beraten sollen, wie es mit den Feierlichkeiten bei ehelichen Verlöbnissen und Heiraten hier in Dithmarschen von alters her gehalten worden, und jetzt noch gebräuchlich sei, in welcher Weise auch solche eheliche Verlöbnisse vollzogen werden müssen, damit sie bündig seien und nicht wieder zurückgenommen werden können nach üblichem Landesbrauche und alter Gewohnheit in Dithmarschen, und daß wir mit unseren Unterschriften beglaubigt berichten sollen, was wir davon nach einhelligem Urtheil für richtig halten, haben wir mit unterthäniger Reverenz empfangen und gelesen.

E. F. G. werden demnach wir, Superintendent, Pastoren, Capläne in E. F. G. Lande Dithmarschen den verlangten wahren und ausführlichen Bericht darüber, wie es je und überall hier im Lande in ehelichen Verlöbnissen und Heiraten gehalten worden und noch gebräuchlich ist, unterthänigst erstatten.

Es verhält sich also:

Wenn ein Freier, er sei Witwer oder Junggeselle, eine Frauensperson zu heiraten wünscht, so läßt er bei derselben durch einen, zwei oder mehrere seiner mündigen Freunde (Verwandte) dieserhalb anfragen, derselben und ihren Eltern oder nächsten Verwandten seine ernste Willensmeinung kund thun und auf einen günstigen Bescheid antragen. Zuweilen stellt auch wohl der Freier selbst diesen Antrag.

Hierauf wird von der Person oder deren Verwandtschaft aber nicht sofort eine Erklärung abgegeben, wenn sie auch ob des ehrlichen Antrages ihren Dank aussprechen — d. h. dann, wenn kein abschlägiger Bescheid gegeben werden soll —, sondern es wird von ihnen ein Tag festgesetzt, bis zu welchem sie sich bedenken und mit den anderen Verwandten über die Sache besprechen wollen.

An dem bestimmten Tage wird in der früheren Weise von des Freiers Freunden die Werbung bei der Verwandtschaft der Frauensperson wiederholt, und wenn dann letztere und deren Verwandtschaft mit dem Freier sich einzulassen geneigt sind, so wird dem Freier abermals ein Tag zur (näheren) Erklärung benannt.

An diesem Tage erscheinen wiederum des Freiers Freunde an dem bezeichneten Orte und halten darum an und bitten, die erstattete Erklärung („Bekenntniß") nun vor sich gehen zu lassen.

Darauf wird von den Eltern, Vormündern oder nächsten Verwandten der Frauensperson, sofern dieselben noch an ihrer früheren Meinung festhalten und sich mit dem Freier einlassen wollen, geantwortet, daß sie den Freier seiner Person und Herkunft nach ihrer Tochter oder Verwandten als ebenbürtig anerkennen und daß die eine Person der anderen in vorliegender Sache wohl würdig sei, wenn sie in Betreff des ehelichen Verlöbnisses, der Mitgift und „Markdale" ein Übereinkommen treffen könnten, und daß unter dieser Voraussetzung die Verwandtschaft dem Freier die Frauensperson in Gottes Namen „bekennen" werde.

Des Freiers Verwandtschaft bedankt sich sodann für solche Aussicht und stellt die Verabredung des Ehegelübdes zur weiteren Verhandlung.

Von den Verwandten beider Theile wird dann gemeinschaftlich ein Termin bestimmt, an welchem der Vertrag über die Mitgift, das Heiratsgut und das Ehegelübde vollzogen werden soll.

Im Termin versammeln sich darnach die Verwandten beider Teile alle Personen männlichen Geschlechts in der Wohnung der Braut oder an einem anderen bequem gelegenen Orte, auch zuweilen in der Kirche, wiederholen die früheren Verabredungen und Beschlüsse, und nachdem zu beiderseitiger Zufriedenheit über das Heiratsgut und die „Markdale" ein bindendes Übereinkommen getroffen ist, wird dem Freier und dessen Verwandtschaft die Frauensperson durch ihre männliche Verwandtschaft im Namen der heiligen hochgelobten Dreifaltigkeit zugesprochen und mittelst Handschlags zugeschlagen.

Wenn die Handlung im Hause der Braut vorgenommen wurde, wird aus einer frischen (neuen) Schale oder aus einem Becher gegenseitig zugetrunken, und der Bräutigam schenkt der Braut einen Traupfennig.

Sonst aber, wenn die Handlung an einem anderen Orte und nur durch die Männer der beiderseitigen Verwandtschaft vorgenommen wird, bleibt es bei dem Handschlage, und erst, wenn Braut und Bräutigam später zusammentreffen, werden die Geschenke gegeben. Alsdann wird öffentlich bekannt gemacht, daß ein eheliches Verlöbnis vollzogen sei.

Und wenn also die Feierlichkeiten, wie oben gemeldet, durch die beiderseitige männliche Verwandtschaft mit dem schließlichen Ehegelübde vollzogen sind, dann ist und bleibt das eine rechtsbeständige vollkommene Ehe, welche außer durch den Tod nicht wieder gelöst werden, und gegen welche keine Einsprache erhoben werden kann.

Wenn aber das vorgedachte schließliche Ehegelübde nicht thatsächlich erfolgt ist und in Gegenwart und mit Zustimmung der beiderseitigen männlichen Verwandtschaft vollzogen ist, können solche Verabredungen und Erklärungen wieder zurückgehen und zurückgenommen werden, kann keine eheliche Verbindung daraus gemacht, weder die eine noch die andere Person ferner gezwungen werden.

So ist es denn auch oftmals in Ermangelung der Schlußverhandlung und des Ehegelübdes wieder auseinander gegangen. Um so weniger haben die heimlichen Erklärungen und Versprechungen, die nicht öffentlich durch die männliche Verwandtschaft bestätigt sind, Macht oder Stand.

So ist es je und allerwegen zu unserer Zeit üblich und von alters her Gebrauch gewesen. Auch jetzt noch bleibt man dabei, und daß es so bleibe, darüber wird von uns gewacht und gewacht werden, es sei denn, daß E. F. G. Fürstl. Obrigkeit es anders bestimmen und anordnen würden." — — —

Hiernach war das dithmarsische Verlöbnis mit allen Formen eines Rechtsgeschäftes, eines regelrechten Handelsgeschäftes ausgestattet. Auf keiner Seite sieht man eine Spur von Übereilung, dagegen sorgfältige Prüfung. Der Traupfennig ist als ein letztes Überbleibsel des aus ganz alter Zeit überlieferten Kaufpreises, der im Orient noch heute für die Braut gezahlt wird, erklärt worden. Schon im Mittelalter aber war bei den zivilisierten Völkern Europas der Kauf nur noch ein Scheinkauf. Der Bräutigam zahlte nur noch einen Scheinpreis, eine kleine Münze. Vielleicht jedoch liegt es näher, den Traupfennig als das sichtbare Zeichen des ohne Dokumente rechtsgültig abgeschlossenen Vertrages anzusehen. Der Pfennig (oft eine große mit Inschrift versehene Medaille) sollte die andere Partei daran erinnern und Dritten den Beweis dafür liefern, daß sie gebunden sei, ähnlich, wie das Gottesgeld, das noch jetzt dem Gesinde nach abgeschlossenem Mietsvertrage ausgehändigt wird. Schon das älteste Lübsche Recht bestimmte: Wenn einer dem anderen einen Gottespfennig auf einen Kauf oder ein Gelübde giebt, so ist solcher ebenso fest wie ein anderer Kauf, es sei denn, daß man auf beiden Seiten davon zurückkommt aus gutem Willen und den Gottespfennig wieder zurücknimmt.

Die Parteien schlossen den Vertrag mittels Handschlages und ließen dann den Trinkbecher umgehen, ganz so wie bei dem althergebrachten Weinkauf im Handelsgeschäft.

Luther stellte diese urdeutschen Anschauungen über den geschäftlichen, profanen Charakter der Ehe und des Verlöbnisses wieder in den Vordergrund der Reformationslehre. Er betonte sie noch besonders in der Vorrede zu seinem Traubüchlein:

„So manches Land, so manche Sitten, sagt das gemeine Sprichwort, demnach dieweil die Hochzeit oder Ehestand ein weltlich Geschäft ist, gebührt uns Geistlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder zu regieren, sondern

lasset einer jeglichen Stadt und Lande hierinnen ihren Brauch und ihre Gewohnheit.

Etliche führen die Braut zweimal zur Kirche, beide des Abends und des Morgens, etliche nur einmal, etliche verkündigen und bieten sie auf auf der Kanzel zwei oder drei Wochen zuvor. Solches alles und dergleichen lasse ich den Herren und Rat schaffen und machen, wie sie es wollen, es gehet mich nichts an.

Aber so man von uns begehret, für der Kirchen oder in der Kirchen zu segnen, über sie zu beten, oder sie zu trauen, sind wir schuldig, dasselbe zu thun."

Die schleswig-holsteinische Kirchenordnung schrieb deshalb nur vor, daß zur gültigen Verlobung die Einwilligung derjenigen Personen erforderlich sein sollte, deren Gewalt die Nupturienten unterworfen seien. Die evangelischen Landesherren gingen aber bald weiter und stellten nicht nur die Eheschließung, sondern auch die Verlöbnisse unter die Aufsicht der Kirche.

König Christian III. verfügte 1544, daß die Eheverlöbnisse vor dem Prediger vollzogen werden sollten.

Christian IV. verordnete in der gemeinschaftlichen Polizeiverordnung vom 27. September 1876:

„An denen Orten es hergebracht, daß die Verlöbnisse in den Kirchen entweder vor der ganzen Gemeinde geschlossen werden oder aber im Beisein dreier Personen von jedem Teil und also zusammen wegen des Bräutigams und der Braut sechs Personen, gleichfalls in der Kirche verabredet, ist es dabei als löblich zu lassen. Sonst aber an denjenigen Orten, wo die Verlobung in der Kirchen nicht gebräuchlich, zu derselben ebenermaßen mehr nicht als auf jeder Seiten drei Personen erbeten; und die in anderer Gestalt und vor geringerer Anzahl geschehen, pro sponsalibus nicht zu achten, noch weniger in den Gerichten anerkannt werden sollen."

Der Plöner Herzog Hans Adolf erließ noch 1678 eine Verlöbnisordnung, welche die Anwesenheit und Mitwirkung des Predigers erforderte:

„Wenn ein paar Personen nach vorhergehendem fleißigen Gebet, reifem Rate und Konsens der Eltern, Vormünder und anderer Freunde unter einander beschlossen haben, ein christliches Eheverlöbnis zu treffen, sollen sie vorerst dem Priester davon Nachricht geben, damit derselbe Erkundigung thun könne, ob dergleichen wegen Verwandnis oder sonsten zuläßig sei; und wenn derhalben keine Hindernisse befindlich, sollen alsdann auf einen gewissen Tag sie beide samt ihren Eltern, Vormündern oder anderen Freunden, und im Mangel daran mit einem paar anderer guter Leute als Beiständern sich in die Kirche verfügen und daselbst in des Priesters Gegenwart die Zusage der Verlobung einander ordentlich thun. Welches dann, daß es geschehen, von dem Priester in ein gewisses Buch soll verzeichnet werden.

Da nun einige dieser Verordnung zuwider einander die Ehe sonsten versprechen, sollen selbige nicht allein nicht kopuliert, sondern dazu noch mit ansehnlicher Strafe belegt werden."

Was hat nun wohl die Gesetzgeber früher veranlaßt, bestimmte Formen für die Verlöbnisse vorzuschreiben? Einige Verordnungen haben die Gründe ausdrücklich angegeben. Es sollte verhindert werden, daß leichtsinnige Verlobungen eingegangen und Veranlassungen zu Klagen gegeben wurden. Man folgerte nicht unrichtig, daß, wenn der erste Schritt mit einer unüberlegten Verlobung gethan sei, der zweite, die unüberlegte Eheschließung in der Regel nachkomme. Das Volk kennt durchweg keine Gesetzesparagraphen, wird solche bei dem starken Anwachsen der Gesetzessammlungen auch wohl niemals im Gedächtnis haben. Es kennt aber geltende Formen und Gebräuche und überwacht die Befolgung derselben mit der allergrößten Strenge, ist in solchen sein eigener Richter.

Das Reichsgesetz vom Jahre 1875 über die Eheschließung hat letztere sowohl als auch die Verlobung der kirchlichen Aufsicht entzogen und beide als rein profane

Akte hingestellt. Für erstere hat es eine feste Norm geschaffen, aber die letzten Formalitäten der Verlöbnisse sind außer Gebrauch gekommen, und mit dem bürgerlichen Gesetzbuche werden sie ganz in Vergessenheit geraten.

Vielleicht kommt einmal eine Zeit, welche es für gut befindet, sie wieder einzuführen.



Aus den Briefen eines dänischen Offiziers.

(Fortsetzung.)

3. Septbr. Eine schreckenvollere Nacht wüßte ich nicht erlebt zu haben, als die vorige war. Um 8 Uhr gestern Abend begann ein Bombardement von allen Seiten. Mein Posten war auf der Bastion Ahlefeld über dem Norderthor, welche der Major selbst kommandierte. Die übrigen $^2/_3$ des Korps waren auf ihren andern Bastionen Schack und Rosenkranz verteilt. Als ich auf den Wall kam, waren dort schon einige Bomben gefallen. Die erste Wirkung war Feuer in mehreren Straßen; es loderte stark in die Höhe und gab den feindlichen Bombardiers ein Zeichen zur Richtung ihrer Bomben. Es flogen die Bomben und Brandkugeln fern und nah und zündeten immer mehr. Endlich gelang es unsern guten Feueranstalten, die Glut zu dämpfen. Eine Mühle auf einer Bastion wurde von einer Brandkugel entzündet, loderte schrecklich auf, wurde dann aber gleich gelöscht.

5. Septbr. Wieder eine schreckliche Nacht, immer eine fürchterlicher als die andere. Nach einer Pause von 1—2 Stunden mittags ungefähr, fing der Zimmerplatz um 7 Uhr gestern Abend an zu brennen, und nun begann ein abermaliges Bombardement von allen Seiten der Stadt. Der schöne Frauenturm fiel diese Nacht um 4 Uhr, die schönste Zierde der Stadt. In vielen Straßen brannte es und brennt es noch, die Kugeln und Bomben fliegen von allen Seiten und allenthalben, doch ist noch diese Straße, wo mein Bruder wohnt, ziemlich verschont und sein Haus ganz, wenngleich am ersten Abend in das nächste Haus 4 Bomben fielen. Indes ist unsere Familie in einem Keller unter dem abgebrannten Schlosse eingezogen, welcher bombenfest ist. Diese Nacht war ich auch da, wo die Kugeln in dem alten Gemäuer gräßlich prasselten. Unser Korps rückt nicht zusammen, ehe der Generalmarsch schlägt. Der Jammer ist allenthalben groß.

6. Septbr. Seit gestern nachmittag ist eine ungewohnte Pause und Waffenstillstand. Man fühlt sich dabei etwas freier, da denn doch nicht jeden Augenblick der Tod droht. Unglück war indes während dieser Zeit genug, es brennt noch immerfort, ein Viertel der Stadt ist verloren, das Feuer ist nicht zu löschen. Man sagt, bis 6 Uhr diesen Abend soll der Waffenstillstand dauern. Dann wird das Bombardieren wohl wieder anfangen. Gern muß ich gestehen, Kommandant in einer Festung möchte ich nicht sein. Meine eigenen Glieder und mein Leben will ich gern dem Staat zum Opfer bringen, aber in einer belagerten Festung den äußersten Jammer Tausender abzukürzen oder zu vermehren, das erfordert eine fürchterliche Seelengröße, und doch fühle ich es, ich würde mit einer geltenden Stimme nicht zur Übergabe raten. Der Soldat darf der Stimme seines menschlichen Gefühls nicht folgen, wenn auch sein Herz blutet.

Wie wird des Kronprinzen mitleidiges Herz bluten, wenn er fern den 72stündigen Donner hört oder vielleicht die wütende Flamme sieht, die seine geliebte Hauptstadt verzehrt, ohne imstande zu sein, den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen.

7. Septbr. Weit trauriger als die Tage der Gefahr verging mir der gestrige friedliche Tag. Es wurde parlamentiert; man spricht von Auslieferung der Flotte.

O, hat Dänemark darum das Blut seiner Söhne geopfert und Tausende unglücklich gemacht, um auch das Letzte, die Ehre preis zu geben? Wenn diese Kapitulation ins Werk gerichtet wird, dann fürchte ich für mein Vaterland Holstein, dann werden die Provinzen von Franzosen besetzt.

Gestern nachmittag ritt ich längs dem Wall vom Westerthor bis an die Gottersstraße, um das Elend zu sehen. Die innere Böschung des Walls war mit Menschen und Möbeln bedeckt, die hier das Wenige, den Flammen entrissen, nebst ihrem Leben zu retten suchten. Von der Norder- bis zur Gottersstraße standen nur rauchende Mauern. Zur Parole waren wir um 5 Uhr nachmittags bestellt; da es noch früh war, ritt ich nach Rijssensteens Lünette, wo unser Korps ein Pikett von 100 Mann hat, und besuchte Kapitän Lassen vom Marineregiment.

Abend desselben Tages:

Der Friede ist geschlossen, die Flotte übergeben und das Kastell nebst Holm den Engländern diesen Nachmittag um 4 Uhr überlassen! — O, ich mag nichts mehr davon sprechen, könnte ich den Gedanken davon auslöschen!

8. Septbr. Das war ein Tag, der gestrige! So ist mir während des ganzen Bombardements nicht zu Mute gewesen. Um 9 Uhr gestern morgen ritt ich zur Parole. Es waren nur noch ein paar Adjutanten gekommen. Der erste, welcher kam, war der Artillerie-Kapitän Lammers, welcher sagte, daß auch das Kastell geräumt werden sollte. Es war eine schreckliche Stimmung unter allen. Es wurde abgemacht, den General zu bitten, Generalmarsch schlagen zu lassen und noch einmal zu einem allgemeinen Ausfall aufzubieten. Eine Deputation von drei Männern ging zu ihm. Es konnte nicht mehr geschehen, der Traktat war unterzeichnet. Die Gründe des Generals sind die Vermeidung des gänzlichen Ruins der Stadt. Wir haben keine Kasematten, um die Weiber, Kinder und Magazine darin zu verbergen. Wären letztere verbrannt, so hätte notwendig alles, was dem Schwerte entronnen, verhungern müssen. Die Besatzung war durch Wachen erschöpft, die Bürger durch Arbeit entkräftet und mutlos. Das reguläre Militär, nicht 5000 Mann stark, war die ganze Kraft, die den errichteten Batterien des Feindes hätte entgegengesetzt werden können, denn auf die wenigen Bataillone Landwehr ist durchaus nicht zu rechnen, so wenig wie auf den undisziplinierten Haufen der Bürger- und Freiwilligen-Korps: Sollte man dies Häuflein einer 16—17000 Mann starken Armee, die sich hinter den Seeen und Vorstädten verschanzt hatte und von der See durch eine mächtige Flotte gedeckt war, entgegenstellen, um verschlungen zu werden? Und dann war Sturm und Plünderung unvermeidlich. So weh es dem Herzen that, wir mußten kapitulieren. Die Bedingungen sind: Auslieferung der Flotte, welche sogleich von den Feinden besetzt ward, und Abtretung des Kastells auf 6 Wochen, bis unsere Flotte weggeführt worden. Dagegen bleibt alles öffentliche und Privateigentum in Seeland gesichert. Ehe die Bekanntmachung des Traktats geschehen konnte, wurde der Pöbel auf dem Königs-Neumarkt unruhig und drängte zum Hauptquartier mit einem Hurra. Die Leibwache, die Garde zu Pferde, Reuter, das Studentenkorps wurden versammelt. Ein Detachement von der Leibwache wurde vom Pöbel zurückgedrängt, wobei einige Schüsse fielen; einige herbeieilende Garde du Corps sprengten indes den Haufen auseinander, und die Ruhe ist innerlich hergestellt. Nachmittags wurde die Herstellung des Friedens auf den Marktplätzen öffentlich verlesen und an den Straßen angeschlagen. Alle Piketts und die Bürger von den Wällen sind abgegangen, und die Stadtthore werden geöffnet.

So wäre denn dieser Feldzug von drei Wochen beendet; es sind nur zu viele durch denselben unglücklich gemacht.

9. Septbr. Gestern nachmittag ritt ich mit dem andern Adjutanten unsers Korps aus der Stadt, um die Arbeiten unserer Feinde zu sehen. Sie haben eine zahlreiche Menge von Batterien gegen uns aufgeführt, teils eingegraben, teils aus Sandsäcken bestehend und mit Geschütz aller Art versehen. Die entfernteren Batterien sind mit Schiffskanonen besetzt. Da sie jeden ruhig passieren lassen, so waren wir über ½ Meile tief hinein und sahen die Infanterie bataillonsweise unter Hütten von Korn kampieren. Bei Friedrichsberg liegt auch ein Bataillon Bergschotten, die sich durch ihre Kleidertracht auszeichnen. Sie tragen eine kurze rote Uniform mit dunkelgrünem Kragen und Aufschlägen. Den Unterleib bedeckt ein sehr kurzer Weiberrock, der nicht völlig bis ans Knie reicht, welches bloß ist. Die Wade bis zum Fuße ist mit rot und weißer breiter Binde umwunden. Diese Menschen haben alle ein keckes und kraftvolles Ansehen. Husaren sahen wir ungefähr 20 auf dem Norderfelde; sie hatten gelbe Pelze.

Unsere Bomben hatten ihre Batterien gut genug erreicht und waren zum Teil noch darüber weggegangen. Die Verwüstung in den Vorstädten ist groß, weit größer, als die bei Lübeck nach der Schlacht. Das schöne Korn steht noch größtenteils im Felde, soweit es nicht niedergetreten oder zu Strohhütten abgemäht ist. Aber hier in der Stadt ist das Elend und der Anblick rauchender Ruinen gräßlich.

12. Septbr. Die Engländer betreiben nun mit der größten Eile das Wegbringen unserer Schiffe. Sie zerstören alle ihre Batterien.

18. Septbr. Gestern machten wir, 9 Offiziere, einen Spazierritt außer den Thoren, da wir jetzt die Erlaubnis haben, in Uniform allenthalben kommen zu dürfen. Die Engländer gaben uns gewöhnliche Honneurs; wir ritten nach den Batterien, besahen alles und fanden dort noch drei Bomben von den unsrigen, die nicht gesprungen waren, worunter eine von 150 und zwei von 100 Pfd. Wir besahen auch unsere Position des ersten Ausfalls gegen diese Mühle und waren einstimmig darüber, daß wir mit einiger Aufopferung leicht die Batterien hätten nehmen können, wenn nicht die Ordre zum Rückzug gegeben worden, da Hommel mit seinen Kanonen und wir Jäger bereits die Batterie umgangen hatten. Etwas mehr Ehre hätten wir dann doch von diesem Ausfall gehabt, wenn wir unsern Zweck erreicht und die Kanonen vernagelt hätten.

19. Septbr. Der englische Gesandte am schwedischen Hofe, Pierrepoint, soll im Kastell und englischerseits die Kriegserklärung erfolgt sein, mit dem Verlangen der Schärenflotte. Was wird noch mit uns werden! Graf Schmettau und Holk sind noch immer nicht zurück, indes eilen sich die Feinde soviel wie möglich — 14 Linienschiffe haben schon ausgelegt und 18 Fregatten liegen segelfertig auf dem Holm. Der schöne Christian VII. von 90 Kanonen, der vor ein paar Jahren erst erbaut worden, ist auch ein Raub geworden. Zwei Schiffe, die noch auf dem Stapel lagen, sind auseinander gehauen, und das Zimmerholz wird weggeführt. Der ganze neue und alte Holm wird so rein ausgeleert, daß man Hafer darauf säen kann. (Schluß folgt.)

Sitten und Bräuche aus vergangenen Tagen.

Frühere Postverhältnisse. Ehe wir unter preußische Herrschaft kamen, verkehrte bekanntlich die Post nur von Stadt zu Stadt, und zwar nicht so oft, wie jetzt. — Landpost gab es nicht. Sollte auf dem Lande ein Brief befördert werden, so mußte man auf irgend eine passende Gelegenheit achten; auch gab es hier und da gehende oder fahrende Boten, welche diese und andere Bestellungen auf dem Wege zur nächsten Stadt besorgten. War jedoch der Brief von Wichtigkeit

und kam es auf rechtzeitige Bestellung an, z. B. bei Gelegenheit freudiger oder trauriger Familienereignisse (denn anders wurde selten geschrieben), dann mußte ein Bote dafür angenommen werden. — Die Ankunft eines solchen, und eines Briefes überhaupt, war immer ein Ereignis.

Sollte gar ein Brief eine weitere Reise machen, dann mußte er in der nächsten Stadt des Empfängers in einer auf der Adresse bezeichneten Wirtschaft abgegeben und von dort durch den Wirt mit Gelegenheit weiter geschickt werden. Freimarken gab es nicht; man mußte an der Abgabestelle das Porto entrichten. So ein „freigemachter" Brief wurde aber weniger sicher über Land befördert. Man schickte lieber unfrankiert, denn dann legte der Wirt das Porto aus, ließ es sich vom weiteren Beförderer zurückgeben, und dieser war besorgt, seine Auslage wieder zu erhalten, achtete also schärfer auf den Brief.

Die Boten, welche es sich, um einen Verdienst zu sichern, zur Aufgabe machten, auch Briefe zu befördern, ließen sich 1 Schilling ($7^1/_2$ Pf.) dafür zahlen, bezeichneten die Zahl mit Rotstift auf dem Briefe und ließen sich ihn unterwegs, wo sie glaubten, daß Gelegenheit zur Ablieferung vorhanden sei, zahlen. So lief der Brief von Hand zu Hand, oft von Dorf zu Dorf, ehe er ans Ziel gelangte, immer aber als Pfand für den ausgelegten Schilling. — Paket- und Geldsendungen kamen selten vor und waren durch Formalitäten und Umstände recht erschwert. In den Städten an den recht einfach eingerichteten „Posthäusern" wurde nur zu bestimmten Stunden des Tages Briefe und Sendungen entgegen genommen; versäumte man diese, dann mußte man einen guten Freund in der Stadt um die Besorgung an die Post bitten (Briefkasten gab es nicht); doch hatte das seine Schwierigkeit, da man das Porto, das nach Gewicht und Entfernung berechnet wurde, oft im voraus nicht wissen konnte.

Ein paar Erfahrungen, die ich in den 40er und 50er Jahren mit der Post gemacht, mögen zur Beleuchtung der damaligen Verhältnisse hier Platz finden:

1. Es war im Jahre 43 oder 44. Ich wurde von meinem Pastor — dem ich häufig als Bote diente — mit verschiedenen Papieren nach dem Amthause in Schleswig geschickt. — Ausgerüstet wurde ich für diesen 3 bis 4 Stunden weiten Gang, der somit 6 bis 8 Stunden in Anspruch nahm, mit einer Umhängetasche für die Briefe, einem tüchtigen Butterbrot und 1 Schilling, zur Stärkung unterwegs. — Eine Dame des Hauses gab mir einen Brief nach Kopenhagen mit, den ich auf der Post abgeben sollte, und für den ich 10 Schilling (75 Pf.) als Porto mit erhielt. — Als nun auf dem Amthause die Briefe abgegeben und die Antwort eingesteckt war, ging es nach dem etwas entfernten Posthause. Hier saß bei meinem Eintritt auf die Vordiele ein Mann hinter einem kleinen Fenster an seinem Tische. Es war also glücklicherweise noch „Postzeit"! — Ich gab den Brief ab. Der wurde sorgfältig gewogen, das Porto langsam berechnet, und — das Fenster öffnend — verlangte der Herr 12 Schilling! Ich hatte aber nur 10 und 1 Zehrschilling, den ich gespart hatte, wo aber den zwölften hernehmen? Ich nahm also den Brief wieder mit nach Hause!

2. Es war 1849 oder 50. Ich sollte eine Nachricht an einen Präparanden senden, der in der Nähe von Kappeln auf einem Hofe Hauslehrer war. Ich wohnte unweit Flensburgs. Der Brief lief nun von Dorf zu Dorf und kam endlich in Kappeln an den Hofbesitzer. Dieser warf ihn in seinen Stuhlkasten, vergaß ihn aber hier. Erst als ungefähr nach einem halben Jahre einmal der Wagen gründlich gereinigt werden sollte, fand sich der Brief. Ich erhielt ein ganzes Halbjahr nach der Absendung eine Antwort; für die betreffende Angelegenheit natürlich viel zu spät!

3. Es war 1853. Ich war in Segeberg auf dem Seminar. — Für die Sommerferien, die damals etwas später als jetzt, ich meine Mitte August, be-

gannen, wollte ich meine und eines begleitenden Freundes Ankunft u. s. w. nach Hause — in Angeln — melden. Der Brief ging etwa 4 Wochen vorher ab. Er kam nach Schleswig in die gewohnte Wirtschaft, wo aber, weil es Erntezeit war, wenig Landleute verkehrten. Ein Bote nahm sich des Briefes an und legte ihn in einem reichlich 1 Stunde vom Bestimmungsort entfernten Dorfe ab. Von hier wanderte der Brief langsam weiter, bis er etwa bis 1/2 Stunde nahe kam und wieder liegen blieb. Ein Bekannter findet ihn dann, vergißt aber die Mitnahme, erinnert sich des Briefes jedoch später, läßt die Nachricht von dessen Vorhandensein gelegentlich nach Hause kommen, und nun muß mein jüngerer Bruder fort, ihn zu holen. — Als ich am bestimmten Tage von der einen Seite auf den elterlichen Hofplatz trete, kommt mir mein Bruder mit dem Briefe von der andern Seite entgegen!

Alte Flensburger haben mir erzählt, daß in den 30er Jahren eine Frau mit ihren Knaben das Austragen der Briefe in der ganzen Stadt besorgte und dabei lange nicht genügende Beschäftigung fand. — Jetzt hat ein ganzes Heer von Briefträgern damit vollauf zu thun!

Ein noch lebender, über 80 Jahre alter Mitbürger hat mir ein Exemplar des „Altonaer Mercur“ gezeigt, welches die dänischen Ochsentreiber von Hamburg mitgebracht hatten. Diese brachten nämlich auf ihrer Rückreise — zu Fuß — Zeitungen und andere Postsachen mit, die dann schneller als mit der Post an ihre Bestimmung gelangten, denn die Post fuhr selten, ich meine nur einmal in der Woche.

Wie würde uns heute eine solche Postbeförderung vorkommen, und wie wenig könnte die uns jetzt nützen! Die Fortschritte auf diesem Gebiete während der letzten 2—3 Jahrzehnte sind ganz besonders groß und augenfällig.

J. J. Callsen, Flensburg.



Een Geschicht ut de Slacht bi Sehstedt.

Vertellt von een, de dar mit bi west is.

De Truppendeel, wo ik bi stunn, hör bi unsen Rüggmarsch von Lübeck to de Nadraff. Wi harn von de Fiend bannig veel to liedn, denn he weer uns ümmer op de Hacken, und mennigmal harn wi uns leewe Not, dat wi man wegkeem, wenn wi ni ümgan un gefangn nam warn wulln. De Dag vær de Slacht bi Sehstedt har de Fiend uns weller männigen Schawernack spält, un 't weer all düster, as wi an de Kanal keem. Leider keem wi awers to lat, denn de Brüggen weern all afbrennt, un wi kunn ni mehr æwer kam. Nu wer gude Rat düer; denn de Kanal weer vær uns und de Fiend achter uns. Awer wi gewen de Hoffnung ni up. Wi schicken een Parlamentär an de Fiend af, de na de Bedingungen vær de Æwergaw fragn sull, egntli awer blot, um em en beeten hintoholn; denn to glieker Tied weern wi bi un drogen ut dat Dörp, wo wi weern, all dat Holt tosam, Schündœrn, Husdœrn, Wagn un Fleken, un maken uns dar een grot Flott von. Darmit keem wi denn ok würkli æwer de Kanal. Uns Parlamentär keem ok noch eben to rechter Tied torügg, dat he ok noch mit rœwer keem. De anner Dag weer de Slacht bi Sehstedt, un de Herr Oberst, mit de uns' Kapitulation verafredt weer, har dat Unglück, in uns' Gefangenschaft to geradn. Hier dreep he weller op uns' Parlamentär, de he recht grimmi anredn de: „Na, Se sünd hier?“ „Jawull, Herr Oberst, Se sünd ok ja all hier!“ weer de prompte Antwort. (Eingesandt von Henningsen in Lottorf.)

An meine Frau.

Von **Klaus Groth.***)

Die Sehnsucht im Gemüte
Sie zog mich groß,
Zu spät nun fällt die Blüte
Mir in den Schoß.

Dem mutigen Verlangen
War's hart versagt,
Nun faßt es mich mit Bangen,
Das Herz verzagt.

Gehoffet und geharret!
So hieß das Wort.
Ich bin im Kampf erstarret,
Der Baum verdorrt.

Ach, löse nicht das Sehnen!
Es ist mein Los!
Statt Blumen fallen Thränen
Dir in den Schoß.

* * *

Regentropfen aus den Bäumen
Fallen in das grüne Gras,
Thränen meiner trüben Augen
Machen mir die Wange naß.

Wenn die Sonne wieder scheinet,
Wird der Rasen doppelt grün,
Doppelt wird auf meinen Wangen
Mir die heiße Thräne glühn.

* * *

Nun sei du groß! Nun blicke du nicht
Zur Erde mehr in dies bleiche Gesicht,
Blick' auf! wie die Sterne ewig, klar,
Bleibt dir das liebliche Augenpaar.

Sie bleibt, der Stimme süße Gewalt,
Und ob sie nimmer auf Erden erschallt,
Im Herzen bleibt die freundliche Macht,
Und die Zeit kommt, wo sie dir wieder lacht.

Und wenn sie nicht käme: so ist dein Schmerz
Dir heiliger für dein Mutterherz:
Dann wahre ihn dir, doch wahre ihn rein,
Und irdisches Weh laß nicht mit hinein.

Blick' auf! was hier dein Herz verlor,
Es schwebte als Engel zum Licht empor,
Es winkt dir hinauf, es lächelt herab:
Laß der Erde drunten denn Tod und Grab.

Mitteilungen.

1. Zur Mitteilung des Herrn J. Schwarz-Windbergen betreffend eine Münze zur Erinnerung an den 5. April 1849.

a. In Nr. 10 unserer Monatsschrift „Die Heimat" berichtet Herr J. Schwarz-Windbergen unter Mitteilungen über ein Gedenkzeichen der Schlacht bei Eckernförde am 5. April 1849 und bittet um weitere Auskunft hierüber. Außer vielen andern Gedenkzeichen an diesen für unsere Armee so ruhmreichen Kampf, angefertigt aus dem Material der Schiffe, Kugeln, Bombenstücke 2c., wurde auch die beregte Denkmünze aus Kupfer und gelbem Metall, angeblich Kanonengut, geschlagen. Ein edler Stifter ist wohl kaum hierbei im Spiel gewesen, da diese Denkmünze vielerwärts im Handel und in den Läden für wenige Schillinge zu kaufen war, somit als Auszeichnung für tapfere Krieger nicht wohl gedient haben kann.

Rönnerholz bei Kiel. Pagelsen.

*) Die obenstehenden Gedichte, bisher ungedruckt, sind von dem hochverehrten Dichter in liebenswürdigster Weise der „Heimat" zur Verfügung gestellt worden. Sie gehören zu den Gedichten, die an seine Frau gerichtet sind (Ges. Werke, Bd. 4, S. 233—267), und werden in die demnächst erscheinende dritte Auflage aufgenommen werden. Ld.

b. Zu den Angaben und Fragen des Herrn Schwarz in Windbergen über die zur Erinnerung an den Kampf und Sieg bei Eckernförde geprägte Denkmünze teile ich mit, daß nach der Bergung des Wracks und der Trümmer des in die Luft gesprengten dänischen Linienschiffes „Christian VIII." ein Teil des in Menge vorhandenen Kupfers und Messings (Bolzen, Geräte, Beschläge u. dergl. mehr) zur Herstellung von zahlreichen Andenken, als Fingerringen, kleineren Geräten, Widmungsplatten und vielen Münzen verwendet worden ist. Der Denkmünzen giebt es eine ganze Zahl verschiedener Arten, die sich durch ihre Prägung, wie bei gleicher Prägung durch ihre Größe unterscheiden. In der „Historischen Ausstellung" in Kiel 1896 waren schon 5 verschiedene dieser Stücke vertreten, die in Vereinigung mit den übrigen dort ausgestellten Münzen in einer Photographie auch der „Historischen Landeshalle" in Kiel erhalten sind. Der Avers zeigt bei allen die Darstellung einer Episode aus dem Kampfe: 1) die stolzen Schiffe mit wallendem Danebrog im Feuer mit den beiden Schanzen, 2) das Auffliegen des „Christian VIII.", 3) die schwimmenden rauchenden Trümmer dieses mit stolzester Hoffnung ausgesandten feindlichen Schiffes neben der eroberten „Gefion." Mehrere im Avers verschiedene Arten tragen auf dem Revers die von Herrn Schwarz in Nr. 10 der „Heimat" mitgeteilte Inschrift nebst der Umschrift: »DEN TAPFEREN DEUTSCHEN KRIEGERN GEWIDMET.« Einige dieser Münzen, von welchen ein Exemplar in der „Historischen Landeshalle" ausgestellt ist, enthalten zugleich Angaben über ihre Herkunft und ihre Stifter. Auf dem Avers derselben steht unter dem Bilde in kleiner Schrift: AUS KUPF(ER) V(ON) CHRIST(IAN) VIII. und am oberen Rande die Umschrift: »VON DEN JUNGFRAUEN ECKERNFÖRDES.« Beide Erklärungen dürften vielleicht auf alle mit obiger Widmung versehenen Münzsorten zu beziehen sein. Ob diese Erinnerungszeichen auch als Auszeichnung für besondere Verdienste verliehen worden sind, habe ich in meiner Vaterstadt Eckernförde nicht erfahren können. In den Kriegsjahren sind die Münzen dort in Menge vorhanden und käuflich gewesen, scheinen jetzt aber spärlich oder doch sehr verteilt zu sein, ist doch in der „Historischen Landeshalle" auch nur ein Exemplar vorhanden. F. Lorentzen, Kiel.

c. Soweit meine Kenntnisse ausreichen, will ich die gegebene Mitteilung ergänzen. Es sind zur Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde eine Anzahl verschiedener Münzen geprägt worden aus Kupfer, Messing und Britannia-Metall. Die meisten derselben sind einfache Denkmünzen, die als Schaustücke zur Erinnerung an den 5. April 1849 geprägt und als solche an das Publikum verkauft wurden. Die unten unter Nr. II angeführte Münze ist den Teilnehmern des Kampfes von den Jungfrauen der Stadt Eckernförde gewidmet und geschenkt worden. Nur eine der mir bekannten Münzen ist mit einem Ring an einem metallenen Bande befestigt, ist also augenscheinlich dazu bestimmt gewesen, auf der Brust getragen zu werden. Ob zur Anfertigung dieser Münzen Metall vom Linienschiff, etwa von den Kanonen gebraucht worden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, doch ist es nicht unwahrscheinlich, da man zahlreiche Briefbeschwerer in Gestalt von kleinen Kanonen, auch andre Sachen fast fabrikmäßig in Eckernförde aus dem Material des zerstörten Schiffes herstellte. — Daß auf mehreren Münzen sich die Inschrift findet „Den tapferen deutschen Kriegern gewidmet" soll nicht etwa andeuten, daß die Münzen für die auch am Kampfe beteiligten Truppen des Herzogs von Coburg-Gotha hergestellt sind, sondern die kämpfenden Schleswig-Holsteiner waren deutsche Krieger, wehte doch auf den Schanzen die schwarz-rot-goldene Fahne.

Ich lasse eine Beschreibung der mir bekannten Münzen folgen:

I. Original in Kupfer, Durchmesser 32 mm.

Avers: Links im Vordergrunde die Südschanze mit Fahne und Pallisaden, auf dem Wasser das brennende Wrack „Christian VIII.," dahinter die „Gefion" mit deutscher Fahne.

Revers: Umschrift: DEN TAPFERN DEUTSCHEN KRIEGERN GEWIDMET.
Mitte: ZERSTÖRUNG D. DÄN. LINIENSCHIFFES CHRISTIAN VIII. UND EROBERUNG DER FREGATTE GEFION. ECKERNFÖRDE, 5. APRIL 1849.

II. Original in Kupfer, Durchmesser 32 mm.

Avers: Ebenso wie I, doch mit der Überschrift:
VON DEN JUNGFRAUEN ECKERNFÖRDES.

Revers: Ebenso wie I.

III. Original in Kupfer, Durchmesser 32 mm.

Avers: Links im Vordergrund die Südschanze mit 4 Kanonen, auf dem Wasser die beiden Schiffe, „Christian VIII." im Moment der Explosion, im Hintergrunde die Stadt mit der Kirche, rechts die Norderschanze. Graveur: Löwenstein.

Revers: Ebenso wie I und II.

IV. Original in Kupfer, auch in Britannia-Metall vorhanden, Durchmesser 39 mm.

Avers: Im Vordergrunde beide Schiffe auf bewegter See, rechts im Hintergrunde die Norderschanze.

Revers: Die Mitte zeigt ein Wappenschild (schwarz-rot-gold).
Umschrift: GROSSER SIEG DER DEUTSCHEN ÜBER DIE DÄNEN BEI ECKERNFÖRDE 1849.

V. Original in Kupfer, Durchmesser 24 mm.

Avers: Links im Vordergrund die Südschanze mit Fahne und Pallisaden, auf dem Wasser das brennende Wrack und die „Gefion." Das Bild ist dem von Nr. I ähnlich.

Revers: In der Mitte befindet sich ein Kleeblatt.
Umschrift: V. D. LINIENSCHIFFE CHR. VIII. ECKERNFÖRDE, 5. APRIL 1849.

VI. Original in Messing, Durchmesser 23 mm; an der Münze befindet sich ein Messingstreifen mit schwarz-rot-goldenen Farben.

Avers: Zwei Schiffe auf dem Wasser, am Strande Truppen. Rechts aus dem Walde marschieren Soldaten mit einer Fahne, voran ein Reiter, vermutlich Herzog Ernst. Überschrift: ECKERNFÖRDE; Unterschrift: D. 5. APRIL.

Revers: ANDENKEN AN DIE GEFALLENEN DEUTSCHEN HELDEN.

Eckernförde, den 1. Oktober 1897. Willers Jessen.

2. Turm zu Schleimünde. Jensen berichtet in seiner kirchlichen Statistik (S. 1373): „Bei Schleimünde war früher eine Burg oder ein Kastell, wovon noch einige Ruinen (Gammelborg) übrig sind, die es erkennen lassen, daß die Feste vornehmlich in einem runden Turm von etwa 80 Fuß im Durchmesser bestanden. Bei dieser Feste ist ein Handelsort gewesen, eine Stadt, wie man sagt, die sich aber in der Folge gegen den Andrang des Wassers nicht halten konnte. Östlich von den Ruinen ward 1802 auf dem Meeresgrunde bei sehr niedrigem Wasserstande ein Kirchhof entdeckt, und es finden sich Särge von Eichenholz. Die hier gewesene Kirche, die übrigens in keinem Register vorkommt, soll der Sage nach auch von den Bewohnern des Dorfes Hörmark besucht worden sein. Man zeigt wenigstens noch den Hörmarker Kirchsteig." (Vgl. auch Haupt, Bau- und Kunstdenkmäler, I. S. 187.)

Vielleicht steht dazu folgende Mitteilung in Beziehung: Über dem Chor der Schwansener Kirche zu Karby findet sich, äußerlich nicht erkennbar, ein turmähnlicher Dachstuhl. Dieser soll nach einer dort in den siebziger Jahren noch bekannten Sage von einem Kirchturm bei Schleimünde stammen.

3. Sage von einer Spinnerin unter der Brücke. Zwischen Kisdorf, Ulzburg und Henstedt fließt ein kleines Bächlein, die „Kranbek." Es ist bei Kisdorf und zwischen Ulzburg und Henstedt überbrückt. Unter diesen Brücken sitzt zur Mitternachtstunde ein altes Weib mit eisernem Spinnrad und spinnt einen glühenden Faden. Trifft sich's, daß zu dieser Zeit jemand über die Brücke kommt und die Spule voll ist, so muß er sie abhaspeln.

Holm bei Ütersen. Eschenburg.

4. Zur Naturgeschichte der Salzwasserfische. Der Mitteilung des Herrn Th. Lund über das Vorkommen des Herings und der Flunder im Windebyer Noor bei Eckernförde gestatte ich mir Folgendes hinzuzufügen. Beim Befischen des Noors nach Aalen und Süßwasserfischen wurden in den dabei benutzten Zugnetzen an den verschiedensten Fangplätzen auch Heringe gefangen und zwar manchmal in einem einzelnen Zuge 3 bis 4 Wall. Noch immer befinden sich Heringe unter dem Fange, jedoch nimmt die Zahl sehr ab. Nach Ansicht eines seit Jahren bei der dortigen Fischerei beschäftigten älteren Fischers findet immer noch eine Fortpflanzung der Heringe im Noor statt, da auch junge Fische angetroffen werden. Die Heringe bleiben nur klein und werden wenig größer als Sprotten. Frisch aus dem Wasser geholt, scheinen sie äußerst voll und fett zu sein; aber der Sonne ausgesetzt oder im Räucherhause hängend, schwinden sie so, daß fast nur Haut und Gräten übrigbleiben. — Weniger auffallend ist das Vorhandensein der Flunder (plattd. Strufbütt). In Möbius u. Heincke, „Die Fische der Ostsee" heißt es: „Die Flunder geht weiter flußaufwärts als andere Plattfische und nährt sich im süßen Wasser hauptsächlich von Insektenlarven. Im Brackwasser, z. B. in der Schlei, wird sie besonders fett und wohlschmeckend." Die früher im Noor gefangenen Flunder waren vorzügliche Fische; die jetzt dort vorkommenden sind nur klein und mager und nehmen auch an Zahl ab, scheinen sich dort aber doch noch fortzupflanzen, da ein Zuzug vom Hafen ausgeschlossen erscheint. Versuche, Goldbutt und Flunder ins Noor einzusetzen, hatten vor mehreren Jahren das Resultat, daß diese Fische schon nach einem Jahre sehr abgemagert und erblindet waren. — In letzter Zeit ist unter den Fischen im Noor ein dort neuer Fisch öfterer gefunden worden, der Stint, der z. B. auch in der Schlei laicht und in und bei den Flußmündungen der westlichen Ostsee sehr häufig ist.

F. Lorentzen, Kiel.

5. Verbreitung des Holsteiner Gesteins. Im ersten Jahrgang der „Heimat" (1891) wird auf S. 14 bemerkt, daß das Holsteiner Gestein in der Gegend bei Eckernförde selten zu sein scheine. Dazu kann bemerkt werden, daß sich ein großer Block dieses Gesteins auf dem südwestlich von Eckernförde liegenden Gute Windeby befindet und zwar in einer Tiefe von etwa 10 m am Grunde einer Mergelgrube auf der Koppel Schierkamp. L.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 12. Dezember 1897.

Die XI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel, im Sept. 1847.

Von Pastor Dr. **Stubbe** in Kiel.

Schon jetzt ist ein Aufruf an Schleswig-Holstein erlassen, der Erhebung des Jahres 1848 festlich zu gedenken. Auch die „Heimat" wird dann sicher auf dem Posten sein, geschichtliche Erinnerungen aufzufrischen, „Ideal und Leben" von 1848 und den Folgejahren lebendig ihrem Leserkreise vorzuführen.

In dem Gedanken an 1848 scheint in der Öffentlichkeit ganz vergessen zu sein, was bei uns 1847 mächtig die Herzen bewegte und damals in dem Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stand: ich meine die Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel, die vom 6.–11. Sept. unter dem Vorsitze des Grafen von Reventlow-Farve (1. Präs.) und des Forst- und Jägermeisters von Warnstedt (2. Präs.) gehalten ward. Der „Heimat," welche 1896 der allgemeinen Landesversammlung Raum gewährte, wird es anstehen, auch ein Erinnerungsblatt an die Zeit der großen deutschen land- und forstwirtschaftlichen Versammlung zu bieten, zumal uns dadurch zugleich ein Blick in die Stimmung gewährt wird, wie sie unmittelbar vor der Erhebung bei uns zu Lande herrschte.

Wenn man auf die äußere Anordnung des Kongresses sieht, so sagt man unwillkürlich: tout, comme chez nous. Neben den großen allgemeinen Sitzungen (es waren ihrer 5) halten einzelne Sektionen ihre Versammlungen ab (eine für Acker- und Wiesenbau, die zweite für Viehzucht, die dritte für landwirtschaftlich-technische Gewerbe, die vierte für Forstwirtschaft, die fünfte für Obst- und Gartenbau, die sechste für Naturwissenschaften). Eine Reihe von Drucksachen und anderen Festgaben wird den Gästen angeboten, eine große Zahl von Ausflügen veranstaltet (mehrere davon zu Schiff). In Verbindung mit dem Kongresse finden Sonderausstellungen statt, vor allem eine große Tierschau. Als Merkwürdigkeit führt man in Kiel — wie noch heute — den Binnenländern Kriegsschiffe vor (durch besondere Freundlichkeit des Königs werden zwei für die Festwoche

in die Föhrde beordert). Ein eigener Wohnungsausschuß (Fremdencomité) sorgt überreichlich für angemessenes Quartier; hier und da aber kommen — wie noch immer bei starkem Fremdenzufluß — Klagen wegen Überteuerung (weil man auf eigene Hand sein Glück versucht und nicht an den ortskundigen Ausschuß sich gewandt hat).

Alles aber tritt mit ursprünglicher Kraft und Frische auf. Von einer Kongreßmüdigkeit, die sich in der Gegenwart geltend macht, weiß man nichts. Die Festhalle (im Schloßgarten) ist (für 25 000 ℳ = 10 000 ℛ Courant) auf rund 2000 Personen berechnet; die Präsenzliste weist 2498 nach. (Aus Schleswig-Holstein stammen 1540 Teilnehmer, aus Österreich 27, Preußen 227, Sachsen 42, Hannover 73, Bayern 11, Mecklenburg 209, aus dem übrigen Deutschland 191, aus Dänemark 71 u. s. w.; 1732 Personen sind Land- und Forstwirte, 180 Kaufleute, 97 Fabrikanten und Handwerker, 489 anderen Berufes). 7 Mitglieder des schleswig-holsteinischen Herzogshauses nahmen an den Verhandlungen, z. T. auch an der Debatte teil, und „Seine Hochfürstliche Durchlaucht der Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg“ leitet persönlich die nach den Gravensteinschen Gütern gehende Exkursion. Die Beteiligung an der Kieler Versammlung ist größer als die der beiden vorhergehenden Jahresversammlungen zusammengenommen (Graz 1505, Breslau 951); die Zahl der Fremden ist fast doppelt so groß als in Graz, die Zahl der Einheimischen mehr als 500 größer. Wenn wir bedenken, daß der Beitrag für den Einzelnen satzungsgemäß auf 4 ℛ Preußisch oder 10 ℳ Lübisch festgesetzt war, — bei dem damaligen Geldwert eine ganz andere Summe als heute 12 M. — und die Kosten erwägen, die ein einwöchiger Aufenthalt in Kiel bringen mußte, dann würdigt man erst voll den Besuch der Versammlung. Das Fachinteresse genügt nicht zur Erklärung; wir müssen das Nationalgefühl mit in Anrechnung bringen. Die Teilnahme für Schleswig-Holstein zieht die Auswärtigen, — das Bewußtsein, Gäste aus Alldeutschland bei sich zu haben, regt die Hiesigen an. — 35 Vereine oder Behörden lassen sich vertreten, darunter 7 österreichische. (Einer davon ist der landwirtschaftliche Verein für das Königreich Ungarn!! Er hat 8 Mann entsandt. Ihr Redner erklärt unter Bravoruf der Versammlung, daß Ungarn durch eine tausendjährige Vergangenheit an Deutschland gekettet, dem deutschen Kulturgange gefolgt und den deutschen Völkerstämmen eng verschwistert sei. Nicht nur technisch, auch landwirtschaftlich sei Deutschland Ungarns Lehrmeister. „Heil und Segen Deutschland und seinen Fürsten! Schöne, große ungetrübte Zukunft aber den Herzogtümern Schleswig und Holstein! — Tempora mutantur.) Durch die Ausflüge zieht der Kongreß seine Kreise fast über das ganze Land. Außer der forstwirtschaftlichen Besichtigung werden 16 landwirtschaftliche Exkursionen gemacht. Sechs (oder wenn man die Berührung von Osterrade mitrechnet) sieben gehen hinein ins Schleswigsche; u. a. werden Gravenstein und Noer besucht. In Holstein wird

des Ostens, wie des Mittelrückens und der Marschen gedacht, Howacht-Glückstadt, Rendsburg-Elmshorn sind die äußersten Punkte. Die Forstwirte kommen sogar bis Friedrichsruh. Die Exkursionen gestalten sich zum Teil geradezu zu Triumphzügen. Die Berichte sind voll davon, wie freundlich, ja begeistert allenthalben die Aufnahme gewesen sei. Durch das Amt Rendsburg werden die Ausflügler von einer berittenen Ehrengarde junger Bauernsöhne geleitet; in Todenbüttel nehmen sie teil an dem großen Erntefeste des Amtes. Bei der Beschreibung verschiedener Exkursionen werden Festjungfrauen erwähnt; allenthalben wird festlicher Reden, des Jubels der Gesamtbevölkerung und der empfangenen Gastlichkeit dankbar gedacht.

Als Festgaben (und zugleich Hauptquellen für den, der sich die Ergebnisse der Versammlung vergegenwärtigen will) nenne ich hier: „Beiträge zur land- und forstwirtschaftlichen Statistik der Herzogtümer Schleswig und Holstein" von den beiden Vorsitzenden, „Wegweiser durch die Herzogtümer Schleswig und Holstein" von Wilhelm Hirschfeld, „Kurzgefaßte Charakteristik der Bauernwirtschaften in den Herzogtümern Schleswig und Holstein" von Direktor Lütgens-Rendsburg, „die Bodenbildung der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg" nebst geognostischer Karte von Prof. Forchhammer-Kopenhagen, „die kyklopischen Mauern Griechenlands und Schleswig-Holsteins Gränzmauern" von Prof. Forchhammer-Kiel, amtlicher Bericht über die XI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel, redigiert von Hirschfeld und Carstens. Außerdem werden der Versammlung gewidmet: „Beiträge zur Geschichte der Schleswig-Holsteinischen Landwirtschaft" von Prof. Dr. Falck. Während der Sitzungen erscheint ein „Tageblatt der XI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte." Jeder Teilnehmer erhält eine Medaille, deren manche wohl noch heute in den Familien unseres Landes als wertvolles Erinnerungsstück bewahrt wird. — Die hier vorgelegten statistischen Arbeiten sind die ersten dieser Art in den Herzogtümern.

Um die Unkosten des Festes zu decken, reichen bei weitem nicht die Beiträge der Festgenossen. Aus dem gemeinschaftlichen Fonds der adligen Güter und Klöster sind bereits Umschlag 1847 dem Vorstande bis zu 20000 ℛ schleswig-holsteinisch = 25000 ℛ preußisch zur freien Verfügung gestellt; seitens des Königs werden dem Vorstande 15000 Reichsbankthaler (11250 ℛ preuß. Crt.) und einer Anzahl von Unterforstbeamten zum Besuche der Versammlung 2000 Reichsbankthaler (3000 ℛ preuß. Crt.) bewilligt. Damals giebt es also noch — wie auch die Entsendung der Kriegsschiffe bezeugt — trotz der bereits früher, vor allem 1846, hervorgetretenen Konflikte ein Zusammenwirken von König-Herzog und Land.

Die Tagesordnung ist so, daß sie im allgemeinen ohne weiteres für eine ähnliche Versammlung heutzutage übernommen werden könnte, — einerseits ein Zeichen dafür, daß man recht ins Leben hineingriff, — anderer-

seits dafür, daß eine endgültige Lösung der Probleme damals nicht gefunden wurde. — In den allgemeinen Verhandlungen liegen folgende Fragen[1]) vor: 1. Mittel gegen die Kartoffelkrankheit. 2. Die zweckmäßigste Unterstützung landwirtschaftlicher Arbeiter zu Zeiten der Teurung. 3. Vorteil oder Nachteil der Parzellierung größerer Güter; Erb- oder Zeitpacht? 4. Verbreitung der dem kleineren Landmann notwendigen Kenntnisse unter der Jugend. 5. Einfluß der Zollgesetzgebung Englands auf die deutsche Landwirtschaft. 6. Stehen Fabriken und Manufakturen den landwirtschaftlichen Interessen entgegen, oder werden diese durch erstere gehoben? 7. Berechtigung der Klage über den Verfall der dienenden Volksklasse in Deutschland und Mittel zur Besserung. (Das letzte Thema war auch von Erzherzog Johann als Preisaufgabe gestellt. Die Lösung sollte mit 100 Dukaten belohnt werden.) Aus den Verhandlungen der Sektionen greife ich nur einzelnes heraus: a. betr. Acker- und Wiesenbau: Wiederholung des Mergelns. Drainierung. Die Bedeutung der Knicke. b. betr. Forstwirtschaft: Erhaltung edlen Laubholzes gegenüber der Zunahme des Nadelwaldes. Folgen der Entwaldung. Bewaldung von Sand-, Haide-, Moorflächen. Welche Holzarten widerstehen am besten dem Seewinde? c. betr. Obstbau: Obstbäume an den Rändern der Felder. Obstpflanzungen an Wegen. — — Es führt uns hier zu weit, auf den Gang der Verhandlungen des genaueren einzugehen; andeutungsweise bemerke ich zu 1. Die Erfindung eines Stockmietenthermometers wird vorgelegt, die Bereitung von Kartoffelmehl empfohlen, auf die Herstellung von Kartoffelbrot hingewiesen, auch für Kartoffelbier Propaganda gemacht. Als Kartoffelersatz werden Pferdebohnen und Mais genannt. Zu 2. Der Hauptredner wendet sich aus national-ökonomischen Gründen gegen staatspolizeiliche Überwachung und Beschränkung des Kornhandels durch Wuchergesetze und Staatsmagazine. 3. Es wird für Einrichtungen gesprochen, welche der ländlichen Arbeitsklasse ein Anteil am Grundeigentum sichern; Erbpacht zieht man der Zeitpacht vor. Zu 7. Ein allgemeiner Verfall des Gesindes wird bestritten. Erinnert wird an das Wort: „Wie der Herr, so der Knecht." Nicht nur die Dienstboten, sondern auch die Herrschaften sind anders geworden. Es giebt, sagt der Hauptreferent, nur zwei Mittel, der Entartung der Knechte vorzubeugen: das eine, daß wir aufhören, selbst Knechte zu sein, das andere, daß dem Arbeitskapital des Knechtes ein größerer Anteil am Lohne gewährt werde.

Mehr als die wirtschaftlich-technische und nationalökonomisch-soziale Seite der damaligen Versammlung interessiert wohl die meisten Leser angesichts des Jahres 1848 der nationale, der politische Hintergrund jener Tage. Es handelt sich um eine deutsche Versammlung; Schleswig und Holstein (oder, wie es so oft in den Kundgebungen jener Tage heißt,

[1]) Ich kürze die Einzelformulierungen.

Schleswig-Holstein) nehmen daran teil als deutsche Lande. Das ist die Thatsache, welche alle Herzen erfüllt.

Als Graf Reventlow-Farve zu Graz namens der „Generaldirektion der Schleswig-Holsteinischen Landwirtschaftlichen Vereine“ den Beschluß, im nächsten Jahre in Kiel zu feiern, freudig begrüßt, schließt er mit den Worten: „Wenn wir des gemeinschaftlichen Vaterlandes wackere Bewohner mit seinen Alpen, Gebirgen und den hohen Felsen anstaunen, worauf der deutsche Riese thront, so mögen Sie in unseren Wäldern und Hainen, abwechselnd mit Fluren und Kornsaaten, umspült von Meeresflut, beschützt, bewacht durch des Schöpfers milde Hand, die Stirne des deutschen Riesen gewahren.“ „Ja, meine Herren, ein Land, bewohnt von deutschen Männern, deren kräftiger Händedruck Sie herzlichst willkommen heißt,“ sagt er dann in seinem Kieler Einleitungswort zur Festversammlung.

Die Festgaben behandeln Schleswig und Holstein als eine Einheit. Bezeichnend ist, daß bei den einzelnen Ämtern in den „statistischen Beiträgen“ nicht nur Volkssitten, Aberglaube, Sinn für Lektüre, Charakter u. dgl., sondern auch regelmäßig der Sinn fürs Gemeinsame, die Kenntnis der vaterländischen Geschichte, Kenntnis und Sinn für die Verfassung erörtert werden.

Auf der Mitte der Festhalle prangt die Landesfahne; rings um dieselbe wehen die Fahnen der deutschen Bundesstaaten. Manche Mitglieder der Versammlung sind hierüber unzufrieden und erblicken darin eine Zurücksetzung Schleswigs und ein königliches Machtgebot. Es werden Versammlungen deswegen gehalten. In der dritten allgemeinen Sitzung kommt die Angelegenheit zur Sprache. Erst als der Präsident feierlich erklärt: „daß es zwei deutsche Männer sind, welche dieser Versammlung deutscher Männer, zu deren Förderung der Landesfürst so wesentlich beigetragen hat, vorstehen. Es ist kein Gebot und kein Verbot, welches uns bindet, sondern die freie Überzeugung, so wahr ein Gott im Himmel ist,“ — erst da können alle „als deutsche Brüder in Einigkeit“ die Verhandlungen fortführen. — Das Innere der Festhalle schmückt an der großen Wand hinter dem Platze des Vorstandes in der Mitte das Wappen des Landesherrn mit dem Wappen der Herzogtümer Schleswig und Holstein an der Seite.

In den Versammlungen selbst herrscht deutscher Geist. — Soweit dem Könige ein Hoch gebracht wird, setzt man ausdrücklich hinzu: „Herzog von Schleswig- (und) Holstein.“ „Eine Verbrüderung deutscher Männer zur Beförderung vaterländischer Wohlfahrt und Wissenschaft“ heißt die Versammlung in einer Begrüßung der ersten Sitzung.

„Vereintes Wollen giebt die wahre Stärke,
drum reicht, ihr deutschen Männer, euch die Hand.
Ein dreimal Heil: zu unserm Tagewerke!
Ein dreimal Heil dem deutschen Vaterland.“

In der letzten Sitzung erhebt sich Schultze-Jena: „der Geist der deutschen Einigung ist der Grundstein, worauf unser Gebäude gebaut ist," und Reventlow-Farve endet mit einem Worte des Dankes, „auf daß es erschalle, soweit die deutsche Zunge klingt, sei es am Gestade des Meeres, sei es, wo die ewigen Firnen glänzen."

Nicht anders ist es bei den Festlichkeiten und Exkursionen. Der Herzog, deutsche Freiheit, die Herzogtümer, die Begründer eines freien Bauernstandes — erhalten manches Lebehoch. „Wahren wollen wir das überkommene Erbgut unserer Väter: Deutsche Einheit, deutsche Sprache, deutsche Treue, deutschen Mut, deutsches Recht und deutsche Freiheit" — so dankt namens der Propsteier Lehrer Jensen deutschen Gästen für ihren Besuch. In Angeln bietet man den Ausflüglern ein schönes dichterisches Willkommen; 2 Verse zitiere ich:

„Kommt her und schaut, wie wir das Land,
wie wir die Forsten bauen,
daß enger noch der Einheit Band
umschlinge Deutschlands Gauen.

Wir stehn hier an der Grenze zwar
vom teuren deutschen Lande,
doch weichen wir nicht um ein Haar,
wenn ihm droht Schimpf und Schande."

— — Es ist ein schönes Fest gewesen — der Kongreß deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel. Wenn man die Verhandlungen jener Tage durchsieht, so hat man seine Freude an dem jugendfrischen, deutschbegeisterten Zug, der durch alles hindurchzieht. Die Kriegsunruhen von 1848 haben manche friedliche Frucht, die wohl aus den wirtschaftlichen Anregungen der Versammlung hätte ersprießen können, verkümmern lassen, aber die Stärkung, welche unser Vaterlands- und Rechtsgefühl 1847 empfing, — das Bewußtsein, mit Alldeutschland eins zu sein — die kamen der nationalen Erhebung von 1848 mit zu gute, und wir haben in unserer Zeit alle Ursache, auch der Männer von 1847 dankbar zu gedenken.



Aus den Briefen eines dänischen Offiziers.

(Schluß.)

2. Oktbr. Jetzt gehe ich zum Korps. Der General soll auf Moen sein, wohin ich mich wende. Heute suche ich einen Generalitätspaß zur freien Beförderung, da ich meinen Kammerpaß habe abliefern müssen.

4. Oktbr. Einen Paß zur freien Beförderung nach den Provinzen erhielt ich gestern, und morgen früh werde ich reisen. Wo das Korps anzutreffen sei, weiß ich bestimmt noch nicht; der eine sagt in Laaland, der andre in Falster, ein dritter in Möen.

Kiöge, 5. Oktbr., mittags auf der Reise.

Im Rothschilder Krug änderte ich meinen Reiseplan, da ein Seeoffizier mir sagte, daß es noch möglich sei, bei Kallehave über nach Möen zu kommen. Diesen Weg versuche ich der Nähe wegen, indem der Hauptzweck bei jener Seetour über Fünen doch verfehlt würde.

Windbyeholt, 6. Oktbr.

Die ganze Küste Möen gerade gegenüber ist stark von den Engländern besetzt, die die Überfahrt verwehren. Ich muß daher noch eine Meile zurück am

Strande fahren, wo ich ein großes Boot erhalte, mit welchem ich hoch in See gehen und so nach Möen hinüber kommen kann, da keine englischen Fahrzeuge hier liegen.

In Kiöge sah ich gestern den Kampfplatz, wo die Landwehr vor 1500 Engländern geflohen war.

Später. Das war ein vergeblicher Versuch, und ich sehe mich genötigt, doch über Fünen zu gehen.

Die Stube in Kiöge war voll Bauern, die mich für einen Engländer hielten; ich trug noch die Leibjäger-Uniform. Die Dame von mittlerem Alter, ziemlich hübsch und sehr freundlich, nötigte mich in ein anderes Zimmer, wo ich Kaffee bestellte. Sie fing gleich von den Engländern an und rühmte sie sehr wegen ihrer guten Manneszucht; da sie nur drei Engländer gesehen, so hatte sie nichts von dem Drang des Krieges gefühlt. Dann kam sie auf das Gefecht bei Kiöge und erwog, ob man wohl jene Landwehr von den andern Inseln hätte zur Verteidigung Seelands gebrauchen müssen. Ich wurde so entrüstet über diese entartete Dänin, daß ich alle Mühe hatte, nicht unartig zu werden, und brach das Gespräch dadurch ab, daß ich bat, sie möge mir baldmöglichst meinen Kaffee besorgen, da ich Eile hätte.

Wenn eine solche Stimmung in der Nation herrscht, ist es da wohl wert, solche Menschen mit seinem Leben und Blut zu verteidigen? Anfangs wollte ich mit einem kleinen Boot gehen, allein dies ging nicht, da die Küste besetzt ist, neben welcher ich rudern sollte. Dann bemühte ich mich um ein größeres Boot, welches ohne Segel war, und dies konnte wieder nicht gebraucht werden. Ich fuhr also mit dem hiesigen Wirt, Herrn Green, nach Rosendahl, einem Gute, dem Grafen Danneskiold gehörig, wo sich der Verwalter, Herr Sonderup, alle Mühe gab, mir ein Boot mit Segeln zu verschaffen; aber die Bauern wollten sich nicht gutwillig zur Überfahrt verstehen. Indes war ich mit denen fertig geworden, aber es zeigten sich jetzt eine englische Brigg und ein Schoner, die zwischen Möen und Jungshoved ankerten und so jede Überfahrt verhinderten, da ich von Laxöe-Strand gerade über zu stechen dachte. Auch der Wind ist gerade entgegen, und ich mußte mein Vorhaben aufgeben. Morgen früh um 5 Uhr fahre ich von hier nach Nestved, Slagelse und Korsör, um übermorgen über den Belt zu gehen.

Korsör, 8. Oktbr.

Gestern saß ich von 6—8 Uhr auf dem Postwagen, hatte hier keine Ruhe. Das Wetter war lange neblig, dann regnete es, darauf Sonnenschein und endlich starker Wind. In Nestved waren ungefähr 30 Jäger und Husaren. Von da fuhr ich gerade hierher, ohne über Slagelse zu kommen, und sparte eine Meile. Als ich hier kam, erblickte ich zuerst Krebs und den Lieutenant Fries von den Husaren, der bei den Herrschaftsjägern Dienste gethan. Ersteren hatte ich schon längst über die Belte geglaubt, aber er hatte sich nicht entschließen können, sonst lag schon ein Paß für ihn fertig, als ich um den meinigen anhielt. Hier ist nun auch die Fahrt seit vorgestern mittag gesperrt für Passagiere, da Kammerherr Steen-Bille in der Uniform übergehen wollte. Dieser hat eine Stafette nach Kopenhagen geschickt, und von deren Zurückkunft erwarten wir alle unsere Bestimmung. In Nyborg liegen alle unsere zurückgebliebenen Hamburger Posten. Ob ich von Fünen nach Falster kommen kann, ist noch eine Frage. Wenn das möglich ist, so gehe ich nach Kiel zum Kronprinzen und erwarte seine Befehle. Nach allen Demonstrationen der Feinde ist es zu vermuten, daß sie Seeland verlassen werden, wie sie in der Konvention versprochen. Die Truppenverlegungen nach verschiedenen Seiten der Insel dienen wohl dazu, um sie einzeln einzuschiffen, da man von ihrer Gutwilligkeit zu einer neuen Expedition gegenteils überzeugt ist. Vermutlich

enthält die geheime Ordre, am 9. zu eröffnen, diese neue Expedition, die vor den Truppen verborgen bleiben soll, bis sie größtenteils eingeschifft sind. Diese Menschen unterhält und täuscht man mit allerhand Nachrichten. Hier z. B. macht man ihnen weiß, daß 60 000 Franzosen in Fünen zum Übergang bereit stehen, und die Franzosen fürchten sie mehr als alles.

Später. Erlaubnis zur Überfahrt erhalten wir nicht, dennoch wird es ohne Schwierigkeit gelingen. Von meinen Sachen und von Brock (dem Diener) werde ich mich aber trennen müssen. Kammerherr Bille hat Erlaubnis erhalten überzugehen, aber kein Passagier, da man keine Offiziere hinüber läßt und die Vermutung hat, daß hier Offiziere übergehen wollen. In unserer Verkleidung gelingt es vielleicht doch, hier über zu kommen, wenn nur erst der Wind günstiger ist, und der Postführer sucht Erlaubnis für alle Passagiere. Dieser Aufenthalt ist indes kostbar und die Ungewißheit unangenehm. Es regnet heute und weht stark. Hier in Korsör liegen ein Offizier und einige 30 Jäger, auch einige blaue Husaren. Es ist in diesen Tagen südöstlich von Seeland eine starke Kanonade gehört worden, man glaubt mit russischen Schiffen, da Rußland England den Krieg erklärt haben soll. Das wäre gut für uns.

Skielsör, 9. Oktbr.

So wie ich diesmal in Seeland herumstreife, wünsche ich nie wieder zu reisen. In unserm eigenen Lande sind wir genötigt, unsere Personen zu verleugnen. Die Überfahrt bei Korsör ist schwierig. Graf Trampe, Lieutenant im See-Etat, gab uns Anleitung und Adresse an einen hiesigen Kaufmann, von hier über die kleine Insel zu gehen. Dieser Mann besorgt uns alles, und sobald der Wind, welcher entsetzlich stürmt, günstig wird, gehen wir; da, wo wir abgehen, sind keine Posten und keine feindlichen Schiffe, wir können also von dieser Seite ohne Gefahr abgehen, wenn unser Aufenthalt hier nicht entdeckt wird, wo Jäger und Husaren liegen.

Der Vorschlag zu der Überfahrt hierselbst war uns in Korsör von Kammerherrn Bille geschehen, und er gab Graf Trampe den Auftrag, uns behülflich zu sein. Krebs machte gemeinschaftliche Sache mit uns und war entschlossen, nach vielem Überlegen, mit uns zu gehen. Als nun schon die Wagen bestellt waren, ließ er sich von dem Postführer, der die Posten nach Nyborg bringt, bereden und wollte nun nicht mit und suchte auch uns von unserm Vorhaben abzubringen. Indes hatte ich schon früher Fries einen Wink gegeben, auf ihn nicht zu bauen, da ich seinen Wankelmut kenne, und versprochen, mit Fries gemeinschaftliche Sache zu machen. Wir ließen ihn also sitzen und fuhren gestern Abend 6 Uhr hierher, wo wir 9½ Uhr eintrafen. Bei unserer Ankunft gingen wir gleich zu dem Kaufmann, der schon von allem unterrichtet war, mit uns zu den Fischern heute gehen und unsere Sachen herausfahren wird, sobald der Wind nur günstig ist. Mißglückt wirklich unser Plan hier, so steht uns der Weg über Korsör noch immer offen, wenn dort die Sperrung aufhören sollte, und wir haben dann doch alles gethan und versucht, was wir thun konnten, um unsere Pflicht zu erfüllen.

10. Oktbr. Ein wenig hat sich der Wind gelegt, ist aber noch immer konträr. Der Lotse setzt uns über nach Arröe, sobald es thunlich ist. Wir müssen uns in aller Geduld unser Schicksal ergeben, und mit Fries teile ich brüderlich; wir schlafen in einem Bett, essen, trinken gemeinschaftlich und waren ja auch Waffenbrüder bei Kopenhagen. Gestern schickte Krebs einen Expressen an uns und wollte wissen, ob wir hinüber kommen könnten. Zugleich hatte er wieder eine Nachricht, daß morgen die Überfahrt bei Korsör frei gegeben würde. Wir schrieben ihm, daß wir nur auf günstigen Wind warteten, um sogleich unter Segel zu gehen.

Unsere Ueberfahrt wird sehr langwierig werden. Wir müssen von Arröe

nach Langeland, und da nicht leicht nach Falster zu kommen ist, gehen wir nach Fünen und von da über den kleinen Belt gerade nach Kiel, bieten dem Kronprinzen unsere Dienste an, und wenn nichts mehr zu thun ist, so bitten wir ihn, wieder zur Matrikel zurückkehren zu dürfen.

Omöe, 11. Oktbr.

Bis hierher wären wir glücklich gekommen, und diesen Morgen früh um 7 Uhr schickten wir unsere Leute nach dem Hause des Lotsen, der uns übersetzen sollte und 1/2 Meile von Skielsör wohnt. Unsere Sachen waren schon gestern abend hingebracht. Um 8 Uhr gingen wir selbst aus der Stadt, wo wir zwei englische Jägerposten passieren mußten. Wir stellten uns, als ob wir spazieren gingen, und kamen glücklich durch, ohne examiniert zu werden, obgleich sie sehr nach meiner Mütze guckten. Da ich nämlich nach den Versicherungen des Generals Bielefeld frei auf meinen Paß durchzukommen glaubte, so nahm ich keine Zivilkleidung mit. Zum Glück hatte ich meinen alten grauen Oberrock an Bord gegeben, und so trage ich den jetzt und die Jägerkaske dabei ohne Feder. Bei dem Lotsenhause waren weder Schiffe noch Patrouillen zu sehen, und wir wurden in einem kleinen Boote in 1 1/2 Stunden nach Orgensöe gerudert. Hier trafen wir es so gut, daß wir mit dem dortigen Prediger, der jeden Sonntag nach Omöe geholt wird zum Gottesdienst, hierher gehen konnten. Er behielt uns zu Mittag, und um 2 Uhr gingen wir wieder in See. Das Boot war jedoch zu klein, um alle unsere Leute und Sachen zu fassen, wir mußten letztere daher zurücklassen, die mit einem Mühlenboot nachkommen sollten. Indes sahen wir eine Brigg westlich unter Segel gehen, die ihren Kurs zwischen den Inseln durch nahm, wo wir über sollten. Wir konnten aber eher überfahren, als sie uns erreichten, was auch geschah. Nun sind wir hier, aber der Wind ist ganz entgegen und zu stark, um nach Langeland, 2 Meilen, zu rudern. Wir müssen geduldig unser Schicksal erwarten. Indes passierte die Brigg unsere Insel und ging östlich von derselben vor Anker, wo sie noch liegt. Nun unsere Sachen. Das Mühlenboot hatte sie mitgenommen, und sie waren dem Ufer schon ziemlich nahe, als die Brigg sie bemerkte und ein Boot nach ihnen aussetzte. Schnell wandten daher die Schiffer und erreichten bei günstigem Winde Agersöe wieder. Alle Sachen wurden ausgeladen, und die Leute hatten nicht das Herz, sie hinüber zu führen. Endlich kam das Boot mit dem Prediger von hier wieder zurück, nahm unsere Sachen ein und brachte sie um 6 1/2 Uhr hier an Land. Die Bauern sind nun bange, uns über zu führen; es ist nur einer, unser Wirt, Ole Christensen, der es übernehmen will, uns bei günstigem Winde nach Langeland zu bringen. Wir haben Ursache, die größte Eile zu wünschen, da die Engländer hier öfter zur Jagd ans Land gegangen sind und die Brigg so nahe liegt. Vielleicht kommen sie morgen, und wenn wir dann entdeckt werden, bringen sie uns wenigstens zurück, wenn sie uns nicht eine Zeitlang auf den Schiffen behalten.

12. Oktbr., morgens. Das Wetter ist abscheulich, es stürmt und ist immer konträr; wollte dieser Wind in entgegengesetzter Richtung blasen, so kämen wir in einer Stunde nach Langeland. Wir haben hier ein elendes, dunkles Kämmerlein, ohne Fußboden, voll übler Gerüche. Und hier haben wir die Aussicht, noch mehrere Tage zu bleiben, wenn nicht der Wind sich ändert.

Heute wollen wir unsere Sachen verbergen, damit, wenn die Engländer ansetzen würden, wir selbst desto leichter ihnen entgehen. Vor einigen Nächten schliefen englische Offiziere in unserm Bett, die sich hier auf der Jagd verspätet hatten. Die Bauern erzählten uns eine lächerliche Manier von ihrer Jagd. Wenn sie nämlich nach einem Hasen geschossen haben, so werfen sie ihr Gewehr weg und laufen dem Hasen nach, um ihn einzuholen.

Nedergaard auf Langeland, 13. Oktbr.

Wir sind nun glücklich herüber und werden nun unbehindert unsere Reise fortsetzen. Die Einwohner von Omöe erklärten uns, sie könnten uns nicht überschaffen aus Furcht vor den Engländern. Diese Erklärung ließen wir uns schriftlich geben und mieteten dann ein paar Leute mit genauer Not für 35 dänische Thaler. Um 7 Uhr abends gingen wir an Bord eines kleinen Boots. Mir war nicht ganz wohl dabei, mich in einem so unsicheren Fahrzeuge den Wellen des Meeres zu vertrauen. Der Wind war konträr, wir mußten lange rudern. Endlich setzten sie Segel auf, um zu kreuzen. Die Leute waren nicht geübt im Segeln und nicht ganz sicher, wo wir uns befanden, und den Kompaß kannten sie nicht. Fries setzte sich also bei der Boussole und steuerte; bald aber wurde er krank, und so kam ich dazu. Fries hatte große Lust wieder umzukehren, und die Schiffer waren nicht abgeneigt dazu. Da wir aber einmal so weit waren, wollte ich nicht zurück und sagte, wenn die Schiffer es nicht etwa für unmöglich hielten, so müßten wir durchsegeln. Endlich drehte sich der Wind ein wenig nordwestlich, und wir konnten mit halbem Wind wieder Segel anspannen. Das Boot war leck, und oft mußte geschöpft werden. Endlich sahen wir die Küste von Langeland; nun waren wir den Engländern entkommen, die nicht so nahe bei dem Strand anlegen konnten, nur hatten wir noch unsere eigenen Strandwächter zu fürchten. Wir riefen in Entfernung: „wi er Danske Folk“ (wir sind dänische Leute), aber es antwortete keiner. Wir kamen an Land um 1 Uhr, es war keine Seele da. Wir gingen längs dem Strande und fanden einen Weg, der uns nach diesem Edelhof führte, Baron Kaas gehörig. Hier fanden wir die Thüren und Ställe des Hauses geöffnet und vermuteten, daß Engländer hier am Lande gewesen und geplündert hätten. Endlich kamen wir an ein Zimmer, aus dem uns Stimmen antworteten. Wir sagten, wer wir wären und erhielten sogleich trockne Kleider (wir waren ganz durchnäßt vom Regen) und einen Wagen, der unsere Sachen vom Strande holte. Die Wagen sind da, uns nach Tranekiær zu Graf Ahlefeld zu bringen.

Wemmenäs auf Taasing, 14. Oktbr.

Das herrlichste Wetter zu unserer Reise, auch gestern Abend auf der Überfahrt von Langeland hierher bei Mondschein. Der Vorposten auf dem Gute Nedergaard nahm uns gut auf, und die guten Leute erquickten uns und ließen unsere Kleider trocknen. Gegen Mittag fuhren wir nach Tranekiær Schloß, wo Graf Ahlefeld, der Besitzer dieser Insel, wohnt, der zugleich Kommandant und General von der Landwehr ist. Er war nicht selbst zu Hause. Der Chef einer Jäger-Kompanie vom 2. Jütischen Regiment, Kapitän Scharfenberg, machte die Honneurs, schaffte uns Wagen und behielt uns zur Tafel, wo wir einen ganz vortrefflichen Wein bekamen. Es waren dort ein junger Dragoner-Offizier und ein See-Offizier im Quartier.

Hvidkilde auf Fünen, 15. Oktbr.

Wir sind hier auf dem Schlosse des Baron Rantzau, vormals Major bei den Husaren, und erfuhren hier mehreres von Holstein. Der Kronprinz ist sehr aufgebracht über die Kapitulation. Wenn die Engländer nicht gehen, so werden wir sie aus Seeland mit Gewalt vertreiben. Nach aller Wahrscheinlichkeit gehen sie aber von selbst; unsere Truppen werden dennoch zum Teil Seeland besetzt halten. Daher gehe ich zum Kronprinzen mit Fries, um uns selbst zu melden und seine Befehle zu erwarten. Man erwartet den Kronprinzen hier, und daher müssen wir über Middelfahrt nach Jütland gehen, um ihn nicht zu verfehlen.

Wenn man von Seeland nach Langeland kommt, so glaubt man schon in ein Paradies versetzt zu werden: fruchtbarer Boden, viel Gehölz, schöne Schlösser, Wiesen, die Ostsee. Tranekiær Schloß liegt ungefähr in der Mitte des Landes

sehr hoch und präsentiert die schönste Aussicht nach allen Seiten. Immer schöner wird Boden und Natur auf Taasing, und Wohlstand und verbesserte Landwirtschaft blickt von allen Seiten. Hier sind alle Felder eingekoppelt. Die Bauerngüter sind nur klein, und jedes hat ungefähr 6½ Tonnen Hartkorn oder einige 30 Tonnen Land.

Mehr bin ich nie überrascht worden durch schöne Aussicht, als bei einer Kirche mitten auf Taasing (ich glaube Breining), wo ein Observatorium auf dem Turm ist, den wir bestiegen und wo wir einen Tubus erhielten. Die schöne Insel gehört dem Baron Juul. Die Aussicht ist unbeschreiblich schön. Die prächtige Küste von Fünen und das niedliche Svendborg übersieht man ganz. Bei hellem Wetter kann man Seeland, Holstein und Jütland sehen. Es war etwas neblig. Eine Menge kleiner Inseln, Langeland, Arröe, Alsen sieht man ferner; Svendborg ward noch verschönt durch die Flottille. 250 kleine Schiffe mit ausgespannten Segeln lagen fertig, um nötigenfalls unsere Truppen einzuschiffen. Das Husaren-Regiment liegt hier. Wir gingen zum General Berger und mußten ihm viel erzählen. Überall wo wir kommen, umringt man uns und überhäuft man uns mit neugierigen Fragen; ich bin schon des Wiederholens müde, und Fries übernimmt dies Geschäft.

Hadersleben, 16. Oktbr.

Endlich bin ich über alle Belte. Spät am Tage kamen wir gestern von Hvidkilde weg, wir fuhren nach Odense mit Bauernbeförderung, um den Kronprinzen nicht zu verfehlen, wenn er kommen sollte. Er war nicht da, und wir gingen die Nacht nach Middelfahrt, wo wir um 3 Uhr diesen Morgen eintrafen. Um 9 Uhr morgens gingen wir über den kleinen Belt nach Snoghöi. Die Überfahrt war leicht. Wir sahen die Küstenbatterien. In Snoghöi war Kapitän Gade vom Ingenieur-Korps und mehrere Offiziere. Die Gegend ist vortrefflich, und das Wetter war gut. Kurz vor uns passierte der Lieutenant v. Qualen von der Garde zu Pferde den kleinen Belt als Kurier nach Kiel.

Flensburg, 18. Oktbr.

Wir kamen hier gestern schon frühe bei Rönnenkamp an. Man vermutet den Kronprinzen jeden Augenblick hier.



Sitten und Bräuche aus vergangenen Tagen.

Hausgeräte, welche seit 50 Jahren ganz oder fast aus dem Gebrauche verschwunden sind. Die letzten 50 Jahre haben auf allen Gebieten des Lebens mehr Veränderungen gebracht, als Jahrhunderte vorher. — Blicken wir beispielsweise nur einmal in das tägliche Leben — besonders auf dem Lande —, so sind, entsprechend den veränderten Verhältnissen, eine ganze Zahl in unseren Kinderjahren noch unentbehrlicher Geräte so verschwunden und vergessen, daß unsere Kinder sie fast gar nicht mehr kennen. — Wir könnten schon ein stattliches Museum solcher abgebrauchten, der Geschichte angehörenden Gegenstände ansammeln. — Was mir so aus der Erinnerung einfällt, möchte ich hier kurz zusammenstellen, und was dabei etwa übersehen bleibt, mögen andere hinzufügen oder wenigstens hinzudenken.

Beginnen wir mit der Wohnstube. Da stand hinter dem Tische, unter der Fensterwand entlang, die niedrige, flache Grützbank, eine einfache Lade, in welcher Vorrat an Brot, Mehl, Grütze u. dgl. aufbewahrt wurde, und die zugleich als Sitz diente. — Auf dem Tische stand in der Regel die große hölzerne Bierkanne, stets gefüllt für die „eigenen Leute“ wie für nachbarliche Gäste. — Die Stühle hatten in der Regel einen hölzernen Sitz, manchmal auch einen solchen aus gekreuzten Lagen von Strohseilen, und waren bei festlichen Gelegenheiten auch wohl mit einem selbstgefertigten bunten Kissen belegt. — Der Ofen war meistens

ein sogenannter Beileger, d. h. ein viereckiger eiserner Kasten, auf hohem Fuße, und wurde von der Küche aus (vom Herde) besteckt und angezündet. Hier und da hatte er wohl einen Bratofen, war auch wohl an den beiden anderen Ecken mit einem Messingknopf geziert, und oben drauf stand auch mitunter eine blanke messingene „Stulpe," unter welcher Speisen warm gehalten, Äpfel gebraten wurden u. s. w. Die 4 Seitenwände waren in der Regel mit eingegossenen biblischen Bildern verziert. Da der Ofen hoch stand, die Diele meistens von Ziegelsteinen war, so brauchten alte Leute die „Fürkik," um die Füße zu wärmen. — Die Beleuchtung wurde durch eine flache, oben offene Thranlampe beschafft, in welcher Binsenmark oder später ein dicker Baumwollenfaden den Docht bildete. Sie hing an einem an der Decke befestigten dreh- und verstellbaren gezahnten Gestänge, dessen Benennung mir entfallen ist. Hier und da, besonders bei festlichen Gelegenheiten, wurden selbst gegossene oder gezogene Talglichter gebrannt, bei denen die Lichtschere (Lichtputzschere) unentbehrlich war. Um die letzten Stümpfe noch ausnutzen zu können, wurde der „Provit" gebraucht. — Die selbstgemachte Talgkerze (de „Praas"), sowie in feineren Häusern der Wachsstock (de „Wastafel") dienten zur augenblicklichen Beleuchtung beim Eintritt in die Küche oder einen andern dunklen Raum. — An der Wand hing das „Resor" (Tresor), dreieckig, mit einigen Regalen, auf welchen Tassen und anderes Kaffeegeschirr stand. — Für die Beschäftigung der Frauen dienten: Das Webebrett (ein kleines viereckiges Gitter mit flachen, schmalen Stäben, die in der Mitte durchbohrt waren), um Bänder und Borten als Kleiderbesatz u. s. w. herzustellen, ferner eine Anzahl gedrechselter kurzer Stöcke mit rundem Kopfe, mittelst welcher Schnüre zum Besetzen der Kleider geflochten wurden, das waren die sog. „Slüngstöcke." — Das Spinnrad mit „Wock" (Rocken) und „Heespreet" (Heedespreite) war selbstverständlich in jedem Hause vorhanden mit dem Haspelholz und dazu gehörigem „Rasselpinn" und „Winnpinn." Ebenso unentbehrlich waren die „Wollkratzen" und die „Flachshechel." Beim Stricken diente, zur Schonung der Kleider, der „Strichpinn," in dessen kleiner Höhlung die Stricknadel festgestellt wurde. — Beim Nähen wurde neben dem Preßeisen der „Gnigelsteen" (ein halbkugeliger Glasfluß) zum Glätten der Nähte u. s. w. gebraucht, auch beim Stopfen der Strümpfe als Unterlage in den Strumpf geschoben.

In der Küche fand sich überall die Kohlbütte mit dem an langem Stiele befestigten ∽förmigen Kohlstößer, um Grünkohl damit fein zu stoßen, auch wohl Kartoffeln oder Rüben fürs Vieh zu zerkleinern. (Jetzt ersetzt durch „Wrickmesser" und „Hackmaschine.") — Der alte Besemer, eine gedrechselte Holzstange mit schwerem Kolben und verschiebbarem Griff, war das übliche Gewicht. — Die runde Pfeffermühle (Pepermöhl) ersetzte den jüngeren Mörser, und die kleine Senfmühle (Sempquern) diente zur Bereitung des Senfes (Musterd). — Hier fand sich auch die Lichtform zur Herstellung der nötigen Talglichte. — Wenn das allabendlich auf dem Herde unter der Asche „gerakte" Feuer ausgegangen war, wurde mit Stahl, Stein und Schwamm (früher Zunder, „Tünderkruk") dem Mangel mühsam abgeholfen, oder man holte im Kik (Feuerträger) — im Notfall in einem Holzschuh — Feuer beim Nachbarn. — Kaffeebrenner und Kaffeemühle konnten nicht entbehrt werden, kommen jetzt auch wohl bald außer Gebrauch.

Im Backhause stand neben dem großen Backtroge fast überall die Handmühle (der „Quern") zum mühsamen Schälen des Buchweizens, um Grütze zu gewinnen, wie auch zum Quetschen von Malz. — Hier hatten meistens auch die Biertonne und der Braukessel (Bulketel) ihren Platz, und hier wurde häufig das Bier bereitet. — Daneben lag denn auch der „Geßkranz," um den sich beim Brauen die Hefe ansetzte. —

In der Scheune standen noch die alten täglichen Wagen, deren Räder statt durch eine Schraube durch eine angesteckte eiserne Lünse gegen Ablaufen von der Achse gesichert waren. — Hier oder auf dem Boden oder in einer Rumpelkammer fanden sich sich noch die Flachsbreche (de „Brak"), der Schwingstock (das Swingholt) und das Schwingblatt, wohl fast alle durch Brech- und Schwingmaschinen verdrängt, und damit haben denn auch die frohen Zusammenkünfte der Frauen und Mädchen zum gemeinschaftlichen Schwingen des Flachses — wohl schon lange — ihr Ende gefunden. —

Wie viele von den genannten Geräten sind der jetzigen Generation schon ganz fremd? Welche werden es bald sein? In anderen Gegenden werden andere Geräte abgenutzt und beiseite gesetzt sein. — J. J. Callsen, Flensburg.



Geschichten aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben.

Von F. v. Levetzow, Kaiserlichem Postdirektor a. D.

2. Es kann auch des Guten zu viel werden!

Der Kieler Frauenverein, der durch seine freiwillige Kranken- und Armenpflege unbestreitbar viel segensreiche Hülfe gespendet, zählte in den 60er Jahren zu seinen Pfleglingen ein altes Ehepaar, dem es trotz seiner ärmlichen Verhältnisse vergönnt war, bei leidlicher Gesundheit den Tag seiner diamantenen Hochzeit zu erleben. Der Frauenverein beschloß, diesen Ehrentag seiner Pflegebefohlenen ganz besonders zu feiern.

Die Vorsteherin, damals, wenn ich nicht irre, ein Fräulein v. Bülow, begab sich, ausgerüstet mit einer wohl präparierten schwungvollen Anrede, an der Spitze einer Deputation in die Behausung der Alten, um im Namen des Vereins Glückwünsche und kleine Gaben zu überbringen.

Bei dem Betreten der Wohnung zeigte sich den Damen allerdings ein gehobener Feststimmung wenig entsprechendes Bild. Apathisch vor sich hinstarrend saßen die beiden Alten, er in der einen, sie in der anderen Ecke des Zimmers, so weit getrennt, wie der beschränkte Raum es gestattete. Die Vorsteherin verzweifelte aber dennoch nicht an einem tiefen und erhebenden Eindruck ihrer schwungvollen Rede. Als sie nun in derselben besonders betonte: „Die Gefeierten wären an diesem Tage doch gewiß dem lieben Gott von Herzen dankbar, daß ihnen vergönnt worden, eine so lange Reihe von Jahren mit einander durchs Leben zu gehen," da hüstelte der Alte unter bekräftigendem Kopfnicken seiner Ehehäfte grämlich aus seiner Ecke heraus:

„Gott̠nẹ, Fräuln! — wenn 'n so lang op'n anner kẹken hett, ward'n sik op de Letzt rein gramm!"



Korallenmoos.*)

Der Herbst ist da, wo auf der braunen Heide
Die Becherflechte mit Korallen säumt
Die Ränder — liebliches Korallenmoos —
Und Sonntag ziehen wir hinaus zur Suche.

Bevor die Dämm'rung noch dem Tag gewichen,
Betraten wir die stille, kühle Straße;
Die Kinder beide wohlversehen mit Körbchen

*) Dem Gedichte „Winterwald" des Herrn Geheimrats Petersen in Schleswig in Nr. 1 dieses Jahrganges, das so großen Beifall gefunden hat, schließt sich hier ein zweites aus derselben Feder stammendes an, das ebenfalls mit bereitwilligst erteilter Erlaubnis aus den „Schleswiger Nachrichten" entnommen ist.

Und ich mit einem Ranzen, den das Frühstück,
Zu Hause ungenossen, füllet und Gerät,
Es zu bereiten draußen auf der Heide.
Die Lerchen sangen schon, und kühle Lüfte
Verkündeten das Nahn der Morgensonne,
Die bald auf die bereiften Felder rings
Und auf den Buchenwald ihr Gold verstreute.

Und weiter von der Höhe schauten wir
Dann auf die Heide und die blaue Ferne.
Fern blitzen weiße Wasser im Gefilde
Und braune Wälder schieben sich hinein.
Wir wanderten die morgenstille Straße
Ein Stündchen und ein halbes, bis zur Seite
Am Weg der Wald sich öffnet. Wo abseits
Die alte Grabeskammer aus der Heidenzeit
Aus mächt'gen Wandersteinen aufgemauert,
Betraten wir die stille Buchenhalle,
Um dürres Reis zu sammeln für das Feuer,
Das uns das Frühmahl zubereiten soll.
Im braunen Laub, das um die Füße raschelt,
Wird nun gewählt, was leicht die Flamme locket
Und was sie zu erhalten dienlich scheint.
„Ist das nicht schön, Papa?" ruft hell der Knabe
Und schleppet keuchend einen Ast herbei.
„Der kann gewiß doch hundert Stunden brennen!"
Das Mädchen häuft indeß mit stillem Fleiße
Die feinen Ästchen, sorglich ordnend sie.
Nun zogen wir, ein jedes auf der Schulter
Ein artig Bündel, weiter unsres Weges.

Weithin dehnt sich die Heide, dorten wo
Aus braunem Plan ein helles Wasser leuchtet,
Wo mit dem dunkelgrünen Ginster hohe
Gelbbraune Farren anmutvoll sich mischen,
Dort an dem Fuß des Hügels legten wir
Zur Erde unsre Bürde. Mit dem Kessel eilt
Das Mädchen an des Sees Uferrand
Und schöpft, das Röcklein hebend, ihn voll Wasser;
Indessen mit dem Knaben ich des Reisigs
Gewirr zu kunstvoll hohem Baue ordne,
Damit der Brand leicht zünde und die Flamme
Nachhalt'ge Nahrung finde, auch ein Häuflein
Zur weitern Nahrung sorgsam seitwärts häufend. —
Nun steht der Kessel mitten in den Flammen.
„Papa, das Wasser singt, — jetzt kocht es schon."
Mit braunen Würstlein schwimmen im Verein
Nun weiße Eier in dem Siedewasser,
Bis drei Minuten sorgsam wir gezählt.
Das gab ein Schmausen für die jungen Gaumen,
Die von der Frühluft mächtig angeregt.
Dann füllt des Kaffees braune Flut den Kessel;
Der Becher, sorglich ausgespült im Wasser,
Kredenzt im Rundgang uns den duft'gen Trank.
„Papa, so köstlich schmeckte nie ein Frühstück!"

Die Sonne spendete uns warme Strahlen
Und ließ des Feuers Glut uns gern entbehren,
Der blaue Himmel lachte sonntäglich hernieder.
Und sonntagsstill war alles um uns her.
Nur Lerchen stiegen jubelnd in die Lüfte,
Von fern ertönte leis' ein Glockenläuten
Und nahe rascheln Lämmer durch die Kräuter.
„Papa, sieht es so in der Wüste aus
In Afrika, wo schwarze Mohren reiten
Auf Elefanten? Gehn wir bald dorthin?"
„Wir gehen nicht dahin, es ist gar weit."
„Darf ich allein, Papa, ich möcht' so gern."
„Du bist zu klein für solche weite Reise."
„Wenn ich erst furchtbar groß bin, darf ich dann?"
„Dann darfst du; aber seht, wie klar
Die Hütten dort in weiter Ferne stehen,
Die Fichten und die torfgefüllten Scheuern!"
„Warum sind sie so klein, Papa? Wie klein
Sind wohl die Menschen, die dort hinten wohnen?"
„Sie sind so groß wie wir; doch wisse,
Die Ferne läßt uns Großes klein erscheinen,
Manchmal auch Kleines groß, Bescheidenes schön,
Und hat schon manchen bitterlich getäuscht."
„Sing' uns, Papa, vom Jäger von Kurpfalz!"

Und singend wandern pfadlos wir durch Farren,
Gestrüpp und Kraut zum Heidewalde hin.
Dort ragen keine Bäume stattlich schlank,
Die Buche treibt nur kurzen Stamm und recket
Die Äste knorrig in die Breite, während
Die Flechte flatternd sich an Stamm und Äste
Wie graues Barthaar heftet. Keine stolz
Gewölbte Halle grüßet hier den Wandrer,
Es ist nur eine traulich enge Hütte.
Der Pfad verliert sich in Gebüsch und Kräutern.
Rings steht der Schwämme bunt' Gelichter.
Am Rande wo, auf sandig lockerm Walle,
Hab' ich vor Jahren einst das Moos gefunden,
Das wir erspäh'n; jedoch die lange Zeit,
Sie trübte der Erinn'rung Klarheit. Lange
Noch suchten wir vergebens, klug uns trennend,
Daß jedes einen andern Raum durchforsche.
„Ich hab's, Papa!" klingt's fröhlich aus der Ferne.
Da hockt das Bürschlein oben auf dem Walle
Und deutet lachend auf den Fund: es stehen
Graugrün die art'gen Kelche bei einander,
Die Ränder rot gesäumt, wie mit Korallen,
Ein zierlich Trinkgeschirr der kleinen Elfen.
Wir beiden andern kauern still daneben,
Und alle freu'n wir uns des holden Scheines.
„Das sind die Kelche, draus die kleinen Elfen
Den morgenkühlen Tau entschlürfen. Als sie
Einst weinend sich beklagten, daß den Wein,
An dem die Schwestern, die im Süden hausen,
Allherbstlich sich erlaben, sie entbehrten:
Da faßte mit Korallenrot Natur
Den Rand der Becher, daß der Tau im Scheine
Der Zier wie roter Wein erglänzte.
Seitdem erfreuet auch des Nordens Elfenvolk
Im Herbste sich des Weines holder Gabe.
„Papa, giebt es denn wirklich kleine Elfen?"
„Ja, Kind, doch nur im Reich der Phantasie."

Dann aber treibt uns fort der Forschungsdrang,

Und rings umher erschallt es: „Seht doch hier—
Wie schön — wie zierlich — hier steht eine ganze
Familie gar, seht: Vater, Mutter, Kinder."

Als wir genug geschauet und bewundert,
Wird dort und hier ein Häuflein ausgehoben,
Um dann im Gartenwinkel fortzuleben,
Daß wir uns ihrer ferner freuen mögen.
Nun ging's mit unsrer leichten Bürde heim.
Die Sonne sandte mittagwarme Strahlen,
Und um dem Durst zu wehren, pflückten wir
Am Wege schwarze Brombeern, köstlich labend.
Die Kinderbeinchen mochten wohl verspüren
Den weiten Gang, doch zeigt' es keine Miene.
Und als wir in die Stadt dann eingezogen,
Da standen beide still und ließen stolz
Begegnende Genossen schau'n die Schätze,
Die ihre Körbchen brachten aus der Heide.
Am offnen Fenster stand die Mutter wartend.
„Mama, sieh doch, Korallenmoos, so schön,
So schön, du glaubst es nicht, ich fand's zuerst!"

Das war ein gold'ner Tag im gold'nen Herbste,
Und oft gedenken wir noch dieses Tages.

Mitteilungen.

1. Eine Denkmünze zur Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde. (Nr. 10 u. 11 der „Heimat.")

a. Die von Herrn Schwarz in Windbergen erbetene Auskunft über den vermeintlichen Stifter, die Bestimmung und den Wert der zuvor gedachten Denkmünzen ist bereits in Nr. 11 d. Bl., von 3 verschiedenen Seiten her erschöpfend, sachgemäß und in der Hauptsache richtig, erteilt worden.

Nur von Herrn Willers Jessen in Eckernförde ist in seiner Äußerung ein Irrtum untergelaufen, der mir der Berichtigung zu bedürfen scheint. Die von ihm unter V erwähnte Denkmünze auf das in Rede stehende Ereignis ist thatsächlich keine Denkmünze, sondern eine Spielmarke, die auf dem Reverse nicht ein Kleeblatt, wie Herr Jessen meint, sondern das Treff-Aß trägt. Die dazu noch gehörigen übrigen 3 Marken tragen auf der Rückseite die anderen Asse der Whistkarten. Das fragliche Stück ist somit denjenigen zahlreichen Andenken an jenen Siegestag hinzuzurechnen, welche aus dem Holz oder Metall von dem Schiffe „Christian VIII." verfertigt und in den Handel gebracht worden sind, und deren Herr F. Lorentzen in Kiel unter seinen Mitteilungen (S. 211 in Nr. 11 d. Bl.) gedacht hat.

Der Vollständigkeit wegen glaube ich nicht unerwähnt lassen zu sollen, daß die von Herrn Schwarz beschriebene Denkmünze auch in der Numismatik ihren Platz erhalten hat. Der weiland Direktor unseres Schleswig-Holsteinischen Altertumsmuseums, Professor Dr. Handelmann, hat sie, zusammen mit anderen, auf die gleiche Veranlassung geprägten Stücken, beschrieben in seinem Kieler Münz-Katalog, Abteil. 3, S. 33, unter Nr. 15.

Zum Schlusse möchte ich, anknüpfend an eine Äußerung des zuvor genannten Herrn (Nr. 10 d. Bl.), aufmerksam machen auf den besonderen Wert der hier errichteten Landeshalle für unsere spezielle Heimat, ebensowohl in allgemein geschichtlicher wie kulturhistoricher Hinsicht. Möchten doch recht viele unserer Landsleute dem Schwarzschen Beispiele folgen und durch eine Beschreibung in ihrem Besitze befindlicher oder ihnen in anderweitem Privatbesitze bekannt gewordener Landesmünzen, Assignaten, historischer Denkmünzen, überhaupt aller auf die Geschichte und Entwickelung unserer engeren Heimat bezüglichen Gegenstände zu einer eingehenderen Besprechung derselben Veranlassung geben, sofern sie es nicht vorziehen, solche Gegenstände der Landeshalle in Kiel ohne weiteres zu übereignen. Selbst wenn solche öffentliche Besprechungen in einem und dem anderen Falle auch direkt nicht nutzbringend sein sollten, so werden sie doch sicher in jedem Falle dazu dienen, im Lande selbst das Interesse an vaterländischen Dingen, zumal auch für unsere Landeshalle, wach zu erhalten.

Stickel, Kiel.

b. Dem Verzeichnis der Eckernförder Denkmünzen, welches Herr Jessen in Eckernförde in Nr. 11 der „Heimat" veröffentlichte, sei Folgendes als Ergänzung hinzugefügt:

VII. Original in Messing, Durchmesser 25 mm; vielleicht nur Spielmarke.

Avers: Im Vordergrunde die Ecke der Eckernförder Schiffbrücke, rechts zwei Schanzen, links eine Schanze mit Fahnen, in der Mitte auf der Bucht zwei große und zwei kleine Schiffe. (Darstellung und Ausführung mangelhaft.)

Revers: Als Umschrift und in der Mitte:
EROBERUNG *d.* D: K: S: CHR: VIII *und* GEFION *d. 5. Ap. 49 bei* ECKERNFÖRDE.

F. Lorentzen, Kiel.

c. Über die Stiftung der Medaille, welche „den tapferen deutschen Kriegern" „von den Jungfrauen Eckernfördes" gewidmet und über welche in Nr. 11 der „Heimat" berichtet worden ist, teile ich Folgendes zur Ergänzung mit. Bald nach dem ruhmvollen Gründonnerstage des Jahres 1849 traten in Eckernförde junge Damen zusammen, um der tapferen schleswig-holsteinischen Besatzung der Schanzen in Anerkennung der glorreichen

Waffenthat eine Fahne zu schenken. Die nötigen Mittel zur Anschaffung der Fahne zu beschaffen, wurden alsbald auch die Frauen Eckernfördes herangezogen, deren Kreis auch meine Mutter angehörte. Da aber die Artillerie keine Fahne führte, wurde alsbald der Beschluß gefaßt, aus den kupfernen Bolzen des dänischen Linienschiffes „Christian VIII." eine Denkmünze prägen zu lassen. Die von der Münzstätte in Altona hergestellten Medaillen, in der Ausführung, wie Nr. II des Verzeichnisses es angiebt, wurden bei uns im Hause von jungen Damen mit einem Bande in den schleswig-holsteinischen Farben und einer Anstecknadel versehen und alsdann an sämtliche Krieger, die bei dem Gefecht beteiligt gewesen waren, verteilt. Die für die Nassauer Kämpfer und das Bataillon Reuß bestimmten Denkmünzen wurden dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha zur Verteilung übersandt, von welchem persönlich ein Dankschreiben an uns gerichtet wurde, das noch bis zum Tode meines Vaters in dessen Besitz gewesen, später leider abhanden gekommen ist. Von den Münzen blieben damals noch einige übrig, die nach und nach verschenkt worden sind.

Eckernförde, den 2. November 1897. James Schuch.

2. Die Generalversammlung des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein tagte am 26. September dieses Jahres in Schleswig und erfreute sich besonders aus Kiel und Schleswig lebhaftester Teilnahme; das Programm war ein äußerst mannigfaltiges. Vom Verein war ein Dampfer gechartert worden, um auf der Fahrt von Lindaunis nach Schleswig den Teilnehmern einige Fischereidemonstrationen, welche von Herrn Dr. Apstein-Kiel geleitet wurden, darzubieten. Es wurde auf Plankton gefischt; das Plankton selbst wurde zur Anschauung gebracht; einige Dretschversuche bewiesen die Armut der Mudregion (Schlamm am Grunde) an lebenden Formen. In Louisenlund wurde ein halbstündiger Spaziergang durch den Park unternommen, und die Sehenswürdigkeiten wurden aufgesucht. Nach Ankunft in Schleswig führte Herr Redakteur Leonhard-Schleswig die Teilnehmer in den Dom, um dessen Kunstschätze vorzuführen. — Um 1½ Uhr eröffnete Herr Prof. Dr. L. Weber-Kiel die Sitzung in der Aula der Königlichen Domschule; mehr als 150 Personen waren erschienen, unter diesen auch der Landrat Herr v. Fidler und der Vertreter des Herrn Oberpräsidenten Staatsminister a. D. von Köller. Nach einem kurzen Eingangsworte, in welchem Herr Prof. Dr. Weber mit Freude konstatierte, daß den Naturwissenschaften in der Gegenwart auch in weiteren Kreisen Bedeutung zuerkannt wird, referierte zunächst Herr Prof. Dr. Knuth über „Kleistogame Blüten des Sonnentau." Kleistogam sind die Blüten; denn sie bleiben beständig geschlossen, schließen also eine Fremdbestäubung auf jeden Fall aus. — Herr Dr. Apstein sprach über „Eiablage und Larven des Herings." Zur Leichzeit gehen die Heringe in die Schlei hinauf; dann ist das Wasser streckenweise von der Milch der männlichen Heringe getrübt und hat einen süßlichen Geruch. Die kleinen etwa 1 mm im Durchmesser führenden Eier werden in großen Mengen abgesetzt (Referent hat u. a. in den Eierstöcken 40000—95000 Eier gezählt) und kleben an den Pflanzen fest. Die Entwicklung vollzieht sich bei normaler Temperatur in 10—11 Tagen; der Hering selbst wird in zwei Jahren geschlechtsreif. An diesen Vortrag schloß Herr Oberfischmeister Hinkelmann-Kiel einige Mitteilungen über den Fischereibetrieb auf der Schlei. In der oberen Schlei wird der Heringsfang mit Waden, Schlepp- und Stellnetzen, in der unteren Schlei mit Waden, Stellnetzen, Bundgarnen und Zäunen betrieben; von Kindern wird der Fang auch vielfach mit der Angel betrieben (das sog. „Heringshauen"). Als besonders bemerkenswert sei die Beobachtung genannt, daß die Heringe sich bei der Eisenbahnbrücke bei Lindaunis und vor der Kappelner Pontonbrücke stauen; sie fürchten sich offenbar vor dem Schatten, den die Brücken ins Wasser werfen, und setzen ihre Wanderung erst nach Sonnenuntergang fort. Mit warmen Worten wurde zum Schluß die saure, gefahrvolle Arbeit der Maasholmer Fischer gewürdigt. — Herr Lehrer A. P. Lorenzen-Kiel referierte alsdann über: „Das Bodenrelief Schleswig-Holsteins in seinen Beziehungen zu älteren Formationen;" an der Hand der Höhenunterschiede an den Stellen, wo die älteren Formationen zu Tage treten, den Nachweis führend, daß die Gestaltung der Oberfläche unseres Landes wahrscheinlich durch den Grundstock unserer Provinz bedingt sei. — Zum Schluß gab Herr Prof. Dr. Weber einen Bericht über die im September in Braunschweig zusammengetretene Naturforscherversammlung. Besonders wurden die Errungenschaften auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Photographie eingehender gewürdigt. — An die Sitzung schloß sich in „Bellevue" ein gemeinsames Mittagsmahl. Barfod.

3. Das Schreibenlernen der Mädchen. Auf Fehmarn lernten sonst nur die Knaben, als einstige Seefahrer, das Schreiben. Als nun bei einer Prüfung auch die Mädchen ihre Proben im Schreiben ablegten, riefen die Dänschendorfer sehr aufgebracht: „Nu kiek mal an, nu söllt forwohr de Deerns ok to See gahn."

(Volksbuch für 1846 S. 13.)

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 1. Januar 1897.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins wird sie gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.

Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Die vorliegende Nummer ist in größerer Anzahl gedruckt worden, um auch als Probenummer verschickt zu werden. Für etwaige Beitritts-Erklärungen wolle man sich der einliegenden Postkarte bedienen.

Inhalt:

Was die „Heimat“ will.

1. „Die Heimat“ wird herausgegeben im Auftrage des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck. Den Satzungen dieses Vereins entsprechend, besteht ihre Aufgabe darin, die Kunde unserer Heimat, ihrer Natur und ihrer Bewohner zu fördern.
2. Zu diesem Zwecke behandelt sie in Abhandlungen und kurzen Mitteilungen die Entwickelung unsers heimatlichen Bodens, bemerkenswerte Erscheinungen in der uns umgebenden Natur, die politische Geschichte unsers Landes, die Entwickelung der heimischen Kultur, Litteratur und Kunst, die körperliche und geistige Eigenart unsers Volkes, wie überhaupt alles, was geeignet ist, irgend eine Seite des Natur- und Volkslebens unserer Heimat in allen Zeiten ihrer Entwickelung zu beleuchten.
3. Die Zeitschrift steht nicht im Dienste der Fachwissenschaften, sondern sucht ihre Aufgabe in erster Linie mit Rücksicht auf unser Volk in allen seinen gesellschaftlichen Schichten zu erfüllen. Sie legt deshalb besonderes Gewicht darauf, in den einzelnen Aufsätzen stets allgemein verständlich und für möglichst weite Kreise interessant zu bleiben.
4. Dazu bedarf sie der Mitarbeit einerseits der Vertreter der Wissenschaft, die es sich angelegen sein lassen, die Resultate ihrer Forschungen in volkstümlichen Darstellungen allen zugänglich zu machen, andererseits aber ebensosehr des Sammelfleißes aller, die Gelegenheit haben, in irgend einer Art Beobachtungen zu machen oder verborgen liegende Schätze unseres Volkstums zu heben.
5. Auch dichterische Erzeugnisse von Landeskindern, insbesondere auch erzählende Darstellungen aus unserm Volksleben sind gelegentlich willkommen; versteht es doch niemand besser, als ein wahrer Dichter, die Schönheiten der heimatlichen Natur und die im Volksgeiste wirkenden Kräfte zu erkennen und darzustellen.

6. Soweit als möglich, bringt „Die Heimat" Originalaufsätze; doch hat sie auch die Aufgabe, aus alten und neuen Quellen Zerstreutes zu sammeln und Vergessenes in Erinnerung zu bringen.
7. Fragen und Anregungen sind dazu bestimmt, dem Sammel- und Forscherfleiße erwünschte Wegweiser darzubieten; durch Antworten und Mitteilungen werden die Beobachtungen des Einzelnen andern zugänglich gemacht. Was sich auf landeskundlichem Gebiet Erwähnenswertes zuträgt, wird in Monatsübersichten zusammeugestellt. Neue Erscheinungen auf dem Büchermarkt finden, soweit sie unser Gebiet berühren, Besprechung.
8. Dies alles geschieht im Interesse unserer engeren Heimat; es soll aber niemals partikularistischen Charakter tragen, sondern immer als eine Arbeit im Dienste unsers großen deutschen Vaterlandes aufgefaßt werden.

Alle, welche das in obigen Grundsätzen dargelegte Ziel für erstrebenswert halten, insbesondere die alten Freunde der „Heimat," werden gebeten, ihre Teilnahme einerseits durch eifrige Mitarbeit zu bethätigen, andrerseits aber auch für die Verbreitung der „Heimat" nach Kräften wirken zu wollen. Sollten zu diesem Zwecke weitere Probenummern gewünscht werden, so stehen sie gern zur Verfügung. Den Mitgliedern, die erst im Laufe des Jahres eintreten, werden die bis dahin erschienenen Hefte nachgeliefert. So weit der Vorrat reicht, werden die früheren Jahrgänge an Mitglieder für den Preis von 2 M., an Nichtmitglieder für 3 M. abgegeben.

Die Beiträge sind bei der Anmeldung oder in der Zeit vom 1. Jonuar bis zum 1. April an den Kassenführer, Lehrer Th. Doormann, Kiel, Kirchhofsallee 86, einzusenden. Anmeldungen werden von demselben wie vom Schriftführer, Lehrer Barfod, Kiel, Ringstraße 86, entgegengenommen. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Neue Mitglieder.

1. Prof. Dr. Hippolyt Haas, Kiel, Niemannsweg 109.
2. Johannsen, Heringsand b. Wesselburen.
3. Lobsien II, Lehrer, Kiel, Düppelstr. 86.
4. Voß, Architekt, Kiel, Marthastr. 5.
5. Suck, J. H., Lehrer am Realgymnasium in Oldesloe.
6. Fehrs, Institutsvorsteher in Itzehoe.
7. Asmussen, Seminarist, Segeberg.
8. Fosgreen, " "
9. Habermann, " "
10. Hadenfeldt, " "
11. Hamann, " "
12. Heering, " "
13. Hein, " "
14. Hinsch, " "
15. Klahn, " "
16. Koch, " "
17. Krull, " "
18. Lage, " "
19. Ratje, " "
20. Röhvig, " "
21. Ruge, " "
22. Schneider, " "
23. Soltau, " "
24. Stapelfeld II, Seminiarist, Segeberg.
25. Timmermann, " "
26. Trepkau, " "
27. Andres, Seminarist, Tondern.
28. Brodersen, " "
29. Breckwoldt, " "
30. Carlsen, " "
31. Claußen " "
32. Dabberdt, " "
33. Dankleffen, " "
34. Dethleffen, " "
35. Dohrn, " "
36. Frees, " "
37. Gröndahl, " "
38. Hansen II, " "
39. Jepsen, " "
40. Johannsen, " "
41. Lindrum, " "
42. Michaels, " "
43. Mohr, " "
44. Scheer, " "
45. Schumann, " "
46. Thomsen I, " "
47. Viereck, " "

Der Unterzeichnete nimmt weitere Anmeldungen entgegen und richtet namens des geschäftsführenden Ausschusses an die verehrlichen Mitglieder die herzliche Bitte, ihm behufs Zusendung einer Probenummer Adressen von solchen Personen aufgeben zu wollen, bei denen das Interesse für Volks- und Landeskunde unserer Heimat vorausgesetzt bezw. geweckt werden kann. **Der Schriftführer:**

Kiel, 2. Januar 1897. H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86.

Satzungen

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat", bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Litteratur, giebt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen eines geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer, einem Beisitzenden und dem Leiter des Vereinsorgans.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. Zu allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen des Statuts betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — In den drei ersten Jahren wird durchs Los bestimmt, wer auszuscheiden hat. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner ernennt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2 M. zu bezahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu Ehrenmitgliedern ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat" durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen des Statuts erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch die „Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Vereins-Angelegenheiten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören zur Zeit folgende Herren an:

Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, Vorsitzender.
Rektor Lund, Kiel, Düppelstraße 72, Schriftleiter.
Lehrer Barfod, Kiel, Ringstraße 86, Schriftführer.
Lehrer Th. Doormann IV, Kiel, Kirchhofsallee 86, Kassenführer.
Hauptlehrer Eckmann, Ellerbek, Beisitzender.

Einbanddecke für die „Heimat."

Infolge eines Abkommens mit Herrn Buchbindermeister Riemer ist es möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pf. den Mitgliedern des Vereins eine geschmackvolle Einbanddecke für den Jahrgang 1896 mit dem nächsten Hefte portofrei zu übersenden.

Anzeigen.

Die Leser der „Heimat" werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „Heimat" gütigst zu beziehen.

Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.

Küster Rohwer, Kiel,
Waisenhofstraße 42.

Anzeigen für „Die Heimat"
bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 2. Februar 1897.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins wird sie gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pf.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Originalartikel verboten.

Inhalt:

Einzahlung der Beiträge für 1897.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1897 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittelst Postanweisung wolle man 5 Pfennig Bestellgeld beifügen.
2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, wollen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. In größeren Ortschaften werde ich auch dieses Jahr, wie früher mein Herr Vorgänger gethan hat, eins unserer Mitglieder um Einkassierung der Beiträge bitten und demselben zu seiner Legitimation Quittungen übersenden.
4. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pf. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1896 mit dem nächsten Heft der „Heimat“ portofrei zuzusenden.
5. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder auf § 9 der Satzungen unsers Vereins aufmerksam und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viele Mühe verursachen.

Kiel, Januar 1897. Th. Doormann, Kirchhofsallee 86.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

48. Asmussen, Seminarist, Ütersen.
49. Bastian, „ „
50. Biehl, „ „
51. Böger, M., Verleger der Nord-Ostsee-Zeitung in Kiel.
52. Bracker, Lehrer in Gaarden.
53. Brix, Lehrer in Rendsburg, Neuwerk.
54. Burmeister, Seminarist, Ütersen.
55. Busch, „ „
56. Claussen, Seminarist, Ütersen.
57. Crüger, Seminarlehrer in Tondern.
58. Dibbern, C., Kaufmann, Stade.
59. Drews, Seminarist, Ütersen.
60. Druggen, „ „
61. Duburg, „ „
62. Ebel, R., Redakteur des Heider Anzeigers.
63. Egge, Seminarist, Ütersen.

64. Enking, Ottomar, Redakteur der Kieler Neuesten Nachrichten, Am Stern 31 III.
65. Erichsen, Seminarist, Ütersen.
66. Filter, " "
67. Frauen, " "
68. Frehse, " "
69. Fricke, H., Hauptlehrer, Hamburg, Moorkamp 3.
70. Dr. Grabein, Chefredakteur der Nord-Ostsee-Zeitung in Kiel.
71. Frl. Grube, Lehrerin, Kiel, Holtenauerstraße 94 I.
72. Hansen, A., General-Agent, Altona, Schillerstr. 1.
73. Hansen, Seminarist, Ütersen.
74. Hänschke, " "
75. Harder, " "
76. Heinrich, C., Rektor, Kiel, Muhliusstr. 31.
77. Hoffmann II, H., Lehrer, Kiel, Holtenauerstraße 100.
78. Höger, Seminarist, Ütersen.
79. Hornig, " "
80. Hoyer, " "
81. Jensen, C., Assistent am physikalischen Institut, Kiel, Lorentzendamm 32.
82. Jessen, Seminarist, Ütersen.
83. Jungclaus, K., Lehrer, Kiel, Holtenauerstraße 29 III.
84. Junggreen, N., Schneidermeister, Kiel, Kl. Kuhberg 7.
85. Kerner, Seminarist, Ütersen.
86. „Klub Norden" in Ütersen.
87. König, Seminarist, Ütersen.
88. Kruse, " "
89. Kühl, H. J., Lehrer, Missunde b. Eckernförde,
90. Kunsthalle in Hamburg.
91. Lafrentz, Seminarist, Ütersen.
92. Lenz, " "
93. v. Levetzow, F., Kaiserl. Postdir. a. D., Hildesheim, Große Venedig 17.
94. Lorenzen, Seminarist, Ütersen.
95. Maether, " "
96. Frl. Martens, Lehrerin, Kiel, Möllingstraße 6 III.
97. Matthiesen, Seminarist, Ütersen.
98. Möller, Lehrer, Ellerbek b. Kiel.
99. Möller I, Seminarist, Ütersen.
100. Möller II, " "
101. Möller III, " "
102. Museum für Völkerkunde in Hamburg.
103. Neethen, Seminarist, Ütersen.
104. Petersen, Geh. Regierungsrat, Schleswig.
105. Petersen, Seminarist, Ütersen.
106. Petersen, " "
107. Plambök, " "
108. Rabe, Lehrer, Kiel, Unterstr. 6.
109. Rankenberg, C., Briefträger, Breklum.
110. Reese I, Seminarist, Ütersen.
111. Reese II, " "
112. Rehberg, J., Lehrer, Kiel, Unterstr. 31 I.
113. Reher, A., Hofbesitzer, Schafhaus bei Fahrenkrug.
114. Reimer, Seminarist, Ütersen.
115. Frl. Reimers, C., Lehrerin, Kiel, Unterstraße 8.
116. Rendsburger Arbeiterverein von 1848.
117. Reumann, Seminarist, Ütersen.
118. Rolfs, " "
119. Röstermund, " "
120. Scheele, " "
121. Schmaljohann, Lehrer, Sophienhof bei Preetz.
122. Schulz, Seminarist, Ütersen.
123. Schröder, " "
124. Schwartau, " "
125. Schwarz, " "
126. Sell, " "
127. Sinn, W., Gewerbeschullehrer, Hagen in Westfalen.
128. Stahl, Seminarist, Ütersen.
129. Stein, " "
130. Struck, " "
131. Stüben, " "
132. Tams, " "
133. Thomsen, " "
134. Vettner, C., Buchhalter, Gaarden, Hamb. Chaussee 72.
135. Wulf, Seminarist, Ütersen.

Es stehen noch etwa 300 Exemplare von der Januar-Nummer für Zwecke der Verbreitung zur Verfügung. Indem ich meine in der vorigen Nummer ausgesprochene Bitte wiederhole, spreche ich den Mitgliedern, welche mir eine große Anzahl von Adressen aufgegeben haben, für ihre Mühewaltung meinen Dank aus. Allen im Laufe dieses Jahres neu eintretenden Mitgliedern werden die bereits erschienenen Hefte des 7. Jahrgangs der „Heimat" kostenlos zugesandt.

Der Schriftführer:

Kiel, 19. Januar 1897. H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86.

Druckfehler-Berichtigung.

In Nr. 12 des vorigen Jahrgangs muß es auf S. XLII (Seite 2 des Umschlags), Zeile 24 von oben heißen: „erst mal den S. 123 unten angeführten Aufsatz."

Beschwerden

über mangelhafte Zustellung der „Heimat," über beschädigte Hefte u. s. w. gehen am besten an die Versandstelle der „Heimat," Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 42.

Bitte um Auskunft.

Wohl meistens infolge von Ortsveränderung nachstehender Mitglieder unseres Vereins konnten denselben die letzten Hefte der „Heimat“ (z. T. schon seit 1895) nicht zugestellt werden:

1. Lehrer Bahnsen, früher Sönnebüll b. Bredstedt.
2. Lehrer Beck, fr. Terkelsbüll b. Tingleff.
3. Lehrer Bierwirth, fr. Ramhusen b. Husum.
4. Hauslehrer Böde, fr. auf Hof Möglin b. Bovenau.
5. Lehrer Cordsen, fr. Bülderup-Bau, zuletzt in Nortorf.
6. Lehrer Eckmann, fr. Altona-Bahrenfeld.
7. Lehrer Hagge, Altona, zuletzt Gerberstraße 20.
8. Lehrer Hamann, Heiligenstedtener Kamp b. Itzehoe.
9. Lehrer Heesche, Hamburg-Borgfelde, zuletzt Malzweg 13.
10. Vorschullehrer Huß, fr. Gymnasium zu Glückstadt.
11. Oskar Jensen, fr. Neumünster, Altonaerstr. 45.
12. Lehrer Johannsen, fr. Welt b. Tönning.
13. Lehrer Jürgensen, fr. Oldesloe, Rethwischfeld.
14. Lehrer Johs. Kähler, fr. Altona, Schumacherstr. 43.
15. Lehrer Karstens, fr. Thymby b. Apenrade.
16. Lehrer Knutzen, fr. Övenum a. Föhr.
17. Lehrer Kruse, soll von Waygxsuv b. Fahrentoft nach Kiel verzogen sein.
18. Lehrer Kruse, fr. Hoisbüttel b. Wohldorf.
19. stud. theol. Loos, fr. Schleswig, Langenstr. 9.
20. Generalagent H. Meyer, Hamburg, zul. Schleusenbrücke 8.
21. Lehrer Michelsen, fr. Auenbüll auf Alsen.
22. Lehrer Müller, Uhlenhorst b. Hamburg, zul. Humboldtstr. 7.
23. Lehrer Rühmann, fr. Braakau b. Dissau.
24. Lehrer Schlüter, fr. Todesfelde b. Leezen, angebl. verz. nach Hamburg.
25. Steenbock, Leipzig, Neudeitzerstr. 16 III.

Die Mitglieder, welche nähere Auskunft über den gegenwärtigen Aufenthalt dieser Herren erteilen können, werden freundlichst gebeten, solche dem Unterzeichneten einzusenden; die rückständigen Hefte werden alsdann umgehend nachgesandt. Es liegt im eigenen Interesse unserer Mitglieder, wenn dieselben bei Wohnungs- oder Ortswechsel den Expedienten, Herrn Küster Rohwer, sofort davon benachrichtigen. Im andern Falle sind Stockungen unvermeidlich.

Bezüglich des Austritts aus dem Verein verweise ich auf den Passus in § 8 der Satzungen: „Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen.“ Wenn trotzdem noch in den letzten Tagen Austrittserklärungen eingelaufen sind, so können diese selbstverständlich keine Berücksichtigung finden.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Kiel, 19. Januar 1897.

Mitteilung des Ausschusses betreffend den Litteraturbericht.

Zu unserm Bedauern sehen wir uns genötigt, mitzuteilen, daß unsere Kassenverhältnisse es uns nicht gestatten, die sehr erheblichen Kosten für den Litteraturbericht fernerhin zu tragen. Es ist deshalb in der Sitzung des Ausschusses beschlossen worden, ihn fortan nicht mehr erscheinen zu lassen. Da für die Erscheinungen von 1896 ein wesentlicher Teil der Arbeit bereits abgeschlossen ist, auch gewisse Verpflichtungen bestehen, so werden für dieses Jahr die inneren Seiten des Umschlags soweit als möglich Herrn Lorenzen für Buchbesprechungen zur Verfügung gestellt werden; daneben werden aber auch hervorragende Erscheinungen in der „Heimat“ selbst eine Beurteilung finden. Im Anschluß an diese Mitteilung erlauben wir uns, Herrn Lorenzen für seine mehrjährige mühevolle Arbeit am Litteraturbericht im Namen des Vereins unsern herzlichen Dank auszusprechen.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Vereins-Angelegenheiten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören zur Zeit folgende Herren an:

Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, Vorsitzender.
Rektor Lund, Kiel, Düppelstraße 72, Schriftleiter.
Lehrer Barfod, Kiel, Ringstraße 86, Schriftführer.
Lehrer Th. Doormann IV, Kiel, Kirchhofsallee 86, Kassenführer.
Hauptlehrer Eckmann, Ellerbek, Beisitzender.

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat“** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat“** gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat“

bitte ich mir bis zum 20. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 3. März 1897.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.
Nachdruck der Original-Artikel nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt:

Zur Vermeidung von Mißverständnissen.

Die bisherige Fassung der unter dem Titel stehenden Bemerkung über den Preis der „Heimat" scheint hin und wieder zu Mißverständnissen Anlaß gegeben zu haben. Es wird deshalb darauf aufmerksam gemacht, daß die Mitglieder nur den Beitrag von 2 M. zu zahlen haben. Ein besonderes Abonnementsgeld ist also nicht zu entrichten; ebensowenig erwachsen den Mitgliedern aus der Übersendung durch die Post irgendwelche Kosten. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Einzahlung der Beiträge für 1897.

Bei Einzahlung der Beiträge für das Jahr 1897 bitte ich die geehrten Mitglieder, folgendes zu beachten:

1. Allen Geldsendungen mittelst Postanweisung wolle man 5 Pfennig Bestellgeld beifügen.
2. Wo an einem Orte oder in einer Gegend mehrere Mitglieder sind, wollen diese sich zu gemeinsamer Einsendung des Beitrages möglichst vereinigen.
3. In größeren Ortschaften werde ich auch dieses Jahr, wie früher mein Herr Vorgänger gethan hat, eins unserer Mitglieder um Einkassierung der Beiträge bitten und demselben zu seiner Legitimation Quittungen übersenden.
4. Infolge eines Abkommens des Buchbindermeisters, Herrn Riemer, mit dem geschäftsführenden Ausschuß ist es mir möglich, bei Mehreinsendung von 60 Pf. den Mitgliedern die Einbanddecke des Jahrgangs 1896 mit dem nächsten Heft der „Heimat" portofrei zuzusenden.
5. Besonders mache ich die geehrten Mitglieder auf § 9 der Satzungen unsers Vereins aufmerksam und gebe zu bedenken, daß Nachnahmesendungen den Mitgliedern unnötige Kosten und dem Kassenführer sehr viele Mühe verursachen.

Kiel, Februar 1897. Th. Doormann, Kirchhofsallee 86.

Tauschverkehr.

Mit folgenden Vereinen (bezw. Schriftleitungen) tauscht der „Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein ꝛc." seine Schriften aus:

1. Geographische Gesellschaft zu Greifswald.
2. Gesellschaft für Erdkunde in Halle.
3. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde in Zürich.
4. Zeitschrift „Niedersachsen" in Bremen.
5. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. (Durch Herrn Oberlehrer R. Wossidlo, Waren in Mecklenburg).
6. Naturwissenschaftlicher Verein in Bremen.

Der Schriftführer.

Zu den phänologischen Beobachtungen.

Die seit dem Erscheinen der „Heimat" in ihr veröffentlichten phänologischen Beobachtungen werden von jetzt ab in den Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein erscheinen. Sie können nicht gleichzeitig mit den Karten versandt werden, sondern werden den Beobachtern erst später zugestellt werden.

Kiel, den 9. Februar 1897. Prof. Dr. Paul Knuth.

Eingegangene Bücher.

Der Schriftleitung sind folgende Bücher für die Bibliothek des Vereins übersandt worden: Hamburg. (Von Dr. Michow.) Sonder-Abdruck aus Grubes geographischen Charakterbildern. 1896. — Bericht des Museums Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte über das Jahr 1895. Lübeck 1896. — Zweiter bis sechster Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald, im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Prof. Dr. Rudolf Credner. — Volkskundliche Arbeiten von R. Wossidlo in Waren (Mecklenburg): Das Naturleben im Munde des Mecklenburger Volkes. Volkstümliches aus Mecklenburg. Zweiter und dritter Bericht über Sammlung mecklenburgischer Volksüberlieferungen. Die Präpositionen und präpositionalen Adverbien in der Mecklenburger Mundart. Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. — Abhandlungen, herausgegeben vom Naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen. Bd. XIII, 1.—3. Heft, Bd. XIV, 1. Heft. — Beiträge zu westdeutschen Volks- und Landeskunde. Heft 1. — Buchenau, Über Einheitlichkeit der botanischen Kunstausdrücke und Abkürzungen.

Zur Beurteilung eingegangen: Chr. Reuter, Das Kieler Erbebuch.

Bücherschau.

Puvogel, Friedrich, Der Stamm des ersten schleswig-holsteinischen Freicorps. Bes. Abdr. a. Nr. 145 des „Wandsb. Boten" v. 29. Novbr. 1896. 9 S.; 8°. — Nach Empfang der Proklamation der provisorischen Regierung und der Nachricht von der Einnahme Rendsburgs versammelten sich am Abend des 24. März 1848 zahlreiche Bürger Wandsbeks im „Alten Posthause," und eine Anzahl Männer erklärte sich bereit, als Freiwillige in den Kampf für Schleswig-Holsteins Recht zu ziehen. Am 25. nachmittags rückte die kleine Schar von 36 Mann unter Begleitung eines großen Teiles der Einwohnerschaft vom Marktplatze nach der Hamburgischen Grenze ab, von wo sie mittels Stuhlwagen nach Altona und von dort mit der Eisenbahn nach Rendsburg befördert wurde. Abgesehen von Kieler Studenten und Turnern waren sie die Ersten, welche auf dem Platze erschienen, und sie bildeten den Stamm zu dem ersten Freikorps, nach seinem Führer später das von Kroghsche Korps genannt. Die schwarz-rot-goldene Fahne mit der Inschrift „Erstes Freicorps 1848", welche Tondernsche Damen dem Korps verehrten, wurde bei der im Sommer 1848 verfügten Auflösung des Korps den Wandsbekern zuerkannt und von ihnen mit nach Wandsbek gebracht. 1852—1864 wurde sie von dem Vogt Kerstens in Eilbek verwahrt und am 24. März 1864 dem schleswig-holsteinischen Verein in Wandsbek übergeben. Jetzt wird sie im Wandsbeker Rathause aufbewahrt.

Kiel. A. P. Lorenzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

136. Asmus, Präparand, Kiel.
137. Boller, " "
138. Boyens, K., Ingenieur, Hamburg, Eppendorfer Weg 44.
139. Bram, Seminarist, Tondern.
140. Christiansen I, Seminarist, Hadersleben.
141. Christiansen, Seminarist, Tondern.
142. Dettmann, Seminarist, Ratzeburg.
143. Dreyer, Präparand, Kiel.
144. Dunker, Seminarist, Ratzeburg.
145. Fräderick, Seminarist, Hadersleben.
146. Fick, Seminarist, Ratzeburg.
147. Fischer, Seminarist, Hadersleben.
148. Fock, Präparand, Kiel.
149. Hamann, " "
150. Hansen, Seminarist, Ratzeburg.
151. Hansen I, Seminarist, Tondern.
152. Harder, Wilh., stud. theol., Greifswald, Baustr. 33 a.
153. Harder, Präparand, Kiel.
154. Hensen, Fr., Organ. u. Lehrer emer. Kiel, Jungfernstieg 33.
155. Hester, Seminarist, Ratzeburg.
156. Höhn, H., Görnitz bei Ploen.
157. Hoffeins, Seminarist, Tondern.
158. Jenner, Seminarist, Ratzeburg.
159. „Jungs, holt fast," Plattdütsche Vereenigung in Kiel. J. A. Otto Niemann, Fleethörn 55.
160. Kier, Propst, Tondern.
161. Laß, Präparand, Kiel.
162. Lehmitz, Seminarist, Ratzeburg.
163. Leptien, Heinr., Kiel, Gr. Kuhberg 51.
164. Lorke, H., Lehrer, Ekenis bei Süderbrarup.
165. Lorenzen, Präparand, Kiel.
166. Lucht, Joh., stud. theol., Greifswald, Baustr. 19.
167. Lund, Präparand, Kiel.
168. Matthiesen, Präparand, Hadersleben.
169. Meyer, Th., Lehrer, Börm pr. Neubörm (Kr. Schleswig).
170. Michelsen, Seminarist, Hadersleben.
171. Mühlke, Carl, Reg.- u. Baurat, Schleswig, Hafenstr. 7.
172. Munß, Joh., Kaufmann, Kiel, Wall 34.
173. Paulsen, A., Lehrer, Kiel, Gerhardstraße 11.
174. Peters, H., Lehrer, Wentorf bei Lütjenburg.
175. Peters, W., Ütersen, Kuhlenstraße.
176. Plambeck, Präparand, Kiel.
177. Pohlmann, Ober-Postassistent, Ploen.
178. Popp, Seminarist, Ratzeburg.
179. Pries, " "
180. Remien, Direktor der Vereinsbank, Kiel, Hafenstraße.
181. Rodewald, Präparand, Kiel.
182. Rohwer, H., Telegraphen-Direktor, Hamburg, Bundesstr. 6 III.
183. Ruhsert, C., Lehrer emer., Meinsdorf bei Ploen.
184. Sartori, Geh. Kommerzienrat, Kiel, Wall 48.
185. Schlobohm, E., Lehrer, Schlotfeld bei Itzehoe.
186. Schloer, Seminarist, Ratzeburg.
187. Schmidt, Brauereibesitzer, Preetz.
188. Schmidt, Seminarist, Ratzeburg.
189. Schnittger, O., Hauptpastor a. D., Schleswig, Gallberg 4.
190. Schrader, Präparand, Kiel.
191. Schröder, Dr. Chr., Kiel, Knooperweg 61.
192. Tantau, Seminarist, Ratzeburg.
193. Tewes, Lehrer an der Präparandenanstalt in Barmstedt.
194. Thode, Seminarist, Hadersleben.
195. Vagt, Seminarist, Ratzeburg.
196. Voß, Präparand, Kiel.
197. Wild, " "
198. Wind, " Hadersleben.
199. Witte, " Kiel.
200. Wolfram " "
201. Zinnius, W., Förster, Forsthof Kletkamp bei Lütjenburg.

Unser Verein zählt z. Zt. rund 1850 Mitglieder. Damit ist unser Streben, „die Kunde unserer Heimat, ihrer Natur und ihrer Bewohner zu fördern" und diese „Aufgabe in erster Linie mit Rücksicht auf unser Volk in allen seinen gesellschaftlichen Schichten zu erfüllen," bei weitem nicht erreicht. Noch vermissen wir besonders jene Kreise, in denen gute, alte Sitte, alter Sinn und Brauch am zähesten sich erhalten haben und — will's Gott — noch lange nicht schwinden werden, unsere Landleute. Wenig vertreten sind ferner jene Kreise, deren Beruf aufs innigste mit der Natur unserer Heimat verknüpft ist, nämlich Förster, Gärtner, Fischer und wiederum unsere Landleute. Im Namen des geschäftsführenden Ausschusses richte ich darum an alle Freunde unserer guten Sache die herzliche Bitte, durch fleißiges Werben neuer Mitglieder aus allen Ständen an der Erreichung unseres Zieles mitarbeiten zu wollen.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Kiel, 9. Februar 1897.

Beschwerden

über mangelhafte Zustellung der „Heimat," über beschädigte Hefte u. s. w. gehen am besten an die Versandstelle der „Heimat," Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 42.

Anzeigen.

Die Leser der „Heimat" werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „Heimat" gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat"
bitte ich mir bis zum 15. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.
Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 4. April 1897.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Die diesjährige Generalversammlung

wird am Dienstag in der Pfingstwoche (8. Juni) in Meldorf stattfinden. Alle, welche bereit sind, durch Vorträge oder Mitteilungen den Verlauf der Versammlung zu fördern, werden gebeten, dies baldigst dem Vorsitzenden, Rektor **Peters**, Kiel, Waisenhofstraße 4, mitzuteilen. Die näheren Nachrichten über den Ort und die Zeit der Versammlung, sowie über das Programm, werden in der nächsten Nummer veröffentlicht werden.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Einzahlung der Beiträge für 1897.

Viele der geehrten Mitglieder haben ihren Beitrag für das laufende Jahr bis jetzt noch nicht eingesandt. Nach § 9 unserer Satzungen läuft die Frist zur Einsendung mit dem Ende dieses Monats ab. Indem ich auf die betreffenden Mitteilungen in Nr. 2 der „Heimat" hinweise, *bitte ich dringend*, diese Frist innehalten zu wollen. Rückstände müssen auf dem Wege der Postnachnahme erhoben werden. Nachnahmesendungen aber verursachen den Empfängern derselben unnötige Kosten und dem Kassierer sehr viel Mühe.

Kiel, März 1897. Th. **Doormann**, Lehrer, Kirchhofsallee 86.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

202. **Bährend**, Seminarist, Eckernförde.
203. **Bartels**, Adolf, Schriftsteller, Weimar, Am Horn 15a.
204. **Bergas**, Jul., Verlagsbuchhandlung, Schleswig.
205. **Bock**, Seminarist, Ratzeburg.
206. **Bustorff**, „ „
207. **Christiansen**, A. H., Inspektor, Rennberg bei Ekensund.
208. **Christiansen**, Seminarist, Eckernförde.
209. **Claussen**, Lehrer, Bargenstedt bei Meldorf.
210. **Direktion der Provinzial-Irrenanstalt** bei Schleswig.
211. **Engel**, Bürgermeister a. D., Kiel, Friedrichstr. 34.
212. **Feldtmann**, Ed., Lehrer, Hamburg, Bornstr. 32 IV.
213. **Heldt**, C., Buchhändler, Eckernförde.
214. **Hingst**, Seminarist, Ratzeburg.
215. **Hingst**, „ Ütersen.
216. **Holm**, „ Eckernförde.
217. **Jensen**, B., Privatgelehrter, Schleswig, Lange Straße

218. Johannsen, Lehrer, Wik bei Kiel.
219. Johnke, Wilh., Hamburg-Eppendorf, Hoheluft-Chaussee 2.
220. Koll, F., Lehrer, Eutin.
221. Langmaack, Seminarist, Bremen (z. Z. noch in Kiel).
222. Läufer, Seminarist, Ütersen.
223. Lorenzen I, „ Eckernförde.
224. Lützen, Seminarist, Eckernförde.
225. Matthiesen, H., Prokurist, Kiel, Muhliusstr. 101.
226. May, Seminarist, Tondern.
227. Nissen, „ Eckernförde.
228. Nommensen, Seminarist, Tondern.
229. Paulsen, „ „
230. Peters, H. T., Rentner, Kiel, Gerhardstraße 32.
231. Rathmann, Karl, Lehmkuhlen b. Preetz.
232. Rathmann, Hans, Ziegeleibesitzer, Holtenau bei Kiel.
233. Rathje, Seminarist, Ütersen.
234. Rehr, „ „
235. Schlottmann, Seminarist, Ratzeburg.
236. Schmaljohann, „ Eckernförde.
237. Schmidt, S., Professor, Nordhausen am Harz, Spiegelstraße.
238. Schuback, H., Lehrer, Wedel i. H.
239. Schütt, Seminarist, Ratzeburg.
240. Stoltenberg, G., Lehrer, Kiel, Gerhardstr. 86.
241. Thamsen, J. H. N., Tondern, „Tondersche Zeitung."
242. Frl. Tiemann, H., Lehmkuhlen b. Preetz.
243. Verein der Schleswig-Holsteiner zu Berlin (Vereinslokal: Wallstr. 57).
244. Wandschneider, H., Landmann, Holtenau bei Kiel.
245. Wohltmann, Seminarist, Ratzeburg.
246. Wolgast, H., Lehrer, Hamburg, Ottostraße 18.

Unser Verein zählt z. Zt. 1884 Mitglieder.
Kiel, am 12. März 1897.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86 II.

Eingegangene Bücher.

Zur Besprechung eingegangen: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Erster Band: Rätsel. Wismar, Hinstorff 1897.

Ferner ist vom Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte übersandt worden: Melanchthon und Schleswig-Holstein. Von Ernst Michelsen, Pastor in Klanxbüll. (Separatabdruck aus dem Kirchen- und Schulblatt.)

In Sachen der Gut-Templer

habe ich verschiedene Zuschriften erhalten. Sie abzudrucken, gestattet weder der Raum noch der Zweck unseres Blattes; auch sollte die kurze Nachschrift meines Vorgängers (S. XLII des vorigen Jahrgangs) den Meinungsaustausch beschließen. — Ich trage jetzt noch nach, daß auf der bezeichneten Seite in der Anmerkung des Herrn Pastor Stubbe die von ihm bei der Korrektur hinzugefügte „Nr. 277 der Kieler Neuesten Nachrichten" durch ein Versehen beim Abdruck leider nicht mitgekommen ist; ferner führe ich aus einer Berichtigung des Herrn Petersen, deren Aufnahme unter Hinweis auf das Preßgesetz verlangt worden ist, an: „1. Der aus den „Proceedings etc." angeführte Satz über den Gebrauch alkoholfreien Abendmahlsweins ist nicht ein Stück der „maßgebenden Ordenslitteratur und -Vorschriften, keine „Bestimmung der Weltloge," kein Verbot, sondern nur eine den amerikanischen Verhältnissen entsprechende Kundgebung." 2. In dem für den Orden maßgebenden Roberts R. W. G. Digest heißt es S. 122, 54: „Es ist nicht eine Verletzung (des Gelübdes), alkoholischen Wein beim Abendmahl zu genießen." 3. Der Satz von der schädlichen Wirksamkeit eines Mäßigkeitsapostels ist im vertraulichen Gespräch über eine bestimmte Person geäußert worden; eine Verallgemeinerung dieses Satzes ist unzulässig." — Damit schließe ich nunmehr formell die Erörterung für die „Heimat" ab. L.

Bücherschau.

Strackerjan, Karl, Schleswig, nicht „Süd-Jütland". Ein neuer Beitrag zur Klarstellung des national-politischen Streites an der Königsau. Flensburg, Huwald'sche Buchhandlung, 1896. 32 S.; gr.-8°. M. 0,50. — Hatte der Verfasser in seiner Darstellung über „Dänische Umtriebe in Deutschem Lande" das Hauptgewicht auf eine Charakterisierung der dänischen Agitation durch quellenmäßige Belege aus ihrer Litteratur gelegt, so kommt es ihm hier in erster Linie auf eine übersichtliche Darstellung an, so daß er hier die Resultate aus seiner ersten Schrift zieht. Der erste Abschnitt hat der ganzen Schrift den Titel geliehen. In den folgenden beleuchtet er die dänischen Agitationsmittel und Sprachklagen. Die Aufdeckung der Schädigung, welche die dänische Agitation dem Volksleben und dem wirtschaftlichen Leben zufügt, dürfte auch für weitere Kreise von Interesse sein. A. P. Lorenzen.

Bücherschau.

Puvogel, Friedrich, Der Ausruf Friedrich des Achten zum Herzog von Schleswig-Holstein. Ein Blatt aus **Wandsbecks** Geschichte. Bes. Abdr. a. Nr. 154 d. „Wandsb. Boten" v. 24. Dezbr. 1895. 12 S.; 8°. — Am Vormittage des 17. Novbr. 1863 wurde der Tod Friedrichs VII. (15. Novbr.) in Wandsbek bekannt. Als am 23. Dezember die dänischen Dragoner aus Wandsbek abzogen, schmückte sich der ganze Ort mit schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen. Eine mündliche Mitteilung von Mann zu Mann rief die Einwohner nach dem „Schwarzen Bären," wo der Advokat A. Th. Ohrt die politische Bedeutung des Augenblicks hervorhob und alle Anwesenden den Herzog von Augustenburg als Landesherrn anerkannten. In feierlichem Zuge begab man sich auf den Marktplatz, wo unter freiem Himmel Friedrich VIII. zum Herzog ausgerufen wurde. In den „Schwarzen Bären" zurückgekehrt, bildete sich aus etwa 20 Bürgern ein Sicherheitsausschuß. Am Polizei-, Post- und Zollamt wurden die dänischen Insignien durch schleswig-holsteinische Fahnen ersetzt. Der Polizei-Inspektor Lage, der dem dänischen Könige geschworen hatte, entfernte sich auf Aufforderung von seinem Posten, ging aber nach Altona, und auf seinen Bericht an die deutschen Kommissarien hin erhielten die soeben in Hamburg eingerückten hannoverschen Truppen den Befehl, Wandsbek zu besetzen. Da Wandsbek zuerst von den dänischen Truppen geräumt wurde, konnte hier zuerst der Herzog ausgerufen werden.

Wichmann, E. H., Atlas zur Geschichte Hamburgs. Auf Veranlassung der Oberschulbehörde herausgegeben. 2. Auflage. Hamburg: Herold, 1896. (4 S.), 6 Doppelkarten; 8°. Kart. M. 1,00. — Wir besitzen keine Karten von Hamburg aus der älteren Zeit, auch die im 16. und 17. Jahrhundert gezeichneten Ansichten aus der Vogelperspektive geben nur ein unvollkommenes Bild. Da aber die Lage der Straßen und öffentlichen Gebäude seit der letzten Zerstörung Hamburgs 1072 bis zum Brande von 1842 nicht verändert ist, so ergänzen die Ergebnisse der geometrischen Vermessung der Brandstätte den jetzigen Plan genügend für historische Arbeiten. Die älteste Karte von 1150 giebt den Plan der durch die Schauenburger wiedererbauten Stadt. Die Karten von 1200 und 1250 zeigen die räumliche Erweiterung, die von 1550 den inneren Ausbau der Stadt. Die Karte von 1650 zeigt die 1620—1626 erbauten, der veränderten Kriegführung entsprechenden Festungswerke, denen Hamburg es zu danken hat, daß es in diesem Jahrhundert von dem die Umgegend verheerenden Kriegsvolke verschont blieb. Der Plan von 1830 zeigt die Gartenanlagen anstatt der 1820 abgetragenen Befestigungswerke; auf demselben ist auch der 1842 abgebrannte Stadtteil kenntlich gemacht. A. P. Lorenzen.

Briefkasten.

Angenommen: J. Schw. in W.: Über die Einwanderung von Tieren und Pflanzen. Eine Gildefeier. — Eschb. in H.: Was man sich in unserer Heimat vom Kuckuck erzählt. Die Wochentage in ihrer Beziehung zum Volksglauben. — Frz. in Schm.: Von Apenrade über Loit und Kalö nach dem Knivsberge. Auf historischem Boden. — G. Sch. in T.: Urnehöved. — M. K. in K.: De Knech un de Arfen. — W. H. B. in H.: Stiftung des Kronleuchters im südlichen Seitenschiff unserer Kirche. — L. F. in P. auf F.: Der Taufstein von Endrupskov. — E. in E.: Anfang und Ende der Salzgewinnung in den Herzogtümern (nach Meyn). — J. Pr. in E.: Ein Franzosengrab in unserm Lande. (Ich bitte um Angabe des Ortes.) — H. D. in R.: Unsere insektenfressenden Pflanzen. — W. J. in E.: Ein Blick in das Leben eines Stapelholmer Bauern zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Die Schriftleitung hat sich bemüht, zur Beurteilung und Würdigung hervorragender Männer unserer Heimat geeignete Kräfte zu gewinnen, und freut sich, mitteilen zu können, daß zunächst von einem namhaften Kritiker eine Abhandlung über unsern Dichter Klaus Groth erscheinen wird; außerdem stehen Arbeiten in Aussicht über Rachel, Rist, Harms, Hebbel, Jensen und Storm.

Ferner sind angekündigt worden: Tänze der alten Dithmarscher. — Die Besiedelung der Süderdithmarscher Marsch. — Der Waldreichtum unserer Provinz in früheren Zeiten. — Die Schlacht bei Sehestedt.

J. Schw. in W.: Wäre es nicht zweckmäßig, Ihre angekündigte Sammlung der Sprichwörter und Redensarten in dithmarsischer Mundart nach und nach der Sammlung des Herrn Eschenburg in der in Nr. 3 angedeuteten Weise einzuverleiben?

Eingegangen: Sem. L. in Ü. — S. auf P. — J. J. E. in Fl. (Duburg, die Schlei). Hptp. Sch. in Sch. (Sprichwörter.)

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat“** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat“** gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat“

bitte ich mir bis zum 15. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.

Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 5. Mai 1897.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1–1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.

Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

General-Versammlung

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

am Dienstag, den 8. Juni 1897 nachmittags 1 Uhr

in Meldorf.

Tagesordnung.

1. Wahl eines Vorsitzenden.
2. Wahl eines Schriftführers.
3. Vorlegung der geprüften Jahresrechnung.
4. Wahl eines Rechnungsprüfers.
5. Vorträge. (Die Themen werden in der nächsten Nummer bekannt gemacht.)

Nach Schluß der Versammlung gemeinschaftliches Festessen mit den Teilnehmern an der Kreislehrerversammlung für Süderdithmarschen.

Die Besichtigung des Museums und des Doms seitens der Mitglieder unseres Vereins findet vormittags von 10½ Uhr an statt. Das Lokalkomitee hat kundige Führung zur Verfügung gestellt.

Genaue Mitteilungen in nächster Nummer.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Bücherschau.

Scherer, Wilhelm, Karl Müllenhoff. Ein Lebensbild. Berlin: Weidmann, 1896. VII u. 173 S., 1 Titelbild; 8°. ℳ 4,00. — Die Biographie des verdienten Altertumsforschers ist bereits im Jahre 1884 geschrieben. Der Umstand, daß im Schlußkapitel eine zusammenfassende Darlegung der Deutschen Altertumskunde gegeben werden sollte, verhinderte die Drucklegung. Nachdem der Tod Scherers die Ausführung dieses Planes vereitelt hat, ist die Gedächtnisrede, welche Scherer am 3. Juli 1884 in der Akademie der Wissenschaften Müllenhoff widmete, als Beilage der Biographie angehängt worden. Für die Biographie stützt sich Scherer wesentlich auf die Aufzeichnungen von dem Vater Müllenhoffs und die

Erinnerungen Kolsters, des Lehrers und Freundes Müllenhoffs; für den Berliner Aufenthalt konnte er im wesentlichen auf seinen persönlichen Erinnerungen fußen. — Ist auch die Deutsche Altertumskunde das Hauptwerk Müllenhoffs, ja, als sein Lebenswerk anzusehen, so wird doch hier seine Sammlung der Sagen, Märchen und Lieder in erster Linie genannt werden müssen.

Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeinde-Angelegenheiten der Stadt Schleswig in dem Zeitraum vom 1. April 1891 bis zum 31. März 1896. Schleswig: Buchdr. d. Prov.-Taubst.-Anst. (J. Bergas), 1896. 57 S.; 4°. — Der in 16 Abschnitte zerfallende Bericht bietet im Abschnitt 15. (Bemerkenswerte Ereignisse) eine Chronik der Stadt Schleswig für 1890—96, aus der die Eröffnung der Straßenbahn (5. Juli 1890), die Errichtung des Kanonendenkmals (August 1890), die Eröffnung des neuen Krankenhauses (1. Dezbr. 1890), die Enthüllung des Reventlou-Beseler-Denkmals (24. Juli 1891), die Eröffnung des neuen Theaters (1. Oktbr. 1892), die Umwandlung des Realprogymnasiums in eine Realschule (Febr. 1893), die Grundsteinlegung für das Chemnitz-Bellmann-Denkmal bei dem 12. Niedersächs. Sängerbundesfest (21.—23. Juli 1894), die Einweihung der wiederhergestellten Domkirche (25. Oktbr. 1894), der 1. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Städtetag in Schleswig (29. Oktbr. 1894), die Eröffnung der städtischen Spar- und Leihkasse (1. April 1894), die Einweihung des neuen Lehrerinnen-Seminargebäudes (15. Oktbr. 1895), Enthüllung des Chemnitz-Bellmann-Denkmals (26. Juli 1896) hervorgehoben seien. — Das Stadtgebiet umfaßt 1440 ha, steuerpflichtig sind 1050 ha mit einem Grundsteuer-Reinertrag von 28 556 *M.* Die städtischen Ländereien (insgesamt 602 ha) ergaben Ende März 1891 39 239 *M.*, 1896 37 732 *M.* Pacht. Die Verringerung der Einnahme ist teils auf Verkauf von Grundstücken, teils auf Verminderung der Pachtgebote zurückzuführen. Alle der Stadt gehörende Gebäude, welche nicht städtischen Zwecken dienen, sind verpachtet; die Pacht betrug jährlich 45 019 *M.* Die Einwohnerzahl betrug 1875: 14564, 1885: 15 140, 1895: 17 250, unter letzteren 2216 aktive Militärpersonen, 650 Beamte; die Bürgerrolle von 1895 zählt 2040 wahlberechtigte Bürger. Zur Gewerbesteuer sind 425 Gewerbetreibende veranlagt; die Holmer Fischerzunft zählt 102 Mitglieder. Die Stadt Schleswig hat ihr Privilegium der Schleifischerei, welches ihr 1874 unter Verzichtleistung auf die Ausübung der großen Fischerei in der oberen Schlei von Kappeln und Arnis bis zur Ostsee zugestanden wurde, der Zunft ohne Entschädigung zur alleinigen Ausnutzung überlassen. Die Schulden der Stadt betrugen am 1. April 1864: 610 374 *M.*, 1870: 722 829 *M.*, 1880: 1 215 966 *M.*, 1885: 1 826 611 *M.*, 1887: 1 574 520 *M.*, 1896: 2 394 044 *M.* Der Vermehrung der Schulden (1885—96) um 567 430 *M.* steht eine Vergrößerung des Vermögens um 1 101 599 *M.* gegenüber. Die Gemeindesteuern betrugen 1885—86 290 % der Staats-Einkommensteuer, 350 % der Gebäudesteuer, 1886—87 bezw. 280 % und 340 %, 1888—89 bezw. 260 % und 320 %, 1892—93 bezw. 240 % und 300 %. Gegenwärtig werden 210 % der Einkommensteuer, 200 % der Gebäudesteuer, 200 % der Grund- und Gewerbesteuer und 100 % der Betriebssteuer erhoben, außerdem Biersteuer, Lustbarkeitssteuer, Umsatzsteuer und Gebühren für baupolizeiliche Aufsichtsführung.

Johannsen, —, Jahresbericht über die Thätigkeit des Gewerbeaufsichtsbeamten für den Aufsichtsbezirk Lübeck, im Jahre 1895. Druck von Gebr. Borchers, Lübeck. [Lübeck: Lübcke & Hartmann, 1896.] 16 S.; 8°. *M.* 0,50. — Der Aufsichtsbezirk Lübeck enthält 124 Fabriken mit 3194 Arbeitern und 104 Dampfkesseln. Der Verkehr mit den Vertrauensmännern der Berufsgenossenschaften, mit den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern war recht rege und zufriedenstellend, mit den Beauftragten der Berufsgenossenschaft aber kaum nennenswert. Letzterer Umstand wird darauf zurückgeführt, daß nur 3 Beauftragte ihren Wohnsitz im Inspektionsbezirk Lübeck haben. Der Bericht zeigt, daß unter den Arbeitnehmern ursprünglich die Auffassung herrschte, als ob das Kleingewerbe und die Hausindustrie nicht der Gewerbeaufsicht unterliege, daß sie aber nach erfolgter Belehrung zur Mitarbeit bereit waren. — Kinder unter 14 Jahren wurden überhaupt nicht in den Fabriken beschäftigt, junge Leute im Alter von 14—16 Jahren 66 (gegen 98 im Vorjahre); die Anzahl der Arbeiterinnen betrug 541 (gegen 552), davon im Alter von 14—16 Jahren: 4; die Anzahl sämtlicher Arbeiter betrug 3194 (gegen 3231). Die 10stündige Arbeitszeit, neben 1½stündiger Mittags- und je einer ½stündigen Frühstücks- und Vesperpause, wird nur in den Ziegeleien überschritten, wo während des Sommers bis zu 13½ Stunden gearbeitet wird. — Die Löhne sind am niedrigsten für die Flaschenspüler (13—15 ₰ pro Stunde), Lithographen erhalten 42—66 ₰ pro Stunde.

Dilling, Gustav, Landeskunde der freien und Hansestadt Hamburg und ihres Gebietes. Zunächst zur Ergänzung der Schulgeographie von E. von Seydlitz herausgegeben. 3. Auflage. Breslau: Hirt, 1896. 79 S.; 8°. Kart. *M.* 0,75. Die statistischen Angaben sind den Verhältnissen entsprechend abgeändert, sodaß dieser Auflage die gleiche Anerkennung (vgl. 2. L.-B., S. 3.) zuteil werden muß. A. P. Lorenzen.

Bücherschau.

Jahresbericht des Schleswig-Holsteinischen Landwirtschaftlichen Generalvereins für das Jahr 1895, erstattet von der ausführenden Direktion. Kiel: Druck von Schmidt & Klaunig, 1896. 116 S., 5 Tabellen; 4°. — Der vorliegende ist der letzte von der Direktion des Generalvereins erstattete, da die Berichterstattung in Zukunft der neu errichteten Landwirtschaftskammer obliegen wird. Derselbe enthält u. a. einen längeren Bericht (S. 3—10) über die Bodenarten Schleswig-Holsteins nach landwirtschaftlichen Gesichtspunkten auf Grund der Schrift „Agrikultur-chemische Untersuchungen, Versuche und Analysen mit besonderer Berücksichtigung Schleswig-Holsteinischer Landesverhältnisse. Eine Festschrift, gewidmet den Schl.-Holst. Landwirten als ein Rückblick auf die 25jährige Thätigkeit der agrikultur-chemischen Versuchsstation zu Kiel von Professor Dr. A. Emmerling," ferner ausführliche Berichte über die Arbeiterverhältnisse (S. 12—31) und über die Förderung und den Stand der Genossenschafts-Landesmeliorationen (S. 43—47). A. P. Lorenzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

247. Ahrens, Lehrer, Hügum b. Rödding (Kr. Hadersleben).
248. Arp, Seminarist, Segeberg.
249. Bomholt, Seminarist, Uetersen.
250. Burmester, „ „
251. Ehlers, Otto, Drogist, Neumünster, Großflecken 52.
252. Feddersen, Pastor, Kiebitzreihe bei Siethwende (Kr. Steinburg).
253. Jacobsen, Seminarist, Uetersen.
254. Junge, Lehrer, Blekendorf b. Lütjenbg.
255. Karnatz, Seminarist, Segeberg.
256. Lähndorff, Organist, Flemhude bei Achterwehr.
257. Lembke, Seminarist, Uetersen.
258. Lütje I, „ Segeberg.
259. Meier, Emil, Drogist, Neumünster, Großflecken 52.
260. Möller, H., Lehrer und Oberküster, Tönning.
261. Momsen, Jul., Landwirt, Marienhof b. Emmelsbüll (Kr. Tondern).
262. Reisse, Seminarist, Uetersen.
263. Peper, W., Mittelschullehrer, Preetz.
264. Röh, Seminarist, Segeberg.
265. Röhlk, „ „
266. Salz, „ Uetersen.
267. Schinn, „ „
268. Schmidt, „ „
269. Schulz, „ Segeberg.
270. Skau, „ Uetersen.
271. Stave, „ Segeberg (Vertrauensmann).
272. Stein, Friedr., Landwirt, Holm i. H.
273. Suhr, Seminarist, Segeberg.
274. Wendler, Lehrer an der städt. Mittelschule, Rendsburg.
275. Witt, M., Hofbesitzer, Schlotfeld bei Itzehoe.
276. Wulf, 1. Knabenlehrer, Ploen.

Unser Verein zählt z. Zt. 1914 Mitglieder.
Kiel, am 11. April 1897.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86 II.

Briefkasten.

Eingegangen: H. Bl. in Eckf.: Am 24. März 1848. — H. G. in Schl.: Der Meggerkoog (Überarbeitung). Sprichwörter über das Aussehen. — Th. L. in W.: Zur Naturgeschichte der Salzwasserfische.

Es ist noch nicht möglich gewesen, alle Einsendungen aus früherer Zeit abschließend zu beurteilen; doch wird die Geduld der Einsender nicht lange mehr in Anspruch genommen werden. Es möge aber gestattet sein, hier eine Bemerkung auszusprechen, die sich beim Lesen der Manuskripte aufgedrängt hat. Die Würdigung sehr vieler Einsendungen, besonders solcher, die geschichtliche Stoffe behandeln, wird erschwert durch die mangelhafte, oft ganz fehlende Quellenangabe. Wo nur eine vorhandene Arbeit in populäre Darstellung umgeformt wird, erfordert schon der litterarische Anstand eine Angabe darüber, woher der Stoff entnommen ist; bei Original-Arbeiten ermöglicht sie erst ein richtiges Urteil und eine rechte Verwertung; ohne solche Quellenangabe ist auch eine gute Arbeit für den Forscher schließlich nahezu wertlos, da ihm daran liegen muß, die Fundamente zu kennen.

Tauschverkehr

ist ferner eingeleitet mit dem Deutschen Lehrer-Verein für Naturkunde („Aus der Heimat," herausgeg. v. Dr. K. G. Lutz in Stuttgart). **Der Schriftführer.**

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat"** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat"** gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat"
bitte ich mir bis zum 15. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein.
Ad. Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 42.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 42.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 6. Juni 1897.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.

Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Inhalt:

Einzahlung der Beiträge.

Nach unseren Satzungen hätten bereits mit dem April-Heft die rückständigen Beiträge durch Postnachnahme eingezogen werden sollen. Da indes sehr viele Mitglieder den Betrag noch nicht eingesandt haben, so würde die Versendung unter Nachnahme für die Expedition sowohl, wie für den Kassenführer ganz erhebliche Mühe verursachen. Ich bitte darum nochmals, die rückständigen Beträge jetzt einsenden zu wollen, und verweise dabei auf die im März-Heft ausgesprochenen Wünsche. **Th. Doormann, Lehrer,**
Kirchhofsallee 86.

General-Versammlung

am Dienstag, den 8. Juni 1897 nachmittags 1 Uhr in Meldorf („Erheiterung," Wwe. Grotegut).

Tagesordnung.

1. Wahl eines Vorsitzenden.
2. Wahl eines Schriftführers.
3. Vorlegung der geprüften Jahresrechnung.
4. Wahl eines Rechnungsprüfers.
5. Vorträge: a) **„Altdithmarsische Befestigungen."** (Herr Lehrer Goos-Meldorf.)
   b) **„Die Mistel."** Ihre Naturgeschichte nebst Streifereien in das Gebiet der Götterlehre bei Kelten und Germanen; ihr Vorkommen in Sage, Dichtung, Aberglaube, in Sitte und Brauch in früherer und jetziger Zeit. (Herr Lehrer Barfod-Kiel.)
6. Kurze Mitteilungen.

Nach Schluß der Versammlung gemeinschaftliches Festessen in **„Stadt Hamburg"** mit den Teilnehmern an der Kreislehrerversammlung für Süderdithmarschen.

Die Besichtigung des Museums und des Doms seitens der Mitglieder unseres Vereins findet vormittags von **12 Uhr** an statt. Das Lokalkomitee hat kundige Führung zur Verfügung gestellt. Die Teilnehmer versammeln sich in „Stadt Hamburg."

Gäste, auch Damen, sind herzlich willkommen!

Der geschäftsführende Ausschuß.

An die Herren Vertrauensmänner!

Wie bereits brieflich mitgeteilt worden ist, wird auf der Generalversammlung zu Meldorf die Gründung von Ortsgruppen angeregt werden. Von verschiedenen Seiten sind zustimmende Antworten eingegangen. An diejenigen Herren Vertrauensmänner, welche bisher noch nicht geantwortet haben, richte ich die freundliche Bitte, mir möglichst umgehend ihren Standpunkt zu dieser Angelegenheit darzuthun, damit den Verhandlungen über diesen Gegenstand bereits einiges Material zu Grunde gelegt werden kann. Eine vielseitige Teilnahme der Herren Vertrauensmänner an der Generalversammlung wäre dringend erwünscht.

Der Schriftführer.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

277. Asmus, Lehrer, Hochdonn bei Süderhastedt.
278. Broders, Siegfried, Vice-Wachtmeister im Garde-Train-Bataillon, Tempelhof b. Berlin.
279. Frl. Buchow, W., Lehrerin, Altona, Pinneberger Chaussee 102.
280. Frl. Claußen, Lehrerin, Altona, Kl. Gärtnerstraße 79 I.
281. Cohrt, Joh., Lehrer, Kiel, Ringstr. 95 I.
282. Cordes, Rob., Buchhandlung u. Antiquariat, Kiel, Dahlmannstraße 7.
283. Dircks, Seminarist, Tondern.
284. Friedrich, Herm., Gastwirt, Friedrichskoog b. Marne.
285. Friese, Postmeister, Lauenburg.
286. Gondesen, Lehrer a. d. Oberrealschule, Flensburg.
287. Hadenfeld, Lehrer, Hochdonn bei Süderhastedt.
288. Hadenfeldt, Lehrer, Kiel, Jungfernstieg 26.
289. Hagge, Lehrer, Altona, Stiftstraße 20.
290. Hempel, Seminarist, Eckernförde.
291. Jacobs, Bureauvorsteher, Altona, Lornsenstraße 29 I.
292. Klugkist, Frau Richter, Bremen, Olbersstraße 26.
293. Kuntz, Lehrer, Russee, später Organist in Westensee.
294. „Landsmannschaft der Schleswig-Holsteiner" (1. Vorsitzender W. Hinz), Berlin S. 14, Dresdenerstraße 48 III.
295. Maaßen, Alfred, Kontorist, Hamburg-Eimsbüttel, Eduardstraße 40 p.
296. Niemand, Pfennigmeister, Heide i. H.
297. Petersen, L., Dr. jur., Referendar, Flensburg, Am Graben 75.
298. Petersen, W., Lehrer, Kiel, Kleiner Kuhberg 21.
299. Petersen, Bockholt.
300. Rave, Seminarist, Eckernförde.
301. Reinhold, Seminarist, Tondern.
302. Schiller-Tietz, Privatgelehrter, Klein-Flottbek.
303. Dr. Seeger, Arzt, Friedrichsort bei Kiel.
304. Sönnichsen, Seminarist, Tondern.
305. Stöver, Lehrer, Kreutzfeld bei Gremsmühlen.
306. Thießen, Seminarist, Tondern.

Unser Verein zählt z. Zt. **1944** Mitglieder.
Kiel, am 10. Mai 1897.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86 II.

Bücherschau.

Festschrift zur Feier der 500jährigen Vereinigung des Amtes Ritzebüttel mit der freien und Hansestadt Hamburg. Cuxhaven, 1894. 48 S.; 8°. Die Festschrift enthält ein Widmungsgedicht „An Hamburg," eine Abhandlung von Prof. Dr. Rohde über „Die Ortsnamen des Amtes Ritzebüttel" (S. 7—43) und einen „Bericht über eine Ausgrabung im Galgenberge aus dem Jahre 1844" von Hendrichsen. (S. 45—48.) — Das Material an Ortsnamen lieferten im wesentlichen 1. das im Amtsarchiv befindliche „Rote Buch" (zwei Inventarien sämtlicher Grundstücke 2c. des Hauses Ritzebüttel aus den Jahren 1577 und 1621 enthaltend), 2. die alten „Winnungsbücher" (Winnung = Heuer, Pacht), deren ältestes 1578 angefangen ist. Eine Reihe von Flußnamen führt Verfasser auf Gemeinnamen zurück, da er annimmt, daß der Gemeinname solange genügt, als das Volk keinen zweiten Fluß kennt; so deutet er Elbe als Elf (Strom), Delf(strom) als Graben, Leh(strom) als Leit-Fluß. Die Sahlenburg faßt er mit Lappenberg als früheres Allod oder Salland auf und nimmt als ursprüngliche Form für den Namen der herrschaftlichen Pfalz (Sal) Salburg, welcher Name die Bedeutung von Freiburg haben würde. Ritzebüttel deutet er als Richardsheim (Ritz = Abkürzung für Richard). Cuxhaven, das schon auf der Karte von 1591 vorkommt, heißt in einer Urkunde von 1543 noch Deichhave. Kirchenpauer hat ersteren Namen schon als Koogshaven gedeutet. An früheren Waldreichtum des Landes erinnern die Namen Eichholz, Altenwalde und Holte.

A. P. Lorenzen.

Bücherschau.

L. Schmitt, S. J., Johann Tausen oder der dänische Luther. 1494—1561. Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. Köln. J. P. Bachem, 1894. VIII, 120 S. 8°. 2 M. — 3. Vereinsschrift für 1894 der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Mit welchem Eifer die katholische Kirche in Dänemark ihre Propaganda betreibt, davon zeugen auch die kirchengeschichtlichen Monographien, welche in den letzten Jahren von jener Seite veröffentlicht sind. Wir erinnern an die Arbeit über Paulus Heliä, den Hauptgegner der Reformation in Dänemark, von dem Jesuiten L. Schmitt, an Wilhelm Schmitz (gleichfalls S. J.), „Der Einfluß der Religion auf das Leben beim ausgehenden Mittelalter, besonders in Dänemark," beide als Ergänzungshefte der Stimmen aus Maria-Laach erschienen. Ihnen reiht sich die obengenannte Biographie Tausens an, deren Anzeige an dieser Stelle wohl keiner Rechtfertigung bedarf.

Der Verfasser hat seinen Stoff unter 3 Hauptabschnitte verteilt. Im ersten Teil, überschrieben „Tausen in Antvorskov und Viborg," behandelt er die Jugend Tausens, seine Studienzeit in Löwen, Köln und Wittenberg, seine erste reformatorische Thätigkeit nach der auf Befehl des Priors erfolgten Rückkehr aus Wittenberg, seinen Austritt aus dem Kloster und sein Wirken in Viborg. Der zweite Abschnitt „Tausen in Kopenhagen und Roeskilde" zeigt uns Tausen in einem ausgedehnteren Wirkungskreis in Kopenhagen. In dieselbe bewegte Periode seines Lebens fällt die literarische Fehde mit Paulus Heliä, Tausens angeblicher Widerruf betreffs der Abendmahlslehre, seine Landesverweisung und baldige Restitution durch den Bischof Johann Rönnov u. s. w. Im dritten Abschnitt folgt dann die Schilderung der Wirksamkeit Tausens als Superintendent in Ripen; dieselbe hat für uns noch ein spezielles Interesse, weil Tausen dadurch auch in Beziehung zu denjenigen nordschleswigschen Kirchen trat, welche dem ehemaligen Bistum Ripen angehörten (S. 98 ff.) Die erste Beilage enthält einen Abdruck eines Briefes des Viborger Kanonikus Johann Block an Peter Hegelund in Ripen vom 19. Juni 1576, die zweite zwei lateinische Grabschriften Tausens, die dritte bringt ein Verzeichnis der verlornen und der noch vorhandenen Schriften Tausens in chronologischer Folge.

Wie nicht anders zu erwarten, fordert die Darstellung und Beurteilung sehr oft unsern Widerspruch heraus. Wohl ist der Verfasser nicht blind für Tausens Vorzüge. Er erkennt seine großen Gaben für populäre Rede an; bezüglich der Übersetzung des A. T. ins Dänische stimmt Schmitt dem Urteile Petersens zu, welcher sie zu den „wichtigsten Sprachdenkmälern" rechnet; er äußert sich anerkennend über Tausens ausführliche Vorrede zu der genannten Übersetzung u. s. w.; aber im übrigen urteilt er über Tausen und seine Wirksamkeit, wie ein Katholik und insonderheit ein Mitglied der Gesellschaft Jesu (deren Stifter die Bekämpfung und Zurückführung der Ketzer als höchstes Ziel vorschwebte) urteilen muß. Charakteristisch ist dafür gleich im Anfang, wie Schmitt für Tausens Verlassen der Universitäten Löwen und Köln, um in Wittenberg Luther zu hören, keinen anderen Beweggrund zu finden weiß als Neugier und Neuerungssucht. Die spätere Ehe des ausgetretenen Mönches ist ihm natürlich eine sakrilegische Verbindung. Über Tausens Wirksamkeit in Viborg urteilt er mit der Skibyschen Chronik: „Damit begann für ganz Dänemark „„der *schrecklichste aller Greuel, der mit Erlaubnis des kirchenräuberischen Königs Friedrich* unter Johann Tausen, dem hartnäckigsten aller Ketzer, von den Lutheranern angestiftet wurde."" Nach diesen Proben wird das Schlußurteil nicht überraschen: „Möge man Tausen immerhin in seinem Vaterlande rühmen und ihm Ehrendenkmäler errichten, seine Sache wird dadurch nicht besser. Er ist und bleibt das, was er vor Gott, der Herz und Nieren erforscht, hier auf Erden gewesen ist; und auch sein Vaterland wird mit der Zeit erkennen, daß Johann Tausen nicht zu dessen Bestem, sondern zu dessen Verderben gewirkt hat."

Selbstverständlich kann uns das die Freude an dem Bilde des kraftvollen Mannes nicht trüben, wenn wir auch nicht blind sind für seine Fehler. Möchte nur recht bald von berufener evangelischer Seite uns eine dem Stande der Forschung entsprechende, die Verdienste Tausens objektiv würdigende Monographie geschenkt werden. W. in P.

Magnetische Beobachtungen an der Ostküste Schleswig-Holsteins.

Wahrscheinlich schon in den Pfingstferien, sonst in den Sommerferien dieses Jahres, d. i. Juli und August, hoffe ich an der Ostküste Schleswig-Holsteins magnetische Beobachtungen anzustellen. Da sich gezeigt hat, daß es schwer ist, abseits der Landstraßen geeignete Punkte zu finden, von denen aus wenigstens 3 trigonometrisch berechnete Kirchtürme in guter Lage sichtbar sind, so ersuche ich höflichst die geehrten Leser der „Heimat," auf solche Punkte zu achten und andere, einschließlich der Jugend, darauf aufmerksam zu machen. Hoffentlich wird es hierdurch auch leichter, für das Gefährt, meinen Begleiter und mich Unterkommen zu finden, als es im vorigen Jahre oft der Fall war. A. Schück, Hamburg.

Anzeigen.

Die Leser der „Heimat" werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die „Heimat" gütigst zu beziehen.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 7. Juli 1897.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Die siebente Generalversammlung unseres Vereins in Meldorf

tagte am Dienstage in der Pfingstwoche (8. Juni). Der geschäftsführende Ausschuß hatte den Teilnehmern an der Kreis-Lehrerversammlung für Süderdithmarschen die Beteiligung an unserer Generalversammlung erleichtert, um sich einen größeren Kreis von Beteiligten an unseren Verhandlungen zu sichern. Er hatte sich nicht darin getäuscht; trotz der nicht geringen Arbeit am Morgen (es wurden drei Vorträge zu Gehör gebracht) fand sich der größere Teil (etwa 40 Personen — Mitglieder und Gäste) auch noch nachmittags zur Generalversammlung ein, derselben bis zum Schluß beiwohnend. Auch einige Damen waren erschienen. Vorstand und Lokalkomitee hatten nichts versäumt, alles zum würdigen Verlauf vorzubereiten, durch die Presse die Aufmerksamkeit auch derjenigen Personen, welche unserem Verein noch fernstehen, auf unsere Generalversammlung in Meldorf hinzulenken, durch Gratis-Nummern und Programme die Bewohner Meldorfs und Umgegend zum Besuche einzuladen, alles leider mit wenig Erfolg. Möchte unser Verein doch nicht fast ausschließlich ein Lehrerverein sein und bleiben! Möchten doch alle Kreise, alle Stände, jeder Beruf, soweit deren Vertreter sich noch als Schleswig-Holsteiner fühlen, gemeinsam für unsere „Heimat" interessiert sein! Angesichts der günstigen Aufnahme, welche die „Heimat" in ihrer Neugestaltung gefunden hat, was zu hören uns sich vielfache Gelegenheit bot, hegen wir die Hoffnung, daß nicht nur die Zahl unserer Mitglieder sich erheblich steigern wird, sondern daß auch unsere Generalversammlung für die Zukunft auf zahlreichen Besuch rechnen darf. —

Bald nach Schluß der Kreislehrerversammlung versammelten sich mittags 12 Uhr die Teilnehmer an der Generalversammlung in „Stadt Hamburg" und begaben sich zunächst in den naheliegenden Dom, dessen Einzelheiten von unserem Führer, Lehrer Goos in Meldorf, eingehend erläutert wurden. Besondere Aufmerksamkeit wurde den mittelalterlichen Deckenmalereien, welche man aufgedeckt und restauriert hatte, und der Schnitzarbeit vor dem Hochaltar geschenkt. Dann ging es in das „Museum für dithmarsische Altertümer," dessen reiche Sammlung eine eingehende, sachkundige Erläuterung durch den Konservator des Museums, Lehrer Goos, fand. Wir können an dieser Stelle unmöglich eine Beschreibung des Gesehenen bringen und glauben, nur einer Pflicht zu gehorchen, wenn wir unsere Mitglieder dringend bitten, bei einem Besuche Meldorfs die Besichtigung des Museums nicht zu versäumen. Keiner wird dasselbe unbefriedigt verlassen; der Pesel von Markus Swien ist allein schon sehenswert. Unserem Vertrauensmanne, Lehrer Goos in Meldorf, können wir unsere Anerkennung für seinen Fleiß und regen Eifer in dem Sammeln von Altertümern und für sein Geschick in der Aufstellung derselben nicht versagen. Leider war unsere Zeit nur kurz bemessen; bereits um 1¼ Uhr eröffnete der Vorsitzende unseres Vereins, Rektor Peters (Kiel), die eigentliche Generalversammlung in der „Erheiterung" (Wwe. Grotegut). In seiner Ansprache wies der Vorsitzende auf jene Männer dieses Dithmarschen hin, welche vor Zeiten ihre Selbständigkeit und Freiheit in heißen Kämpfen

Jahrhunderte hindurch bewahrt hätten. Auch nach der Einverleibung in Holstein sei der dithmarsische Volkscharakter dem Volke geblieben, seien altdithmarsische Sitten und Gebräuche als teures Erbteil von den Vätern übernommen und treu gehütet worden. Wer aber Dithmarschen vor 20 Jahren gekannt habe und es dem heutigen vergleiche, der müsse sich sagen, daß auch hier zu Lande, hier am Orte, die moderne Kultur gewaltig mit dem Alten aufgeräumt, vieles nivelliert habe. Dies sei erfreulich, insofern das ehedem für sich abgeschlossene Land von den Segnungen der Kultur nicht nur berührt, sondern auch günstig beeinflußt werde; dies sei zu bedauern angesichts des Dahinsinkens des festen, wenn auch oft harten Volkscharakters und des biederen Gemütes, das einst die Herzen der Dithmarsen beseelt habe. Hier wolle die „Heimat" helfen und retten, was zu retten ist, indem dieselbe sich bemühe, durch Förderung der Natur- und Landeskunde unserer engeren Heimat das altdeutsche Innenleben wieder zu erwecken, wo es verloren gegangen, zu erhalten, wo es noch vorhanden, aber im Schwinden begriffen ist.

Zum Vorsitzenden wurde Rektor Peters (Kiel), der bis dahin nur provisorisch dieses Amtes gewaltet hatte, zum Schriftführer Lehrer Barfod (Kiel) und an Stelle des ausscheidenden Rechnungsprüfers der in der Versammlung anwesende Lehrer Runge (Kiel) gewählt. — Nach Beendigung der Wahlen stellte sich Rektor Lund (Kiel) als neuer Schriftleiter der Versammlung vor; er verhehlte nicht die Schwierigkeiten, die mit diesem Amte verbunden seien, bat um Nachsicht in der Beurteilung seiner Arbeit, forderte zur thatkräftigen Unterstützung durch Einsenden von Material für die „Heimat" auf und betonte, daß nur durch erheblichen Zuwachs neuer Mitglieder die „Heimat" das nach Inhalt, Umfang und Ausstattung werden könne, was ihm als Ideal vorschwebe, jetzt aber noch nicht erreicht werden konnte. Die ungünstigen Kassenverhältnisse des Vereins zwängen ihn, das folgende Heft oder gar die folgenden Hefte auf 1¼ Bogen zu verkürzen. Der Schriftführer gab einen kurzen Überblick über den gegenwärtigen Stand des Vereins; die Zunahme an neuen Mitgliedern ist aus jedem Heft ersichtlich. Wir wollen nicht verschweigen, daß mit Abschluß des vorigen Jahres 150 Abmeldungen zu verzeichnen waren. Möchte unser Verein vor solcher Einbuße künftig bewahrt bleiben! Die „Heimat" steht und fällt mit der Zahl ihrer Leser. Noch ist die Zahl 2000 nicht erreicht, mehr als 2200 Mitglieder hat der Verein vor einigen Jahren gezählt. Wir zweifeln nicht daran, daß es gelingen werde, auch diese Zahl, vielleicht gar noch in diesem Jahre (natürlich können wir der thatkräftigen Hilfe unserer Mitglieder nicht entraten) zu erreichen. Soll die „Heimat" ihre Bestimmung erfüllen, so ist es mit der Zahl 3000 noch nicht gethan. Würde diese Zahl erreicht, dann könnte der Verein seinen Mitgliedern die geschmackvolle Einbanddecke noch gratis etwa mit dem ersten oder letzten Heft des betr. Jahrgangs übermitteln. Daß die „Heimat" gebunden werde und als wertvolle Hausbibliothek auch noch für spätere Zeit Segen stifte, liegt im Interesse unseres Vereins. Weiter legte der Schriftführer kurz die Gründe dar, welche sowohl die Neuordnung des Instituts unserer Vertrauensmänner, als auch, wo es angängig ist, die Gründung von Ortsgruppen als Notwendigkeit erscheinen lassen. Wir werden im nächsten Heft auf diesen Punkt zurückkommen. Der Kassenführer, Lehrer Th. Doormann (Kiel) erstattete den Kassenbericht. Die Einnahmen betrugen 3923,52 M.; davon wurde gezahlt an Mitgliederbeiträgen 3385,90 M., als Beihilfe zu den Druckkosten der „Weddingstedter Chronik" durch den Kreis Norder-Dithmarschen 300 M. Die Ausgaben bezifferten sich auf 3909 M. Der Druck der „Heimat" kostete 2129,58 M., der des Litteraturberichts 349,40 M. Die Expedition der Hefte erforderte einen Kostenaufwand von 818,01 M., für Honorarbeiträge wurden 129,50 M. gezahlt. Die von den Rechnungsprüfern Hoff I und Iwersen revidierte Rechnung war richtig befunden worden und lag in der Versammlung zur weiteren Einsicht aus. Dem Kassenführer wurde Entlastung erteilt. Mit Bezug auf den Litteraturbericht wurde vom Vorsitzenden bemerkt, daß der Vorstand von der Herausgabe desselben solange Abstand nehmen müsse, bis sich die Geldverhältnisse des Vereins gebessert hätten.

Von einem Bericht der beiden mit vielem Beifall aufgenommenen Vorträge: „Altdithmarsische Befestigungen" (Lehrer Goos, Meldorf) und „Die Mistel" (Lehrer Barfod, Kiel) dürfen wir absehen, da beide Vorträge demnächst durch die „Heimat" veröffentlicht werden.

Nach Schluß der Versammlung vereinigte eine gemeinsame Festtafel in „Stadt Hamburg" die Teilnehmer beider Versammlungen zur gemütlichen Stunde.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: Lehrer Barfod, Schriftführer.

Der Briefkasten

hat wegen Mangels an Raum bis zur nächsten Nummer zurückgestellt werden müssen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

307. Blöcker, Lehrer, Kl.-Flintbeck b. Voorde.
308. Bruhn, Erdmann, Privatier, Meldorf.
309. Donath, Seminarist, Eckernförde.
310. Eckmann, C., Rektor, Wöhrden i. H.
311. Ehlers, Seminarist, Eckernförde.
312. Frenzen, J., Wennemannswisch bei Tiebensee.
313. Göttsche, Seminarist, Eckernförde.
314. Großmann, A., Gastwirt, Elmshorn, Königstr. 1.
316. Hansen, Seminarist, Eckernförde.
317. Dr. Haupt, Assistent am Thaulow-Museum, Kiel, Hospitalstr. 33.
318. Heesch, J., Lehrer, Meldorf.
319. Heeschen, Lehrer, Hassee bei Kiel.
320. Horn, Seminarist, Eckernförde.
321. Jürgensen, Seminarist, Eckernförde.
322. Lempfert, " "
323. Möller, M. J., Lehrer, Groß-Büttel bei Wöhrden i. H.
324. Niehuus, Präparand, Kiel.
325. Pagels, G., Lehrer, Wesselburen.
326. Paulsen, Seminarist, Eckernförde.
327. Peters zu Süden, Hans, Landmann, Tensbüttel bei Albersdorf.
328. Philippsen, H., Lehrer u. Organist, Utersum bei Nieblum auf Föhr.
329. Schlie, Herm., Lehrer, Kiel, Kirchhofsallee 49.
330. Schlüter, Photograph, Pinneberg.
331. Schmidt, Lehrer, Eiderstede bei Bordesholm.
332. Schuldt, C. J., Lehrer, Meldorf.
333. Gräfin von Schwerin, Kiel, Düsternbrook 58.
334. Stoltenberg, Seminarist, Eckernförde.
335. Voigt, " "
336. Voßgerau, " "
337. Wagener, " "

Damit zählt unser Verein z. Zt. **1975** Mitglieder. Möchte schon für das nächste Heft die Zahl **2000** erreicht werden!

Kiel, am 13. Juni 1897.

Der Schriftführer:
H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86 II.

Bücherschau.

v. Fischer-Benzon, Prof. Dr. **R., Altdeutsche Gartenflora.** Untersuchungen über die Nutzpflanzen des deutschen Mittelalters, ihre Wanderung und ihre Vorgeschichte im klassischen Altertum. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1894. 254 S. 8°. Preis? — In einer Verordnung Karls des Großen werden die Pflanzen aufgezählt, die der Kaiser in seinen Gärten gebaut wissen wollte. Historiker, Landwirte und Botaniker haben die lateinischen Namen dieses Verzeichnisses zu deuten versucht, oftmals aber keine Einigung erzielt. Der Verfasser vorliegender Schrift hat, durch langjährige Bekanntschaft mit den Bauerngärten seiner Heimat dazu geführt, die Pflanzennamen jener Verordnung aufs neue geprüft, namentlich dadurch, daß er die betreffende Pflanze zeitlich möglichst weit rückwärts und vorwärts verfolgte. Diese Untersuchung ist auf unsere alten Nutzpflanzen überhaupt ausgedehnt und ihre Wanderung aus dem Südosten und Süden nach Norden thunlichst bis auf die Gegenwart verfolgt worden. In der Einleitung werden Hülfsmittel und Quellen angegeben, sodann werden die einzelnen Pflanzen in folgender Ordnung vorgeführt: Zierpflanzen, Heilpflanzen, technisch verwertbare Pflanzen, Pflanzen des Küchengartens, Obstbäume, — endlich folgen Bemerkungen über unsere Getreidearten. Einige Anhänge und 3 Register vervollständigen das wertvolle Werk. W.

von Ahlefeld, —, 25 Jahre Garnison in Altona. Zum 3. Juli 1896. Altona: Druck von P. Meyer (Verlag von J. Harder, Sort.) 29 S.; 8°. M. 0,40. — Am 3. Juli 1871 wurde das bis dahin in Altona garnisonierende 2. Schlesische Gren.-Regt. Nr. 11 durch das 1. Thür. Inf.-Regt. Nr. 31 ersetzt. Letzteres hatte schon im Jahre 1813 als Teil der russisch-deutschen Legion die Dänen mit zurückgetrieben. Nach dem Kieler Frieden hatte es vom Januar bis Mitte März 1814 an der Belagerung Hamburgs, das von Davoust besetzt war, teilgenommen. 1848 nahm das Füsilier-Bataillon an der Schlacht bei Schleswig und dem Gefecht bei Düppel am 5. Juni teil; auf dem Rückmarsch bezog es vom 15.—17. September 1848 Quartiere in Altona. Durch Kabinets-Ordre vom 11. April 1871 wurde es aus dem Verbande des IV. Armee-Korps ausgeschieden und dem IX. Korps zugeteilt. Der Bezirk des IX. Korps stellte nur 1877—1886 den ganzen Ersatz des Regiments, das seitdem jährlich ungefähr 200 Rekruten aus dem Bereiche des V., VI. bezw. XVII. Korps erhält. Regiments-Chef war bis 1873 Prinz Adalbert von Preußen, seitdem General d. Inf. von Bose, nach dessen Tode (1894) das Regiment den Namen „Graf Bose" erhielt.

A. P. Lorenzen.

Schmidt, H., Führer durch die Welt der Laubmoose. Gera, Th. Hofmann. 1897. (Preis 1,40 M.) Das Büchlein enthält eine Beschreibung von 136 der am häufigsten vorkommenden Laubmoose. Zur Erläuterung dienen 4 Tafeln mit 20 verschiedenen getrockneten Laubmoosen.

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat“** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat“** gütigst zu beziehen.

Magnetische Beobachtungen an der Ostküste Schleswig-Holsteins.

Im Juli und August d. J. hoffe ich an der Ostküste Schleswig-Holsteins magnetische Beobachtungen anzustellen. Da sich gezeigt hat, daß es schwer ist, abseits der Landstraßen geeignete Punkte zu finden, von denen aus wenigstens 3 trigonometrisch berechnete Kirchtürme in guter Lage sichtbar sind, so ersuche ich höflichst die geehrten Leser der „Heimat,“ auf solche Punkte zu achten und andere, einschließlich der Jugend, darauf aufmerksam zu machen. Hoffentlich wird es hierdurch auch leichter, für das Gefährt, meinen Begleiter und mich Unterkommen zu finden, als es im vorigen Jahre oft der Fall war.

Hamburg. **A. Schück.**

Anzeigen für „Die Heimat“

bitte ich mir bis zum 15. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein. **Ad. Rohwer,**
Kiel, Waisenhofstr. 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 8. August 1897.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Inhalt:

Eingegangene Bücher.

(Besprechung bleibt vorbehalten.)

Am Urquell, Monatsschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Friedrich S. Krauß. Bd. 1—6 (von Herrn Carstens in Dahrenwurth). — Familie: Ciconiidae. Gattung: Ciconia. 1. C. ciconia, weißer Storch. 2. C. nigra, schwarzer Storch. Bearbeitet von J. Rohweder. (Sonder-Abdruck aus Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands und des angrenzenden Mittel-Europas. Neu bearbeitet.) (Von Herrn J. Rohweder in Husum.) — Aus dem Hausschatz des Wissens, Verlag von J. Neumann, Neudamm, die 6. Abteilung des Gesamtwerks: Das Tierreich. — Metaphysische Rundschau, Monatsschrift zum Studium der praktischen Metaphysik, Psychologie, orientalischen Philosophie und des gesamten Okkultismus. Herausgeber: Paul Zillmann. Bd. II, No. 8. Februar 1897. (Preis halbjährlich 9 M.) Metaphysischer Verlag, Berlin-Zehlendorf, Parkstr. 8. — Nerong, O. E., Die Kirchhöfe Föhrs. 1897. Selbstverlag. (Vom Verfasser.) — Sach, Prof. Dr. A., Geographie der Provinz Schleswig-Holstein und des Fürstentums Lübeck. 8. Aufl. Schleswig, Jul. Bergas. (Vom Verleger.) — Das Bad Borby-Eckernförde, Ostseebad am Eckernförder Meerbusen. Eckernförde 1897. — Statistik der Unterrichtsverwaltung der Provinz Schleswig-Holstein im Jahre 1897. Kiel, H. Eckardt. 1897.

Tauschverkehr

ist ferner eingeleitet mit der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. (Monatsblatt „Brandenburgia," herausgegeben unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums.)

Der Schriftführer.

Bücherschau.

Rumpf, —, Krankenhaus und Krankenpflege. Berlin: Karger, 1896. 28 S.; 8°. In dem Vortrage, den der Direktor des Neuen Allgemeinen Krankenhauses in Hamburg-Eppendorf im Chemiegebäude der Berliner Gewerbeausstellung gehalten hat, giebt derselbe nach einem Rückblick auf die Geschichte der Krankenpflege Mitteilungen über die Schritte, welche infolge der bei der Cholera-Epidemie von 1892 gemachten Erfahrungen unternommen sind, um auch in Hamburg eine rationelle Schwesternpflege zu ermöglichen. — Wenn auch stets die Feldzüge fördernd auf die Pflege der Kranken und Verwundeten eingewirkt haben, war doch lange Zeit die Verpflegung der Kranken im Frieden, namentlich bei den Evangelischen, ein wenig ehrenvoller Beruf. Das Verdienst, in dieser Beziehung neue Anschauungen bahnbrechend vertreten zu haben, gebührt Amalie Sieveking, die während der Hamburger Cholera-

Epidemie von 1831 als Pflegerin in das Krankenhaus eintrat. Die Kriege dieses Jahrhunderts und die Unterstützung, welche fürstliche Personen der Krankenpflege angedeihen ließen, wirkten fördernd auf die so entstandene Bewegung ein. Trotzdem wirkten bis 1892 in den Hamburger Allgemeinen Krankenhäusern nur gemietete Wärter und Wärterinnen, obwohl dort ein Verein vom roten Kreuz einen Schwesternverband ins Leben gerufen und ein Vereins-Krankenhaus mit ca. 80 Betten gegründet hatte. Sollte aber (und die Notwendigkeit hatte sich 1892 erwiesen) ein eigener Verband geschaffen werden, so bestand die erste Aufgabe in der Stiftung einer Pflegerinnenschule, welche durch das Vermächtnis Carl Heinrich Schmilinsky's ermöglicht wurde. Die Ausbildung dauert in der Regel 1 Jahr: in den ersten 3 Monaten werden die Schülerinnen in allen innerhalb der Krankenräume vorkommenden häuslichen Arbeiten und den in der Krankenpflege vorkommenden Handreichungen praktisch unterwiesen; in den nächsten 3 Monaten absolvieren sie einen theoretischen, während der übrigen 6 Monate den praktischen Unterrichtskursus, währenddessen sie auch an der Krankenpflege in den Pavillons teilnehmen und insbesondere sämtliche Abteilungen der medizinischen und chirurgischen Station kennen lernen müssen. Nach bestandener öffentlicher Prüfung tritt die Schülerin in den Verband ein, und wird nach sechsmonatlichem Probedienst feierlich als Schwester in ihr Amt eingeführt. A. P. Lorenzen.

Schmeil, Dr. O., Pflanzen der Heimat biologisch betrachtet. Eine Einführung in die Biologie unserer verbreitetsten Gewächse und eine Anleitung zum selbständigen und aufmerksamen Betrachten der Pflanzenwelt, bearbeitet für Schule und Haus. Stuttgart: Erwin Nägele, 1896. 155 S., 128 farbige und 22 schwarze Tafeln; 8°. Geb. 4,20 M. — Wenn unsere „Heimat" sich bemüht, die Kenntnis unserer heimatlichen Natur zu fördern, dann darf sie es nicht versäumen, den Lesern als Wegweiser zu dienen, wenn es gilt, einen Born reinster Naturerkenntnis zu erschließen. In dem genannten Buche von Dr. Schmeil, Rektor in Magdeburg, ist uns ein solcher gegeben. Das Büchlein ist geschrieben aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß nicht durch nackte Beschreibung, nicht durch Systematisieren im Sinne der alten Schule, sondern durch Betrachtung der Pflanze vom biologischen Standpunkte, also mit Rücksicht auf ihre Entwicklung und ihr Verhältnis zu der sie umgebenden Natur, das Verständnis für die Pflanzenwelt, Lust und Liebe zur scientia amabilis (der Wissenschaft von den Pflanzen) erschlossen werden. Das thut um so mehr not, als den allermeisten Pflanzenfreunden die Pflanzenbiologie eine unbekannte Welt sein dürfte. Die Beschreibung ist durch die vorzüglichen Abbildungen auf Tafeln, welche zwischen die Textblätter geheftet sind, hinfällig geworden. Wer es verschmäht, mittels einer Exkursionsflora die Pflanzen auf analytischem Wege zu bestimmen, dem wird durch die naturgetreuen Abbildungen das Auffinden und Bestimmen der bekannteren Pflanzen auch unseres Landes wesentlich erleichtert, umsomehr, als das in dauerhaftes Leinen gebundene Büchlein wegen seines bequemen Taschenformates die Mitnahme auf jeden Spaziergang gestattet. Der Verfasser, dem kein anderes Buch dieser Art voranleuchtete, hat es meisterhaft verstanden, auf beschränktem Raum (für jede Pflanze eine Seite) die wichtigsten Resultate biologischer Forschung in populärer Darstellung, d. h. unter Vermeidung aller Kunstausdrücke, zusammenzufassen, z. B. die Anpassungsverhältnisse an den Standort, sei dieser feucht oder trocken, licht oder beschattet, ferner Schutzvorrichtungen gegen weidende Tiere (Stacheln, Dornen, Gift), Bestäubungseinrichtungen und Mittel zur Anlockung von Insekten, Verbreitungsmittel der Samen und Früchte &c. Durch zahlreiche Hinweise auf ähnliche Erscheinungen giebt der Verfasser in der Betrachtung der 151 Pflanzen das, was man auf den ersten Blick kaum vermuten möchte, ein kleines Lehrbuch für Pflanzenbiologie, das darum in erster Linie den Schülern, besonders aber Präparanden und Seminaristen, dann auch jedem Naturfreunde zu fleißigem Gebrauch bestens empfohlen sei. Barfod-Kiel.

Illigens, Fr., Geschichte der Lübeckischen Kirche von 1530 bis 1896, das ist Geschichte des ehemaligen katholischen Bistums und der nunmehrigen katholischen Gemeinde usw. Paderborn, F. Schöningh. 1896. VIII und 239 S. 8°. — 3,00 M. Seit 1850 besitzen wir eine Geschichte der ältesten und bedeutendsten kathol. Gemeinde unseres Landes in Hamburg und Altona von Dreves, welche 1866 in 2. Auflage erschien und neuerdings wertvolle Ergänzungen und Berichtigungen erfahren hat durch den 7. Abschnitt von Ehrenbergs Buch „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft" (Altona, 1893). Vorliegende Arbeit, welche dankenswerter Weise unsere Kenntnis von der Geschichte des Katholizismus innerhalb des Gebietes der nordischen Mission ergänzt, unterscheidet sich durch die ruhige, nirgens verletzende Art der Darstellung vorteilhaft von dem giftgeschwollenen Ton des Konvertiten Dreves. Bei größerer Muße wäre es wohl dem Verfasser, der zunächst für seine Gemeinde schreibt, gelungen, den vorhandenen Stoff noch mehr verarbeiten. So müssen wir ihm dankbar sein, daß er fleißig die Quellen selbst reden läßt und in dem fast die Hälfte des Buches einnehmenden Anhang beachtenswertes Material zusammengestellt hat, wenn auch nicht alles zum ersten Mal durch den Druck veröffentlicht wird. Ein doppeltes Register erleichtert den Gebrauch des Buches. Witt in P.

Bücherschau.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Erster Band: Rätsel. Herausgegeben von R. Wossidlo. Wismar 1897. — Das ist wieder einmal ein Meisterwerk der Volkskunde, und wir wissen wirklich nicht, ob wir den Reichtum des Volksmundes an alten Überlieferungen oder den ungeheuren Fleiß und die umfassende Kenntnis des Herausgebers mehr bewundern sollen. Das Werk übertrifft an Umfang sowohl als auch an innerem Wert alle vorherigen Rätselsammlungen. Es enthält ohne die Varianten 2141 verschiedene Rätsel, darunter viele echte und alte Stücke. Der Bestand an Rätsel-Sagen und -Märchen giebt ein völlig neues Bild von dem einstigen Reichtum deutscher Stämme. Neu ist auch die Einteilung des Stoffes in 1. eigentliche Rätsel, Vollrätsel oder Sachenrätsel, 2. Scherzrätsel, Rätselfragen u. a., Rätselsagen und Rätselmärchen. Die Anordnung nach Gegenständen hat der Herausgeber innerhalb der ersten Gruppe aufgeben müssen, um Zusammengehöriges nicht auseinander zu reißen. Scherzrätsel und Rätselfragen sind nach der Art der Fragestellung geordnet. Der Fundort ist stets bei jedem Rätsel angegeben. Eine Eigentümlichkeit der meisten Rätsel ist die große Derbheit. Der Herausgeber hat dieselbe nicht ausgemerzt, und das ist recht von ihm. Hätte er das gethan, so hätte sein Werk bei weitem nicht den wissenschaftlichen Wert, den es jetzt hat. Für Kinder und prüde Menschen ist es nicht geschrieben. Den Schluß bildet ein für Deutschland fast vollständiges Verzeichnis der Rätsellitteratur. (Vergessen sind die „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn" von Prof. A. Herrmann-Budapest und die „Alt-böhmischen Volksrätselsammlungen" von Dr. Zibrt.) Darauf folgen Anmerkungen, die von dem angestrengten Fleiße und der außerordentlichen Kenntnis des Herausgebers Zeugnis ablegen. Ein Verzeichnis der Deutungen und ein Wortregister beschließen das schöne Werk. Wir empfehlen dasselbe aufs wärmste und möchten nur wünschen, daß auch bald für unser Schleswig-Holstein ein Wossidlo auf dem Plan erscheinen, die Schätze der Volkskunde hier zu heben. Es wird hohe Zeit! E.

Holm, Adolf, Köst und Kinnerbeer. Un so wat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben. Leipzig, A. G. Liebeskind 1897. (Geb. 2,40 M.) Der junge Künstler, der bereits einmal — in seinen „Holsteinischen Gewächsen" — das heimische Landleben in Wort und Zeichnung zum Gegenstande seiner Schilderungen gemacht hat, legt diesmal den Zeichenstift völlig zur Seite und führt in zwei längeren mit einander in Zusammenhang stehenden Erzählungen zwei Tagelöhner-Familien aus einem adeligen Gute Ostholsteins in photographischer Treue vor. Nur wer selber in einer solchen Gegend groß geworden ist, kann feststellen, mit welcher Lebenswahrheit der Verkehr dieser Leute untereinander dargestellt worden ist, und wenn dieses Büchlein kein anderes Verdienst hätte, so müßte es um seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung willen empfohlen werden. Aber damit wäre es doch noch nicht ausreichend charakterisiert. Es sind wirklich gut erzählte Geschichten, die den Leser trotz der Einfachheit der dargestellten Ereignisse von Anfang bis Ende festhalten, und dem ersten Buche gegenüber einen nicht geringen Fortschritt des Verfassers in der Kunst des Erzählens erkennen lassen. Vielleicht entschließt sich dieser, wenn er einmal wieder zur Feder greift, noch dazu, allzugroße Härten im Ausdruck zu mildern; so vor allem die zwar nicht so schlimm gemeinten, aber doch für etwas kultivierte Ohren unerträglich klingenden Anredeformen, deren die Eheleute sich im Augenblicke des Unmuts mehrfach gegeneinander bedienen und mancherlei sonstige Derbheiten. Gewiß kann man dergleichen in mancher Kate täglich hören, und für die Volkskunde hat es Wert, festzustellen, daß auch in Familien, die durchaus zu den besseren zählen, bei solchen Ausdrücken sich niemand etwas denkt; aber viele Leser werden doch durch diesen Realismus, wenn er auch das Gemeine durchaus vermeidet, abgestoßen werden. Und das wäre schade, im ganzen ist's ein erfreuliches Buch; es zeigt den trotz aller Unbildung und Roheit gesunden und tüchtigen Kern, der auch in unserem Landvolk der adeligen Güter steckt. — Diejenigen Leser der „Heimat," die sich mit Sammeln von Volksliedern und Volkssprüchen beschäftigen, werden auf mancher Seite ihre besondere Freude haben. — Die Ausstattung ist, wie bei der bekannten Verlagsbuchhandlung selbstverständlich, erfreulich. L.

Briefkasten.

Da die Druckerei neue Typen hat einstellen müssen, wird der Druck der „Heimat" von dieser Nummer an leider nicht ganz mit dem früheren übereinstimmen. Es wird dafür Sorge getragen werden, daß durch die Verwendung der neuen etwas größeren Lettern der Umfang des Lesestoffs nicht verkürzt wird. Aus diesem Grunde erscheint die vorliegende Nummer in gewohnter Stärke, während sonst beabsichtigt war, diesmal eine Beschränkung auf 1¼ Bogen eintreten zu lassen.

Eingegangen sind mehrere Ergänzungen zum Volkswitz in Ortsbezeichnungen, ebenso zahlreiche Mitteilungen über Jugend- und Volksspiele; alle diese Einsendungen werden in geeigneter Weise verwendet werden.

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat“** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat“** gütigst zu beziehen.

Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.
Küster Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 43a,
neben der Jakobi-Kirche.

Anzeigen für „Die Heimat“

bitte ich mir bis zum 15. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein. **Ad. Rohwer,**
Kiel, Waisenhofstr. 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 9. September 1897.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

338. Baltzer, Regierungs-Baumeister, Plön.
339. Bracker, Präparand, Oldesloe, Gr. Salinstraße.
340. Cohrt, Adolf, Lehrer, Schönberg i. H.
341. Ehlers, C., Maschinenbauer, Flensburg (Neustadt), Hotel Norden.
342. Ehlers I, Seminarist, Eckernförde.
343. Hansen, Lehrer, Albersdorf i. Holst. (verspätet).
344. Johannsen, Hauptlehrer, Hamburg, Schule am Holstenplatz.
345. Klörs, Seminarist, Eckernförde.
346. Kock, Lehrer, Bohnert pr. Rieseby.
347. Krohn, J. H. B., Hamburg-St. Georg, Bleicherstraße 43.
348. Kühl, Präparand, Oldesloe, Große Salinstraße.
349. Lappenberger, Altona, Allee 3.
350. Lindemann, Pastor, Handewitt.
351. Makoben, Seminarist, Uetersen.
352. Meyer, Seminarist, Eckernförde.
353. Möllgaard, J., Kaufmann, Kiel, Eisenbahndamm 6.
354. Museum dithmarsischer Altertümer, Meldorf.
355. Nagel, J. H, Kaufmann, Meldorf.
356. Schlüter, Seminarist, Hadersleben.
357. Schmidt, Jürgen, Landmann, Lottorf b. Schleswig.
358. Schröder, B., Fabrikbesitzer, Wesselburen.
359. Schröder, R., Gutsbesitzer, Wesselburen.
360. Raabe, Buchhalter, Wesselburen.
361. Stamm, Seminarlehrer, Segeberg.
362. Stamp, Gust., Lehe bei Lunden.
363. Tiedt, C., Kaufmann, Hamburg, Gr. Burstah 25.

Der Schriftführer:

Kiel, am 9. August 1897. H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86 II.

Bücherschau.

Alt-Kiel in Wort und Bild. Verlag von H. Eckardt, Kiel 1897. Viele Leser der „Heimat" werden bereits durch eigene Anschauung und Lektüre das Werk kennen gelernt haben, dessen erste Lieferungen seit kurzem in reicher Ausstattung vorliegen. Monographieen schleswig-holsteinischer Städte sind nicht häufig: die Geschichte der Stadt Schleswig ist verschiedentlich bearbeitet, durch Schröder 1827, durch Sach 1875; Flensburgs Entwicklung ist 1884 dargestellt von Holdt, Tonderns Vorzeit topographisch-statistisch untersucht von Carstens 1861. In weitere Kreise ist keines von diesen Werken gedrungen. In dem Buche von Holdt nimmt die Darstellung bürgerlichen Lebens geringen Raum ein gegenüber der topographischen Entwicklung der Stadt; die verdienstvollen Werke von Sach und Schröder verfolgen noch einseitiger rein wissenschaftliche Zwecke. Den Versuch, die Stadtgeschichte als Rahmen für eine Darstellung schleswig-holsteinischer Kulturgeschichte zu benutzen, soweit sich diese an das Leben einer Stadt knüpfen läßt, bildet keines der genannten Werke. In Kiel arbeitet die Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte mit größter Rührigkeit seit 15 Jahren

an der Zusammenstellung und Bearbeitung der Quellen und Urkunden für eine Geschichte der Stadt, eine abschließende Zusammenfassung des Materials ist aber in absehbarer Zeit wohl kaum zu erwarten. Wenn jetzt Heinrich Eckardt, der Mitarbeiter und Verleger der Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, die bisherigen Resultate gemeinsamer Arbeit weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, so ist ihm der Dank derer gewiß, die Pietät und persönliches Interesse an die Stadt Kiel fesselt; was uns aber hier zu einer Besprechung des Werkes veranlaßt, ist eine für alle Teile Schleswig-Holsteins gleiche Bedeutung als Beitrag zu einer Kulturgeschichte unserer Heimat.

Der Verfasser, dem die Gabe populärer Darstellung in hervorragendem Maße zu Gebote steht, hat den Stoff in Abschnitte geteilt, deren jeder ein selbständiges und packendes Zeitbild bietet. In großen Zügen wird die Entwickelung der Stadt, ihrer Bauten und der Bürgerschaft geschildert. Die erste Lieferung behandelt in 3 Kapiteln „die Begründung und erste Entwickelung der Stadt," „Kiels Stellung zur Hansa und zum Landesherrn," „Bürger und Adel." Die zweite Lieferung eröffnet eine neue Periode „unter den Gottorpern" mit einer Übersicht über alte Pläne und Ansichten der Stadt. An Umfang und Interesse für Nicht-Kieler nimmt das 3. Kapitel den ersten Platz ein: die Stellung der Bürgerschaft zum Adel, die rechtlichen Verhältnisse, das städtische Leben sind mit einer Anschaulichkeit geschildert, deren Eindringlichkeit durch vielfache wörtliche Heranziehung der Quellen sehr glücklich erhöht wird. Die großen Adelsprozesse, so charakteristisch für Anschauungen und Rechtspraxis jener Zeit, sind ausführlich nach den Quellen erzählt; bei Beschreibung des bürgerlichen Lebens sind die mangelnden Nachrichten aus Schleswig-Holstein mit großem Geschick durch Berichte aus verwandten Gegenden ergänzt.

In der Illustration des Textes hat der Verfasser zusammengestellt, was von authentischen Abbildungen aus der Vergangenheit der Stadt erhalten ist; über 300 Illustrationen führen uns vor, was unsere Väter je des Abbildens wert gefunden: Häuser und Straßen, Sittenbilder und Porträts. Der der ersten Lieferung beigelegte Probebogen zeigt 4 Porträts von Verstorbenen, deren Namen jedem Kieler geläufig sind: ein Familienbild (Familie des Tabakfabrikanten Lorentzen 1789), zwei Straßenfiguren, einen Ausschnitt aus der Darstellung des Festzuges bei der Einweihung der Universität, 9 Ansichten von jetzt abgebrochenen Stadtteilen und Häusern, und eine Darstellung des Schloßbrandes von 1838. Eine Anzahl Trachtenbilder und verschiedene Vignetten sind Danckwerths Neuer Landesbeschreibung vom Jahre 1653 entlehnt. Mit außerordentlicher Mühe und Sachkenntnis ist hier ein umfangreiches und interessantes Material zusammengestellt, und vor allem durch diese Wiederbelebung der bildlichen Überlieferung erhält das Werk einen Wert, welcher durch keine wissenschaftliche Forschung überholt werden wird.

Außer diesen Reproduktionen von Originaldarstellungen aber ist dem Werke ein künstlerischer Schmuck beigegeben, welcher auch außerhalb der Provinz Beachtung verdient. Georg Burmester hat eine Anzahl Randleisten und Initialen gezeichnet, die dem Werke eine künstlerische Bedeutung verleihen. Die Originalblätter, welche den Wert besser erkennen lassen als die stark verkleinerten Zinkotypieen, sind zur Zeit in der Kunsthalle in Kiel ausgestellt. Wir alle kennen Burmesters Diplom für die Kieler Ausstellung und seine Initialen für „Schleswig-Holstein meerumschlungen": die neuen Zeichnungen zeigen nicht nur einen bedeutenden Fortschritt in Empfindung und Technik, sondern zeigen auch so unmittelbar die außerordentliche Begabung des Künstlers für stilisierendes Zeichnen, daß wir mit größter Freude seiner weiteren Bethätigung auf diesem Gebiet entgegensehen.

Möchte das Werk seinen Zweck erfüllen, Verständnis und Liebe zur Vergangenheit in Schleswig-Holstein zu fördern! Dr. G. H.

Statistik der Kirchen- und Unterrichtsverwaltung in der Provinz Schleswig-Holstein im Jahre 1897. Kiel, H. Eckardt, Verlagsbuchhandlung. 1897. 8°. Preis 1,50 ℳ. — Das Heft, ein Sonderabdruck aus dem Provinzialhandbuche, enthält in übersichtlicher Zusammenstellung alles, was sich auf das Kirchen- und Schulwesen unserer Provinz bezieht, ist deshalb für Prediger, Lehrer und alle, die mit Kirche und Schule in Beziehung stehen, sehr wertvoll und muß warm empfohlen werden. L.

Briefkasten.

„Ein alter Schleswig-Holsteiner." Die Schriftleitung bittet um Nennung des Namens. — Erdm. Br. in M. Zusendung der Skizzen erbeten. — J. P. in E. (Untergegangene Städte in unserm Lande). Einverstanden. Die Arbeit über Z. wird Ihnen zugegangen sein. — V. in B. (Burg Wapelfeld, Steinberger usw.) Ohne genaue Quellenangabe nicht verwendbar. — Nachtrag zum Artikel „Die Schlacht bei Sehestedt" in nächster Nummer. — Angenommen: F. K. in Fl. Melchior Hofmanns Aufenthalt in Schleswig-Holstein. — J. J. C. in Fl. Das tägliche Leben in einem sächsischen Dorfe vor 60 Jahren. — W. J. in E. Die Gallionfigur des Linienschiffes „Christian VIII." — P. Th. St. in Sch. Im Propsteier Platt. — J. Sch. in W. Sprichwörter usw. — P. W. in P. Erbebuch. — H. in L. Kreuzotter.

Bücherschau.

Jürgens, Hedde, Das Gut Drage und die dazu gehörigen Dorfschaften nach Niederlegung des Hoffeldes und Verteilung der Dorfgemeinschaften 1787—1820. Ein Beitrag zur Landeskunde, herausgegeben von Dr. phil. A. Gloy. Itzehoe: Jansen, 1897. 55 S., 8°. Pr. 1 M. Dr. Gloy in Kiel ist den Lesern der „Heimat" durch seine früher veröffentlichten Aufsätze: „Der Gang der Germanisation in Ost-Holstein" und „Siedelungstypen des deutschen Reiches" (Oktoberheft 1893) als Geschichtsschreiber und Quellenforscher bekannt. Mit oben genannter Broschüre veröffentlicht Dr. Gloy interessante Aufzeichnungen des ehemaligen Justitiarius Hedde Jürgens über das Gut Drage. Letzteres liegt 1¼ Meile nördlich von Itzehoe, besaß ehedem ein von dem Grafen Rantzau erbautes Schloß, welches Markgraf Friedrich Ernst zu Brandenburg-Cullmbach, Statthalter der Herzogtümer als Sommer-Residenz bewohnte. 1787 wurde das Hoffeld niedergelegt und die Gebäude wurden einzeln verkauft. Die Parzellierung der Hoffelder 1787, die Aufteilung der Dorfgemeinheiten, die Dienste und Abgaben der Bauern (Kontribution, Herrengeld, Spinngeld, Schweingeld, Dienstgeld), alle diese Aufzeichnungen sind von Jürgens mit geradezu peinlicher Genauigkeit geführt worden und werfen manches Licht auf die bäuerlichen Verhältnisse jener Gegend. Die gegenwärtigen Besitzer der betreffenden Ländereien werden es dem Herausgeber für die Veröffentlichung der Handschrift von Jürgens Dank wissen, da sie an der Hand der Aufzeichnungen in die Lage versetzt werden, Vergleiche mit dem vergangenen Jahrhundert anzustellen, die Namen der ehemaligen Besitzer, die Grenzen und, was von besonderem Wert sein möchte, den Holzbestand ihrer vielleicht vom Vater auf den Sohn vererbten Scholle zu ermitteln. Würde es gar gelingen, die alten Flurkarten aufzufinden, so könnte das geschriebene Wort durch das Bild wesentlich ergänzt werden. Wenn auch vorliegende Broschüre naturgemäß den Eingesessenen des Gutes Drage in erster Linie von Interesse sein wird, so wäre es wünschenswert, daß die Arbeit weiteren Kreisen ein Sporn zu ähnlichem Schaffen werde. Vieles Material wird sicherlich noch im Verborgenen schlummern. Sollte es gelingen, auch für ländliche Bezirke Ortsgruppen ins Leben zu rufen, dann wäre denselben **eine** Aufgabe bereits gestellt: für das betreffende Kirchspiel eine ähnliche Zusammenstellung zu geben. Die Geschichte des Kirchspiels Hademarschen hat in Dr. Gloy, die des Kirchspiels Schönkirchen in Amtsvorsteher Wiese bereits ihre Bearbeiter gefunden. — Als Ergänzung zu den Aufzeichnungen von Jürgens giebt Dr. Gloy den im Januarheft 1896 der „Heimat" veröffentlichten Aufsatz von W. Volckens: „Hat im Gute Drage Leibeigenschaft bestanden oder nicht?" im Wortlaute wieder. Bei der Beschreibung des Dorfes Hohenaspe sagt Jürgens: „Die Grafen Rantzau sollen in früheren Zeiten zwei leibeigene Familien auf wüste Stellen hierher verpflanzt haben. Ihre Freiheit war aber schon lange vor Aufhebung der Leibeigenschaft durch Verjährung erworben."

Barfod.

Verwandte Bestrebungen.

Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. Im Juli des verflossenen Jahres ist in Kiel bei Gelegenheit der theologischen Konferenz ein Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte gegründet worden. Die Gründer des Vereins sind von der Überzeugung ausgegangen, daß ein verständnisvolles Wirken im Dienste der Kirche und Schule, welches der so charakteristisch gestalteten Eigenart unseres Volkes gerecht wird, nur möglich ist bei näherer Vertrautheit mit der Geschichte unseres Volkes und seiner Kirche. Nur wer einen Einblick gewonnen hat in das geschichtliche Werden unserer Landeskirche und ihrer Einrichtungen, sowie in die Geschichte der kirchlichen Gegensätze und Kämpfe, des kirchlichen Lebens, der kirchlichen Arbeit der Vergangenheit, kann der Gegenwart wahrhaft gerecht werden. Nur der mit der Geschichte Vertraute kann die heute wirkenden Grundsätze und Kräfte vollauf verstehen und würdigen, unsern kirchlichen Institutionen, der Volkssitte und den ehrwürdigen Denkmälern der kirchlichen Kunst die rechte Wertschätzung entgegenbringen. Der Verein sieht seine Aufgabe darin, eine Übersicht über die gedruckten und ungedruckten Quellen zur Kunde unserer heimischen Kirchengeschichte herzustellen, durch gute monographische Darstellungen die Ergebnisse der Forschung zugänglicher zu machen, Verfasser von Kirchspielschroniken durch Rat und That zu unterstützen u. s. w. Er zieht auch die Geschichte des Schulwesens und der kirchlichen Kunst in seinen Kreis und sucht Freunde nicht bloß unter denen, welchen durch ihre Berufsthätigkeit in Kirche und Schule das Interesse direkt nahe gelegt wird, sondern in allen Kreisen unserer Bevölkerung. — Der Vorsitzende des Vereins ist Prof. D. v. Schubert in Kiel; Einsendungen und Meldungen zum Beitritt sind an den Schriftführer Pastor Michelsen in Klanxbüll zu richten, der Jahresbeitrag von 2 M. an Pastor Witt in Preetz einzusenden.

Anzeigen.

Die Leser der **„Heimat"** werden freundlichst gebeten, bei Bedarf die hier vorgelegten Anerbietungen zu berücksichtigen, sowie sich bei Bestellungen auf die **„Heimat"** gütigst zu beziehen.

Anzeigen für „Die Heimat"
bitte ich mir bis zum 15. jedes der Insertion vorhergehenden Monats zukommen zu lassen. Sie kosten die gespaltene Petitzeile 15 Pf. Bei Wiederholung tritt Preisermäßigung ein. **Ad. Rohwer,**
Kiel, Waisenhofstr. 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 10. Oktober 1897.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

364. Andresen, Aug. J., Priory Cottage, Mill Lane, West Hampstead. London, N. W.
365. Bruhn, Seminarist, Tondern.
366. Glindmeier, Lehrer, Ramhusen bei Brunsbüttel.
367. Jensen III, Seminarist, Tondern.
368. Jessen, Organist, Rabenkirchen.
369. Klinker, P., Hardesvogt, Norburg a. A.
370. Kohlichen, Gerichtsvollz., „
371. Kuhrt, Seminarist, Tondern.
372. Lau, Seminarist, Tondern.
373. Lorentzen, Sekretär, Norburg a. A.
374. Möller, Oberlehrer, Husum.
375. Museum Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte.
376. Petersen, Redakteur, Husum.
377. Petersen, Tierarzt, Norburg a. A.
378. Suckow, Katasterkontroleur, Husum.
379. Tietz, Postdirektor a. D., Kiel, Ringstraße 28.
380. Voß, Gymnasiallehrer, Husum.

Der Zuwachs von 380 Mitgliedern seit Neujahr legt ein erfreuliches Zeugnis ab für die Entwicklung unseres Vereins und liefert uns den schönsten Beweis dafür, daß die „Heimat" in ihrer jetzigen Gestalt Anerkennung und Wohlwollen findet. Unser Schriftleiter wird jedoch in seinem Bestreben, die „Heimat" sowohl nach Umfang als auch nach Inhalt trefflicher auszustatten, gehemmt durch die beschränkten Geldmittel. Da eine Erhöhung des Vereinsbeitrages natürlich von vornherein ausgeschlossen bleibt, so können wir ihn in seinem dankenswerten Streben nur durch Werbung neuer Mitglieder unterstützen. An sämtliche Mitglieder unseres Vereins richten wir darum die dringende Bitte, unserem Verein neue Freunde zuzuführen. Wenn **jedes** Mitglied auch nur **ein neues Mitglied** gewinnen möchte, dann würde es ein Leichtes sein, den gegenwärtigen Mitgliederbestand von c. 2000 auf **3000** hinaufzubringen. Damit wäre zugleich ein weiterer Wunsch des geschäftsführenden Ausschusses erfüllt, nämlich den Mitgliedern des Vereins die geschmackvolle **Einbanddecke** mit jedem letzten Monatsheft des betr. Jahrganges **gratis und franko** zu überreichen. Nur so kann die „Heimat" das werden, was sie doch sein will: ein treuer Hausschatz für alle Zeiten!

J. A.: **Der Schriftführer:**

Kiel, am 7. September 1897. H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86 II.

Berichtigung.

Der Jahresbeitrag für den Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte (vgl. Nr. 9, S. XXXV) ist von der diesjährigen Generalversammlung auf 3 M. (statt 2 M.) festgesetzt worden.

Bücherschau.

Jahresbericht der Handelskammer zu Flensburg für 1895. Flensburg: Druck von Maaß, 1896. 64 S.; gr.-8°. — Bei der Erörterung des Kaiser Wilhelm-Kanals wird darauf hingewiesen, daß 20 Flensburger Dampfer von 600—1000 Tons den Kanal benutzt haben, aber auf jeder Reise Verlüste von 30—400 ℳ. hatten; außerdem erlitten 6 bedeutende Havarien. Es wird darum eine (inzwischen eingetretene) wesentliche Ermäßigung der Abgaben gewünscht. Zu erwähnen sind ferner die Verhandlungen über das Hafenbudget, Baggerungen im Hafen, über Verbesserung der Fahrpläne und des Fernsprechverkehrs.

Statistischer Auszug und Verschiedene Nachweise in Bezug auf Hamburgs Handelszustände im Jahre 1895. Herausgegeben von der Handelskammer in Hamburg. Hamburg: Druck von Ackermann & Wulff, 1896. (III u.) 61 S.; 4°.

Tabellarische Uebersichten des Hamburgischen Handels im Jahre 1895 zusammengestellt von dem handelsstatistischen Bureau. Hamburg: Druck von Schröder & Jeve (Herold's Verlag), 1896. (VII), 80, 110, 138 u. 23 S.; 4°. ℳ. 2,40. — Der Wert der Einfuhr betrug 1 191 193 880 ℳ. (1894: 1 085 166 200 ℳ.), der der Ausfuhr 1 129 723 320 ℳ. (1894: 1 137 068 220 ℳ.)

Jahres-Bericht der Handelskammer zu Kiel für 1895. 24. Jahrgang. Kiel: Druck der Nord-Ostsee-Zeitung, 1896. XXII, 142 u. 75 * S.; gr. 8°. — Der Schiffsverkehr im Gebiete des Kieler Hafens betrug

	1893	1894	1895
Schiffszahl	7 725	8 456	7 627
Netto-Raumgehalt . .	3 159 719	3 651 895	3 201 447 cbm
bestauter Raum . . .	907 927	1 002 146	871 728 cbm

1894 gegenüber beträgt der Rückgang des Netto-Raumgehalts 13 %, der der Bestauung 14 %. Zu beachten ist hierbei aber, daß die seit April bezw. Juli eingetretene Neuvermessung der deutschen Schiffe besonders für Dampfschiffe eine durchschnittliche Herabsetzung des Netto-Raumgehalts um 19 % zur Folge gehabt hat, und thatsächlich beträgt der Rückgang des Netto-Raumgehalts bei den Dampfschiffen 14 %, der der Bestauung 17 %, bei den Segelschiffen dagegen nur 4, bezw. 1 %.

Tabellarische Uebersichten des Lübeckischen Handels im Jahre 1895. Zusammengestellt im Bureau der Handelskammer. Lübeck: Schmersahl, 1896. X u. 138 S.; 4°. ℳ. 2,80. — Die Gesamt-Einfuhr (bezw. Ausfuhr) betrug 1895: 9 128 558 (6 047 214) Mtr.-Ctr., davon auf dem Seewege 3 932 486 (2 073 386), pr. Eisenbahn Lübeck-Hamburg 907 284 (614 931), Lübeck-Büchen 2 380 401 (2 313 687), Lübeck-Travemünde 19 853 (21 164), Eutin-Lübeck 120 497 (205 346), Meckl. Friedrich-Franz- 822 485 (666 941), pr. Post von Hamburg 45, pr. Fuhre von Hamburg 98 600, pr. Flußschiffe 846 907 (151 759) Mtr.-Ctr. — Das Verhältnis der Dampfschiffahrt zur Segelschiffahrt seit 1870 zeigt Tab. VI, der folgende Übersicht über die angekommenen Schiffe entnommen ist:

	Segelschiffe		Dampfschiffe	
	Zahl	cbm	Zahl	cbm
1870	1240	237 220	454	187 925
1871	1562	337 203	698	287 527
1872	1580	341 201	776	313 175
1873	1897	401 188	918	431 535
1874	1473	336 451	959	534 242
1875	1211	308 682	712	391 874
1876	1601	415 253	936	511 438
1877	1308	313 244	988	546 253
1878	1213	282 454	1033	579 001
1879	1505	370 719	1000	603 503
1880	1300	292 605	1014	597 944
1881	1044	250 074	1072	625 093
1882	1034	279 282	1133	778 119
1883	845	225 570	1167	805 302
1884	934	250 077	1335	971 475
1885	784	191 559	1414	982 105
1886	814	210 074	1394	970 579
1887	878	221 042	1450	1 049 814
1888	1035	348 157	1372	1 031 707
1889	1031	323 646	1565	1 184 723
1890	820	216 528	1563	1 230 328
1891	927	260 577	1582	1 288 435
1892	900	241 110	1516	1 219 191
1893	908	219 594	1426	1 122 746
1894	785	181 972	1670	1 331 453
1895	694	184 104	1622	1 188 862

Jahres-Bericht des Königl. Commerz-Collegiums zu Altona für 1895. Altona: Druck von Köbner & Co., 1896. (III u.) 36 S.; fol. — Die Besserung der allgemeinen Geschäftslage ist, vom Auslande sich über Deutschland verbreitend, im Berichtsjahre auch Altona zu gute gekommen, erstreckte sich aber nur auf einzelne Geschäftszweige und einzelne Jahresabschnitte. Unter den Anhängen ist zu erwähnen der Bericht an den Magistrat betr. die Ottensener Industriebahn. Die ortsanwesende Bevölkerung in Altona betrug am 2. Dezember 1895 für die alte Stadt Altona 113 246, für Ottensen 30 638, für Bahrenfeld 3058, für Othmarschen 1087, für Övelgönne 637, für den Hafen 267, im ganzen 148 933 Personen.

A. P. Lorenzen.

Bücherschau.

Altona's Fischereihafen und Fischmarkt 1896. Im Auftrage des Magistrates der Stadt Altona bearbeitet von J. Brix und M. Musset. Mit einer Einleitung von (R.) Ehrenberg. Altona: J. Harders Sort. 50 S., 1 Tab., 4 Tfl.; gr.-8°. M. 1,00. — Der Umsatz der Altonaer Fischauktionen, der 1887 (von Mai bis Dezember) nur 72 062 M. betrug, ist bis zum Jahre 1895 auf 1 559 466 M. gestiegen. Schon bei Aufstellung der Projekte zu den Altonaer Zollanschlußbauten war mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der alten Anlagen für die Fischerei auch die Herstellung eines geräumigen Fischereihafens nebst einer Auktions- und Markthalle ins Auge gefaßt worden. Zunächst wurden aber aus den Mitteln des Zollanschlußfonds 1887—1889 provisorische, räumlich beschränkte Anlagen ausgeführt. Für den gesteigerten Verkehr erwiesen sich diese aber als unzulänglich, und so wurde im Frühjahr 1894 mit den Erweiterungsbauten (Erweiterung des Fischereihafens, Herstellung einer Ponton-Anlage nebst fester Verbindungsbrücke, Bau der neuen Fischhalle) begonnen. Die Gesamtkosten betrugen 3 261 766 M., wozu der Staat 2 736 766 M., die Stadt 525 000 M. beisteuerte. Auf den Grunderwerb entfallen 2 004 600 M., auf die baulichen Anlagen 1 257 400 M.

Briefkasten.

Angenommen: H. in L.: Een paar Geschichten ut de Schlach bi Sehstedt. Vertellt vun een, de dar mit bi west is. — G. Sch. in T.: Troiburg. — J. M. in L.: 1. Das Dassowfahren der Stadt-, Gothmunder und Schlutuper Fischer. 2. Klas Warre. — Zu den Mitteilungen über das Märchen vom Nestbau der wilden Taube bemerkt Herr J. Bernhardt in Solingen, daß sich 2 Beiträge darüber in der Zeitschrift „Niedersachsen" finden, und zwar einer in Nr. 16 aus dem Kreise Syke (Hannover) und einer in Nr. 22 aus den Kreisen Lingen und Besenbrück. Herr H. Hansen in Flensburg bemerkt, daß sie sich in hochdeutscher Sprache mitgeteilt findet in L. Rudolph, Prakt. Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen, 2. Abt. (Berlin, Nicolaische Buchhandlung 1864) S. 54, nach dortiger Angabe aus Masius, Naturstudien I, entnommen. Obgleich es sich für uns vorwiegend um das Vorkommen dieser Tiersage in Schleswig-Holstein handelt, habe ich doch diese anderweitigen Darstellungen, die auch mir bereits aufgefallen waren (vgl. auch Briefkasten in Nr. 3), den Lesern nicht vorenthalten wollen. — Eingegangen: Abbildung eines Biberschädels, gefunden bei Mölln am 3. Juni 1897 bei der Ausbaggerung des Elb-Trave-Kanals, nach der Natur gezeichnet von J. Ehrich, Lehrer am Gymnasium zu Ratzeburg. — J. Schm. in Hmbg. Besten Dank. — In gegebener Veranlassung mache ich nochmals darauf aufmerksam, daß allen im Laufe des Jahres eintretenden Mitgliedern sämtliche Nummern des laufenden Jahrgangs nachgeliefert werden.

Eingegangene Schriften.

Von Justus Schmidt in Hamburg: 1. Die Vegetation der „Kratts" in Schleswig-Holstein. (Separatabzug aus der „Deutschen botanischen Monatsschrift," Jahrg. 1897, Heft 4. — 2. Über Polypodium-Formen Holsteins. — 3. Neues aus der Flora Holsteins. (Separatabdruck aus den Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein, Bd. XI, Heft 1.)

Anzeigen.

Die **Baugewerkschule** in **Lübeck** wird in diesem Winter, dem dritten Semester ihres Bestehens, mit drei Klassen arbeiten und somit in die Lage versetzt sein, den opferwilligen Bürgern der schönen Hansestadt einen ziemlich vollständigen Eindruck ihres segensreichen Wirkens aufweisen zu können. Es hat ziemlich lange gewährt, bis die Errichtung dieser Anstalt gesichert erschien; man wollte nichts Halbes schaffen und mit einer Staatsanstalt nicht hinter ähnlichen Schulen der anderen Bundesstaaten zurückbleiben. Die tüchtigsten Fachmänner sollten als Lehrer herangezogen werden, die besten Lehrmittel durften nicht der hohen Kosten wegen vermieden werden. So kam es, daß bedeutende Opfer dem kleinen Staate zugemutet wurden; aber Senat und Bürgerschaft traten einmütig ein für die neue Gründung.

Es giebt wenige Städte in Deutschland, die sich so sehr in jeder Beziehung für den Bestand einer derartigen Anstalt eignen, wie Lübeck. Eine verhältnismäßig große Stadt (etwa 70 000 Einwohner), gesund, reinlich, malerisch, birgt Lübeck überdies einen Schatz von Kunst- und Baudenkmälern, der das Entzücken eines jeden Architekten, Malers und Kunstverständigen bildet. Auf Schritt und Tritt findet der Schüler Anregung und Belehrung, bei jedem Vortrag ist es dem Lehrer vergönnt, auf vorhandene Beispiele hinzuweisen. Die Bauthätigkeit ist seit Jahren eine außerordentlich rege. Hafen- und Kanalbauten bieten Gelegenheit, interessante und schwierige Ausführungen kennen zu lernen, industrielle Etablissements öffnen der Schule gerne ihre Hallen zum Studium der Maschinen und der Materialverarbeitung.

Das Programm der lübecker Baugewerkschule ist nach dem Muster der preußischen Anstalten ausgearbeitet. Die Anstalt zerfällt in vier aufsteigende Klassen mit halbjährigen Lehrgängen; der Übergang aus einer Klasse in die folgende erfolgt durch Versetzung. Die Ausbildung erhält einen Abschluß durch eine Reifeprüfung, die unter dem Vorsitz eines Senatskommissares stattfindet. Über das Bestehen dieser Prüfung erhält der Prüfling ein Reifezeugnis, dessen Vorweisung ihm mannigfache Vorteile in der Praxis sichert.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 11. November 1897.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Inhalt:

Bücherschau.

Zoellner, E., Die Bayern in Schleswig-Holstein 1848—1850. Ein Beitrag zur bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. München: Lindauer'sche Buchhdlg., 1896. (IV u.) 150 S., 1 Titelbild, 3 Skizzen; gr.-8°. ℳ. 3,00. — A. u. d. T.: Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Hrsg. v. k. b. Kriegsarchiv. 5. Heft. — Die Zoellner'sche Darstellung von der Beteiligung der Bayern an den Kämpfen in Schleswig-Holstein bildet keine einseitige Lobeserhebung der Bayern; wenn auch in den Schilderungen die Ereignisse, an denen diese teilgenommen haben, in den Vordergrund treten, so bezeugen die orientierenden Notizen doch, daß es dem Verfasser in seltenem Maße gelungen ist, den Leistungen der übrigen Truppenteile und Truppenführer gerecht zu werden, selbst da, wo politische Rücksichten auf die Maßnahmen bestimmend, auf die Thätigkeit der einzelnen Truppenteile hemmend und demoralisierend wirkten. — Da Verfasser nicht nur die Wirksamkeit der bayerischen Truppenteile, sondern auch diejenige einzelner Bayern in der schleswig-holsteinischen Armee schildert, so zerfällt das Werk naturgemäß in 3 Abschnitte: die Thätigkeit der bayrischen Freiwilligen (1848), die Kämpfe der bayrischen Division (1849) bis zum Berliner Präliminarfrieden (10. Juli) und die Teilnahme entlassener bayrischer Offiziere an dem Feldzuge des Jahres 1850. — Das Gedächtnis der Bayern in Schleswig-Holstein knüpft sich im wesentlichen an die Namen v. d. Tann und Aldosser, die, wie auch die übrigen bayrischen Offiziere, den Freikorps zugeteilt waren und unter denen namentlich v. d. Tann, der Kommandeur des 4. Freikorps, durch die den Freischaren vor dem Feinde gegebene militärische Erziehung die Auflösung der Freikorps verhinderte. Bald bewiesen sie im Gefecht bei Altenhof, in der Schlacht bei Schleswig und dem Gefecht bei Missunde, daß seine Thätigkeit nicht ihren Zweck verfehlt hatte. Bei Schleswig fand Premierlieutenant Waldmann den Heldentod, der einzige schleswig-holsteinische Offizier, der 1848 auf dem Felde der Ehre blieb. Auf die Kriegführung der Dänen blieb der am selbigen Tage von Aldosser unternommene kühne Streifzug nach Angeln nicht ohne Einfluß. Trotz diesen Erfolgen wollte der Prinzgeneral Friedrich von Noer nach der Schlacht bei Schleswig die Freikorps auflösen, und als man seine Andeutung, daß „jetzt die Aufgabe, für welche die Freiwilligen in Dienst genommen waren, gelöst sei und nunmehr jeder seinen Abschied erhalten könne," nicht verstehen wollte, dieselbe durch kleinliche Chikanen erzwingen. Als dies ihm endlich gelungen war, trat jedoch die provisorische Regierung unter dem Druck der öffentlichen Meinung mit v. d. Tann über die Reorganisation seines Korps in Verbindung, der dasselbe schnell wieder an den Feind brachte, den erfolgreichen Überfall bei Hoptrup (6./7. Juni) ausführte und am 11. Juni den Aldosserschen Parteigängertrupp als gesonderte Abteilung seinem Korps eingliederte. Die Mitteilungen über den Aufenthalt des Tannschen Korps in Apenrade stehen im strikten Widerspruch mit den Darstellungen Henricis; die Wahrheit liegt in der Mitte. Die schleswig-holsteinisch Gesinnten jubeln

ihrem Befreier zu; namentlich die dänisch Gesinnten empfinden die mit der Einquartierung und den Kriegszuständen verbundenen Unannehmlichkeiten, und dem Polizeimeister erscheinen die gewöhnlichen Reibereien zwischen Militär- und Civilbehörden in einem zu ungünstigen Lichte. Am 24. Juli wurde auch das Tannsche Korps aufgelöst, und v. d. Tann kehrte mit den sämtlichen bayrischen Offizieren in die Heimat zurück, wo er inzwischen zum Oberstlieutenant ernannt war. — Am 30. Juli 1848 forderte das Reichskriegsministerium die Mobilisierung und Absendung eines Königlich bayrischen Hilfskorps; die Sache kam jedoch nicht zur Ausführung. Erst als die Friedensverhandlungen, welche in London geführt wurden, aussichtslos erschienen, wurde die gleiche Forderung unterm 3. März 1849 gestellt. Von der bayrischen Division nahmen vier Bataillone und die Artillerie an dem Angriff auf die Düppeler Schanzen am 13. April teil, die unbesetzt gefunden und somit leicht genommen wurden. Eine scharfe Kritik wird hier an den Dispositionen des Oberkommandierenden von Prittwitz geübt, der zur Ausführung des Angriffs nur vier Bataillone und die Artillerie (diese aber nur zur Mitverwendung für den Fall der Festsetzung auf dem Düppeler Berge) bestimmte, dagegen die gesamte Avantgarde der Division zur Sicherung eines etwaigen Rückzuges der 4 Bataillone unter Waffen stellte, die übrigen Truppen der Division zwar in ihren Kantonnements, aber zum Ausrücken bereit hielt, somit zur Sicherung des etwa mißlungenen Unternehmens mehr Kräfte als zur Durchführung selbst aufbot. — Als festgestellt war, daß die Hauptmacht der dänischen Armee in Jütland zu suchen sei, rückte General v. Prittwitz mit dem Gros seiner Armee langsam dahin; ihm war es weniger darum zu thun, durch einen Hauptschlag die dänische Armee zu vernichten, als durch die dauernde Besetzung Jütlands Dänemark zum Nachgeben zu zwingen. Zutreffend sind die Schilderungen von dem müßigen Leben der Truppen, von den Fouragierungen, sodaß das jedesmalige Vorrücken der Armee mit Recht als „Quartierwechsel aus Verpflegungsrücksichten" bezeichnet wird. Der letzte „Quartierwechsel" gab — leider zu spät — die Gewißheit, daß die dänische Armee, welche nicht vernichtet werden sollte, entschlüpft sei und sich gegen ihren eigentlichen Feind — Bonin vor Fredericia — gewandt hatte. Trefflich ist (S. 80) die Kritik an den dänischen Motiven zum Überfall von Fredericia, die in einer richtigen Würdigung der preußischen Politik begründet waren. Preußen ließ eine Niederlage eines Teiles der unter preußischem Oberbefehl stehenden Armee ungerächt, weil dieser Teil nicht aus preußischen Truppen bestand. Dieselbe Auffassung bezeugt auch das Schreiben des bayrischen Kriegsministers vom 18. Juli an den Prinzen Eduard und die am 3. August demselben gegebene Weisung, „von Prittwitz fortan weder Befehle anzunehmen, noch Berichte an ihn zu erstatten, sondern den Rückmarsch der bayrischen Truppen selbständig zu leiten," der bereits am 7. Juli angetreten wurde. — Unter den bayrischen Offizieren, die nachher in schleswig-holsteinische Dienste traten, hat nur v. d. Tann eine bedeutende Stellung eingenommen; aber dieser „paßte nicht vollkommen" zum Generalstabschef. Dies mag er auch selbst eingesehen haben, und er vertauschte, so oft es ging, seinen Posten mit dem des Führers einer Angriffskolonne; so sehen wir ihn bei Idstedt und vor Friedrichstadt wiederholt in vorderster Linie.

Provst Aleth Hansens Erindringer om hans første Præstevirksomhed i Husby i Angel. Udgivne af **Holger Fr. Rørdam.** Kjøbenhavn: G. E. C. Gad, 1894. 67 S.; 8°. Kr. 1,00. — S.-A. a.: Kirkehistoriske Samlinger. — Diese Darstellung bildet den ersten Abschnitt eines unvollendet hinterlassenen Manuskripts über seine amtliche Thätigkeit in Husby (1850—1864). Hansen schildert in demselben seine Berufung, die Reise von Hjørring nach Husby und seine Bemühungen, sich in die neuen Verhältnisse hineinzuleben. In Randers kaufte er eine deutsche Bibel, um sich mit den deutschen Evangelien vertraut zu machen, da die Weihnachtsfeiertage vor der Thür standen. Nach dem Erlaß des Sprachreskripts, durch das abwechselnd deutscher und dänischer Gottesdienst angeordnet wurde, ließ er bei dem dänischen Gottesdienst deutsche Gesänge singen, da sich in den dänischen Gesängen regelmäßig Wörter fanden, die nicht als bekannt vorausgesetzt werden konnten. Daß unter diesen Umständen die dänische Predigt erst recht schwer verstanden werden mußte, ist dem Verfasser auch zum Bewußtsein gekommen, und der dänische Gottesdienst wurde ihm eine Quelle steten Kummers.

A. P. Lorenzen.

Neueintretenden Mitgliedern

werden sämtliche Hefte des laufenden Jahrgangs nachgeliefert. Anmeldungen zum Eintritt sind an den Schriftführer, Lehrer Barfod in Kiel, Ringstraße 84, zu richten. Der Beitrag — 2 M. und 5 Pfg. Bestellgeld — ist, wenn es noch nicht geschehen sein sollte, thunlichst bald an den Kassierer, Lehrer Th. Doormann in Kiel, Kirchhofsallee 86, einzusenden. Andernfalls wird dieser sich gezwungen sehen, den betreffenden Lesern die nächste Nummer unter Nachnahme zuzusenden. Beschwerden über Unregelmäßigkeiten in der Zusendung gehen am besten an den Expedienten, Küster Rohwer in Kiel, Waisenhofstraße 43a.

Pferdeköpfe und anderer Zierat an den Giebeln der Landbauten.

Herr Amtsrichter Dr. jur. Devens in Düsseldorf, Cavalleriestraße 17c, bittet um Wiederholung seiner im 3. Jahrgang der „Heimat“ (1893) S. 23 abgedruckten Anfrage hinsichtlich der Pferdeköpfe und anderen Zierats an den Giebeln der Landbauten. Er wünscht zu erfahren:

1. wie die Pferdeköpfe aussehen, ob sie von einander abgewandt sind oder sich gegenseitig anschauen;
2. ob sie nur auf Strohdächern vorkommen;
3. wie weit sie sich in die Nachbarschaft erstrecken;
4. welche anderweitige Giebelzier (Säule, Hahn, Urne usw.) sich etwa vorfindet und wie die verschiedenen Giebelkrönungen gedeutet sind. Von einer Urne wird eine Skizze erbeten.

Herr Dr. Devens wird die Antworten für sein Prachtwerk: „Das deutsche Roß in der Geschichte, in Sitte, Sang und Sage“ (mit 200 Bildern vom Schlachtenmaler Theodor Rocholl, im Verlage von Hermann Michels in Düsseldorf) verwenden. Da die Angelegenheit auch zum Arbeitsgebiet unserer „Heimat“ gehört, läßt sich hoffen, daß auch diese von der Beantwortung der Anfrage Nutzen ziehen wird.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

381. Aßmus, Bankier, Wesselburen.
382. Bornholdt, Lehrer, Schmalstede pr. Bordesholm.
383. Cords, Herm., Altona, Othmarschen, Elbchaussee.
384. Delfs, Bernh., Lehrer, Schleswig, Alleestraße 10.
385. Devens, F. C., Dr. jur., Amtsrichter a. D., Düsseldorf, Cavalleriestraße 17c.
386. Duus, Seminarist, Hadersleben.
387. Fette, F., Kaufmann, Kiel, Klinke 26.
388. Goos, Seminarist, Segeberg.
389. Hansen, Lehrer, Schleswig, Bahnhofsstraße 2.
390. Hipp, Friedr., Apotheker, Norburg auf Alsen.
391. Jessen, Organist, Rabenkirchen in Angeln.
392. Kasch, H. C. F., Rentner und Landtagsabgeordneter, Plön.
393. Klindt, Peter, Hufner, Laboe.
394. Lammers, Seminarist, Segeberg.
395. Langbehn, Joh., Buchhalter, Kiel, Papenkamp 3.
396. Lassen, Seminarist, Hadersleben.
397. Levi, Dr., Referendar, Segeberg.
398. Lorenzen, H., Lehrer, Eiderstede pr. Bordesholm.
399. Mohr, Landesrat, Kiel, Lorentzendamm 23.
400. Möhring, Königlicher Amtsanwalt, Wesselburen.
401. Möller, Amtsgerichts-Sekretär, Wesselburen.
402. Pinn, H. J., Bonbonfabrikant, Kiel, Klinke 26.
403. Rix, Lehrer, Molfsee pr. Voorde.
404. Schippmann, Seminarist, Segeberg.
405. Siems, Fritz, stud. theol., Altona, Othmarschen, Schulhaus.
406. v. Wasmer, Dr. med., Kiel, Gasstr. 4.
407. Wichert, Kaufmann, Wesselburen.
408. Wieding, Dr., Oberlehrer, Flensburg, Waitzstraße 10.

Unsere an dieser Stelle im Oktober-Hefte an die geehrten Mitglieder ausgesprochene Bitte, unserem Verein nach Kräften neue Freunde zuzuführen, ist nicht ohne Erfolg geblieben. Den treuen Werbern zollen wir unsern Dank. Wir wiederholen unsere Bitte, damit der „Heimat“ ein möglichst großer Leserkreis erschlossen werde. Die Zahl 2000 ist nunmehr überschritten. 2300 Exemplare sind von jeder Nummer dieses Jahrganges gedruckt worden. Möchte es am Schlusse dieses Jahres heißen, daß alle Nummern infolge der großen Nachfrage vergriffen seien! Dann schaffen wir im folgenden Jahre weiter Rat.

Kiel, am 10. Oktober 1897. J. A.: **Der Schriftführer:**
H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86 II.

Eingegangene Bücher.

Mestorf, J., Einundvierzigster Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel. Kiel 1897.

Tauschverkehr

ist eingeleitet worden mit den „Vaterstädtischen Blättern“ (Unterhaltungsblatt der „Lübeckischen Anzeigen“) und dem „Bukowiner Boten“ (Zeitschrift des Vereines der christlichen Deutschen in der Bukowina).

Anzeigen.

Gloy, Dr. Arthur, Der Gang der Germanisation in Ost-Holstein.
Mit einer Übersichtskarte über die ehemaligen Slavendörfer und 12 Dorfplänen. Kiel, 1894. 42 (u. 2) S. 8°.

Vorstehende Abhandlung ist im 4. Jahrgange (1894) der „Heimat" und gleichzeitig als Separatabdruck in Form einer Broschüre erschienen. Der Verfasser, dem noch reichlich 100 Exemplare zur Verfügung stehen, ist bereit, die Broschüre an später eingetretene Mitglieder unseres Vereins abzugeben. Gegen vorherige Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken an den Schriftführer, Lehrer **H. Barfod,** Kiel, Ringstr. 86 wird die Broschüre den Bestellern mit dem Monatsheft der „Heimat" kostenfrei zugesandt.



Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.

Küster Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 43 a,
neben der Jakobi-Kirche.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. №12. Dezember 1897.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats in Heften von 1—1½ Bogen. Den Mitgliedern des Vereins, die als solche einen Jahresbeitrag von 2 Mark bezahlen, wird sie kostenfrei zugesandt. — Für Nichtmitglieder kostet die Zeitschrift durch den Buchhandel jährlich 3 Mark, jedes Heft 40 Pfennige.
Schriftleiter: Heinr. Lund, Rektor in Kiel, Düppelstraße 72.

Inhalt:

An die Leser.

Mit dieser Nummer schließt der Jahrgang. Ich kann das Heft nicht hinausziehen lassen, ohne den Mitarbeitern für ihre treue Teilnahme und den Lesern für ihre freundliche Nachsicht meinen Dank auszusprechen. Ohne Zweifel sind im verflossenen Jahre mancherlei Mißgriffe nicht ausgeblieben; ich hoffe aber, daß die Erfahrungen dieser Jahresarbeit der künftigen Ausgestaltung unserer Zeitschrift zugute kommen werden. Ich bitte alle, denen das Gedeihen unseres Vereinsblattes am Herzen liegt, mich auch ferner mit Rat und That, wie durch Werbung neuer Freunde unterstützen zu wollen, damit die „Heimat" immermehr ein überall gern gesehener Hausfreund und ein wahres Volksbuch werde.

Von den Arbeiten, die für die erste Nummer des neuen Jahrgangs bestimmt sind, nenne ich folgende:

Aus alten und ältesten Zeiten (Fortsetzung und Schluß). Von Fräul. J. Mestorf, Direktor des Schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer in Kiel. (Mit Bildern.)
Über das Danewerk. Von Dr. W. Splieth in Kiel.
Die Schlacht bei Hemmingstedt. Von Adolf Bartels in Weimar. (Untersuchung über die Lage des Schlachtfeldes. — Mit Kartenskizze.)
Altdithmarsische Befestigungen. Von Goos in Meldorf.
Melchior Hoffmanns Aufenthalt in Schleswig-Holstein. Von F. Konstmann in Flensburg.
Das tägliche Leben in einem sächsischen Dorfe vor 60 Jahren. Von J. J. Callsen in Flensburg.
Die Zeit der provisorischen Regierung. Von v. Osten in Ütersen.
Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners. a. Aus der Schlacht bei Idstedt. b. Aus der Gefangenschaft. Von H. Schümann, Direktor der Sparkasse in Kaltenkirchen.
Gesamtcharakter der Marschen. Von Direktor Prof. Dr. Dethleffen in Glückstadt.
Über den Marschmergel. Von demselben.
Die Mistel. Von H. Barfod in Kiel. (Mit Bildern.)
Die Entstehung der Dörfer und die landwirtschaftlich-geschichtlichen Verhältnisse im südwestlichen Schleswig. Von M. Voß in Husum.
Der Meggerkoog. Von J. Grewe in Schleswig. (Mit Kartenskizze.)
Die Eckernförder Fischerei. Von F. Lorentzen in Kiel. (Mit mehreren, eigens für die „Heimat" hergestellten Bildern.)
Die Schlei. Von J. J. Callsen in Flensburg. (Mit Bildern.)
Die Fischereiverhältnisse in der Schlei. Von Prof. Dr. Hensen in Kiel.
Anfang und Ende der Salzgewinnung in Schleswig-Holstein. Von Eckmann in Ellerbek, nach Ludwig Meyn.
Ein Blick in das Leben eines Stapelholmer Bauers zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Willers Jessen in Eckernförde.

Ein dunkles Blatt aus alter Zeit. Von Chr. Jensen in Övenum.
Die Ruine Glambek auf Fehmarn. Von J. Voß in Burg a. F. (Mit Bildern.)
Duburg. Von J. J. Callsen in Flensburg. (Mit Bildern.)
Stapelholmer Sagen. Gesammelt von H. Carstens in Dahrenwurth.

Außerdem stehen über folgende unserer heimischen Dichter Monographien in Aussicht:
J. H. Fehrs. Von Oberlehrer H. Krumm in Kiel.
Friedrich Hebbel. Von Adolf Bartels in Weimar. (Mit Bild.)
Wilhelm Jensen. Von W. Peper in Preetz. (Mit Bild.)
Detlef von Liliencron. Von Justizrat Timm Kröger in Kiel. (Mit Bild.)

Ich habe nur einzelne längere Artikel aus der reichen Fülle des vorliegenden Stoffes herausgegriffen; der Raum erlaubt es nicht, die Zahl der Titel zu vermehren. Doch mag noch hinzugefügt werden, daß Begonnenes weitergeführt werden soll, z. B. die Mitteilungen über unsere Jugend- und Volksspiele; ferner werden im neuen Jahrgang die durch sorgsame Forschung vervollständigten Sammlungen schleswig-holsteinischer Sprichwörter und Redensarten fortgeführt, sowie die früher schon angekündigten, von Herrn Suck in Oldesloe begonnenen Zusammenstellungen heimischer Kinder- und Volksreime neu aufgenommen werden. Beide Sammlungen sind u. a. durch Herrn Eschenburg in Holm, sowie durch den litterarischen Verein der Seminaristen in Eckernförde-Borby vorläufig abgeschlossen. Längere und kürzere Gedichte heimischer Dichter werden der „Heimat" zur besonderen Zierde gereichen, so z. B. ein für die „Heimat" geschriebenes Gedicht von Wilhelm Jensen in Freiburg: „Heimat"; auch hochdeutsche und plattdeutsche Erzählungen heimischer Dichter sollen, wenn auch naturgemäß in bescheidenem Umfange, berücksichtigt werden; so bringt z. B. der neue Jahrgang einen derartigen Beitrag von J. H. Fehrs: „Johanni-Storm." Endlich wird auch der Humor unter der Rubrik „Was sich das Volk erzählt" sein Recht erhalten. Die bereits im verflossenen Jahre beabsichtigten Übersichten über erwähnenswerte Ereignisse und Bestrebungen auf heimatlichem Gebiete werden im neuen Jahre ihre Stelle finden. Vor allem werden die großen Erinnerungen, welche das Jahr 1898 als erstes der Jubiläumsjahre unserer schleswig-holsteinischen Erhebung auffrischen wird, mit besonderer Teilnahme gepflegt werden. Im übrigen wird die „Heimat" ihr altes Gesicht behalten und alles weiter pflegen, was sie bisher in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen hat. Wenn die alten Freunde, Leser sowohl als Mitarbeiter, ihr treu bleiben, wenn neue hinzukommen, dann dürfen wir hoffen, daß die Mittel vorhanden sein werden, den Lesestoff äußerlich zu vermehren, innerlich immer mehr zu vertiefen. In dieser Hoffnung wird die „Heimat" ihren neuen Jahreslauf mit frischem Mut antreten. Heinr. Lund.

Bücherschau.

Dr. L. Meyn's schleswig-holsteinischer Haus-Kalender für 1898. (Preis 50 Pf.) Druck und Verlag von H. Lühr & Dircks, Garding. — Seit den Volksbüchern von K. L. Biernatzki dürfte in unserm Lande kein Buch wieder erschienen sein, was so sehr denselben an wirklich volkstümlichem Wert gleichkommt, wie der oben genannte Haus-Kalender, der mit dem Jahre 1898 seinen 30. Jahrgang zählt. Denn er versteht so sehr das Angenehme mit dem Nützlichen, das Unterhaltende mit dem Belehrenden, das Volkstümliche mit dem Bildenden zu verbinden, daß ein namhafter hannoverscher Pädagoge und Volksmann ihn mir gegenüber als einen Muster-Kalender Niedersachsens bezeichnete. Der Jahrgang 1898 ist außerdem ein Jubiläums-Jahrgang, nämlich zum 50. Gedenkjahr unserer Erhebung, und schon sein Äußeres verrät diese seine Eigenschaft, tritt er doch in einem mit unsern Landesfarben geschmückten Kleide auf. Aber nicht nur äußerlich beweist er, daß er mitfeiert; auch sein Inhalt ist in diesem Jahre ganz besonders patriotisch gestaltet. Wenn denn also die geehrten Leser der „Heimat," die ja alle zu den rechten Patrioten Schleswig-Holsteins zu zählen sind, sich für unser Jubiläumsjahr auch mit einem billigen und doch vorzüglichen Hausbuch, das demselben Gedanken, dem sie im kommenden Jahre alle besonders leben, voll Rechnung trägt, versehen wollen, so kann ich ihnen aus vollster Überzeugung kein besseres empfehlen, als L. Meyn's schleswig-holsteinischen Haus-Kalender. Möge er denn von allen Lesern der „Heimat" gekauft werden!

Itzehoe. E. Pörksen.

Um Zusendung der phänologischen Karten bittet

Professor Dr. Knuth.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

409. Amberg, H., Maler, Hamburg, Graumannsweg 20 b II.
410. Arp, Seminarist, Eckernförde.
411. Bergmann, Seminarist, Hadersleben.
412. Braasch, Peter, Maurermeister, Nienstedten.
413. Christensen, Seminarist, Hadersleben.
414. von Ehren, John, Kaufmann, Nienstedten.
415. Gipp, M., Kaufmann, Eckernförde.
416. Hansen, Seminarist, Hadersleben.
417. Heinrich, " "
418. Iben, Dr. med., Flensburg, Rotestraße.
419. Jensen, Seminarist, Hadersleben.
420. Kelting, J., Architekt, Siethwende.
421. Kröhnke, Dr., Assistent am chemischen Laboratorium der Universität zu Kiel.
422. Kröplien, Adolf, Maurermeister, Nienstedten.
423. Langbehn, Chr., Rentier, Eckernförde, Neue Wohnung.
424. Lange, Rud., Direktor der Wilhelmshalle, Hamburg-St. Pauli, Spielbudenplatz 3/7.
425. Leptien, Seminarist, Hadersleben.
426. Marten, J. L., Kaufmann, Flensburg, Waitzstr. 14.
427. Müller, Gust., Dr. jur., Bremen, Nordstr. 66.
428. Nielsen, Seminarist, Hadersleben.
429. Nörskau, " "
430. Petersen, " "
431. Runge, " "
432. Schlüter, " "
433. Schmidt, Herm., Ortsvorsteher, Altona-Othmarschen.
434. Sieberling, G., Gastwirt, Nienstedten.
435. Siert, Seminarist, Hadersleben.
436. Sonnenstuhl, Oberzahlmeister, Kiel, Lehmberg.
437. Thode, Seminarist, Hadersleben.
438. Thordsen, Bauinspektor, Flensburg.
439. Trede, Hofbesitzer, Embühren bei Todenbüttel.

Wir machen darauf aufmerksam, daß Austrittserklärungen nur bis Ende dieses Jahres Berücksichtigung finden. Unsere Satzungen enthalten im § 8 die Bestimmung: „Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen." — Es wird beabsichtigt, die Januar-Nummer 1898 in einer größeren Anzahl als Probenummer zu versenden. An unsere Mitglieder richten wir die Bitte, uns Namen und Adressen solcher Personen, bei denen Interesse für unsere Arbeit vorausgesetzt werden darf, dem Unterzeichneten aufzugeben. Ein Arbeitsjahr liegt wieder hinter uns. Hoffentlich hat dasselbe gezeigt, welche Bahnen die „Heimat" unter ihrer neuen Leitung beschritten hat. Wenn wir unseren Mitgliedern die Versicherung geben, daß die „Heimat" in demselben Sinne fortgeführt wird, so dürfen wir wohl auf die thatkräftigste Unterstützung in der Werbung neuer Mitglieder hoffen. Vor allem soll versucht werden, Ortsgruppen ins Leben zu rufen; die Leitung derselben bleibt den Einzelvereinen natürlich überlassen. Auf Fehmarn ist bereits ein Verein gegründet worden. Für Nienstedten bei Flottbek ist die Gründung eines Einzelvereins in Aussicht gestellt worden. Hoffentlich folgen andere Bezirke nach.

Kiel, am 17. November 1897. J. A.: **Der Schriftführer:**
H. Barfod, Lehrer, Ringstraße 86 II.

Mitteilung.

Eine eigenartige Lichterscheinung am Himmel. Am Sonntag, den 16. Oktober, gingen mein Bruder und ich abends auf dem Wege von Ohlsdorf nach Wellingsbüttel spazieren. Wir hatten sternenklaren Himmel und bewunderten die unzähligen Sterne und Sternbilder. Plötzlich, so um 7½ Uhr vielleicht, blieben wir beide wie gebannt stehen, und unserer beider Mund entschlüpfte ein lautes „Ah!" der Überraschung. Links von der Milchstraße zeigte sich ein langer, schmaler Lichtstreifen, welcher an Helligkeit schnell zunahm und eine große Leuchtkraft erhielt, die sich kurze Zeit hielt und dann langsam wieder abnahm. In 5 Minuten war alles vorüber. Das Licht war gelblich weiß, etwa wie Gasglühlicht, und das Ganze sah aus wie ein großes, leuchtendes Lineal, circa 15 cm breit und 3—5 m lang, aber gänzlich unbeweglich. Ich betone nochmals, daß die Lichterscheinung ungefähr **5** Minuten gut sichtbar war und nur eine Farbe zeigte, auch daß sie schnurgrade war, eben wie ein Lineal, und sich in horizontaler Lage befand, dem Aussehen nach nahezu über unseren Köpfen. Da ich sonst wenig von solchen Dingen verstehe, kann ich leider nicht den Winkel angeben, in dem die Erscheinung zur Erdoberfläche stand. — Obige Mitteilung habe ich sofort an die hiesige Seewarte geschickt mit der Bitte um gütige Belehrung. Ich erhielt auch sehr bald eine Antwort, dahin lautend, daß meine Wahrnehmung auf den Fall eines Meteors zurückzuführen sei; gleichzeitig waren zwei Nummern der „Kieler Zeitung" beigelegt, in welchen sich ähnliche Beschreibungen unter „Eingesandt" befanden. Es wurde mir empfohlen, meine Wahrnehmung an die „Heimat" in Kiel zu senden, was nicht ohne Wert sei, und was ich hiermit ausführe. A. Burchardi, Hamburg, Herderstr. 34.

Anzeigen.



Die Mitglieder, welche ihre Wohnung verändern, werden ersucht, solches der unterzeichneten Expedition rechtzeitig mitzuteilen.
Küster Rohwer,
Kiel, Waisenhofstraße 43a,
neben der Jakobi-Kirche.

Expedition: Küster Rohwer, Kiel, Waisenhofstraße 43a, neben der Jakobi-Kirche.

